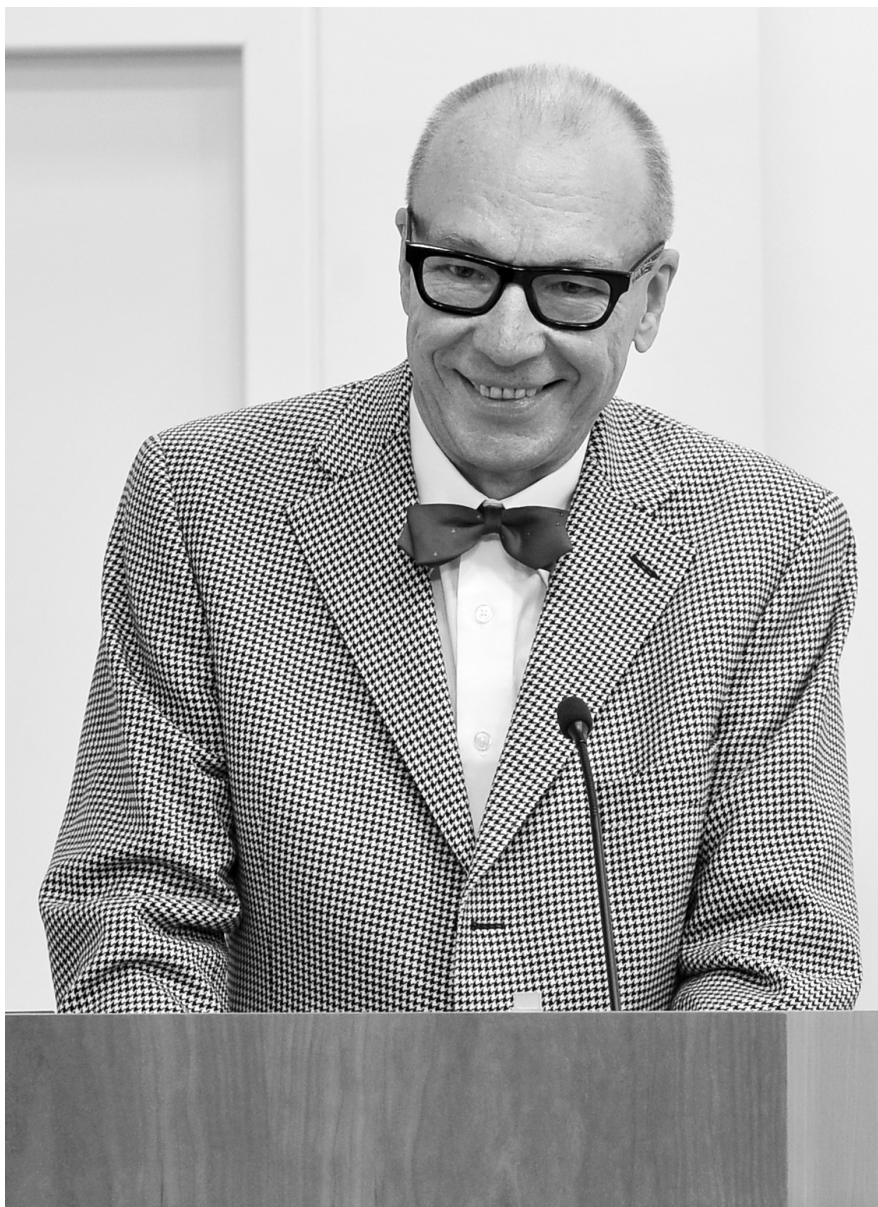


Bibliothek. Forschung für die Praxis



Konrad Umlauf bei der Dankesrede anlässlich der Verleihung der Karl-Preusker-Medaille am 30. Oktober 2015 im Jacob-und-Wilhelm-Grimm-Zentrum der Universitätsbibliothek der Humboldt-Universität zu Berlin © Foto K. Neuhauser.

Bibliothek. Forschung für die Praxis

Festschrift für Konrad Umlauf zum 65. Geburtstag

Herausgegeben von
Petra Hauke, Andrea Kaufmann und Vivien Petras

DE GRUYTER
SAUR

Diese Veröffentlichung ist das Ergebnis einer Lehrveranstaltung des Instituts für Bibliotheks- und Informationswissenschaft der Humboldt-Universität zu Berlin, angeboten unter dem Titel „Von der Idee zum Buch – Durchführung eines Publikationsprojektes einschließlich DTP“ im Wintersemester 2016/2017 unter der Leitung von Petra Hauke. Die im Folgenden genannten Studierenden haben daran teilgenommen:

Tomke Beyer, Patricia Bublick, Cliff Buschhart, Maja Chalhoub, Betty-Maria Dafis, Melanie Hamm, Ferdinand Hoppe, Daniel Jobs, Melli Koch, Boris König, Margret Kunze, Tanya Lackner, Leonard Mielke, Sarah Oettel, Heiko Rechenberger, Nico Saß, Maren Splettstößer, Julia Wacker, Deborah Wallers

Aus Gründen der besseren Lesbarkeit wird in den Texten in der Regel das generische Maskulinum dann verwendet, wenn kein biologisches Geschlecht gemeint ist (sexus) oder männliche, weibliche und andere Personen gleichermaßen gemeint sind (genus, grammatisches Geschlecht). Dies beruht nicht auf einer Diskriminierung des weiblichen Geschlechts oder anderer Geschlechter.

ISBN 978-3-11-051971-6

e-ISBN (PDF) 978-3-11-052233-4

e-ISBN (EPUB) 978-3-11-051993-8

Library of Congress Cataloging-in-Publication Data

A CIP catalog record for this book has been applied for at the Library of Congress.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2017 Walter de Gruyter GmbH, Berlin/Boston

Umschlagabbildung oben: Stadtbücherei Augsburg (Petra Hauke);

unten: Portal des Instituts für Bibliotheks- und Informationswissenschaft der Humboldt-Universität zu Berlin (Maria Friedrich, © HU Berlin).

Satz: Meta Systems Publishing & Printservices GmbH, Wustermark

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

☺ Gedruckt auf säurefreiem Papier

Printed in Germany

www.degruyter.com

Vorwort

Forschung für die Praxis – so könnte man das Leitthema nennen, das über dem beruflichen Werdegang Konrad Umlaufs steht. Seine umfangreiche Forschungstätigkeit, aber auch sein Engagement in zahlreichen Gremien dienten immer dazu, das Bibliothekswesen als solches ganz praktisch voranzubringen – verbunden mit einer intensiven Nachwuchsförderung.

1952 in Berlin geboren, studierte Konrad Umlauf Germanistik, Volkswirtschaftslehre, Wirtschaftspädagogik und Publizistik an der Freien Universität Berlin. 1981 legte er neben seiner Promotion zugleich das Examen zum Diplom-Bibliothekar ab. Er arbeitete zunächst an der Amerika-Gedenkbibliothek in Berlin, wurde dann Leiter der Stadtbibliothek Ludwigsburg, schließlich Direktor der Stadtbücherei Heilbronn. Konrad Umlauf lehrte von 1992 bis 2016 Bibliotheks- und Informationswissenschaft, zunächst an der Freien Universität Berlin, seit 1994 an der Humboldt-Universität zu Berlin. Sowohl auf Instituts- wie auf Fakultätsebene, aber auch außerhalb der Humboldt-Universität arbeitete er in zahlreichen Gremien mit oder stand diesen vor.

Konrad Umlauf hat sich vielfach und weitreichend in der Fachwelt engagiert. Seine Lehr- und Forschungstätigkeit sowie seine Expertise als Gutachter sind international gefragt. So lehrte und forschte er an der Schwedischen Wirtschaftshochschule Helsinki, Finnland, an der Hochschule der Medien in Stuttgart, an der Hochschule für Technik, Wirtschaft und Kultur in Leipzig, an den Fachhochschulen Potsdam und Burgenland (Eisenstadt, Österreich), an der Vilnius University in Litauen, schließlich in Österreich an der Donau-Universität Krems sowie den Universitäten Wien, Graz und Innsbruck. Zahlreiche Vorträge und Workshops führten ihn darüber hinaus quer durch Deutschland, aber auch nach Österreich und in die Schweiz, nach Italien, in die Tschechische Republik, nach Serbien, Slowenien, Bosnien-Herzegowina sowie nach Russland und China. Als Gutachter bzw. Referent war er für zahlreiche außeruniversitäre Institutionen sowie Bibliotheken im In- und Ausland tätig.

In 35 Jahren hat Konrad Umlauf 35 Monografien und Sammelbände teilweise mit anderen verfasst oder herausgegeben, mehr als 350 Aufsätze und Rezensionen publiziert und über 1500 Lexikonartikel erarbeitet. Er steht für zahlreiche Publikationen, die sowohl die Theorie als auch die Praxis der Bibliotheks- und Informationswissenschaft wesentlich beeinflusst haben. Um nur einige zu nennen: das „Lexikon der Bibliotheks- und Informationswissenschaft“ (2009–2014, herausgegeben zs. mit Stefan Gradmann), das Handbuch „Erfolgreiches Management von Bibliotheken und Informationseinrichtungen“ (2002–2015 herausgegeben zs. mit Hans-Christoph Hobohm, ab 2016 mit Cornelia Vonhof), das „Handbuch Methoden der Bibliotheks- und Informationswissenschaft“

(2013, herausgegeben zs. mit Simone Fühles-Ubach und Michael Seadle), und nicht zuletzt die „Berliner Handreichungen zur Bibliotheks- und Informationswissenschaft“, für die Konrad Umlauf von 2006 bis 2016 Herausgeber war.

Nicht zu vergessen seien auch die zahlreichen von Konrad Umlauf betreuten Promotionen und ca. 800 Abschlussarbeiten, insbesondere Masterarbeiten des von ihm immer stark unterstützten Weiterbildenden Masterstudiengangs Bibliotheks- und Informationswissenschaft im von ihm langjährig geleiteten Fernstudium an der Humboldt-Universität.

Die Würdigung der Bundesvorsitzenden des Deutschen Bibliotheksverbandes, Barbara Lison, das Grußwort des langjährigen Kollegen am Berliner Institut für Bibliothekswissenschaft (ab November 2005: Institut für Bibliotheks- und Informationswissenschaft) Prof. Engelbert Plassmann, schließlich die Laudatio anlässlich der Verleihung der Karl-Preusker-Medaille 2015, gehalten von Prof. Birgit Dankert, dürften die Wertschätzung deutlich machen, die Konrad Umlauf aufgrund seines außerordentlichen fachlichen Engagements entgegen gebracht wird.

So nimmt es nicht wunder, dass auf die an Schüler, Promovenden, Kollegen und wissenschaftliche Wegbegleiter – größtenteils selbst langjährig und international ausgewiesene Experten ihres Faches – erfolgten Einladungen zur Mitwirkung an einer Festschrift für Konrad Umlauf zu Ehren seines 65. Geburtstages eine überwältigende Resonanz erfolgte. Von ursprünglich mehr als 70 angebotenen wissenschaftlichen Beiträgen flossen schließlich 51 Aufsätze von 54 Autoren und Autorinnen in die Festschrift ein, die die Vielfalt der Forschungsgebiete Konrad Umlaufs widerspiegeln und zugleich den Praxisbezug deutlich machen.

Dem Themenspektrum Konrad Umlaufs folgend wird der Band eingeleitet von Beiträgen zu bibliotheks- und informationswissenschaftlichen „Forschungsmethoden“, dem sich mehrere Aufsätze zum Thema „Ethik“ anschließen. Einem Schwerpunktthema Umlaufs, „Öffentliche Bibliotheken“, sind weitere Beiträge gewidmet, gefolgt von Texten zum Thema „Öffentlichkeitsarbeit“. Besonders umfangreich und vielseitig stellt sich der Komplex „Bibliotheksmanagement“ dar, ebenso der davon gesondert ausgewiesene Komplex „Bestandsmanagement“. Zu den neuen Aufgaben und Aktionsfeldern, die Bibliotheken nicht nur in Deutschland aktuell zuwachsen, gehört das „Publikationswesen“ einschließlich Forschungsdatenmanagement. Trotz zahlreicher Ansätze, die Zukunft von Bibliotheken in Frage zu stellen, gewinnt die „Bibliothek als Ort“ zunehmend an Bedeutung, wie u. a. weltweit und auch in Deutschland spektakuläre Neubauten und die i. d. R. überwältigenden Besucherzahlen deutlich machen – und so ist ein Abschnitt auch zu diesem Thema nur folgerichtig. Wie bereits angedeutet, hat sich Konrad Umlauf sowohl in

Gremienarbeit als auch in unmittelbarer Nachwuchsförderung stets für den Berufsstand stark gemacht – so durfte auch ein Abschnitt über „Beruf und Tätigkeitsfelder“ nicht fehlen. Und auch wenn Konrad Umlauf nicht vordergründig „Historische Forschung“ betrieben hat, begleitete er doch gern und interessiert Promotionen und Masterarbeiten hierzu, sodass einige entsprechende Beiträge auch in der Festschrift ihren Platz finden sollten. Konrad Umlauf ist auch immer ein Querdenker gewesen, sodass einige Texte aufgenommen wurden, die pointierte – auch politische – „Positionen“ thematisieren und zur Diskussion stellen. Der „Anhang“ enthält u. a. eine Bibliografie der Publikationen des Jubilars – kein leichtes Unterfangen, wenn die Zusammenstellung inhaltlich vollständig und formal den Maßstäben einer korrekten Zitierweise genügen sollte.

Es war auch Konrad Umlauf, der im Jahr 2002 den Anstoß für die seither ohne Unterbrechung laufende Reihe von Projektseminaren unter dem Titel „Von der Idee zum Buch – Praktische Durchführung eines Publikationsprojektes einschließlich DTP“¹ gab – eine Seminarreihe, in der Studierende der Bibliotheks- und Informationswissenschaft den Publikationsprozess eines wissenschaftlichen Sammelbandes aktiv begleiten und dabei Qualitätsmaßstäbe für Inhalte und Formen kennenlernen. So ist es nur folgerichtig, dass auch die vorliegende Festschrift als vierzehnter Band der Reihe das Ergebnis eines solchen Projektseminars im Wintersemester 2016/17 ist. Den beteiligten 19 Studierenden gilt ein besonderer Dank und Anerkennung für ihren teilweise äußerst engagierten Einsatz! Dank gilt auch den Beiträgern der Aufsätze für ihr Vertrauen und die gute Zusammenarbeit mit den Studierenden – die beide Seiten mitunter vor nicht geringe Herausforderungen stellte. An der Tabula Gratulatoria beteiligten sich 140 Gratulanten und halfen so, die Finanzierung des äußerst umfangreichen Sammelbandes zu stützen. Auch ihnen gilt der Dank der Herausgeberinnen, ebenso wie – last but not least – dem Verlag De Gruyter Saur – hier insbesondere Claudia Heyer – für den es ebenfalls eine besondere Herausforderung darstellte, dieses „Mammutprojekt“ zu realisieren.

Diese Festschrift will mehr sein – mehr als eine Würdigung einer herausragenden Persönlichkeit der Bibliotheks- und Informationswissenschaft. Die Herausgeberinnen – selbst einstmals „Schülerinnen“, dann Kolleginnen Konrad Umlaufs – wollen dem Ansatz des Jubilars, Forschung nicht um ihrer selbst willen zu betreiben, sondern ihre Ergebnisse als angewandte Forschung der praktischen Bibliotheksarbeit vor Ort zugutekommen zu lassen, mit diesem Band folgen. Und so wendet sich das Buch an Fachwissenschaftler ebenso wie an Studierende der Bibliotheks- und Informationswissenschaft und an Biblio-

1 <https://www.ibi.hu-berlin.de/de/studium/studprojekte/buchidee>

thekepraktiker, die an den aktuellen Entwicklungen im Bibliothekswesen sowie in der bibliotheks- und informationswissenschaftlichen Forschung und ihrer praktischen Umsetzung interessiert sind: Bibliothek. Forschung für die Praxis!

Berlin, im Juni 2017

Petra Hauke, Andrea Kaufmann und Vivien Petras

Inhalt

Vorwort — V

Laudationes

Barbara Lison

Konrad Umlauf – der Mann mit der Schleife und den vielen Facetten — 3

Engelbert Plassmann

Gruß und Dank — 7

Birgit Dankert

**Laudatio zur Verleihung der Karl-Preusker-Medaille 2015 an
Prof. Dr. Konrad Umlauf — 10**

Forschungsmethoden

Hans-Christoph Hobohm

Informationsforschung als Informationsverhaltensforschung

Zur Aktualität des Konzeptes von Horst Rittel und Werner Kunz und seine
Realisierung in Praxis und Ausbildung — 17

Elke Greifeneder und Kirsten Schlebbe

**Vom Nutzen wissenschaftlicher Studien für die bibliothekarische
Berufspraxis — 32**

Roswitha Poll

Statistik bei Museen und Bibliotheken

Ein Vergleich — 46

Heinz Bonfadelli

Bibliotheken in der Sicht der Lese-/Nutzerforschung — 55

Simone Fühles-Ubach

Kundenmonitoring in Bibliotheken — 67

Stefan Alker-Windbichler

Benutzerkommunikation

Überlegungen zu einer erweiterten Sicht auf die Kommunikation der
Bibliothek mit ihren Benutzern — **78**

Ethik

Gabriele Beger

Ethik in der Bibliotheksarbeit — 91

Hermann Rösch

Ethik und Bibliothek

Institutionenethik als Desiderat — **99**

Michael Seadle

Research integrity and libraries — 111

Öffentliche Bibliotheken

Andreas Mittrowann

Nutzerforschung

Die Allensbach-Studie „Die Zukunft der Bibliotheken“ – Optionen zum
Handeln — **123**

Frauke Schade

Das Leben der anderen

Chancen und Grenzen der Zielgruppensegmentierung mit Lebensstil- und
Milieutypologien — **138**

Markus Walz

Kulturelle Bildung als bibliothekarisches Aktionsfeld – oder nicht? — 157

Beate Hörning

Freiwilligenmanagement in Öffentlichen Bibliotheken

Das Beispiel USA — **165**

Öffentlichkeitsarbeit

Doreen Siegfried und Klaus Tochtermann

Öffentlichkeitsarbeit für Wissenschaftliche Bibliotheken im digitalen Zeitalter — 179

Dagmar Jank

Bibliothekstourismus

Eine spezielle Form des Kulturtourismus — 191

Annelen Ottermann

Was sich rechnet, weil es sich auszahlt

Das Beispiel des Mainzer Buchpatenprojekts — 201

Bibliotheksmanagement

Cornelia Vonhof

Bürgerbeteiligung in Bibliotheken

Eine neue Form der Kundenorientierung? — 219

Susan Einax

Strategisches Management in Bibliotheken

Von der Vision zur Realisierung — 239

Arvid Deppe

Nachhaltiges Projektmanagement in Bibliotheken

Erfahrungssicherung durch Debriefing — 252

Ulrich Naumann

Kosten- und Leistungsrechnung

Ein Beitrag zu Betriebsentscheidungen in einer Bibliothek — 261

Milena Pfafferott

Sicherheit als Managementfaktor — 272

Stefan Wiederkehr

Universitätsbibliothek, Sammlungen und Archive unter einem Dach

Eine Herausforderung für das Management — 285

Martin Zangl

Zertifiziertes Qualitätsmanagement

Die Standards der Arbeitsgemeinschaft der Kunst- und
Museumsbibliotheken — **292**

Bruno Bauer

Qualitätsmanagement und Zertifizierung in der Praxis

Aufwand und Nutzen am Beispiel der Universitätsbibliothek der
Medizinischen Universität Wien — **304**

Bestandsmanagement

Reinhard Altenhöner

Aspekte des Bestandsaufbaus im digitalen Zeitalter

Eine Herausforderung für sammlungsorientierte Bibliotheken — **321**

Dirk Weisbrod

Der Begriff des Originals im digitalen Zeitalter

Können digitale Objekte „echt“ und „einmalig“ sein? — **338**

Sylvia Asmus

Digitalisierung von Archivalien

Oder: Brauchen wir das Original noch? — **349**

Alexandra Otten

Aussonderung in Bibliotheken — 360

Andrea Joosten

Objekt Künstlerbuch

Besondere Herausforderungen am Beispiel der Bibliothek der
Hamburger Kunsthalle — **368**

Claudia Lux

Öffentliche und Wissenschaftliche Bibliothek

Konvergenz am Beispiel der Nationalbibliothek von Katar — **378**

Publikationswesen

Peter Schirmbacher

**Dimensionen des Forschungsdatenmanagements im digitalen
Zeitalter — 389**

Birte Lindstädt

Forschungsdatenmanagement

Forschungsunterstützung durch Wissenschaftliche Bibliotheken am Beispiel einer lebenswissenschaftlichen Fachbibliothek — 406

Alice Keller

University presses und library publishing in den USA

Ein Vergleich — 417

Philipp Mayr and Christoph Lange

The Opening Scholarly Communication in Social Sciences project OSCOSS — 433

Martin Nissen

Plagiaterkennung und Plagiatvermeidung

Ein Aktionsfeld für Wissenschaftliche Bibliotheken — 445

Bibliothek als Ort

Wolfgang G. Stock

„Renaissance bibliothekarischer Räume“

Herausforderungen an Bibliotheken in der Wissensgesellschaft — 459

Richard Stang

Bildungs- und Kulturzentren als Optionsraum für Lebenslanges Lernen

Bibliotheken in veränderten Institutionskontexten — 471

Jens Ilg

Lernraum Hochschulbibliothek als Managementaufgabe — 479

Eric W. Steinhauer

Bibliotheken und Büchereien in den Justizvollzugsgesetzen

Eine Bestandsaufnahme — 503

Beruf und Tätigkeitsfelder

Ursula Georgy

Identifikation und Analyse von Trendthemen

Strukturierung und Implementierung zukunftsorientierter Tätigkeitsfelder — 519

Achim Oßwald

Bologna macht's möglich: Neue Karrierewege für Bibliothekarinnen und Bibliothekare — 531

Gudrun Marci-Boehncke

Vom Buchliebhaber zum Bildungscoach

Zur didaktischen Zielperspektive Öffentlicher Bibliotheken heute — **540**

Jonas Fansa

Wer macht die Bibliothek von morgen? — 548

Historische Forschung

Georg Ruppelt

Theoria cum praxi

Erinnerungen an den Bibliothekar und Wissenschaftler

Paul Raabe (1927–2013) — **563**

Juliane Deinert

Dr. Josef Becker – Eine bibliothekarische Karriere im Dritten Reich — 571

Annette Pozzo

Bücherauktionen im 18. Jahrhundert

Ihre Funktion beim Aufbau und bei der Erweiterung öffentlicher und gelehrter Bibliotheken — **579**

Carsten Kottmann

Die Bibliothek des herzoglich württembergischen Naturalienkabinetts in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts — 589

Elmar Mittler

Radikaler Wandel?

Ein Blick in die Bibliotheksentwicklung der letzten 60 Jahre — **604**

Positionen

Boryano Rickum

Politikbibliothekarische Arbeit

Ein Essay zur politischen Aufgabe Öffentlicher Bibliotheken gegen eine wachsende rechte Minderheit in Deutschland — **625**

Andreas Degkwitz

Generischer Nutzerservice oder kundennaher Mehrwertdienst?

Eine Infragestellung — **633**

Wulf-D. von Lucius

Open Access und die Folgen — 639

Anhang

Bibliografie Konrad Umlauf — 653

Abkürzungen — 691

Tabula gratulatoria — 697

Autorinnen & Autoren — 701

Register — 707

Laudationes

Barbara Lison

Bundvorsitzende des Deutschen Bibliotheksverbandes

Konrad Umlauf – der Mann mit der Schleife und den vielen Facetten

Hat jemand Konrad Umlauf schon einmal mit einer Krawatte gesehen? Das kann ich mir nicht vorstellen! Konrad Umlauf trägt „Schleife“ – vulgo: „Fliege“. Damit gehört er zu einer Minderheit von Männern, die in ganz besonderer Weise Wert legen „auf Individualität und Stil, auf Klasse statt Masse“ (wie bei www.gentlemen-blog.de nachzulesen ist). Und dort ist auch das Zitat eines „Schleifenträgers“ zu finden, dessen Grundaussage ich sehr passend für Konrad Umlauf finde: „Seit ich eine Fliege trage, erinnern sich die Leute an mich, treten mir offen und freundlich gegenüber und sagen, dass ich Optimismus ausstrahle.“

Nun trifft dies alles auf Konrad Umlauf zu – es liegt aber bei ihm nicht nur an dem immer noch eher außergewöhnlichen Herren-Accessoire, vielmehr besteht seine besondere Wirkung in seiner außergewöhnlichen Persönlichkeit, die jede(n), der oder die ihn kennenlernt, sofort in vielfältiger Weise beeindruckt. Natürlich wissen wir alle, dass Konrad Umlauf „zu den herausragendsten Bibliotheksfachleuten in Deutschland zählt“, wie die Jury für die Karl-Preusker-Medaille kurz und prägnant formuliert hat – und was unbedingt zu ergänzen wäre: „Konrad Umlauf gehört zu den herausragendsten Bibliotheksfachleuten in Europa!“

Warum dies so ist, möchte ich mit meinen folgenden Ausführungen darlegen und begründen und Konrad Umlauf in seinen wichtigsten professionellen Facetten beschreiben.

Der Innovator

Konrad Umlauf liebt ganz offensichtlich Bewegung – geistige Bewegung, fachliche Bewegung und professionelle Bewegung. Diese Arten der Bewegung sind wesentliche Grundlagen für Innovation – und das ist etwas, was sich Konrad Umlauf zum beruflichen Lebensziel gemacht hat. Schon seine vierte Veröffentlichung im Jahre 1983 – also vor rund 34 Jahren! – zeigt diese Tendenz deutlich: „Organisationsmodelle für die neue Bibliothek“ – ein Beitrag in einem Sammelband der Freien Universität zur „Qualifikationsveränderung und Weiterbildung“ für Diplom-Bibliothekare [sic!], befasste sich mit Innovationsideen bibliothekarischen Arbeitens. Und seitdem prägt ihn dieser Impetus, durch kri-

tische Fragen und provokante Ideen die Arbeit und die Dienstleistungen von Bibliotheken zu verbessern, Effektivität und Effizienz zu steigern.

Der Reformer oder der Revoluzzer?

Der Weg vom Innovator zum Reformer ist eigentlich doch ein beträchtlicher. Im Gegensatz zu einem Innovator, der Neuerungen einführt beziehungsweise umfänglich nutzt, initiiert und betreibt ein Reformer die grundlegende Umgestaltung, sprich: Optimierung eines Bereiches, eines Handlungsfeldes oder gar einer ganzen Gesellschaft. In diesem Sinne will ich Konrad Umlauf natürlich als Reformer bezeichnen und gehe sogar so weit, die Behauptung aufzustellen, dass er auch Züge eines Revolutionärs hatte – und vielleicht immer noch hat?! Er liebt die Provokation, sie muss aber immer intelligent unterlegt sein und ein höheres Ziel haben.

Der Lehrer

Ich weiß nicht, wie viele Studierende Konrad Umlauf in all den Jahren als Hochschullehrer zu erfolgreichen Bibliothekarinnen und Bibliothekaren ausgebildet hat. Ich kann mir aber vorstellen, dass sich alle diejenigen, die einmal bei ihm studiert haben, an ihn und seine Lehrveranstaltungen mit einem ganz besonderen Gefühl erinnern werden – und dieses Gefühl heißt bei vielen sicherlich „kritischer Respekt“, bei anderen vielleicht „kritische Dankbarkeit“ oder auch „kritische Zugewandtheit“. Dass hier das Attribut „kritisch“ eine dominante Rolle hat, liegt nicht an einer negativ konnotierten Beziehung zu einem Lehrer, sondern daran, dass Konrad Umlauf als Lehrer immer viel von seinen Studierenden gefordert hat – ebenso, wie er sie dabei auch in beeindruckender Weise gefördert hat.

Der Bibliotheksmanager-Macher

Viele Kolleginnen und Kollegen, die nicht bei Konrad Umlauf studiert haben, konnten trotzdem von seinen innovatorischen Ideen profitieren, indem sie seine fast zahllosen Artikel zu vielen Fachthemen rezipierten, sich von seinen Vorträgen inspirieren ließen oder sich sogar in die von ihm initiierte und konzipierte, mehrteilige und praxisnah angelegte Fortbildung zum Bibliotheks-

management begaben. Wer sich mit Konrad Umlaufs Ideen zum modernen Bibliotheksmanagement auseinandergesetzt hat, konnte davon für seinen Berufsalltag, aber auch für sein persönliches berufliches Fortkommen profitieren. Denn Konrad Umlauf hat in nachvollziehbarer Weise Informationswissenschaft und Betriebswissenschaft mit der bibliothekarischen Praxis zu verbinden, ja, sogar zu vereinen gewusst und sein Wissen stets weitergegeben – ob als Praktiker oder als Hochschullehrer.

Der Forscher und Fachwissenschaftler

Im Schaffen von Konrad Umlauf vereinten sich Theorie und Praxis des Bibliothekswesens in einer sehr produktiven Weise. Diese Synthese bildete die Grundlage für seine zahlreichen Forschungsprojekte sowie eine Vielzahl bibliothekswissenschaftlicher Veröffentlichungen, darunter auch Standardwerke unseres Faches. Mit seinen vielseitigen und vor allem auch interdisziplinären Fragestellungen sowie Forschungsansätzen hat Konrad Umlauf seit langem Forschung und Lehre der Bibliotheks- und Informationswissenschaft in Deutschland entscheidend mitgeprägt. Zusätzlich engagierte er sich auch in verschiedenen Funktionen bei der Leitung des Instituts für Bibliotheks- und Informationswissenschaft der Humboldt-Universität zu Berlin.

Der Bibliothekspolitiker

Darüber hinaus war Konrad Umlauf über viele Jahre in verschiedenen bibliothekarischen Gremien fachlich sowie bibliotheks- und verbandspolitisch engagiert, insbesondere im Verein der Bibliothekare an Öffentlichen Bibliotheken (VBB), aufgegangen im Verein der Bibliothekare und Assistenten (vba), schließlich im daraus hervorgegangenen Berufsverband Information Bibliothek (BIB). Die Verbandspolitik konnte auf Konrad Umlauf als zuverlässigen Akteur für die Interessen der Beschäftigten in den Bibliotheken zählen. Er war immer ein hochgeschätzter Gesprächspartner in allen berufs- und fachpolitischen Themen.

Der Kommunikator

Neben seinen fachlichen und wissenschaftlichen Publikationen war Konrad Umlauf auch aktiv als Redakteur und Herausgeber der wichtigsten Fachzeit-

schriften unseres Berufes tätig: zehn Jahre für BuB – Forum Bibliothek und Information und zwölf Jahre für ABI-Technik. So sorgte er auch auf diese Weise für die Kommunikation innovativer Themen in die Berufsöffentlichkeit hinein und förderte die Diskussion darüber.

Der Ratgeber und Botschafter

Als Gutachter und Ratgeber hat Konrad Umlauf viele einzelne Bibliotheken, aber zum Teil auch ganze Bundesländer beraten. Er war beziehungsweise ist Mitglied in vielen Beiräten, Expertengruppen und Fachbeiräten. Im Zuge seiner internationalen Bedeutung hat er vor allem im Auftrag des Goethe-Instituts weltweit mit seinen Vorträgen und Seminaren die deutschen Bibliotheken repräsentiert und das Wissen über deren Arbeitsweisen und Erfolge in vielen Ländern fundiert verbreitet.

Zum Schluss

Mein erstes Zusammentreffen mit Konrad Umlauf ist jetzt ziemlich genau 30 Jahre her. In einem Hotel in Wiesbaden, wo ich mit meiner Teilnahme an der VBB-Tagung 1987 zum ersten Mal in meinem Berufsleben tiefer in die Welt der Öffentlichen Bibliotheken einsteigen wollte, setzte ich mich zu einem Herrn mit Fliege und Pepita-Jackett an den Frühstückstisch. Allein dieses vielleicht 45-minütige Gespräch bei Frühstücksei und Brötchen brachte mir einige Erkenntnisse über die damals aktuellsten Themen der Öffentlichen Bibliotheken näher. Mein Gesprächspartner war kein anderer als Konrad Umlauf – und wenn wir uns sehen, kommen wir immer wieder schmunzelnd auf dieses erste Zusammentreffen in Wiesbaden zu sprechen.

Seitdem habe ich sehr viel von Konrad Umlauf gelernt! Nicht alleine, dass ich seine Vorträge und Publikationen mit großem Interesse zur Kenntnis genommen habe und deren Inhalte immer in meinen Berufsalltag einbauen konnte. Nein, ich habe auch viel von ihm gelernt, wenn es um Haltung, Herausforderung, Entschlusskraft und konsequentes Streben nach Verbesserung ging.

Und ich habe auch von ihm gelernt, dass zu einer wirklichen Professionalität auf jeden Fall gehört, immer wieder Fragen zu stellen und auf Antworten zu beharren, aber auch, nie den Humor als Grundhaltung zu verlieren.

Ich hoffe, dass ich auch nach seiner Emeritierung noch immer weiter von ihm lernen kann.

Engelbert Plassmann

Gruß und Dank

Bibliothekswissenschaft soll der Praxis Impulse geben und Wissenstransfer leisten, soll anwendungsbezogen forschen und auch kritisch nach Voraussetzungen und Hintergründen fragen, Zusammenhänge aufzeigen und so über den status quo der Praxis hinausführen.

Dies schreibt Konrad Umlauf in dem Geleitwort, das er als Geschäftsführender Direktor des Instituts für Bibliothekswissenschaft der Humboldt-Universität zu Berlin im Jahre 2000 der eben begründeten Schriftenreihe *Berliner Arbeiten zur Bibliothekswissenschaft* vorangestellt hat.

Seit Jahrzehnten hat der Jubilar seine große geistige und organisatorische Kraft in Praxis und Theorie den Bibliotheken zugewandt, das heißt, der stetigen Verbesserung ihrer Arbeitsweise, ihres Ansehens in der Öffentlichkeit und der optimalen Ausbildung des Nachwuchses. Birgit Dankert hat das Werk des Jubilars treffend gewürdigt.

Für die obige programmatische und knapp gefasste Beschreibung der anwendungsbezogenen Wissenschaft darf man dem Jubilar besonders dankbar sein. Einfach, klar und ohne Attitüde formuliert, zeigt sie die Frucht eines langen Berufslebens, in dem Person und Sache, praktische Arbeit und gedankliche Verarbeitung in Einklang miteinander stehen.

Das hat auch der Schreiber dieses Grußwortes bei der Zusammenarbeit mit Konrad Umlauf immer wieder erfahren, seit er von 1995 an dem Berliner Institut angehörte. Die Jahre nach der Zusammenlegung des Instituts für Bibliothekswissenschaft und Bibliothekerausbildung der Freien Universität Berlin aus dem Westteil der Stadt mit dem Institut für Bibliothekswissenschaft der Humboldt-Universität zu Berlin im Ostteil waren für die meisten Beteiligten eine schwierige Zeit, über die der weiteren bibliothekarischen Öffentlichkeit nicht viel bekannt ist. Es war eine Zeit, in welcher der erst kurz zuvor nach Berlin berufene Umlauf sich in besonderem Maß zu bewähren hatte und bewährt hat.

Aus zwei höchst heterogenen Einrichtungen, die in ihrer bisherigen Form keine Zukunftsaussichten hatten, war ein Institut zu bilden, das seinen Aufgaben im vereinigten Deutschland gerecht werden konnte. In Berlin (West) hatte sich ja eine bibliothekarische Studienstätte entwickelt, die in der alten Bundesrepublik keine Entsprechung hatte, eigentlich ein Unikum darstellte: mit Fachhochschulstudiengängen einschließlich einer Beamtenausbildung an einer Universität, die ihrerseits keine Gesamthochschule war, seinerzeit eine Hoch-

schulform mit Merkmalen zugleich von Universitäten und von Fachhochschulen; dazu ein universitärer Nebenfachstudiengang Bibliothekswissenschaft, für den, wenn es um Promotionen ging, die Professoren *dieses* Instituts keine Prüfungsberechtigung hatten. Auf der anderen Seite (der früheren Mauer) ein politisiertes Institut, von dem Umlauf einmal mit Recht geschrieben hat, dass es „[...] nach seinem [Horst Kunzes] Ausscheiden [1968] [...] durchschlagend unter die ideologischen Vorgaben der SED gestellt“ wurde.¹

Trotzdem war es für das neu strukturierte Institut eine erfolgreiche, keineswegs nur schwierige Zeit. In dem Beitrag zu den Bibliotheks- und Informationswissenschaften (im Plural!), der in der umfangreichen *Geschichte der Universität Unter den Linden 1810–2010* enthalten ist, wird diese Periode jedoch ausgeklammert.² Die Darstellung macht einen eigenartigen Sprung von der Vereinigung der beiden Institute im Jahre 1994 zur Berufung von Michael Seadle im Jahre 2006, obwohl genau diese Zeit durch die Wiederherstellung eines florierenden wissenschaftlichen Lebens gekennzeichnet ist und das Institut in ihr Zug um Zug sein heutiges Ansehen gewonnen hat. Da die beiden Autoren des genannten Beitrags zu diesem Abschnitt der Institutsgeschichte so gut wie nichts sagen, verschweigen sie auch den Namen von Konrad Umlauf. Umso mehr darf man sich darüber freuen, dass sich in der vorliegenden Festschrift ein Platz findet, an dem wenigstens in Kürze an das erinnert werden kann, was in der offiziellen Publikation der Humboldt-Universität hätte beschrieben werden müssen, dort aber fehlt:

- die Durchführung einer wachsenden Anzahl von Promotionsverfahren und die Begründung des Promovenden-Kollegs,
- die Neustrukturierung und erfolgreiche Weiterführung des aus der DDR überkommenen Fernstudiums und die damit in Zusammenhang stehende Kooperation mit der Universität Koblenz-Landau,
- die Einladung zu öffentlichen Vorlesungen von allgemeinerem Interesse,
- die Einführung und erfolgreiche Weiterführung des *Berliner Bibliothekswissenschaftlichen Kolloquiums*,
- das Erscheinen größerer Monografien von Institutsangehörigen,
- die Begründung der Schriftenreihe *Berliner Arbeiten zur Bibliothekswissenschaft* (später: *Berliner Arbeiten zur Bibliotheks- und Informationswissenschaft*),

¹ Bibliothekswissenschaft in Berlin/mit Beitr. von Horst Kunze Wiesbaden: Harrassowitz 2000, S. 8.

² Vgl. Von der Handschrift zur digitalen Publikation: Die Bibliotheks- und Informationswissenschaften in Berlin/Steffen Rückl und Peter Zahn. In: *Geschichte der Universität Unter den Linden 1810–2010: Praxis ihrer Disziplinen*/hrsg. von Heinz-Elmar Tenorth. Berlin: Akad.-Verl. 2010, S. 277–293.

- die Durchführung zahlreicher Exkursionen mit Studenten des Instituts und – damit verbunden – die Anknüpfung von Kontakten mit auswärtigen und ausländischen Bibliotheken.

An allen hier genannten Aktivitäten zur erkennbaren Re-Akademisierung der Berliner Bibliothekswissenschaft in den Jahren nach der Vereinigung der beiden Institute war der Jubilar in unterschiedlicher Weise und maßgeblich beteiligt, sei es als Doktorvater oder Zweit-Gutachter, sei es als Autor, Herausgeber oder Anreger von Veröffentlichungen, sei es als einladender und moderierender Institutsdirektor u. a. m.

An den internen Auseinandersetzungen, zu denen es nach der Vereinigung der beiden Institute gekommen war, hat Umlauf sich nicht beteiligt; die Spannungen behinderten lange die Arbeit und waren für das Ansehen des Instituts in der Universität abträglich. Stets an der Sache orientiert, hat Umlauf unverdrossen seine Aufgaben in Forschung und Lehre erfüllt, sich darüber hinaus mit Einsatzfreude den oben genannten Aktivitäten verschrieben.

Unvergessen ist seine kreative und anspornende Mitarbeit in dem damals neuen Promovenden-Kolleg, unvergessen auch seine nüchterne, gleichwohl die Teilnehmer ansprechende Moderation öffentlicher Veranstaltungen des Instituts. – Ganz zu schweigen von der eigenen wissenschaftlichen Arbeit, die Umlauf auch in jenen schwierigen Jahren beharrlich fortsetzte. Diese Arbeit hat ihren Niederschlag in der Personalbibliografie gefunden, die nicht nur durch unzählige Veröffentlichungen beeindruckt, sondern auch durch die Weite des Themenkreises, den der Jubilar bearbeitet hat.

Lieber Herr Umlauf, ich grüße Sie zu Ihrem Geburtstag und danke Ihnen für die im besten Sinn des Wortes kollegiale Zusammenarbeit in den gemeinsamen Jahren an der Humboldt-Universität.

Birgit Dankert

Laudatio zur

Verleihung der Karl-Preusker-Medaille 2015 an Prof. Dr. Konrad Umlauf

Berlin, Jacob-und-Wilhelm-Grimm-Zentrum der Humboldt-Universität zu Berlin

Guten Tag lieber Herr Umlauf, meine Damen und Herren,

es ist mir eine große Freude, die Verleihung der Karl-Preusker-Medaille 2015 des Dachverbandes „Bibliothek und Information Deutschland“ an Konrad Umlauf mitzuerleben – eine Freude, die mindestens vier Facetten besitzt.

Zum ersten darf ich Gutes über Konrad Umlauf sagen. Es bietet sich auch die Gelegenheit, über Ziel und Wert der Karl-Preusker-Medaille zu sprechen. Konrad Umlauf und die Preusker-Medaille führen zu einem Thema, mit dem man im Grimm-Zentrum an genau der richtigen Stelle ist, nämlich dem Quantifizieren und der Evaluierbarkeit bibliothekarischer Qualität und Leistung. Und das alles erlaubt, eine bibliothekarische Biografie in Augenschein zu nehmen: eine Biografie, die ernste Mutter von leichtlebigeren Töchtern, den bibliothekarischen Karrieren.

Konrad Umlauf ist Berliner. Es gab ein Jahrzehnt (1983–1992), in dem wir uns das nicht haben vorstellen können. Aber: Er ist 1952 in Berlin geboren, hat an der Freien Universität (FU) studiert und zunächst mit dem Magister Artium abgeschlossen, um danach in einer Berliner Stadtteilbücherei zu arbeiten, für ein Jahr als Lektor des Akademischen Austauschdienstes nach Helsinki zu gehen und nach seiner Rückkehr nach Berlin die Ausbildung zum Diplom-Bibliothekar zu absolvieren. Gleichzeitig promovierte er über das Thema „Exil, Terror, Illegalität. Die ästhetische Verarbeitung politischer Erfahrungen im Exil bei Ödon von Horvath, Jan Petersen, Bruno Frank und Alfred Neumann“.

Für zwei Jahre arbeitete Konrad Umlauf an der Amerika-Gedenkbibliothek. Das alles spielte sich zwischen 1972 und 1983, also zwischen dem Zeitpunkt des Viermächteabkommens und des Grundlagenvertrages beider deutscher Staaten und dem Jahr der Zustimmung des Bundestages zum Nato-Doppelbeschluss und des Milliardenkredits von Franz Josef Strauß an die DDR ab. Konrad Umlaufs Weg bibliothekarischer Qualifizierung war ebenso ungewöhnlich wie zielstrebig. Er bezog das Universitäts-Studium und die Ausbildung für die Arbeit in einer Öffentlichen Bibliothek aufeinander – eine Kombination,

eine Qualifikation, die zu Resultaten führen sollte, für die er heute eine Medaille verliehen bekommt.

Dann folgte 1983 bis 1992 Umlaufs „Schwäbisches Jahrzehnt“, das man programmatisch, nicht nur geografisch oder gar idiomatisch deuten darf. Baden-Württemberg wurde seinerzeit das Experimentierfeld avantgardistischer Bibliotheksarbeit in Öffentlichen Büchereien wohlhabender Kommunen. Konrad Umlauf wirkte als Leiter der Stadtbibliothek Ludwigsburg 1983 bis 1989 und als Direktor der Stadtbücherei Heilbronn 1989 bis 1992 wirkungsvoll daran mit. Wer ihn damals erlebt hat, behält ihn in dieser Rolle sehr intensiv in Erinnerung. Sie wird nicht verdrängt, sondern ergänzt von der Erscheinung des erfolgreichen Bibliothekswissenschaftlers, Hochschullehrers und Fachautors, der er spätestens seit seiner Berufung 1992 zum Universitätsprofessor an der FU wurde.

Woran liegt es, dass die Erinnerung erhalten bleibt? Es liegt auch daran, dass „die bibliothekarische Praxis“ – längst nicht immer im harmonischen Bunde mit Forschung und Wissenschaft – ihn bis heute als Fachmann, als Experten, als hilfreich akzeptiert. Er hatte in Ludwigsburg und Heilbronn ausprobiert, was er als zielführendes Handeln propagierte, mit internationalen Erfahrungswerten unterfütterte und mit theoretischen Überlegungen wie kulturpolitischer Programmatik verband: die Öffentliche Bibliothek als Instrument des mündigen Bürgers, das Bestandsmanagement als qualitätsvolle Antwort auf Benutzerwunsch und Medienangebot; die Evaluierbarkeit bibliothekarischer Qualität und Leistung im Zusammenspiel von Angebot, Nachfrage und Zielsetzung der Einrichtung Bibliothek.

Konrad Umlauf gehört „noch“ – oder sollte ich besser sagen „schon wieder“ – einer bibliothekarischen Generation an, die ihre Überlegungen aus dem Fundus exzellenter Medienkenntnis speist: Konrad Umlauf liest viel – und offensichtlich das Richtige. Vielleicht liegt es daran, dass er das Publizieren, die Aufklärung, die nachlesbare Lehre zum Vehikel seiner Mission zur Verbesserung bibliothekarischer Arbeit machte. Versucht man seine ca. 400 Veröffentlichungen zwischen 1981 und 2015 zu strukturieren, so findet sich dort vom Tagungsbericht zu Grundsatzpapieren, von essayistischen Visionen zu Standardwerken, vom Zeitungsartikel über Lehrmaterial zu Datenbanken so ziemlich alles, was der Homo Legens an Veröffentlichungstypen entwickelt hat. Erwähnt seien hier nur die seit 2002 erscheinende kontinuierlich aktualisierte, digital und als Loseblatt-Sammlung verfügbare Handreichung „Erfolgreiches Management von Bibliotheken und Informationseinrichtungen“ (zusammen mit Hans-Christoph Hobohm) und das von ihm zusammen mit Stefan Gradmann 2009–2014 herausgegebene „Lexikon der Bibliotheks- und Informationswissenschaft“.

Konrad Umlauf nimmt berufspolitische Ämter wahr, konzipiert und realisiert bibliothekarische Projekte, leistet Gremienarbeit innerhalb und außerhalb der Humboldt-Universität. Dazu gehört auch die ab 1996 geplante und realisierte Verschmelzung zwischen den bibliothekswissenschaftlichen Instituten beider Berliner Universitäten, die nun als Teil der Humboldt-Universität arbeitet. In Berlin auf Hochschulniveau Bibliothekare auszubilden, war sowohl im Bildungsföderalismus der alten Bundesrepublik als auch im Zuge der Neuordnungen im wieder vereinten Berlin wie später in der Folge des Bologna-Prozesses und des Kampfes um die Anerkennung von Exzellenzen kein leichter Job. Umlauf übt ihn nun seit 23 Jahren aus. Er hat Übernahmen aus der DDR-Zeit, wie das Fernstudium, zu seiner Sache gemacht, den neuen Anforderungen angepasst und unversehens sind sie zu einem Markenzeichen der Berliner Ausbildung geworden.

In Deutschland kann man ausschließlich an Umlaufs Fakultät im Fach Bibliotheks- und Informationswissenschaft promovieren. Ungefähr 18 Dissertationen hat Konrad Umlauf als Doktorvater betreut, einige der Autoren haben später die wissenschaftliche Laufbahn eingeschlagen und lehren nun selber. Nicht wenige seiner Doktorandinnen und Doktoranden promovieren neben ihrer bibliothekarischen Arbeit, ein Prinzip, das Umlauf kennt, schätzt und zu nutzen weiß. Wer angesichts dieser Leistungen noch fragt, ob es eine Bibliothekswissenschaft gibt, ist selber schuld.

Konrad Umlauf erlebte in seiner bisherigen bibliothekarischen Biografie welt- und kulturpolitische Umbrüche, die auch zu bibliothekarischen Umbrüchen wurden: die Digitalisierung von Medien und Kultur, der Fall der Mauer und die Öffnung Osteuropas, der Einlass betriebswirtschaftlicher Parameter in nicht-kommerzielle Bereiche, die Globalisierung mit der Installation des weltweiten Informationsnetzes und zuletzt der aufkommende Zweifel an der von der Europäischen Aufklärung geschmiedeten Kausal-Kette: freie Meinungsäußerung – ungehinderter Zugang zum Wissen – Demokratie – Bibliotheken. All' diese Entwicklungen dachte Konrad Umlauf auf einer hohen Reflexionsstufe für die Bibliotheken, für ihre Benutzer und die dort Tätigen auf real vorhandene Arbeitsbereiche um.

Er war und ist für die Bibliothekare in der Praxis, für die Wissenschaft, seine Studenten und den bibliothekarischen Zukunftsdiskurs immer der verlässliche Pionier, der pragmatische Frontman. Als die PCs noch sehr groß und schwer waren, bewunderten wir seinen Spezialrucksack. Er kann E-Learning-Programme zum praxisgesättigten Erfolg führen und digitale Lehrbücher zum Leben erwecken. Als (west-)deutsche Bibliothekare von den Skandinaviern und den angelsächsischen Kollegen gelernt hatten, fing er an zu lehren. Als Osteuropa sich öffnete, glich er seine Power-Point-Präsentationen unerschrocken den zukünftigen Plänen der Kollegen im Baltikum, in Tschechien und in Russland an.

Auch hier passt die Lebensleistung Konrad Umlaufs zur Medaille und zum heutigen Ort des Geschehens. Denn die Preusker-Medaille ist ein Kind der Integration der deutsch-deutschen Bibliotheken, mit der die bibliothekarischen Fachverbände am 9. Dezember 1989 begannen. Die Deutsche Literaturkonferenz, deren bibliothekarisches Mitglied ich war, diente seinerzeit als eines der Scharniere, das Türen zu gemeinsamen Zielen und vereinbarten Interessen von Ost und West öffnete. Ein Plan war die Prämierung von Persönlichkeiten, die dem demokratischen Geist und der – historisch formuliert – volksbildnerischen Aufgabe der vereinten deutschen Bibliotheken verpflichtet seien. Man fand einen Zeitgenossen der Brüder Grimm, den sächsischen Bibliothekar und Philanthropen, Karl Preusker (1786–1871), eine sächsische Bibliothek in Großenhain, seiner Wirkungsstätte – und kreierte einen geistigen bibliothekarischen Ort. Ich habe so etwas weder vorher noch nachher erlebt – ein singuläres Ereignis!

Drive bekam der Preis mit dem Besuch des Bundespräsidenten Richard von Weizsäcker in der Preusker-Bibliothek in Großenhain am Tag der Bibliotheken, dem 24. 10. 1995. Die Idee war aber gar nicht so leicht durchzusetzen. Was ist denn im Zusammenhang mit einer Bibliothek eine herausragende persönliche Leistung? Die Autoren schreiben. Die Übersetzer übersetzen. Die Bibliothekare leihen Bücher aus. Politik wie Öffentlichkeit geben das Geld – so what? Mit anderen Worten „Was gibt es in dieser Sphäre eigentlich zu prämiieren?“ Da wären die von Umlauf aufgestellten Paradigmen sehr hilfreich gewesen.

Ich erinnere, dass wir tatsächlich einen neuen Sprachgebrauch übten, um den Sinn des Preises am ersten Preisträger Peter Härtling zu schärfen und zu definieren. Mein Sparringspartner war Friedrich Dieckmann, der Spiritus Rector der Medaille. Beide Studenten von Ernst Bloch – wenn auch zu unterschiedlichen Zeiten an verschiedenen Orten –, haben wir uns stundenlang „gefetzt“. Dieser Ost-West-Streit über preiswürdiges Verhalten gegenüber der Einrichtung Bibliothek war rückblickend ein einziges Vergnügen. Das ist 20 Jahre her.

Die Preiswürdigkeit von Konrad Umlaufs bibliothekarischer Biografie ist unbestritten und sprachlich leicht fassbar. Seine Biografie erklärt die Preusker-Medaille mindestens ebenso, wie die Medaille den Preisträger ehrt.

Dieses Rednerpult verlässt man nicht ohne ein Zitat der Brüder Grimm. Lieber Herr Umlauf, mit Ihren nimmermüden erfolgreichen Strategien, das Demokratie stiftende Prinzip Bibliothek in Praxis, Wissenschaft und Lehre zu verwirklichen, halten Sie den hoffnungsvollen Raum in uns allen offen, in dem „das Wünschen noch geholfen hat“.

Birgit Dankert
22. 10. 2015



Forschungsmethoden

Hans-Christoph Hobohm

Informationsforschung als Informationsverhaltensforschung

Zur Aktualität des Konzeptes von Horst Rittel und Werner Kunz und seine Realisierung in Praxis und Ausbildung

Abstract: Im Zuge des Siegeszuges von Design Thinking nun auch an Bibliotheken fällt auf, dass ein Vordenker dieser Methode für Innovation und Entwicklung von Produkten und Institutionen einer der Begründer der Informationswissenschaften in Deutschland war. Eine Analyse des Modells der Informationswissenschaften von Werner Kunz und Horst Rittel zeigt, wie aktuell ihr Ansatz der Informationsforschung noch immer ist. Langjährige Entwicklungen in der Informationswissenschaft liefern dazu Parallelen z. B. im Hinblick auf das Erstarken von Informationsverhaltensforschung und vor allem „qualitativer“ Methodologie- und Theoriediskussion. Gleichzeitig kann dargestellt werden, dass auch in der Praxis und in der Ausbildung dieser Ansatz fruchtbar ist.

1 Bibliothekswissenschaft ist angewandte Wissenschaft

Warum betreiben wir Informationsforschung? Zunächst einmal: Was hat dies mit Bibliotheken zu tun? Horst Rittel, der deutsch-amerikanische Mathematiker, Designforscher und Planer der 1970–1990er Jahre, beschreibt zusammen mit Werner Kunz die Informationswissenschaften als (damals?) neues Konglomerat von Disziplinen, das von der Dokumentations- und Bibliothekswissenschaft ausgeht (Kunz & Rittel, 1972, S. 19; Hobohm, 2009) und sich transdisziplinär mit anderen „Fachbereichen“ wie der in den 1980er und 1990er Jahren so beliebten Planungswissenschaft und der Systemforschung verbinden. Sie sind jedoch

[...] keine Wissenschaft im engeren, herkömmlichen Sinn. Denn die Gewinnung von Erkenntnissen ist für sie nur Mittel zum Zweck und nicht Ziel. Das Ziel ist die Planung, der Entwurf und der Betrieb von Informationssystemen. (Kunz & Rittel, 1972, S. 20)

Wissenschaft hat normalerweise die Intention, grundlegende Gesetzmäßigkeiten aufzudecken, die helfen zu verstehen, wie natürliche Phänomene ablaufen

und wie sie zu erklären sind. „Der Informationswissenschaftler will wissen, um zu handeln; Wissen ist Mittel zum Zweck, nicht Zweck“ (Kunz & Rittel, 1972, S. 20). Das Wissen, das er erarbeitet, ist eher instrumentell.

In dieser frühen Überlegung zur modernen Grundlegung unserer Fachdisziplin sind schon viele Aspekte aber auch Probleme der aktuellen Entwicklung der Informationswissenschaften und der Informationstechnik angelegt. Als Politikberater beschäftigt sich Horst Rittel auch schon sehr intensiv mit der politischen Rolle der Informationswissenschaften. Er betont u. a. die Janusköpfigkeit der Schaffung instrumentellen Wissens, das mit unterschiedlichen, ja gegensätzlichen Absichten und Wirkungen genutzt werden kann. So ist der Hammer Werkzeug oder auch Mordwaffe (Rittel, 2013, S. 213). Auch die Auswirkungen der Informationstechnikentwicklung der letzten 20 Jahre kann so gesehen werden: So viele Erleichterungen des alltäglichen Lebens sie gebracht haben, so sehr ergeben sich aber auch neue Probleme wie die Tendenz zur Postdemokratie (Crouch, 2015) oder die Verstärkung des Echoraums durch soziale Medien.

In dem berühmten Planungspapier von Kunz und Rittel aus dem Jahre 1972 wird im Sinne des Weinberg-Reports von 1964 davon ausgegangen, dass das instrumentelle Wissen der Informationswissenschaften notwendig ist für die Unterstützung der politischen Entscheidungsfindung zu Beginn der Informationsgesellschaft. Noch vor der Etablierung der informationswissenschaftlichen Lehrstühle in Konstanz, Düsseldorf und Saarbrücken standen die Informationswissenschaften unter dem pragmatischen Primat, der später von Rainer Kuhlen mit der Formel „Information ist Wissen in Aktion und Kontext“ zusammengefasst wurde. Mit dieser politischen und pragmatischen Grundhaltung entwickelte Rittel (zusammen mit Kunz) ein Verständnis der Informationswissenschaften auf der Basis eines Wissensmodells, das auch und gerade 45 Jahre später weder überholt ist noch an Aktualität verloren hat. Insbesondere wird hier schon deutlich, dass der Kern der Informationswissenschaften die Informationsverhaltensforschung ist. In dem 2013 neu herausgegebenen Sammelband „*Thinking Design*“ von Rittel werden im wiederabgedruckten dritten Kapitel des Planungspapiers die Informationswissenschaften induktiv so beschrieben:

T 17 Die Gegenstände der Informationswissenschaften sind Informationsprozesse; ebenso die Einrichtungen, welche Informationsprozesse ermöglichen, auslösen und unterstützen sollen. Diese Einrichtungen werden Informationssysteme genannt. (Kunz & Rittel, 1972, S. 33)

Ohne sich direkt darauf zu beziehen, sprach ja auch Paul Kaegbein (1973) davon, dass „Bibliotheken spezielle Informationssysteme“ sind. Ganz en passant überspringt Rittel dabei das Konzept von „Information als Ding“, das erst spä-

ter von Michael Buckland (1991) wieder differenzierend eingebracht wurde. Die Konzentration auf den Informationsprozess hat als logische Konsequenz, dass die Informationswissenschaften sich ausschließlich auf die Veränderungen im Wissenszustand von Akteuren (= Personen) beschränken, die sich in „problematischen Situationen“ befinden bzw. Probleme lösen wollen (Kunz & Rittel, 1972, S. 34).

2 Die Informationsforschung als qualitative Forschung

Das „Kernproblem der Informationswissenschaften“ folgt aus seiner theoretischen Verankerung:

T 20 Die theoretische Basis der Informationswissenschaften ist das jeweilige Modell vom Wissen und seinen Veränderungen. (Kunz & Rittel, 1972, S. 34)

Es ist vorwiegend ein inhärent methodisches Problem, da der Informationsforscher (und gleichzeitig der Designer von Informationssystemen) darauf angewiesen ist, „die Wissensbasen und Absichten derjenigen, welchen ein Informationssystem dienen soll“ (Kunz & Rittel, 1972, S. 35), zu ergründen, er also auf eine „wirksame Kommunikation“ mit den (potenziellen) Nutzern angewiesen ist. Gleichzeitig ist er aber selber Teil eines Informationssystems und damit im selben Wissensmodell verankert. Er kann also nicht, wie der Naturwissenschaftler, sein „Objekt quasi von ‚außen‘“ (ebd.) betrachten, sondern steht in Wechselwirkung mit seinem Forschungsobjekt. Kunz und Rittel sprechen hier sogar davon, dass eine grundsätzliche „Symmetrie zwischen Forscher und Objekt“ besteht. Ohne hier konkret auf Methodenfragen einzugehen, liegt bei diesem Bild nahe, dass Informationsforschung eher qualitativ als quantitativ ausgerichtet ist.

Im Folgenden beschreiben sie ein Modell des Wissens, ausgehend von ihrer Prämisse, dass Informationsprozesse Wissensveränderungsprozesse sind, die nicht losgelöst von konkreten Personen denkbar sowie bewusst und von außen verursacht sind (Kunz & Rittel, 1972, S. 38). Die Betrachtung „universellen Wissens“ hilft nicht beim Entwurf konkreter Informationssysteme, denn diese sind nie losgelöst von speziellen Anwendungsszenarien.

Ein Informationssystem für jemanden (üblicherweise sogar: für eine große Anzahl unbekannter, potentieller Informationssuchender) zu entwerfen, erfordert Information über die Probleme jener zukünftigen (anonymen) „Benutzer“. Diese Aufgabe bedeutet nicht

mehr und nicht weniger, als „sich den Kopf für zukünftige, unbekannte Benutzer mit unbekannten Problemen zu zerbrechen“. *Eine schwierige Aufgabe.* (Rittel, 2013, S. 177; Hervorhebung vom Verf.)

Es dreht sich also darum, ein „Verständnis von Wissen und Denkweise“ zu entwickeln: Nicht die Soft- oder Hardware ist das Problem, sondern die „infware“ (ebd.) – wie Rittel und Kunz ([1984] 2013) mit einer leider nicht wieder aufgenommenen Wortschöpfung deutlich machen. Später sprechen sie auch von einer notwendigen „Theorie der Kommunikationskrücken“, die helfen sollen, die natürliche Intelligenz (NI – im Gegensatz zur künstlichen Intelligenz KI) zu stärken (Kunz & Rittel, 1972, S. 180). Da Informationsforscher auf wirksame Kommunikation angewiesen sind, sind ihre wesentlichen Handwerkszeuge „Kommunikationshilfen“ (Kunz & Rittel, 1972, S. 179) wie Systemanalyse, Prozessbeschreibung, Kosten-Nutzen-Analyse, Folgen-Abschätzung, Organisationsforschung oder eben Nutzeranalyse. Es ist interessant nachzulesen, wie früh hier schon wissenschaftliche Weiterentwicklungen angelegt sind, wie wir sie im Qualitätsmanagement, in der Systemtheorie und Wissenschaftsforschung (bis hin zur ANT), bei der Prozessmodellierung (und Notation: BPMN) oder eben bei der Informationsverhaltensforschung finden.

Schon ganz praxeologisch gehen Kunz und Rittel davon aus, dass Wissen die Voraussetzung von Handeln ist. Sie unterscheiden zwischen faktischem Wissen (was der Fall ist), deodontischem Wissen (was der Fall sein sollte), erklärendem Wissen (wann oder warum etwas der Fall ist) und instrumentellem Wissen (das faktisches und erklärendes Wissen als Voraussetzung hat). Wichtige Bestandteile des Wissensmodells insgesamt sind der Akteur, seine Situation, sein Problem und das zur Entscheidung beitragende „Wissenselement“.

Ein Modell des Wissens, wie es als Grundlage für die Informationswissenschaften benutzt werden kann, beschreibt das Wissen eines Akteurs als Menge von Wissenselementen, die je als Aussagen faktischer, deontischer, instrumenteller oder erklärender Natur dargestellt werden können. Das jeweilige Situationsverständnis des Akteurs ist eine Teilmenge hiervon; es ist problematisch, wenn die in ihr enthaltenen Elemente nicht miteinander vereinbar sind. Informationsprozesse führen zur Veränderung dieser Menge von Wissenselementen. Die Informationswissenschaften beschränken sich auf Informationsprozesse in problematischen Situationen. (Kunz & Rittel, 1972, S. 40)

3 Bösartige Probleme und kritische Momente

Wie wichtig und aktuell dieses Verständnis von Information und Wissen ist, zeigt die immer wieder aufflammende öffentliche Diskussion um den Stellenwert von Bildung (und Wissen) in der Demokratie, die schließlich sogar im

Konzept des Postfaktischen mündet. Die neuere Definition von (semantischer) Information durch Luciano Floridi (2010, S. 50) als „*well-formed, meaningful, and veridical data*“ betont die Bedeutung der Wahrhaftigkeit von Information im informationswissenschaftlichen Sinn – alles andere wäre *Disinformation* oder *Misinformation* – und damit ebenfalls implizit die politisch-ethische Rolle des Informationswissenschaftlers, wie sie auch Rittel schon sah. In dem aktuellen Buch mit dem bezeichnenden Titel „*Die Freiheit ist eine Tochter des Wissens*“ sieht auch der Politikwissenschaftler und Wissenschaftsforscher Nico Stehr „Wissen [als] die Fähigkeit zu Handeln“ (Stehr, 2015, S. 21) an. Wichtiger als „einfaches“ Wissen ist für ihn *knowledgeability*, das er mit „Wissenheit“ überträgt, das aber auch „Informiertheit“, „Erkenntnis“ oder „Kompetenz“ bedeuten kann. Am Beispiel des Klimawandels und noch vor dem Erstarken der populistischen Bewegungen in den USA und in Europa diskutiert Stehr die Notwendigkeit von Expertise und informierten Entscheidungen in demokratischen Gesellschaften. Bei der Beschreibung, warum gerade das Thema Klima aktuell schwierig zu thematisieren ist, stößt man auf ein Konzept, das Horst Rittel (zusammen mit Webber) 1973 eingeführt hatte. Es ist das Phänomen der „tückischen Probleme“ (*wicked problems*) (Stehr, 2015, S. 226; Rittel & Webber, 2013 – dort mit „böartig“ übersetzt), das vor allem gesellschaftliche Problemsituationen benennt, die sich schwer beschreiben lassen, keine endlichen und einfachen Lösungen haben, deren Lösungen sich nicht überprüfen lassen und im Sinne von Pfadabhängigkeiten auch nicht revidierbar sind. Steffen Wawra (2015) machte darauf aufmerksam, dass gerade auch unsere aktuellen Informationssysteme besonders komplex sind. Vor allem, wenn sie nationalen oder gar globalen Charakter haben. Insofern könnte man sagen, dass Informationsforscher es nicht nur mit einer „schwierigen Aufgabe“ zu tun haben (s. o.) und sich mit der Analyse von „problematischen Situationen“ der Nutzer von Informationssystemen beschäftigen, sondern meist sogar tückische Probleme zu lösen haben, vor allem dann, wenn Informationssysteme zu entwickeln und zu steuern sind. Wie „*wicked*“ das Problem der Fachinformation nach dem Sputnikschock werden würde, konnten sich Kunz und Rittel sicher nicht vorstellen. Ganz im Sinne ihrer Zeit schlugen sie ja eine Reihe nationaler Informationssysteme vor, wie sie zu einem Teil im IuD-Programm der 1970er Jahre auch realisiert wurden (Hobohm, 2015). Was hätten sie wohl gedacht, wenn sie erlebt hätten, dass ihre dokumentarischen Informationssysteme 40 Jahre später nach und nach ersatzlos abgeschaltet und durch *bibliothekarische* „Fachinformationsdienste“ ausgetauscht wurden?

Die Etablierung gesellschaftlich wirksamer Informationssysteme erscheint gerade im Rückblick sowie zusätzlich angesichts aktueller gesellschaftlicher Probleme durchaus als tückisches Problem. Die Situation des Sputnikschocks

zu Beginn der Informationsgesellschaft war vergleichsweise einfach und zeigte deutliche Lösungspfade auf. Der Umgang mit Information und Wissen bzw. Wissenheit/Informiertheit im Zeitalter der Digitalität mag zwar noch nicht die deutliche Form als tückisches Problem angenommen haben wie der Klimawandel, aber dass die digitale Transformation komplex ist und für sie an vielen Stellen keine einfachen Lösungen parat stehen, ist mittlerweile weit akzeptiert (Stalder, 2016).

4 Die Notwendigkeit einer Theorie auf der Makroebene

Die Schwierigkeit des Ansatzes der Informationswissenschaften von Kunz und Rittel (und vielleicht tatsächlich der Informationswissenschaften überhaupt) liegt in dem Sprung von der Mikro- zur Makroebene, von der problematischen Situation des Nutzers zum tückischen Problem gesellschaftlicher Strukturen. Ihr Ausgangspunkt zur Etablierung dieses „Fachbereichs“ (Kunz & Rittel, 1972, S. 18) war eigentlich ein globales, politisches Problem, nämlich der empfundene Dokumentationsrückstand des westlichen Politikinformationssystems („Sputnikschock“). Ihre Disziplinbeschreibung geht jedoch herunter auf die einzelnen Nutzer – zunächst im Singular, dann im Plural (Rittel & Kunz, [1984] 2013, S. 177). Mit den Elementen Akteur/Person, Wissensbasis, Absicht, Situation, Problem und Veränderung verliert das Informationssystem schnell seine Makroperspektive. Besonders deutlich wird dies bei der Beschreibung der unterschiedlichen Zwecke eines Informationssystems, das das Wissen einer Person bestätigen, erweitern, schwächen oder löschen kann.

Interessanterweise wird in dem ursprünglich 1984 veröffentlichten Artikel darauf hingewiesen, dass die „meisten heutzutage entworfenen Informationssysteme [...] *Konfirmationssysteme*“ sind (Rittel & Kunz, [1984] 2013, S. 181), also nur den ersten beiden Zwecken von Informationssystemen dienen. Deshalb, so die These, bedarf es Hilfsmittel („Krücken“), die die natürliche Intelligenz (NI) stärken. Vor dem Hintergrund vieler aktueller (auch informationswissenschaftlicher) Diskussionen lohnt ein Blick in die „Entwurfsprinzipien“ der NI-Verstärker, die eben nicht wie „klassische Datenverarbeitungssysteme“ beschrieben und entworfen werden können (Rittel & Kunz, [1984] 2013, S. 182). Zentral wird deutlich gemacht, dass es sich bei allen „nicht-menschliche[n] Komponenten“ eines solchen Systems um „Daten, nicht [um] Wissen oder Information“ handelt (ebd.). Praktisch alle anderen Entwurfsprinzipien handeln davon, dass „das System eine direkte Kommunikation zwischen Personen her-

stellen“ soll und durch Vernetzung, Assoziation, Offenheit und Dynamik geprägt ist. Stets ist aber die konkrete Nutzung durch Einzelpersonen im Blick, für die das Informationssystem – gerade wenn es die NI unterstützen soll, die „externalisierte Erweiterung des Assoziationsrepertoires“ darstellen soll. Nichts anderes bewirken ja gerade Social Media: Sind sie damit die optimalen Informationssysteme und nicht doch die Konfirmationssysteme, wie es ihnen aktuell unterstellt wird? Entwurfsprinzip 8 relativiert:

Das System kann nicht besser sein als das Wissen seines Konstrukteurs über die Struktur und Dynamik des Wissens, mit dem umgegangen werden soll. (Rittel & Kunz, [1984] 2013, S. 183)

Nicht nur, dass hier erneut ein schwerwiegendes Argument für fundierte Informationswissenschaften geliefert wird, es wird auch deutlich, dass Informationssysteme in größerem Zusammenhang stehen und ggf. auch anderen Absichten und Problemsituationsbeschreibungen unterliegen können. Damit ist das Wissen des Informationsforschers nicht nur als erklärendes, sondern eben auch als deontisches und faktisches gefordert. Da er aber selbst Teil dieses Wissensmodells ist, ist gerade die Betrachtung der Makroebene besonders „tückisch“. Bei Social Media als alleinigem Forschungsobjekt mag die Analyseposition noch ausreichend entfernt sein, kann der Informationsforscher im Zweifelsfall von außen sein Objekt betrachten. Kommt es aber zu Forschungsfragen wie der nach den politischen Auswirkungen der neuen Informationssysteme auf das Demokratieverständnis oder auch nur zur Frage, wie nationale Information Policies (Fachinformationsprogramme, Open-Access-Erklärungen, Digitalisierungsprogramme etc.) wirken, reicht die Perspektive auf die individuelle Nutzung des Systems nicht mehr aus. Auf der Mikroebene – im Hinblick auf den einzelnen, spezifischen Nutzer – ist es noch möglich, eine Außenposition einzunehmen. Den dringenden gesellschaftlichen Makro-Fragen einer Informationsforschung aber fehlt der archimedische Punkt.

Wenn Informationsforschung in einem übergeordneten Sinn instrumentelles Wissen erzeugen und vermitteln will (und das war ja die Intention der Veröffentlichung von Kunz und Rittel aus dem Jahr 1972), hat man nicht nur das Problem, wirksame Mittel der Kommunikation *einzelnen* Nutzern gegenüber zu finden, sondern im Sinne eines weiterreichenden Verständnisses von Wissenstransfer eine *Vielzahl* von Akteuren ansprechen zu müssen. Zur Erklärung gesellschaftlicher Wissensdynamiken wie der Digitalen Transformation bedarf es deshalb sicher eines umfassenderen Wissensmodells als dem der nutzungsorientierten Informationsforschung von Kunz und Rittel. Einen Ansatzpunkt könnten komplexere Theorien wissenssoziologischer (z. B. Latour, 2010), poli-

tikwissenschaftlicher (z. B. Stehr, 2015) oder kommunikations- bzw. kognitions-wissenschaftlicher (z. B. Pask, 1975) Art sein.

So wie auf der Objektebene Rittel von den tückischen Problemen (*wicked problems*) spricht, kommen z. B. die Soziologen Luc Boltanski und Laurent Thévenot (1999) in der Kommunikation und Zusammenarbeit zwischen Personen zu dem Konzept der kritischen Momente (*moments critiques*). Ähnlich wie Gordon Pask (1975; Lankes, 2011, S. 221) modellieren sie den Aushandlungs- und Rechtfertigungsprozess im Falle einer Auseinandersetzung: Auf welcher Bewertungsbasis funktionieren die Beendigung einer Meinungsverschiedenheit und das Verlassen des kritischen Moments nur durch *reality check* oder durch Kompromiss. Während Boltanski und Thévenot eher auf die Lösung im Kommunikationssystem abzielen, beschreibt die *conversation theory* des Kybernetikers Gordon Pask die logischen Bedingungen des Austauschs von Informationen. Kunz und Rittel forderten (und beobachteten) genau in diesem Feld die Ausweitung der Forschungsgebiete der Dokumentationswissenschaft: Neben der verstärkten Nutzung der technischen Hilfsmittel (Computer) sei die Beschäftigung mit der „Logik der Informationsprozesse“ und der „Sprachsysteme, in denen sich Kommunikation abspielt“, notwendig (1972, S. 17). Diese beiden Ansätze sind nur exemplarische Beispiele dafür, dass es weitergehende theoretische Lösungsansätze gibt, die helfen können, die im doppelten und um die politische Dimension erweiterten Sinn „schwierige Aufgabe“ des Informationsforschers zu unterstützen. Sie zeigen aber auch, wie sehr hier der Theorie-Import aus anderen Disziplinen immer noch notwendig ist, gerade wenn es darum gehen soll, bisherige informationswissenschaftliche Ergebnisse auf die Markoebene zu transferieren.

5 Informationsforschung als Informationsverhaltensforschung

Ein großes, leider lange übersehenes Verdienst der Veröffentlichung von Kunz und Rittel war sicher die stringente Durchdringung der Frage, was einen gestaltbaren Informationsprozess ausmacht und wie man diesen analysieren sollte mit einer zu definierenden Informationsforschung. Bezeichnend ist, dass die Überlegungen von Rittel erst in den letzten Jahren „wiederentdeckt“ werden, dazu auch noch von der Designforschung und der Politikwissenschaft (Stehr, 2015). Aufgrund seiner allzu direkten Einbindung in die Politikberatung zur Planung der Fachinformation der 1970er Jahre auf der Makroebene ist in Vergessenheit geraten, wie sehr hier schon die Nutzerperspektive – der Nutzer mit

seiner Wissensbasis, seinen Absichten und seiner problematischen Situation als Mikroebene – viel mehr im Fokus der Grundlegung der Informationswissenschaften war. Informationsforschung ist hier schon genuin eigentlich Informationsverhaltensforschung!

Zusätzlich verhinderte seine breite Rezeption die Tatsache, dass die Beiträge von Kunz und Rittel zumeist auf Deutsch publiziert waren. Die spezifische Entwicklung der Informationswissenschaft in Deutschland wäre sicher differenzierter zu betrachten (Hobohm, 2015). Es soll hier nur kurz der Bezug hergestellt werden zur Informationswissenschaft in seiner internationalen (meist anglo-amerikanischen) Ausprägung. Dort ist es auffällig, wie kontinuierlich aber auch spät sich die Informationsverhaltensforschung durchsetzte (Hobohm, 2013). Man kann es auf den Punkt bringen, dass sie erst Anfang der 2000er Jahre trotz ihrer langen Tradition zu einem Durchbruch gelangte und dem (technischen) Systemparadigma der reinen Retrievalforschung den Rang ablief (Ingwersen & Järvelin, 2005). Balck (2016) nennt dies die Entwicklung des „Praxis-Paradigmas“. Konzepte wie Wissenszustand, Kontext, Aufgabe, Handeln und Praxis wurden zunehmend erst in den letzten beiden Jahrzehnten in der Informationswissenschaft thematisiert. Die nunmehr vierte Auflage des Standardwerkes der Informationsverhaltensforschung, *Looking for Information* von Donald Case (jetzt in Kooperation mit Lisa Given), im Jahre 2016 ist ein im wahrsten Wortsinn *schwer* wiegender Beleg für das Florieren dieser informationswissenschaftlichen Subdisziplin.

Gauchi Risso (2016, S. 80) beschreibt in einer umfassenden Metaanalyse anschaulich, wie oft in den Informationswissenschaften als Ganzes methodologische Grundprobleme diagnostiziert werden und der Disziplin immer wieder vorgeworfen wird, „unterentwickelt“ zu sein und theoretische Reflexion vermissen zu lassen. Es herrschten insgesamt lange Zeit rein empirisch quantitative und deskriptive Methoden vor. Erst langsam kann beobachtet werden, dass zumindest die Methodenvielfalt einerseits, aber auch die (kritische) Theorieadaption seit den 1990er Jahren zugenommen haben. Immer wieder wird auch bestätigt, dass der Einsatz qualitativer Methoden zugenommen hat – wenn auch nur vorsichtig und noch nicht als vorherrschendes „Paradigma“ (Chu, 2015). Auf den aktuellen regelmäßigen Konferenzen der Informationswissenschaften wie ISI oder ASIST kann man sich jedoch des Eindrucks nicht erwehren, dass ein rein deskriptives, quantifizierendes Vorgehen immer noch Mainstream ist. Hider und Pymm (2008) konstatieren anhand eines revidierten Analyserasters sogar eine im Vergleich sehr deutliche Abnahme qualitativer Ansätze über den Zeitraum 1975 bis 2005. Lediglich das Experiment als Forschungsmethode hat an Gewicht gewonnen; die historische Analyse ist (bis zu dieser Zeit) weniger zum Einsatz gekommen. Cibangu (2013) beschreibt auf der

Grundlage einer Analyse von mehr als 500 peer-reviewed Fachbeiträgen sogar, dass das Verständnis dessen, was in informationswissenschaftlichen Publikationen als qualitative Forschung gilt, eher vage ist, von falschen Voraussetzungen ausgeht und vor allem keine genügende theoretische Basis aufweist. Er fordert deshalb neben mehr Theoriebildung gerade auch eine intensivere Einmischung in die Methodologiediskussion der Qualitativen Forschung. Julien und O'Brien (2014) analysieren die langjährigen Trends speziell in der Informationsverhaltensforschung und konstatieren eine leichte Abnahme des Theoriebezugs der Forschung seit den 1990er Jahren sowie auf methodischer Seite zwar einen deutlichen Rückgang klassischer Umfragen, aber einen stark vermehrten Einsatz der Methode „Interview“, die nicht differenzierter aufgefächert wird. Genuin qualitative Methoden wie z. B. ethnografische oder experimentelle Methoden erfahren keine Veränderung in ihrem Einsatz über die Jahre. Greifeneder (2014) beleuchtet den Einsatz unterschiedlicher Methoden etwas differenzierter und kann feststellen, dass z. B. Inhaltsanalyse und partizipatives Design „an Terrain gewinnen“.

Es muss allerdings auch gesagt werden, dass solche Metaanalysen praktisch ausschließlich selber quantifizierend deskriptiv bleiben und vor allem ausschließlich auf der Basis der Analyse von Zeitschriftenaufsätzen in „führenden“ LIS Journals beruhen. Eine Reihe von wichtigen Monografien oder Sammelbänden, die die Informationswissenschaften als Feld in letzter Zeit charakterisieren, kommt dabei nicht in den Blick der Analysen (z. B. die eher theoretischen Werke von Ron Day, Søren Brier, Birger Hjørland oder Bernd Frohmann, um nur wenige zu nennen). Insofern zählen die Informationswissenschaften immer noch zu den Sozialwissenschaften, deren dominante Publikationsformen nicht nur Aufsätze in zentralen Zeitschriften oder Vorträge auf Tagungen sind (wie in den Naturwissenschaften), sondern auch Bücher und eventuell sogar vermehrt Randpublikationen aus anderen Domänen. Vor allem aber hat Informationsforschung, wie eingangs festgestellt, eine Art wissenschaftstheoretisches, methodisches Problem. Eine Diskussion über die eingesetzten Methoden, wie sie in der Sozialforschung teilweise exzessiv anzutreffen ist, täte der Informationsforschung sicher sehr gut.

6 Umsetzung der Idee der Informationsforschung in Praxis und Ausbildung

Angesichts so erfolgreicher theoriegeleiteter Entwicklung neuerer Informationssysteme (= Bibliotheken) wie den „Idea Stores“ in London, den hollän-

dischen Kaufhausbibliotheken „De nieuwe bibliotheek“ in Almere (Theorien der Kundenbindung), dem „DOC Delft“ (Theorien des Community-Building) oder dem „Dokk1“ in Aarhus (Theorie und Methode des Design Thinking als Entwicklungsprinzip) erübrigt sich fast die Frage nach der Relevanz der Konzeption von Kunz und Rittel für die aktuelle Praxis. Wenn auch teilweise mit etwas anderer Begrifflichkeit werden jetzt auf der Ebene der Entwicklung von Informationssystemen analoge Entwurfsprinzipien angewandt. Deutlich wird dies besonders durch die Tatsache, dass die Theorie und Methode des „Design Thinking“ derzeit allenthalben in der bibliothekarischen Praxis und Weiterbildung Thema ist (Zertifikatskurs Bibliotheksmanagement an der FU Berlin, Modul M6, Februar 2017). Design Thinking mag aktuell vorwiegend als gut vermarktbarer Mode angesehen werden, aber als Theorie und Methode zur Entwicklung von Innovationen in komplexen Situationen kommt es sicher nicht von ungefähr, dass es so einen großen Erfolg hat. Auch dass Wolfgang Jonas zusammen mit Wolf Reuter (dem ehemaligen Mitarbeiter von Horst Rittel) die Aufsatzsammlung gerade jetzt neu herausgegeben und „Thinking Design“ genannt hat, deutet darauf hin, wie sehr die Ansätze und Denkweisen aus der Zeit der „Diskontinuitäten“ (Drucker, 1969) zu Beginn der Informationsgesellschaft in der Zeit der Digitalen Transformation wiederkehren.

Ich würde sogar das zur Zeit viel diskutierte (und auch bei Dokk1 zum Einsatz gekommene) Kopenhagener Drei-Funktionen-/Vier-Räume-Modell hier einordnen, das die Bibliothekswissenschaftler Jochumsen, Hvenegaard Rasmussen und Skot-Hansen (2011; May, 2017) für die Systemverortung der Bibliothek in der urbanen Entwicklung vorgeschlagen haben. Es versucht, die Rolle des Informationssystems Bibliothek in der „problematischen Situation“ Urbanität zu modellieren und liefert dabei ein Bindeglied zwischen der Mikro- und Makroebene, wenn es die konkrete Bibliothekserfahrung und Praxis der Nutzer am dritten Ort und im Raum der Bibliothek mit ihrer gesellschaftlichen Makroaufgabe als Generator der Community beschreibt. Zusammen mit David Lankes *New Librarianship* ist hier also eine Reihe neuer Praxis leitender theoretischer Ansätze zu konstatieren (Lankes, 2011 und 2017; vgl. Hobohm, 2017), die zwar mit Sicherheit nicht auf Rittels Überlegungen fußen, aber dennoch Parallelen mit seinen Überlegungen aufweisen. Interessanterweise ist die Makroebene jetzt nicht mehr direkt national, sondern wird nur noch über die lokale Community vermittelt.

Innovative Einrichtungen der Praxis sind oft zunächst singuläre Erscheinungen, die mehr oder weniger langsam Modellwirkung entfalten und durch Nachahmung wirken. Die Durchsetzung von Innovation in der Breite könnte theoretisch weitaus besser befördert werden, wenn die jeweils aktuelle Ausbildung in den Informationswissenschaften schneller auf Entwicklungen und

neue Konzepte reagieren könnte. Hier liegt zunächst ein doppeltes Gründungsproblem der Informationswissenschaften in Deutschland vor. Ihre Implementation, wie auch das gesamte Konzept der Fachinformation in den 1970er Jahren, verlor zu schnell ihre eigene bibliothekswissenschaftliche Basis (Hobohm, 2015) und blieb als Informationswissenschaft im Singular zudem zu universitär. Schon bei Kunz und Rittels Ausführungen wird klar, dass sie besser an Hochschulen der angewandten Wissenschaft platziert sind, die jedoch zum damaligen Zeitpunkt erst im Entstehen waren. Außerdem war letztlich das Modell der Fachhochschule zunächst zu stark eines der Ingenieur-Fachschulen, d. h. mit wenig angewandter *Wissenschaft*. So sehr man die Auswirkungen der Bologna-Reform im Einzelnen kritisieren kann, sie brachte zumindest eine Art „Verwissenschaftlichung“ der Fachhochschulen mit sich. Zum Beispiel bewirkte die Einführung von auch für die wissenschaftliche Karriere qualifizierenden Masterstudiengängen mit einiger Wahrscheinlichkeit auch einen Schub an methodisch-theoretischer Reflexion. Wenn der integrative Masterstudiengang „Informationswissenschaften“ in Potsdam Module wie „Methoden & Werkzeuge der Prozessanalyse und des Wissenstransfers“ oder „Informationsbewertung im Information Life Cycle“ anbietet, so geschieht dies zwar mitnichten unter Bezug auf Rittel, es reflektiert dennoch zumindest einen aktuellen Zeitgeist. Das Modul „Informationsbewertung“ behandelt in besonderem Maße die deontische Komponente des Wissensmodells, während das Modul „Werkzeuge“ im Grunde die Problematik der „wirksamen Kommunikation“ im oben beschriebenen Sinn aufgreift.

Auch eine Reihe von erfolgreichen Ergebnissen aus dem Studiengang, die nicht nur die angewandte Implementierung von Informationssystemen (z. B. der Koordinierungsstelle „Brandenburg Digital“) als Zweck hatten, sondern auch methodische Arbeiten wie Projekte mit mobilem Eye-Tracking und der Aufbau einer „Informationswerkstatt“ (inkl. Usability Labor) sowie genuin theoretische Masterarbeiten (z. B. Szepanski, 2015; Balck, 2016) können als Beleg dafür dienen, dass hier ein Weg eingeschlagen wird, der das oben erwähnte und beklagte Methodologie- und Theoriedefizit der Informationswissenschaften berücksichtigt.

Aber auch im „weniger wissenschaftlichen“ Bereich der Bachelor-Ausbildung können (nicht nur in Potsdam: Schuldt & Mumenthaler, 2015) Tendenzen beobachtet werden, die dem dargestellten Konzept der Informationsforschung Rechnung tragen. So wurde unlängst in Potsdam der bibliothekarische BA-Studiengang unter dem neuen Namen „Bibliothekswissenschaft“ umstrukturiert und unter Beibehaltung eines hohen Praxis- und Projektanteils mit einer Reihe von neuen methodologischen wie auch theoretischen Modulen erweitert (z. B. die Module „Forschungsmethoden“ und „Wissenschaftssoziologie und Informationsverhaltensforschung“).

Insgesamt kann aus langjähriger Dozentenperspektive gesagt werden, dass die Einführung des Konzeptes des „Forschenden Lernens“, für das die FH Potsdam 2009 den Preis für exzellente Lehre erhielt, nicht nur didaktisch, sondern auch fachlich inhaltlich positive Wirkungen gezeigt hat (Michel & Hobohm, 2017). Bemerkenswert ist, dass die bibliothekswissenschaftliche „Informationsforschung“ auch hier tatsächlich zunehmend Wege der qualitativen Forschungsmethoden erprobt (Richter, 2011) bzw. überhaupt Methoden- und Theoriereflexion gestärkt hat (Fachhochschule Potsdam, 2016; Hobohm, Pfeffing, Imhof & Groeneveld, 2015). Dies zeigt, dass es möglich ist, in diesem Sinn auch bei der Berufsausbildung zur Erneuerung der Praxis beizutragen. Allerdings muss gesagt werden, dass die akademischen Prozesse von Curriculumreformen der Geschwindigkeit der gesellschaftlichen Entwicklung nicht folgen können. Wie in der Praxis sind die Ursachen dafür nicht nur bürokratischer, sondern vielfach fachlicher (und damit auch demografischer) Art. Wenn wir die Entwicklung und Steuerung von Informationssystemen wie Rittel als „schwierige Aufgabe“ erleben, so sollte sicher eine Form der Fachlichkeit sein, sich im Sinne der *Evidence Based Practice* (Given, 2006) mit früheren bzw. anderen Mikro- und Makro-Konzepten zu Entwicklung unserer Einrichtungen zu beschäftigen. Die Wiederentdeckung Rittels in anderen Disziplinen könnte ein Beleg dafür sein.

Literatur

- Balck, S. (2016). (X)Disziplinarität der Informationswissenschaft. *LIBREAS, Library Ideas*, (30). Abgerufen von <http://libreas.eu/ausgabe30/balck/>
- Boltanski, L. & Thévenot, L. (1999). The sociology of critical capacity. *European Journal of Social Theory*, 2(3), 359–377. doi:10.1177/136843199002003010
- Buckland, M. (1991). Information as thing. *Journal of the American Society for Information Science*, 42(5), 351–360. Abgerufen von <http://people.ischool.berkeley.edu/~buckland/thing.html> (preprint); doi:10.1002/(SICI)1097-4571(199106)42:5<351::AID-ASI5>3.0.CO;2-3
- Case, D. O. & Given, L. M. (2016). *Looking for information: A survey of research on information seeking, needs, and behavior* (4. Aufl.). Bingley: Emerald Group Publishing.
- Chu, H. (2015). Research methods in library and information science: A content analysis. *Library & Information Science Research*, 37(1), 36–41.
- Cibangu, S. K. (2013). A memo of qualitative research for information science: Toward theory construction. *Journal of Documentation*, 69(2), 194–213. doi:10.1108/00220411311300048
- Crouch, C. (2015). *Die bezifferte Welt: Wie die Logik der Finanzmärkte das Wissen bedroht*. Berlin: Suhrkamp Verlag.
- Drucker, P. F. (1969). *The age of discontinuity: Guidelines to our changing society*. New York: Harper & Row.
- Fachhochschule Potsdam. (2016). *Projektseminar: Methoden der Nutzeranalyse*. Abgerufen von <http://method-kit.fh-potsdam.de>

- Floridi, L. (2010). *Information: A very short introduction*. Oxford: Oxford University Press.
- Gauchi Risso, V. (2016). Research methods used in library and information science during the 1970–2010. *New Library World*, 117(1/2), 74–93. doi:10.1108/NLW-08-2015-0055
- Given, L. (2006). Qualitative research in evidence-based practice: A valuable partnership. *Library Hi Tech*, 24(3), 376–386. doi:10.1108/07378830610692145
- Greifeneder, E. (2014). Trends in information behaviour research. In *Proceedings of ISIC, the Information Behaviour Conference, Leeds, 2–5 September, 2014: Part 1*. Abgerufen von <http://InformationR.net/ir/19-4/isic/isic13.html>
- Hider, P. & Pymm, B. (2008). Empirical research methods reported in high-profile LIS journal literature. *Library & Information Science Research*, 30(2), 108–114. doi:10.1016/j.lisr.2007.11.007
- Hobohm, H.-C. (2009). Informationswissenschaft in Potsdam: Ein langer Weg zum Singular. *BRain, Potsdamer Beiträge und Reportagen aus den Informationswissenschaften*, (4). Abgerufen von <http://brain.fh-potsdam.de/?p=486>
- Hobohm, H.-C. (2013). Informationsverhalten (Mensch und Information). In R. Kuhlen, W. Semar & D. Strauch (Hrsg.), *Grundlagen der praktischen Information und Dokumentation* (6. Aufl., S. 109–125). Berlin: De Gruyter Saur.
- Hobohm, H.-C. (2015). Die Geschichte der Fachinformationspolitik in den 1970er und 1980er Jahren in der Bundesrepublik Deutschland als Beispiel für die Notwendigkeit eines interdisziplinären historischen Diskurses. In S. Freund (Hrsg.), *Geschichte in den Fächern?! (S. 107–124)*. Potsdam: Fachhochschule.
- Hobohm, H.-C. (2017). Vorwort. In R. D. Lankes, *Erwarten Sie mehr: Verlangen Sie bessere Bibliotheken für eine komplexere Welt* (Reihe Bibliotheksforschung, S. 13–17). Berlin: Simon Verlag für Bibliothekswissen.
- Hobohm, H.-C., Pfeffing, J., Imhof, A. & Groeneveld, I. (2015). Reflexion als Metakompetenz. In W. Freitag, R. Buhr, E.-M. Danzeglocke, S. Schröder & D. Völk, (Hrsg.), *Übergänge gestalten: Durchlässigkeit zwischen beruflicher und hochschulischer Bildung erhöhen* (S. 173–191). Münster: Waxmann.
- Ingwersen, P. & Järvelin, K. (2005). *The turn: Integration of information seeking and retrieval in context*. Dordrecht: Springer.
- Jochumsen, H., Hvenegaard Rasmussen, C. & Skot-Hansen, D. (2011). *Biblioteket i byudviklingen: Oplevelse, kreativitet og innovation*. Kopenhagen: Danmarks Biblioteksforening; Det Informationsvidenskabelige Akademi.
- Julien, H. & O'Brien, M. (2014). Information behaviour research: Where have we been, where are we going?/La recherche en comportement informationnel: D'où nous venons, vers quoi nous nous dirigeons?. *Canadian Journal of Information and Library Science*, 38(4), 239–250. doi:10.1353/ils.2014.0016
- Kaegbein, P. (1973). Bibliotheken als spezielle Informationssysteme. *Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie: ZfBB*, 20(6), 425–442.
- Kunz, W. & Rittel, H. W. J. (1972). *Die Informationswissenschaften: Ihre Ansätze, Probleme, Methoden und ihr Ausbau in der Bundesrepublik Deutschland*. München: Oldenbourg.
- Lankes, R. D. (2011). *The atlas of new librarianship*. Cambridge: MIT Press.
- Lankes, R. D. (2017). *Erwarten Sie mehr: Verlangen Sie bessere Bibliotheken für eine komplexer gewordene Welt* (H.-C. Hobohm, Hrsg.). Berlin: Simon Verlag für Bibliothekswissen.
- Latour, B. (2010). *Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft: Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- May, E. (2017). *Wissenschaftliche Bibliotheken und Stadtentwicklung: Konzepte – Trends – Analysen*. B.i.t.online-Innovationspreis 2017 (BIT online/Innovativ, Bd. 64). Wiesbaden: Verlag Dinges & Frick.
- Michel, A. & Hobohm, H.-C. (2017). Forschendes Lernen in den Informationswissenschaften. In H. A. Mieg & J. Lehmann (Hrsg.), *Forschendes Lernen: Wie die Lehre in Universität und Fachhochschule erneuert werden kann* (S. 175–185). Frankfurt: Campus.
- Pask, G. (1975). *Conversation, cognition and learning: A cybernetic theory and methodology*. Amsterdam: Elsevier.
- Richter, S. (2011). Die Bibliothek als Ort und Raum: Verfahren zur Wirkungsmessung. *Information – Wissenschaft & Praxis*, 62(6), 225–236.
- Rittel, H. W. J. & Kunz, W. (1984). Woher weiß man, wer was weiß: Zur Entwicklung von Kommunikationskrücken. In H. W. J. Rittel (2013), *Thinking Design: Transdisziplinäre Konzepte für Planer und Entwerfer* (S. 176–184). Basel/Berlin/Boston: Birkhäuser.
- Rittel, H. W. J. (2013). *Thinking Design: Transdisziplinäre Konzepte für Planer und Entwerfer*. Basel/Berlin/Boston: Birkhäuser.
- Rittel, H. W. J. & Webber, M. M. (1973). Dilemmas in einer allgemeinen Theorie der Planung. In H. W. J. Rittel (2013), *Thinking Design: Transdisziplinäre Konzepte für Planer und Entwerfer* (S. 20–38). Basel: Birkhäuser.
- Schuldt, K. & Mumenthaler, R. (2015). Forschungsmethoden in die Praxisausbildung einbinden? Ansätze an der HTW Chur. *LIBREAS, Library Ideas*, (27), 19–35. Abgerufen von <http://libreas.eu/ausgabe27/04schuldt/>
- Stalder, F. (2016). *Kultur der Digitalität*. Berlin: Suhrkamp.
- Steier, N. (2015). *Die Freiheit ist eine Tochter des Wissens*. Wiesbaden: Springer.
- Szepanski, C. (2015). Ein Blick auf das Davor: Metatheorien am Beispiel der Activity Theory in der Informationsverhaltensforschung. *LIBREAS, Library Ideas*, (27). Abgerufen von <http://libreas.eu/ausgabe27/05szepanski/>
- Wawra, S. (2015). Stabilität und Wandel: Zukunft schaffen über neue Pfade? In K. Ceynowa & M. Hermann (Hrsg.), *Bibliotheken: Innovation aus Tradition: Rolf Griebel zum 65. Geburtstag* (S. 207–224). Berlin: De Gruyter Open. Abgerufen von <https://www.degruyter.com/viewbooktoc/product/204714>

Alle Internetquellen wurden zuletzt am 29. 01. 2017 aufgerufen.

Elke Greifeneder und Kirsten Schlebbe

Vom Nutzen wissenschaftlicher Studien für die bibliothekarische Berufspraxis

Abstract: Die vorliegende Studie untersucht, wie hilfreich Forschungsartikel tatsächlich für die bibliothekarische Berufspraxis sind. An einem Fallbeispiel wird überprüft, welche Inhalte einer Auswahl empirischer Nutzerstudien für die Arbeit in Bibliotheken hilfreich sind und welche Hemmnisse für die Rezeption durch Praktiker bestehen. Die Stichprobe umfasst 15 empirische Studien, welche die Nutzung von sozialen Netzwerken im akademischen Bereich untersuchen. Eine detaillierte inhaltliche Analyse der Artikel zeigt, dass Praktiker aus den Ergebnissen der Studien viel für die tägliche Arbeit übernehmen können und Forschungsartikel somit hilfreich bei der Konzeptentwicklung und Umsetzung neuer Projekte sind. Zugleich weist der Artikel aber auch darauf hin, dass fehlende oder unpräzise Angaben zum Forschungsdesign ein generelles Problem im Forschungsumfeld darstellen und für Praktiker daher oft unklar bleibt, inwieweit die Ergebnisse für die eigene Einrichtung und die eigenen Problemstellungen relevant sind.

1 Einleitung

2015 gab es auf dem 104. Deutschen Bibliothekartag in Nürnberg eine Diskussionsrunde mit dem Titel *„Nichts ist praktischer als eine gute Theorie: Warum Forschung und Praxis ohne einander nicht weiterkommen.“*¹ Darauf aufbauend entwickelte Wimmer (2015) ein Plädoyer für mehr Theorie in der praktischen Bibliotheksarbeit, in dem sie für die Verwendung von Theorien in der täglichen Bibliotheksarbeit argumentierte. Auch Schuldt (2014) rief mit seinem Plädoyer die Praxis dazu auf, mehr eigene Forschung zu betreiben.

Ergebnisse aktueller Forschung sind wichtig für die Praxis und helfen bei der täglichen Arbeit. Ergebnisse von Studien können zum Beispiel eigene Überlegungen zu Implementierungen von Services stützen oder neue Trends in der Internet- und Technologieforschung aufzeigen (aktuell wäre das zum Beispiel das Thema *Datafizierung*). Ergebnisse aktueller Forschung sind auch hilfreich,

¹ <http://www.bib-info.de/aus-fortbildung/fortbildung/bibliothekartage/2015/innovation-bibliotheken.html>

um eigene Beobachtungen von Nutzern mit existierenden Nutzerstudien zu vergleichen, damit man als Bibliothek einen Kompass hat, inwieweit man sich in die richtige Richtung entwickelt. Gerade deutsche Bibliotheken, die in vielen Bereichen eher langsamer neue Trends aufgreifen als zum Beispiel Bibliotheken aus den USA oder den skandinavischen Ländern, können durch die Rezeption aktueller Studien der Bibliotheks- und Informationswissenschaft nur gewinnen. Das ist zumindest die Perspektive der Forschung.

Die hier vorliegende Studie will herausfinden, wie hilfreich Forschungsartikel tatsächlich für Praktiker sind. Dafür wurde an einem Fallbeispiel untersucht, welche Inhalte einer Auswahl empirischer Nutzerstudien für die Arbeit in Bibliotheken hilfreich sind und welche Hemmnisse für die Rezeption durch Praktiker bestehen.²

2 Datengrundlage

Die Stichprobe umfasst 15 empirische Studien (Abrizah et al., 2014; Duke & Jordan, Ltd., 2011; Elsayed, 2016; Harley, Acord, Earl-Novell, Lawrence & King, 2010; Haustein et al., 2014; Jamali, Nicholas & Herman, 2015; Jeng, Daquing & Jlang, 2015; Jordan, 2014; Knight & Kaye, 2014; Madhusudhan, 2012; Manca & Ranieri, 2016; Nández & Borrego, 2013; Nicholas et al., 2015; Rowlands, Nicholas, Russell, Canty & Watkinson, 2011; Van Noorden, 2014), welche die Nutzung von sozialen Netzwerken und Social Media Tools im akademischen Bereich untersuchen. Während sich einige Artikel auf die Nutzung von spezifischen sozialen Netzwerken beziehen (z. B. ResearchGate oder Academia.edu), beschäftigen sich andere Untersuchungen eher generell mit der Nutzung von sozialen Netzwerken und Social Media Tools im akademischen Umfeld. Alle Artikel wurden zwischen 2010 und 2016 publiziert und beziehen sich aufeinander (Abb. 1). Die Auswahl der Artikel erfolgte im Zusammenhang mit einer aktuell noch unveröffentlichten Studie. Um eine Übersicht über den aktuellen Forschungsstand zu erlangen und eine Einordnung unserer Forschungsarbeit in diesen Kontext zu ermöglichen, wurde die jeweils untersuchte Nutzergruppe analysiert. Hierzu wurde eine Inhaltsanalyse durchgeführt, die gesammelten Daten wurden im Excel-Format gespeichert.

² Teile des vorliegenden Beitrages wurden weiterverwendet aus Greifeneder und Schlebbe (2017).

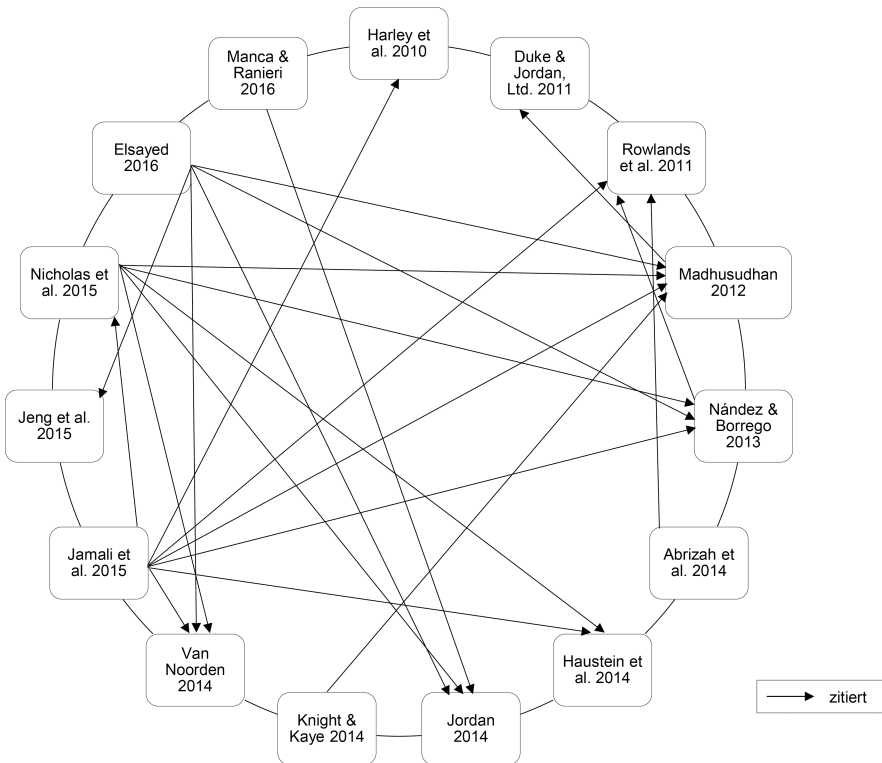


Abb. 1: Zitationsnetzwerk von 15 Artikeln zur Nutzung von sozialen Netzwerken im akademischen Bereich © Greifeneder/Schlebbe.

3 Was können Bibliotheken von diesen Studien lernen?

Soziale Plattformen wie Facebook oder Twitter sind schon lange Gegenstand der Diskussion in Bibliotheken: Soll man sich auf diesen Plattformen positionieren und wenn ja wie? Wer ist meine Zielgruppe auf Facebook oder Twitter und wozu werden diese Plattformen genutzt? Viele dieser Fragen sind immer noch offen und auch die Meinungen darüber gehen weit auseinander, wie ein Bericht des 7. Bibliotheksleitertages zusammenfasst (Schleh, 2012). Auch Weber (2014) und Koch (2015) diskutieren Vor- und Nachteile der Mitarbeit durch Bibliotheken auf sozialen Plattformen. Voirol (2015) berichtet, dass seine Einrichtung den Sprung zur Präsenz auf sozialen Plattformen bereits geschafft hat, da Mitarbeiter der Schweizer Hochschule für Gesundheitswissenschaften nun ihre

Daten in Mendeley Institutional Edition einpflegen, einer sozialen Plattform für bibliografische Daten, die von Elsevier gehostet wird. Die TIB Hannover arbeitet aktuell an der Einführung von VIVO,³ einer webbasierten Open-Source-Infrastruktur für Forschungsinformationen, die einerseits proprietäre Systeme wie Elsevier Pure ersetzen könnte, andererseits aber der ständig wachsenden Dominanz von akademischen sozialen Netzwerken wie ResearchGate oder Academia.edu entgegenwirken könnte. Es ist für Bibliotheken daher hilfreich, Studien zu sozialen Plattformen zu rezipieren, da sie bei der Konzeption und Umsetzung in der eigenen Einrichtung hilfreich wirken können.

Abrizah et al. (2014) untersuchten zum Beispiel das Verhalten und die Einstellung von Wissenschaftlern in bzw. zu akademischen sozialen Netzwerken. Sie fanden dabei heraus, dass Wissenschaftler den sozialen Netzwerken misstrauen, da diese Menschen hauptsächlich über Popularitätsindikatoren und weniger über die Qualität ihrer Forschung kategorisieren. Jüngere Wissenschaftler würden dies allerdings weniger kritisch sehen als ihre älteren Kollegen. Nicholas et al. (2015) haben ähnliche Fragen und auch sie stellten fest, dass die ältere Generation von Wissenschaftlern sich nicht darum kümmert, ob und wie sie ihre Reputation auf sozialen Netzwerken verbessern könnte, da sie bereits eine hohe Reputation aufgebaut hat. Ebenso gilt, dass die jüngere Wissenschaftlergeneration den sozialen Netzwerken weniger kritisch gegenüber steht und stattdessen die Chancen dieser Netzwerke für das eigene Reputationsmanagement sieht. Die Studie von Nicholas et al. zeigt aber auch, dass die Präsenz in sozialen Netzwerken schädlich für junge Wissenschaftler sein kann, wenn Profile nicht gepflegt werden und keine Aktivität vorhanden ist. Jamali et al. (2015) fragen, welche Aktivitäten Wissenschaftler als nützlich zur Reputationsgewinnung empfinden: Aktivitäten auf sozialen Netzwerken wurden bei dieser Studie als am wenigstens nützlich empfunden, um die eigene Forschung zu verbreiten.

Es ist für Bibliotheken hilfreich zu wissen, welche Wissenschaftlergruppe sich auf welchen Plattformen findet und welche Vorteile diese durch die Nutzung sozialer Netzwerke sieht. Vielleicht noch wichtiger ist es jedoch zu wissen, welche Gefahren sich bei der Nutzung ergeben, sowohl für die Präsenz von Bibliotheken auf sozialen Plattformen als auch für den Aufbau eigener Systeme.

Die Frage, auf welchen Plattformen sich Wissenschaftler aktuell am häufigsten ein Profil erstellen, beantworten unter anderem Haustein et al. (2014). In ihrer Studie war LinkedIn der klare Marktführer, gefolgt von Academia.edu, Mendeley und ResearchGate; die Hälfte der befragten Teilnehmer hat zudem

3 <https://www.tib.eu/de/forschung-entwicklung/open-science/>

einen Twitter-Account. Die Studie von Van Noorden (2014) zeigt ein etwas anderes Bild: In seiner Stichprobe hat sich insbesondere ResearchGate als die zentrale Anlaufstelle für Wissenschaftler etabliert, nicht zuletzt durch den von Forschern als Mehrwert empfundenen leichten Upload eigener Publikationen sowie den leichten Zugriff auf in ResearchGate bereitgestellte Werke von anderen Wissenschaftlern. Laut van Noorden ist ResearchGate unter Wissenschaftlern bekannter als Twitter und mehr Wissenschaftler nutzen häufiger ResearchGate als die früheren großen Plattformen Facebook oder LinkedIn. Seine Studie zeigt aber auch, dass nur ca. 5% der Nutzer regelmäßig ihr Profil besuchen. Zu vergleichbaren Ergebnissen kommen Jeng et al. (2015). Die Mehrheit ihrer befragten Teilnehmer erneuert die Profildaten in unregelmäßigen Abständen mehrmals im Jahr, aber sehr selten mehr als einmal im Monat. Dies sind für Bibliotheken hilfreiche Zahlen, denn vielfach geht man mit völlig falschen Kennzahlen an solche Projekte heran und wird dann für zu niedrige Aktivitätszahlen kritisiert.

4 Welche Hemmnisse gibt es für die Rezeption durch Praktiker?

Im zweiten Teil dieses Beitrags wird näher untersucht, wie detailliert Autoren ihr Forschungsdesign beschreiben; denn nur wenn Praktiker ausreichende Informationen über das Forschungsdesign haben, können sie entscheiden, ob eine Studie für ihre Nutzergruppe und ihr konkretes Problem relevant ist.

Für diese Studie wurden die Angaben innerhalb der oben aufgeführten Artikel zur verwendeten Forschungsmethode sowie zu Größe und Merkmalen der verwendeten Stichprobe (Geschlecht, Disziplin, Position und geografische Zuordnung der Studienteilnehmer) analysiert.

4.1 Verwendete Forschungsmethode

Ein Großteil der Studien ($n = 11$) arbeitete mit einem Fragebogen (online oder Printversion). Eine Untersuchung kombinierte den Fragebogen mit qualitativen Interviews und drei Studien nutzten ausschließlich qualitative Befragungsmethoden (Interviews oder Fokusgruppen). Alle Studien nutzten dabei ein *convenience sampling* oder eine Kombination von *convenience* und *snowball sampling*. Dies bedeutet, dass die Teilnehmer nach Verfügbarkeits- und nicht nach wissenschaftlichen Kriterien ausgewählt wurden, was generell kritisch gesehen werden muss (Akremi, 2014).

4.2 Größe der Stichprobe und Rücklaufquote

Vergleicht man den Stichprobenumfang der Studien, die sich auf einen Fragebogen beziehen ($n = 11 + 1$), wird deutlich (Abb. 2), dass die Anzahl der Studienteilnehmer zwischen 51 (Jordan, 2014) und 6 139 (Manca & Ranieri, 2016) schwankt. Mit einem Teilnehmerdurchschnitt von 1 143 gibt es nur drei Studien, die mehr als 1 000 Personen befragt haben (Rowlands et al., 2011; Van Noorden, 2014; Manca & Ranieri, 2016). Bezogen auf den Umfang der Stichproben zeigt sich also ein sehr heterogenes Bild.

Zusätzlich zur Größe der Stichprobe werden die Rücklaufquoten der Befragungen verglichen (Abb. 3). Bei der Rücklaufquote zählt man, wie viele Personen zur Teilnahme aufgefordert wurden und wie viele tatsächlich an der Studie teilgenommen haben. Umso höher die Rücklaufquote, desto besser die Validität der Studie. Während drei Artikel keine Angaben zur Rücklaufquote enthalten (Duke & Jordan, Ltd., 2011; Jeng et al., 2015; Knight & Kaye, 2014), variiert die Quote der anderen Studien zwischen 3 % (Van Noorden, 2014) und 100 % (Madhusudhan, 2012).

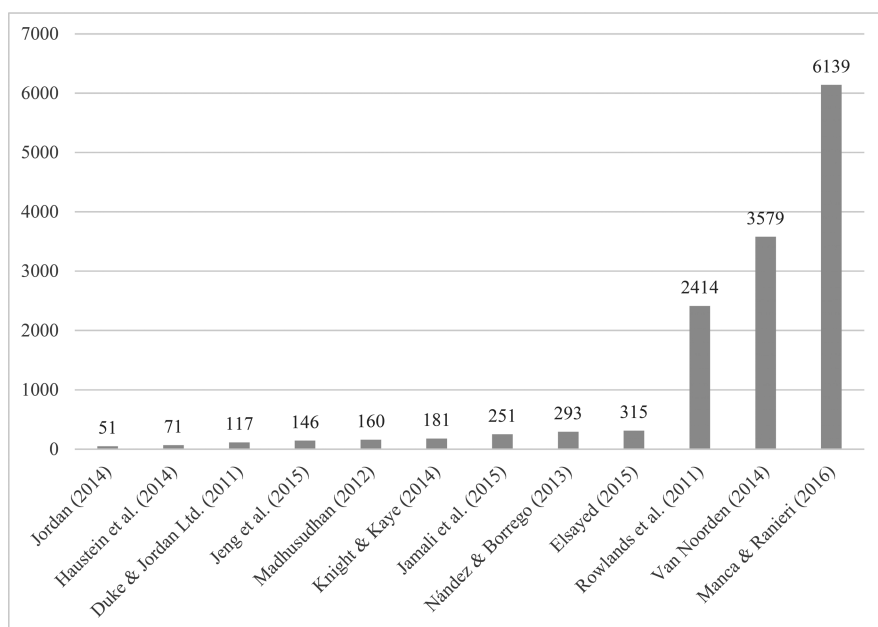


Abb. 2: Samplegröße von n Teilnehmern (y-Achse) in 12 Fragebogenstudien
© Greifeneder/Schlebbe.

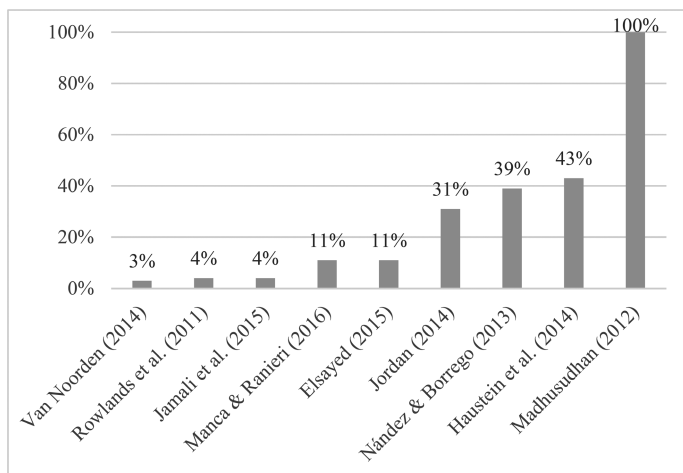


Abb. 3: Rücklaufquoten der quantitativen Befragungen © Greifeneder/Schlebbe.

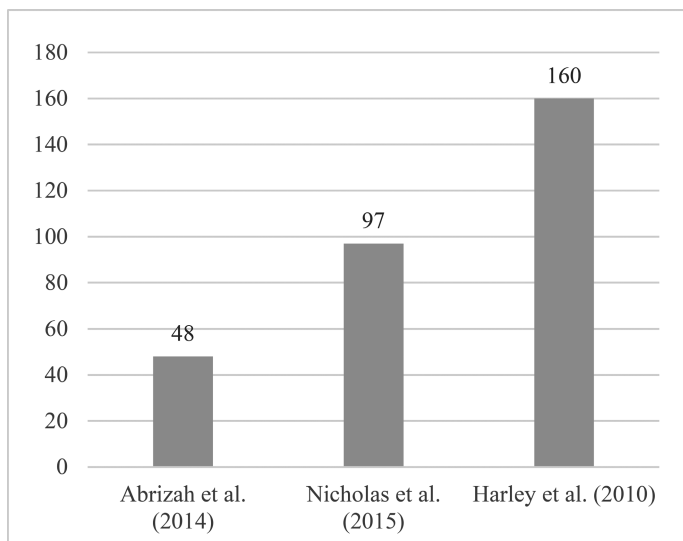


Abb. 4: Teilnehmerzahlen der qualitativen Befragungen © Greifeneder/Schlebbe.

Die Untersuchung, die methodisch Fragebogen und qualitative Interviews kombinierte (Duke & Jordan, Ltd., 2011), liefert keine Informationen zur Zahl der Interviewteilnehmer.

Die Teilnehmerzahlen der qualitativen Studien sind generell niedriger, umfassen aber ebenfalls ein breites Spektrum (Abb. 4). Während Abrizah et al.

(2014) Fokusgruppen mit insgesamt 48 Teilnehmern durchführten, schließt die Studie von Harley et al. (2010) insgesamt 160 Teilnehmer ein. Davon entfallen 132 Teilnehmer auf Einzelinterviews und 28 Teilnehmer auf 9 durchgeführte Fokusgruppen.

4.3 Eigenschaften der Stichprobe

4.3.1 Angaben zum Geschlecht der Probanden

Keinerlei Angaben zum Geschlecht der Studienteilnehmer machen 8 von 15 Studien (Tab. 1).

Tab. 1: Angaben zum Geschlecht der Probanden.

Studie	Angaben zum Geschlecht
Abri zah et al. (2014)	weiblich (22 [= 45.83 %]), männlich (26 [= 54.17 %])
Duke & Jordan, Ltd. (2011)	Keine Angabe
Elsayed (2015)	weiblich (30 %), männlich (70 %)
Harley et al. (2010)	Keine Angabe
Haustein et al. (2014)	weiblich (33.8 %), männlich (63.4 %), keine Angabe (2.8 %)
Jamali et al. (2015)	weiblich (71 = 28.5 %), männlich (178 = 71.5 %)
Jeng et al. (2015)	männlich (94 = 64 %)
Jordan (2014)	Keine Angabe
Knight & Kaye (2014)	Keine Angabe
Madhusudhan (2012)	weiblich (40 %), männlich (60 %)
Manca & Ranieri (2016)	weiblich (39.3 %), männlich (60.7 %)
Nández & Borrego (2013)	Keine Angabe
Nicholas et al. (2015)	Keine Angabe
Rowlands et al. (2011)	Keine Angabe
Van Noorden (2014)	Keine Angabe

Eine Studie (Jeng et al., 2015) liefert nur Informationen zu einem Geschlecht, so- dass die Zuordnung der Teilnehmer zu anderen Kategorien unklar bleibt, wenn man annimmt, dass mehr als zwei Geschlechtszugehörigkeiten existieren.

4.3.2 Angaben zur Forschungsdisziplin der Probanden

Ein weiteres untersuchtes Merkmal war die fachliche Ausrichtung der Befrag- ten. Die Studie von Knight und Kaye (2014) wurde von dieser Analyse ausge- schlossen, da keine Informationen über die Forschungsdisziplin verfügbar wa- ren. Während sich eine weitere Studie auf eine einzige Forschungscommunity



Abb. 5: Word cloud zu den fachlichen Disziplinen im Sample © Greifeneder/Schlebbe.

konzentrierte (Haustein et al., 2014), untersuchten die anderen Studien ein breiteres Spektrum an fachlichen Ausrichtungen. Der Detaillierungsgrad der fachlichen Auffächerung variierte jedoch deutlich. So geben Rowlands et al. (2011) an, dass ihr Sample alle fachlichen Disziplinen abdeckt, und Duke & Jordan, Ltd. (2011) beschreiben ihre Teilnehmer als „*a reasonably balanced sample of staff across a range of research disciplines*“ (S. 13). Andere Studien erwähnen nur die Disziplinen, die am häufigsten genannt wurden (Elsayed, 2015; Jamali et al., 2015; Jeng et al., 2015). Und während einige Studien nur zwischen den zwei großen Kategorien *sciences* und *social sciences* unterscheiden (Abrizah et al., 2014; Madhusudhan, 2012), nennen andere bis zu sieben verschiedene fachliche Ausrichtungen (Harley et al., 2010).

Ein weiteres Problem ist die unpräzise Bezeichnung von akademischen Disziplinen. Abbildung 5 zeigt eine *word cloud* mit allen Begriffen, die in den Artikeln im Zusammenhang mit akademischen Disziplinen und Fächern verwendet wurden. Aufgrund unterschiedlicher Kombinationen, variierender Benennungen und verschiedener Abstraktionsgrade wurden nur wenige Begriffe mehr als einmal verwendet. Diese Tatsache erschwert es, die Ergebnisse der Studien auf die eigene Einrichtung zu übertragen.

4.3.3 Angaben zur beruflichen Position der Probanden

Das gleiche Problem unpräziser Bezeichnungen tritt im Bereich der Angaben zur beruflichen Position der Befragten auf. Auch hier muss eine Studie (Row-

Madhusudhan, 2012). Während einige Studien die Teilnehmer in zwei weit-gefasste Kategorien einteilten (u. a. Abrizah et al., 2014), nutzten andere bis zu zwölf verschiedene Bezeichnungen (Haustein et al., 2014). Beinahe alle Studien, die unterschiedliche berufliche Positionen abdeckten, zeigten eine mehr oder weniger starke Tendenz zu einer spezifischen hierarchischen oder beruflichen Position: So bezeichneten sich beispielsweise in der Studie von Elsayed (2015) 37 % der Teilnehmer als Professoren, aber nur 3 % als Master- oder Bachelorstudierende. Demgegenüber befragten Knight und Kaye (2014) 137 Bachelorstudierende, aber nur 26 Teilnehmer aus dem Bereich des wissenschaftlichen Personals.

Die akademische Position der Studienteilnehmer stellt gerade für wissenschaftliche Bibliotheken als Rezipienten eine wichtige Information dar. Fehlende oder unpräzise Angaben an dieser Stelle sind also ebenfalls ein Hemmnis.

4.3.4 Angaben zur geografischen Zuordnung der Probanden

Zuletzt wurde die geografische Abdeckung der Studien verglichen. Zwei Studien machen dabei keinerlei Angaben zur Länderzugehörigkeit der Studienteilnehmer (Haustein et al., 2014; Jeng et al., 2015). Acht Studien befragten Forscher aus einem Land, zwei Studien umfassten Teilnehmer aus bis zu sechs

Tab. 2: Geografische Abdeckung der Studien.

Studie	Geografische Zuordnung
Abrizah et al. (2014)	Malaysia
Duke & Jordan, Ltd. (2011)	U. K.
Elsayed (2015)	Ägypten, Saudi Arabien, Jordanien, Marokko, Tunesien, Vereinigte Arabische Emirate
Harley et al. (2010)	U. S.
Haustein et al. (2014)	Keine Angabe
Jamali et al. (2015)	25 Länder (Europa)
Jeng et al. (2015)	Keine Angabe
Jordan (2014)	U. K.
Knight & Kaye (2014)	U. K.
Madhusudhan (2012)	Indien
Manca & Ranieri (2016)	Italien
Nández & Borrego (2013)	Katalonien/Spanien
Nicholas et al. (2015)	Polen, Frankreich, Spanien, Schweiz
Rowlands et al. (2011)	215 Länder
Van Noorden (2014)	95 Länder

verschiedenen Ländern (Elsayed, 2015; Nicholas et al., 2015) und drei Studien deckten 25 oder mehr Länder ab – allerdings ohne diese speziell zu benennen (Jamali et al., 2015; Rowlands et al., 2011; Van Noorden, 2014). Tabelle 2 zeigt die geografische Abdeckung aller Studien im Detail.

Auch geografische und kulturelle Hintergründe müssen bei der Rezeption von Studien bedacht werden. Wenn aber solche Informationen fehlen oder nur teilweise gegeben sind, wird auch hier ein Vergleich mit der eigenen Nutzergruppe problematisch.

5 Fazit

Dieser Artikel hinterfragt, wie hilfreich wissenschaftliche Artikel für Praktiker tatsächlich sind. Er zeigt auf, dass Praktiker aus den Ergebnissen der Studien viel für die tägliche Arbeit übernehmen können und Forschungsartikel somit hilfreich bei der Konzeptentwicklung und Umsetzung neuer Projekte sind. Gleichzeitig zeigt der Artikel aber auch, dass die Autoren dieser Studien oftmals stark variierende Begriffe für ähnliche bis identische Nutzergruppen verwenden (Beispiel berufliche Positionen oder Disziplinen) und zum Teil wichtige Informationen zu Geschlecht, regionaler Herkunft oder Rücklaufquote nicht aufführen. Es sei an dieser Stelle darauf hingewiesen, dass die Aussagen dieser Studie kein schlechtes Licht auf die zitierten Studien und ihre Verfasser werfen sollen. Stattdessen ist wohl davon auszugehen, dass auch 15 andere Studien hätten ausgewählt werden können und man auf vergleichbare Probleme gestoßen wäre: Fehlende oder unpräzise Angaben zum Forschungsdesign stellen ein generelles Problem im Forschungsumfeld dar.

Es ist bereits für Wissenschaftler, die tagtäglich mit Forschungsartikeln arbeiten, schwierig, die Studien in einen korrekten Bezug zueinander zu stellen, wenn die Beschreibungen der Studien mangelhaft sind. Für Praktiker macht diese Praxis die Lektüre von Forschungsartikeln oftmals zu einer wenig hilfreichen Tätigkeit, da es schwierig ist, einzuschätzen, ob und inwieweit die Studienergebnisse auf die eigene Einrichtung übertragbar sind.

Forschung und Praxis kommen nicht ohne einander aus. Eine Einrichtung, die nur auf den eigenen Erfahrungen aufbaut und sich nicht damit auseinandersetzt, was national und international in der Forschung passiert, wird sich in der neuen Informationswelt, in der Bibliotheken als Einrichtungen nicht mehr fest gesetzt sind, nicht halten können. Gleichfalls werden Forschungsergebnisse von Praktikern zu Recht nicht rezipiert, solange Wissenschaftler nicht eindeutiger beschreiben, *wen* und *was* sie *wie* untersucht haben.

Wissenschaftliche Studien sind von großem Nutzen für die bibliothekarische Praxis – aber nur wenn klar ist, inwieweit sie für die eigene Einrichtung und die eigene Problemstellung relevant sind.

Literatur

- Abrizah, A., Badawi, F., Zohorian-Fooladi, N., Nicholas, D., Jamali, H. R. & Norliya, A. K. (2014). What scholarly channels and resources do authors trust to read, cite and publish in? A Malaysian study. In A. Noorhidawati et al. (Hrsg.), *Library: Our story, our time, our future: Proceedings of the 5th International Conference on Libraries, Information and Society (ICoLIS) 2014* (S. 245–262). Abgerufen von https://www.researchgate.net/publication/268983862_What_scholarly_channels_and_resources_do_authors_trust_to_read_cite_and_publish_in_A_Malaysian_study
- Akreml, L. (2014). Stichprobenziehung in der qualitativen Sozialforschung. In N. Baur & J. Blasius (Hrsg.), *Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung* (S. 265–282). Wiesbaden: Springer VS.
- Duke & Jordan, Ltd. (2011). *Social networking sites and their role in scholarly communications: A study for the Centre for Research Communications*. University of Nottingham. Abgerufen von http://crc.nottingham.ac.uk/projects/rsc/Social_Networking_Report-Duke&Jordan.pdf
- Elsayed, A. M. (2016). The use of academic social networks among Arab researchers: A survey. *Social Science Computer Review*, 34(3), 378–391. doi:10.1177/0894439315589146
- Greifeneder, E. & Schlebbe, K. (2017). Apples vs oranges or two fruits?: Level of detail in literature reviews. In *iConference 2017 Proceedings*, S. 525–541. doi:10.9776/17226
- Harley, D., Acord, S. K., Earl-Novell, S., Lawrence, S. & King, C. J. (2010). *Assessing the future landscape of scholarly communication: An exploration of faculty values and needs in seven disciplines*. Berkeley, CA: University of California Center for Studies in Higher Education.
- Haustein, S., Peters, I., Bar-Ilan, J., Priem, J., Shema, H. & Terliesner, J. (2014). Coverage and adoption of altmetrics sources in the bibliometric community. *Scientometrics*, 101(2), 1145–1163. doi:10.1007/s11192-013-1221-3
- Jamali, H. R., Nicholas, D. & Herman E. (2015). Scholarly reputation in the digital age and the role of emerging platforms and mechanisms. *Research Evaluation*, 25(1), 37–49. doi:10.1093/reseval/rvv032
- Jeng, W., Daquing, H. & Jlang, J. (2015). User participation in an academic social networking service: A survey of open group users on Mendeley. *Journal of the Association for Information Science and Technology*, 66(5), 890–904. doi:10.1002/asi.23225
- Jordan, K. (2014). Academics and their online networks: Exploring the role of academic social networking sites. *First Monday*, 19(11). doi:10.5210/fm.v19i11.4937
- Knight, C. G. & Kaye, L. K. (2014). “To tweet or not to tweet?": A comparison of academics' and students' usage of Twitter in academic contexts. *Innovations in Education and Teaching International*, 53(2), 145–155. doi:10.1080/14703297.2014.928229
- Koch, R. (2015). Es zwitschert Zeile um Zeile. *BIT online*, 18(2), 204–206. Abgerufen von <http://www.b-i-t-online.de/heft/2015-02-reportage-koch.pdf>

- Madhusudhan, M. (2012). Use of social networking sites by research scholars of the University of Delhi: A study. *International Information & Library Review*, 44(2), 100–113. doi:10.1016/j.iilr.2012.04.006
- Manca, S. & Ranieri, M. (2016). “Yes for sharing, no for teaching!”: Social media in academic practices. *The Internet and Higher Education*, 29, 63–74. doi:10.1016/j.iheduc.2015.12.004
- Nández, G. & Borrego, Á. (2013). Use of social networks for academic purposes: A case study. *Electronic Library*, 31(6), 781–791. doi:10.1108/EL-03-2012-0031
- Nicholas, D., Herman, E., Jamali, H. R., Bravo, B. R., Boukacem-Zeghmouri, C., Dobrowolski, T. & Pouchot, S. (2015). New ways of building, showcasing, and measuring scholarly reputation. *Learned Publishing*, 28(3), 169–183. doi:10.1087/20150303
- Rowlands, I., Nicholas, D., Russell, B., Canty, N. & Watkinson, A. (2011). Social media use in the research workflow. *Learned Publishing*, 24(3), 183–195. doi:10.1087/20110306
- Schleh, B. (2012). Facebook sorgt für scharfe Diskussion: Risiken und Chancen sozialer Netzwerke; Innovations-Galerie kommt beim 7. Bibliotheksleitertag in Frankfurt am Main gut an. *BuB – Forum Bibliothek und Information*, 64(1), 17. Abgerufen von <http://b-u-b.de/archiv/>
- Schuldt, K. (2014). *Bibliotheken erforschen ihren Alltag: Ein Plädoyer* (2. Aufl.). Berlin: Simon Verlag für Bibliothekswissen.
- Van Noorden, R. (2014). Online collaboration: Scientists and the social network. *Nature*, 512, 126–129. doi:10.1038/512126a
- Voirol, C. (2015). Mendeley Institutional Edition (MIE) als Plattform für die Verwaltung und Auswertung wissenschaftlicher Literatur in der Medizin. *BIT online*, 18(5), 414–416. Abgerufen von <http://www.b-i-t-online.de/heft/2015-05/fachbeitrag-voirol.pdf>
- Weber, H. (2014). Große Vorteile – aber noch größere Vorbehalte: Social Reading als Plattform des wissenschaftlichen Austausches. *BuB – Forum Bibliothek und Information*, 66(10), 697. Abgerufen von <http://b-u-b.de/archiv/>
- Wimmer, U. (2015). Es gibt nichts Praktischeres als eine gute Theorie! Ein Plädoyer für mehr Theorie in der Bibliotheksarbeit. *o-bib, Das offene Bibliotheksjournal*, 2(3), 81–88. doi:10.5282/o-bib/2015H3S81-88

Alle Internetquellen wurden zuletzt am 09. 01. 2017 aufgerufen.

Roswitha Poll

Statistik bei Museen und Bibliotheken

Ein Vergleich

Abstract: Museen wie Bibliotheken sammeln, erhalten und vermitteln das kulturelle Erbe und propagieren ihre Sammlungen durch Erschließung und Digitalisierung. Beide Institutionen versuchen, Informationen zu vermitteln und den Erwerb von Wissen und Fähigkeiten zu fördern. Wenn Museen also Statistiken ihrer Tätigkeiten erheben, müssten die Daten nicht denen der Bibliotheksstatistik ähnlich sein? Der Artikel beschreibt Gemeinsamkeiten und Unterschiede in Aufgaben und Berichtswesen beider Institutionen, wie sie bei der Erstellung internationaler Normen sichtbar wurden.

1 Einleitung

In Bibliotheken wie Museen werden verlässliche Daten zu Ressourcen, Diensten und Nutzung für unverzichtbar gehalten, wenn Leistung und Wirkung beider Institutionen nachgewiesen und bewusst gemacht werden sollen. Dennoch haben sich nationale und internationale Festlegungen auf bestimmte Statistiken im Bibliotheksbereich erheblich früher entwickelt als im Museumsbereich.

Quantitative and qualitative data about library services, library use and library users are essential for revealing and confirming the outstanding value that libraries provide. (International Federation of Library Associations and Institutions, 2010, Absatz 3)

Museums – like many other non-profits – are today under pressure to provide a greater quantity of hard data about the ways in which their resources are being used and in what measure their stated program goals are actually being met. (Weil, 1994, S. 341)

2 Entstehen einheitlicher Bibliotheksstatistik

In Deutschland wurde bereits 1901 vom Verein Deutscher Bibliothekare eine jährliche Betriebsstatistik für Wissenschaftliche Bibliotheken beschlossen, die ab 1902 im Jahrbuch der Deutschen Bibliotheken erschien, ab 1973 selbstständig. Die Deutsche Bibliotheksstatistik (DBS) startete 1901/02 mit nur 29 Teil-

nehmern (Wickert, 1986, S. 85); heute umfasst sie rund 10 000 Bibliotheken, darunter seit 2008 auch österreichische Bibliotheken. Die DBS ist weitgehend ausgerichtet an der internationalen Norm für Bibliotheksstatistik.

Für die internationale Normung im Rahmen der ISO (International Organization for Standardization) wurde das Thema Bibliotheksstatistik Anfang der 1970er Jahre aufgegriffen. Die erste Norm, ISO 2789, erschien 1974 (International Organization for Standardization, 1974). Sie beschrieb auf 4 Seiten nur 13 (!) zu erhebende Daten. Die erste Revision zog sich bis 1991 hin; danach wurde – bedingt durch die raschen Veränderungen im Bibliothekswesen – die Norm in immer kürzeren Abständen erneuert (2003, 2006), zuletzt 2013 (International Organization for Standardization, 2013). Während die erste Version nur die traditionelle Bibliothek mit ihren gedruckten Sammlungen und ihren Ausleihdiensten kannte, sind in die weiteren Versionen mehr und mehr die digitalen Medien und Services integriert worden. Die neueste Revision 2013 berücksichtigt nun auch die Präsenz der Bibliotheken in sozialen Medien, den stark wachsenden Bereich der Dienste für mobile Endgeräte und die speziellen Leistungen, vor allem der Öffentlichen Bibliotheken, für Nutzergruppen mit besonderen Bedarfen.

Die Norm wird gepflegt im Rahmen von ISO/TC 46 Information and documentation, SC 8 Quality – statistics and performance evaluation. ISO 2789 bietet die Grundlage für die Normen mit den weiteren Methoden der Evaluierung von Bibliotheken wie Leistungsmessung und Wirkungsermittlung.

ISO 2789 versucht, alle Bibliothekstypen und deren Dienste zu erfassen. Wichtigstes Ziel ist es, die zu erfassenden Daten so eindeutig zu definieren und die jeweilige Methode der Datensammlung so exakt zu beschreiben, dass bei der Anwendung der Norm verlässliche und vor allem vergleichbare Statistiken entstehen, die national oder sogar international zusammengeführt werden können. Die Norm wird zwar nicht häufig vollständig angewendet, hat aber die nationalen Bibliotheksstatistiken in aller Welt ganz wesentlich beeinflusst. In den meisten Ländern, die eine offizielle Bibliotheksstatistik führen, ist diese mehr oder weniger an ISO 2789 ausgerichtet.

Eine globale Bibliotheksstatistik gibt es leider nicht. Als die UNESCO 2005 endgültig ihre Publikationen weltweiter Bibliotheksstatistiken beendete, versuchten ein Jahr später drei Partner (die Statistik-Sektion der IFLA, das UNESCO-Institut für Statistik in Montreal und das schon erwähnte ISO-Komitee ISO/TC 46 SC 8), eine international anwendbare Kurzstatistik für Bibliotheken zu erstellen. Die Statistik, auf die man sich einigte, beruhte auf ISO 2789, enthielt aber nur 20 Fragen (Ellis et al., 2009). Sie wurde in Lateinamerika getestet und auf einer Postkonferenz der IFLA 2008 vorgestellt. Zu der erhofften Anwendung durch die UNESCO kam es aber nicht – aus finanziellen Gründen.

3 Entwicklung einheitlicher Museumsstatistik

Eine Museumsstatistik auf nationaler Ebene wird heute in vielen Ländern erhoben, meist seit dem Ende des 20. Jahrhunderts. In Deutschland erfragt das Institut für Museumsforschung in Berlin seit 1981 statistische Daten von zunächst etwa 2 200, heute über 6 000 Museen (Institut für Museumsforschung [Berlin], 2015). Die anfänglich auf Benutzungszahlen beschränkte Umfrage wurde mehr und mehr erweitert. Statistische Erhebungen von Museen berücksichtigten fast überall neben Zahlen zu Finanzen, Personal und Ausstattung vor allem Daten zu Museumsbesuchen. Besuche stellen die überwiegende Form der Nutzung dar und werden daher meist sehr differenziert – auch nach Nutzergruppen – erfasst und als wichtiges Qualitätskriterium für ein Museum gesehen.

Das Institut für Museumsforschung gab auch die Anregung für die europäische Zusammenarbeit in der Museumsstatistik, indem es seit 1995 eine jährliche Konferenz dazu in Berlin organisierte. Aus dieser Konferenz entstand die europäische Arbeitsgruppe EGMUS (European Group on Museum Statistics), die seit über 10 Jahren museumsbezogene Statistiken mit Hilfe eines standardisierten Fragebogens sammelt. Eine Übersicht über die Statistiken aus 23 europäischen Ländern wurde 2004 erstmals veröffentlicht (Hagedorn-Saupe & Ermert, 2004). Ein Jahr später veröffentlichte MLA (Museums, Libraries and Archives Council) Grunddaten zu Bibliotheken, Archiven und Museen in England (Greenwood et al., 2006); die Statistik wurde aber nicht weitergeführt. In den USA wird bisher keine (gemeinsame) Museumsstatistik erhoben.

Insgesamt weichen die verschiedenen nationalen Museumsstatistiken in aller Welt doch stark voneinander ab und eine Übereinkunft auf internationaler Ebene gab es – außer in Europa – bis vor kurzem nicht. Deshalb griff das ISO-Komitee ISO/TC 46/SC 8 in Analogie zur Bibliotheksstatistik das Thema auf. Es wurde eine spezielle Arbeitsgruppe für Museumsstatistik mit Mitgliedern aus acht Ländern eingesetzt, die im Januar 2013 mit ihrer Arbeit begann. Geleitet wurde die Gruppe von Prof. Dr. Monika Hagedorn-Saupe vom Institut für Museumsforschung. Im März 2016 ist die Norm ISO 18461 erschienen (International Organization for Standardization, 2016), sodass jetzt eine Grundlage für vergleichbare Statistiken in allen Ländern vorhanden ist.

4 Aufgabendefinition für Bibliotheken und Museen

ICOM (International Council of Museums) definiert ein Museum so:

A museum is a non-profit, permanent institution in the service of society and its development, open to the public, which acquires, conserves, researches, communicates and exhi-

bits the tangible and intangible heritage of humanity and its environment for the purposes of education, study and enjoyment. (International Council of Museums, ICOM, 2007, Absatz 2)

Die ISO-Norm zur Bibliotheksstatistik nennt als Zweck einer Bibliothek:

[...] to facilitate the use of such information resources, services and facilities as are required to meet the informational, research, educational, cultural or recreational needs of its users. (International Organization for Standardization, 2013, Absatz 2.1.6)

In der Fußnote dazu wird vermerkt, dass diese Vermittlung von Information sowohl durch Aufbau und Pflege von Sammlungen als auch durch Organisation des Zugangs zu anderswo verfügbarer Information geschehen kann.

Die allgemeine Auftragsbeschreibung von Museen und Bibliotheken zeigt also einige Übereinstimmungen: Beide sammeln, erschließen und/oder vermitteln nicht-kommerziell das kulturelle Erbe, und zwar sowohl für Ausbildung und Forschung wie für die schlichte Unterhaltung. Bei den Aufgaben, die mit Sammlung, Erhaltung und Digitalisierung des kulturellen Erbes verbunden sind, stehen Museen und Bibliotheken mit wertvollen Sammlungen oder Pflichtexemplar-Recht nahe beieinander. Die Berücksichtigung der Freizeitinteressen der Benutzer dagegen lässt Museen und Öffentliche Bibliotheken als ähnlich erscheinen.

Bibliotheken und Museen zeigen – zeitversetzt – eine durchaus vergleichbare Entwicklung in der Wahrnehmung ihrer Aufgaben. Die Sammlung, Erschließung und Aufbewahrung bestimmter Materialien oder Dokumente stand lange im Mittelpunkt. Die Bedeutung einer Bibliothek wurde häufig mit der Größe ihres Bestandes gleichgesetzt. Bibliotheken begannen etwa in den 1980er Jahren, die Interessen ihrer Benutzer stärker in den Mittelpunkt zu stellen: Benutzerforschung, Freihandmagazine, Benutzerschulung usw. wurden wichtig. Heute ist sogar die Bibliothek ohne eigene Sammlungen vorstellbar, die lediglich Benutzer und vorhandene Information zusammenführt.

Die Entwicklung in den Museen vollzog sich ähnlich. 2002 beschrieb Stephen Weil, ein bekannter Museumsexperte, eine Metamorphose der Museen innerhalb von wenig mehr als einer Generation:

[...] from an institution that's turned primarily inward and concerned above all with the growth, care and study of its collection to an institution that's turned primarily outward – an institution striving, above all, to provide a range of educational and other public services to the individuals and communities that constitute its target audience. (Weil, 2002, S. 2)

Museen wie Bibliotheken arbeiten heute stark benutzerorientiert und engagieren sich im pädagogischen Bereich mit Veranstaltungen, die den Erwerb von Wissen und Fähigkeiten fördern. Beide nutzen mehr und mehr auch die Möglichkeiten des Internets für das Propagieren ihrer Ressourcen und Aufgaben.

5 Gemeinsamkeiten und Unterschiede

Ein Vergleich der beiden ISO-Normen für Bibliotheks- und Museumsstatistik ergibt dann auch zunächst manche Ähnlichkeiten. Die Museumsnorm ist in ihrer Gliederung an der Bibliotheksnorm ausgerichtet:

- Arten von Museen (nach Sammlungsschwerpunkt)
- Museen nach Trägerschaft
- Dienstleistungen und deren Nutzung
- Sammlungen und darauf bezogene Prozesse
- Zugang, Ausstattung, Raum
- Einkommen und Ausgaben
- Management (Bestandserhaltung, Digitalisierung)
- Mitarbeiter

Aber es gibt auch ganz wesentliche Unterschiede in den Strukturen, den Sammlungen und den Dienstleistungen. Ein Vergleich zwischen den Ressourcen, Leistungen und der Art der Nutzung soll dies verdeutlichen.

6 Fazit – Relevanz der Museumsstatistik für Bibliotheken

Einige Aspekte der neuen Museumsstatistik können auch für die Statistik in Bibliotheken von Interesse sein, so z. B. die differenzierte Erfassung von Nutzergruppen bei Veranstaltungen, Programmen und Besuchen. Die im Anhang der Norm ISO 18461 angebotene Systematik für Museumsbestände kann für Materialien in Bibliotheken genutzt werden, die nicht als Dokumente, sondern eher als Gegenstände zu bezeichnen sind.

Vor allem aber ist die Kenntnis der oben beschriebenen Unterschiede und Gemeinsamkeiten in der Sammlungstätigkeit, der Erschließung des Sammelgutes und den Nutzungsformen notwendig und sinnvoll für die wachsende Zahl kooperativer Projekte zwischen Bibliotheken und Museen. Dabei ist nicht nur an Ausstellungen und Veranstaltungen zu denken, sondern vor allem auch an die Präsentation des kulturellen Erbes im Netz. Immer häufiger werden zu bestimmten Themen, Ereignissen oder Orten unterschiedlichste Materialien in digitaler Form zusammengestellt. Solche neu entstehenden Sammlungen werden mehr und mehr auch für die Nutzung über mobile Geräte formatiert.

Bei diesen Projekten sind häufig auch Archive beteiligt, die als dritter „Partner“ ebenfalls einen Teil des Kulturguts sammeln und bewahren. Für die

Tab. 1: Gemeinsamkeiten und Unterschiede.

Museen		Bibliotheken
Sammlungen	<p>Sammlungs-objekte</p> <p>Seltenheit der Objekte</p>	<p>Die Sammlungsobjekte sind größtenteils homogen: Texte und Bilder auf Papier und anderen Materialien.</p> <p>Die Objekte sind weitgehend Massenprodukte und daher in vielfachen Exemplaren in Bibliotheken vorhanden. Daher ist bei der Aussonderung, aber auch bei der Bestandserhaltung und Digitalisierung Kooperation möglich. Es gibt aber auch Sammlungen mit zahlreichen Unikaten (Handschriften, Gelegenheitsdrucke usw.), vor allem in Forschungs- und Pflichtexemplarbibliotheken.</p> <p>Ausleihe, Nutzung innerhalb der Bibliothek oder elektronische Nutzung.</p>
Anbieten der Sammlungen für die Nutzung	<p>Durch Dauerausstellung oder Sonderausstellung: Die Besucher können die Objekte betrachten, ggf. auch hören, anfassen oder riechen.</p> <p>Die Sammeltätigkeit richtet sich nach der definierten Aufgabe des Museums, z. B. die Geschichte einer Kommune zu dokumentieren. Die Wünsche der Besucher werden weniger bei der Auswahl als bei der Präsentation der Bestände berücksichtigt.</p>	<p>Meist nutzungsorientiert: Die aktuellen Bedarfe der jeweiligen Klientel, z. B. Kinder in einem Stadtbezirk oder Studierende einer Hochschule, sind entscheidend für Inhalt und Art der gesammelten Dokumente. Nur in Bibliotheken mit bestimmten festgelegten Sammelgebieten wird auch unabhängig vom Nutzerbedarf gesammelt.</p>
Katalogisierung	<p>Die Objekte bringen bei der Erwerbung normalerweise keine individuelle Beschreibung mit. Die Erschließung fängt bei null an. Wie die Objekte sind auch ihre Beschreibungen meist „Unikate“. Auch wenn ein Teil der Dokumentation bei mehreren Objekten gleich sein kann (z. B. Provenienz oder Entstehungsdatum), sind fast immer weitergehende, teils auch wissenschaftliche Recherchen notwendig.</p>	<p>Titelaufnahmen sind übernehmbar: Ein wesentlicher Teil der neuen Dokumente enthält bereits die Beschreibung, die vom Autor/Verlag vorgegeben wird. Auch Mehrfachexemplare in Bibliotheken ermöglichen die Titelübernahme.</p>
Digitalisierung	<p>Digitale Kopien können im Allgemeinen nicht das Erleben der physischen Sammlung ersetzen.</p>	<p>Eine digitale Kopie kann ausreichen, wenn nur Texte oder Bilder benötigt werden.</p>

Tab. 1 (fortgesetzt)

Museen		Bibliotheken
Benutzung	Primäre Nutzergruppe	Meist eine klar definierte Gruppe: z. B. die Einwohner einer Kommune oder Studierende und Personal einer Hochschule. Manche Wissenschaftliche Bibliotheken dienen ganz allgemein der Forschung.
	Aktivitäten der Benutzer	Besucher suchen häufig ganz bestimmte Medien oder auch Information zu einem bestimmten Thema.
	Zweck des Besuchs	Information suchen, lesen, lernen. Die Inhalte der Medien werden benötigt, meist Texte. Das Äußere der Medien ist nur selten wichtig (z. B. bei Rara).
	Besuche	Bibliotheksbesucher sind zum größeren Teil häufige Besucher, vor allem bestimmte Gruppen (Kinder, Studierende, Senioren).
	Ausstellungen	Ausstellungen sind in Bibliotheken ein Mittel, um den Bestand bekanntzumachen, gehören aber nicht zu den Kernaufgaben.
Bestands- erhaltung	Auswahl	Mehrfachexemplare der Medien erlauben eine kooperative Bestandserhaltung (Digitalisierung, Massensäuerung).
	Methoden	Methoden der Massenkonservierung sind anwendbar, da viele Medien in Material und Struktur homogen sind.
Kulturelle Aufgaben	Bildungsaufgabe	Benutzer können neue Fähigkeiten erwerben durch systematische Schulungen in Informations- und IT-Kompetenz.
	Forschung	Forschung ist keine essenzielle Aufgabe der Mitarbeiter; sie ist vor allem in Bibliotheken mit Rara-Beständen oder Spezialsammlungen wichtig.

Zusammenarbeit der drei kulturellen Institutionen ist es sicher dienlich, dass derzeit auch für die Archive eine internationale Statistiknorm, die ISO/NP 19580, in Bearbeitung ist (International Organization for Standardization, 2014).

Literatur

- Ellis, S., Heaney, M., Meunier, P. & Poll, R. (2009). Global library statistics. *IFLA Journal*, 35(2), 123–130.
- Greenwood, H., Maynard, S. & Museums, Libraries and Archives Council. (2006). *Digest of Statistics for museums, libraries and archives 2005*. Abgerufen von <http://www.lboro.ac.uk/microsites/infosci/lisu/downloads/digest05.pdf>
- Hagedorn-Saupe, M. & Ermert, A. (Hrsg.). (2004). *A guide to European museum statistics*. (Materialien aus dem Institut für Museumskunde, Sonderheft 3). Abgerufen von http://www.egmus.eu/fileadmin/statistics/Dokumente/A_guide_to-European_Museum_Statistics.pdf
- Institut für Museumsforschung (Berlin). (2015). *Statistische Gesamterhebung an den Museen der Bundesrepublik Deutschland für das Jahr 2014*. (Materialien aus dem Institut für Museumsforschung, 69). Berlin. Abgerufen http://www.smb.museum/fileadmin/website/Institut/Institut_fuer_Museumsforschung/Publikationen/Materialien/mat69.pdf
- International Council of Museums. (2007). *Museum definition*. Abgerufen von <http://icom.museum/the-vision/museum-definition/>
- International Federation of Library Associations and Institutions. (2010). *IFLA Library Statistics Manifesto*. Abgerufen von <http://www.ifla.org/files/assets/statistics-and-evaluation/publications/library-statistics-manifesto-en.pdf>
- International Organization for Standardization. (1974). *ISO 2789:1974: Information and documentation – International library statistics*.
- International Organization for Standardization. (2013). *ISO 2789:2013: Information and documentation – International library statistics* (5th ed.). Abgerufen von <https://www.iso.org/obp/ui/#iso:std:iso:2789:ed-5:v1:en>
- International Organization for Standardization. (2014). *ISO/NP 19580: Information and documentation – International archives statistics*. Abgerufen von http://www.iso.org/iso/home/store/catalogue_tc/catalogue_detail.htm?csnumber=65306
- International Organization for Standardization. (2016). *ISO 18461:2016: Information and documentation – International museum statistics*. Abgerufen von <https://www.iso.org/standard/62504.html>
- International Organization for Standardization. (2017). *ISO/CD 19580:2017: Information and documentation – International archives statistics*. Abgerufen von <https://www.iso.org/standard/65306.html>
- Weil, S. E. (1994). Performance indicators for museums: Progress report from Wintergreen. *Journal of Arts Management, Law, and Society*, 23(4), 341–351.
- Weil, S. E. (2002). *Are you really worth what you cost, or just merely worthwhile? And who gets to say?* [Paper commissioned by the Getty Leadership Institute, Los Angeles, California, for the Assembly 2002: Asking the right questions]. Abgerufen von <http://www.cgu.edu/pdf/files/gli/weil.pdf>

Wickert, K. (1986). Die gläserne Bibliothek: Zur Geschichte und Problematik der deutschen Bibliotheksstatistik. In D. Schug (Hrsg.), *Der Bibliothekar zwischen Wissenschaft und Praxis* (S. 76–88). Wiesbaden: Harrassowitz.

Alle Internetquellen wurden zuletzt am 20.12.2016 aufgerufen.

Heinz Bonfadelli

Bibliotheken in der Sicht der Lese-/Nutzerforschung

Abstract: Dieser Beitrag befasst sich sowohl aus theoretischer als auch aus empirischer Perspektive mit der Nutzung von Bibliotheken im Kontext des (Buch-)Leseverhaltens. Im einführenden theoretischen Teil wird der Beitrag der Bibliothek neben Familie, Peers und Schule zum Prozess der Lesesozialisation skizziert. Im wissenschaftsmethodischen Teil werden die vorhandenen Befunde aus der empirischen Leseforschung und aus Nutzerstudien zum Besuch von Bibliotheken bzw. zu deren Nichtnutzung sowie aus international vergleichenden Studien präsentiert und bilanziert. Im Zentrum stehen somit generelle Fragen nach der Nutzung bzw. Nichtnutzung von Bibliotheken, aber auch praxisorientierte nach deren Bewertung und zukunftsorientierten Wünschen gegenüber Bibliotheken.

1 Einleitung

Die Bibliothek respektive der Besuch aber auch Nichtbesuch von Bibliotheken werden zwar in der akademischen (Buch-)Leseforschung mitberücksichtigt und theorieorientiert im Prozess der Lesesozialisation immer wieder thematisiert, gelten aber doch als ein eher randständiges Thema. Bibliotheken sind darum selten ein eigenständiger Gegenstand kommunikationswissenschaftlicher Studien (Bucher, 2004, S. 261; Mahling, 2016, S. 10) wie beispielsweise in der breit angelegten und repräsentativen Studie zur Zukunft der Bibliotheken in Deutschland (Institut für Demoskopie Allensbach, 2015). Die Häufigkeit des Bibliotheksbesuchs bzw. des Nichtbesuchs von Bibliotheken wird aber in allen größeren und repräsentativen Lesestudien mit ein bis zwei Frequenzfragen mitberücksichtigt (z. B. Stiftung Lesen, 2009; Bonfadelli, 2015b, S. 537), wobei es auch Ausnahmen gibt wie die für Österreich maßgebende Lesestudie von Böck (1998), welche den Bibliotheken in Österreich spezielle Aufmerksamkeit schenkte, oder die breit angelegte Untersuchung von Bucher (2004) zum Leseverhalten von Kindern und Jugendlichen mit einer Teilstudie speziell zur Situation der (Schul-)Bibliotheken in der Schweiz.

2 Bibliothek als Gegenstand von Lese-/Nutzerforschung

Wie die genannten Beispiele illustrieren, hat die Nutzung von Bibliotheken vorab einen größeren Stellenwert in den Studien zur Mediennutzung und zum Leseverhalten von Kindern und Jugendlichen, und zwar als Instanz der Lese-sozialisation (Ziegenhagen, 1995; Harmgarth, 1997; Bucher, 2004; Keller-Loibl, 2012; Mahling, 2016), neben Familie (Hurrelmann, Hammer & Nieß, 1993, S. 144 ff.; Hurrelmann, Becker & Nickel-Bacon, 2006), Schule (Fritzsche, 2004; Boeck, 1998; Bucher, 2000) und Peers (Philipp, 2010).

Indessen gibt es eine kaum überschaubare Anzahl praxisorientierter Benutzerstudien zu einzelnen Bibliotheken in der Form von Marktforschung zum Zweck der Feststellung von Kundenzufriedenheit und Kundenwünschen etwa bezüglich Öffnungszeiten – oder neu –, was das Angebot an E-Books, elektronischen Zeitschriften oder sonstigen virtuellen Dienstleistungen anbelangt (Fühles-Ubach & Umlauf, 2012, S. 228; Umlauf, 2015, S. 610). Deren Generalisierbarkeit ist allerdings beschränkt, weil es sich immer um konkrete Bibliotheken an bestimmten Orten handelt, und dementsprechend sind die Stichproben oft klein und nicht repräsentativ. Die Studien sind somit punktuell und von geringer Kontinuität, was deren Vergleichbarkeit beeinträchtigt.

Die praxisorientierte Benutzerforschung illustriert die Heterogenität des Forschungsgegenstandes „Bibliothek“. Bibliotheken differieren nicht nur stark bezüglich ihrer Größe und variieren von kleinen ruralen Gemeindebibliotheken bis hin zu großen urbanen Stadtbibliotheken. Bibliotheken unterscheiden sich zudem nach ihren Zielgruppen: Zum einen gibt es Büchereien, oft integriert mit Ludotheken, welche sich an (kleine) Kinder richten, und zum anderen solche für Schüler in Form von Schulbibliotheken. Daneben gibt es aber auch spezialisierte Fachbibliotheken, oft integriert in Hochschulen und deren Institute, welche sich an Studierende und deren Informationsbedürfnisse richten.

Für die empirische Nutzerforschung stellt sich somit die Frage, inwiefern unspezifisch nach der Häufigkeit und Modalität des Bibliotheksbesuches gefragt werden kann, oder sollte bei Befragungen in der empirischen Umsetzung zwischen dem Bibliotheksbesuch im Freizeitkontext des (Buch-)Lesens oder im Kontext von Studium und beruflicher Lektüre spezifiziert werden?

Da viele Stadt- bzw. Gemeindebibliotheken neben Büchern auch Zeitungen und Zeitschriften anbieten oder vermehrt – etwa für Migranten (Fühles-Ubach & Seidler-de Alwis, 2011) – auch den Zugang zum Internet und dessen Nutzung ermöglichen, stellt sich eine weitere Frage: Sollte nicht bezüglich der Nutzungsmodalität von Bibliotheken spezifisch nach dem Ausleihen von Büchern gefragt werden, und zwar im Vergleich zu anderen Medien?

Darüber hinaus gibt es auch das Segment der Nichtnutzer von Bibliotheken, welches bislang erst vereinzelt in sogenannten Nichtnutzer-Studien berücksichtigt worden ist (z. B. Deutscher Bibliotheksverband & Stiftung Lesen, 2012).

Als Fazit kann festgehalten werden, dass es sich bei der Bibliothek um einen sehr heterogenen Forschungsgegenstand handelt, der entsprechend aus ganz unterschiedlichen Perspektiven, meist deskriptiv-praxisorientiert und eher wenig theoriebasiert, in der Lese- und Nutzerforschung empirisch untersucht wird.

3 Die Bibliothek im Prozess der Mediensozialisation

Im öffentlichen wie auch im wissenschaftlichen Diskurs über das (Buch-)Lesen werden nach wie vor auf der *Makro-Ebene* (vgl. Abb. 1) der „Stellenwert und die Bedeutung der Kulturtechnik Lesen für die Gesellschaft im Allgemeinen, aber auch für das Funktionieren der Demokratie im Speziellen“ (Bonfadelli, 2015c, S. 815; Saxer, 2010) betont, wobei immer wieder auf den Zusammenhang von Lesen, Massenalphabetisierung und Demokratisierung verwiesen wird. In den 1960er Jahren geschah dies nicht zuletzt vor dem Hintergrund der Verbreitung des damals neuen Mediums Fernsehen und der wahrgenommenen Gefährdung der Buchkultur, so etwa durch die Medienphilosophen Marshall McLuhan oder Neil Postman. Interessant ist, dass später in den 1990er Jahren zwischen dem neuen Medium Internet und dem Buchlesen tendenziell kein negativer Gegensatz gesehen bzw. kontrovers diskutiert wurde. In jüngster Zeit ist zwar der Diskurs um die Zukunft des Mediums Buch in der Öffentlichkeit angesichts des Gesellschaftswandels wieder aufgeflammt, aber interessanterweise eher unter positiven Vorzeichen (z. B. Saxer, 2002; Eco & Carrière, 2009).

Die Bedeutung der Printmedien als Mittel der Informationsverbreitung und Wissensaneignung und des Buches als unverzichtbares Basis- und Leitmedium bleibt auch für unsere moderne Informations-, Wissens- und Mediengesellschaft somit unbestritten – und weil man ja nicht als Leser geboren wird, sondern sich nach wie vor durch aktive Aneignung der Lesetechnik zum Leser entwickeln muss, bleibt die Frage für die sozialwissenschaftliche Leseforschung zentral, wie Kinder sich die Lesekompetenz als Schlüsselqualifikation aneignen und wie sie sich zu mehr oder weniger habituellen Leserinnen und Lesern entwickeln. Vielfältige theoriebasierte Antworten auf diese generelle, aber facettenreiche Frage liefern Ansätze zur (Medien-)Sozialisation und empirische Studien sowohl auf der Meso- wie Mikro-Ebene.

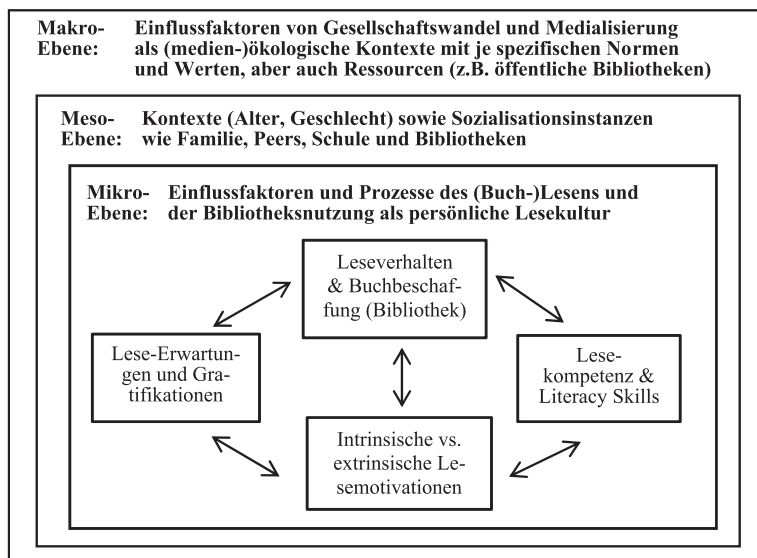


Abb. 1: Visualisiertes Mehrebenen-Modell des (Buch-)Lesens (nach Bonfadelli, 2015a, S. 79).

Auf der Meso-Ebene liegt der Fokus auf den Strukturen und Prozessen von und in Organisationen wie Verlagen, dem Buchhandel und Bibliotheken, welche zur Produktion und Diffusion von Büchern und Lesestoff beitragen (Saxer, 2010), aber auch auf den Institutionen wie Schule und Familie oder Peers, welche die Prozesse der Medien- und Lesesozialisation mehr oder weniger unterstützen. In einer historischen Perspektive ist hier beispielsweise der familiäre Wandel der Lesesozialisation (Hurrelmann, Becker & Nickel-Bacon, 2006) von Bedeutung. Und in Bezug auf die Optimierung der kundenbezogenen Leistungen der Bibliotheken sind speziell deren Marketing- und Nutzerstudien relevant (Fühles-Ubach & Umlauf, 2012; Umlauf, 2015). Im Kontext der Lesesozialisation wiederum interessiert, wie Bibliotheken in Schulen integriert sind und von Lehrpersonen mit ihren Klassen benutzt werden (Ziegenhagen, 1995; Bucher, 2004, S. 261 ff.).

Auf der Mikro-Ebene analysiert die empirische Leseforschung schließlich die Prozesse der Aneignung von Medien und deren Domestizierung als Integration in den Alltag, die sich in Form von mehr oder weniger habituellen Nutzungsmustern äußern (Röser, 2007; Röser, Thomas & Pfeil, 2010). Die (Medien-) Sozialisationsforschung analysiert als weiteres Paradigma die Prozesse und Einflussfaktoren, die darüber entscheiden, ob Kinder und Jugendliche zu habituellen Lesern werden oder auch nicht (Bonfadelli, 1981; Süss, 2004). Dabei

spielt nicht zuletzt eine mehr oder weniger wichtige Rolle, wie Heranwachsende durch elterliche und schulische Strategien der Lesesozialisation zur Benutzung von Bibliotheken animiert werden oder nicht (z. B. Ziegenhagen, 1995; Bucher, 2004, S. 146 ff.). Hier kommt den Bibliotheken gerade für die Zielgruppe der Heranwachsenden, aber auch für Schüler mit Migrationshintergrund (z. B. Fühles-Ubach & Seidler-de Alwis, 2011) eine wichtige Funktion im Sinne der Bereitstellung und für die Beschaffung von Büchern zu (Fühles-Ubach & Umlauf, 2012; Umlauf, 2015), neben anderen Quellen wie dem Kauf von Büchern sowie Buchgeschenken.

4 Empirische Leseforschung zur Bibliotheksnutzung

Nachfolgend soll vor der Präsentation der empirischen Befunde die zugrunde liegende Auswahl der Studien zum Besuch – respektive Nichtbesuch – von Bibliotheken durch Erwachsene einerseits und Kinder und Jugendliche andererseits bezüglich ihrer Fragestellungen, Designs und Stichproben kurz beschrieben werden (vgl. Tab. 1). Die Auswahl erfolgte selektiv und ist nicht umfassend (vgl. Umlauf, 2015, S. 611–613), wobei öffentlich zugängliche Untersuchungen berücksichtigt wurden, welche auf einer breiten und möglichst repräsentativen Stichprobe beruhen und zudem Befunde nicht nur aus Deutschland, sondern auch aus Österreich und der Schweiz enthalten, was einen Vergleich im deutschen Sprachraum möglich macht.

5 Zum Stellenwert der Bibliothek bei Heranwachsenden

Erwachsene verweisen in Befragungen rückblickend oft auf den wichtigen Stellenwert von Bibliotheken im Prozess ihrer Lesesozialisation. Nach der Studie der Stiftung Lesen (2009) waren es beispielsweise 32 %, welche angaben, oft Bücher in der Bibliothek oder Bücherei ausgeliehen zu haben, und bei Viellesern, die täglich oder mehrmals pro Woche lesen, sogar 50 %. Darum sollen in einem ersten Schritt einige Befunde aus Schülerstudien zur Nutzung von Bibliotheken durch Kinder und Jugendliche präsentiert werden.

Sowohl in der KIM-Studie von 2014 (Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest, 2015a) als auch in der JIM-Studie von 2015 (Medienpädagogi-

Tab. 1: Studien zur Bibliotheksnutzung und zum Leseverhalten.

Studien Erwachsene	Fragestellungen*	Design & Stichprobe
Stiftung Lesen 2009	Bibliothek: Zugang, Besuch letztes Jahr, Zweck der Ausleihe	repräsentativ für D, N = 2 552 ab 14 Jahren, 2008
Institut für Demoskopie Allensbach 2015	Fokus Bibliotheksnutzer: Frequenz, Bedeutung, Erwartungen, Idealvorstellungen, Defizite etc.	repräsentativ für D, N = 1448 ab 16 Jahren, Nov. 2015
Boeck 1998	Bibliothek in der Nähe, Bibliotheksbesuch: Frequenz letztes Jahr	repräs., N = 2000 ab 14 Jahren, 1996/97 Österreich
Schweiz. Bundesamt für Statistik, 2011	Bibliotheksbesuch letztes Jahr nach Zweck: privat vs. für Ausbildung	repräs. CH, N = 4346 ab 15 Jahren, 2008, 2014
Eurobarometer (European Commission, 2007)	Frequenz Bibliotheksbesuch letztes Jahr	repräsentativ, N = je ca. 1000, EU27, 2007
Studien Jugendliche	Fragestellungen*	Design & Stichprobe
KIM-Studie 2014 JIM-Studie 2015	Frequenz Bibliotheksbesuch, ausgeliehene Medien	repräsentativ für D, N = je 1200, 6–13 & 12–19 Jahre
Mahling 2016	(Schul-)Bücherei vorhanden, Häufigkeit von Nutzung & Ausleihe	Hessen & Thüringen, N = 1347 Schüler, 10–16 J., 2013
Bucher 2004	Kenntnis Bibliothek, Frequenz Bibliotheksbesuch, Gründe (Nicht-)Nutzer, Zufriedenheit, Wünsche	N = 1284 Schüler, 12 & 15 Jahre, N = 128 Lehrpersonen, Kt. Zürich, Frühf. 2001

* Es sind nur bibliotheksbezogene Fragen aufgelistet.

scher Forschungsverbund Südwest, 2015b) wird die Benutzung von Bibliotheken bzw. Büchereien mit nur einer Frequenzfrage im Rahmen der Ausübung von Freizeitaktivitäten abgefragt: 9% der Kinder im Alter zwischen 6 und 13 Jahren benutzen Bibliotheken mindestens einmal pro Woche, jedoch 46% der Kinder nutzen mindestens selten dieses Angebot. Bei den 12- bis 19-jährigen Jugendlichen tun dies 4% mehrmals pro Woche oder sogar täglich und immerhin 17% innerhalb von zwei Wochen. In der Liste der abgefragten 14 Freizeitaktivitäten belegt der Bibliotheksbesuch somit nur den drittletzten Platz. Die höhere Affinität der Mädchen zum Lesen äußert sich dabei auch beim Besuch von Bibliotheken. Obwohl Kinder, welche die Bibliothek nutzen,

dort hauptsächlich Bücher ausleihen (38 % jedes/fast jedes Mal und weitere 52 % ab und zu), ist sie auch Beschaffungsort von Medien, aber seltener als Comics (9 % und 36 %), Games (7 % und 26 %), Videos/DVDs (6 % und 49 %), Hörspiel-CDs (6 % und 27 %) und Musik-CDs (5 % und 28 %).

Nach der Lesestudie von Mahling (2016) ist der Zugang zu Schulbüchereien praktisch für alle befragten Schüler gewährleistet und für 60 % ist auch eine Öffentliche Bücherei gut erreichbar. Ein Großteil, nämlich 50 % der Mädchen und 48 % der Knaben nutzt die Schulbücherei. Mehrmals pro Monat oder sogar pro Woche tut dies aber auch nur eine Minderheit von knapp 20 %. Im Vergleich zur Schulbücherei werden Öffentliche Büchereien weniger benutzt: 34 % jährlich in Städten und 30 % auf dem Land. Im Altersverlauf geht die Nutzung von (Schul-)Büchereien deutlich zurück.

Im Unterschied zu den KIM- bzw. JIM-Studien, welche auf das Medienverhalten fokussieren, steht das Buchlesen wie auch der Umgang mit Bibliotheken in der Lesestudie von Bucher (2004) im Zentrum. Die Mehrheit der befragten Schülerinnen und Schüler, nämlich 88 %, hat die Möglichkeit, in der Nähe eine Bibliothek zu benutzen. Was die Nutzung der Bibliotheken anbelangt, so liegen die schweizerischen Werte deutlich höher als jene der KIM- bzw. JIM-Studien: 35 % der befragten 12-jährigen Schüler und immerhin 15 % der 15-jährigen Schüler nutzen mindestens einmal pro Woche eine Bibliothek und gut zwei Drittel respektive knapp 40 % besuchen immerhin mindestens einmal pro Monat eine Bibliothek. Mit 29 % wurde am häufigsten als Grund dafür genannt, wieso man nicht bzw. nicht häufiger eine Bibliothek benutze, dass man keine Zeit dazu habe. Weil niemand aus der Familie oder keine Kollegen hingehen würden, wird jedoch nur von 8 % respektive 7 % genannt.

84 % sind sehr zufrieden bzw. zufrieden mit dem Angebot an Büchern; die Werte für Beratung (62 %) und neue Medien (58 %) liegen etwas tiefer. Die Zufriedenheit ist bzw. war am geringsten mit 25 % bezüglich der Hilfe beim Umgang mit dem Internet. Ähnlich wie in den deutschen Studien steht das Ausleihen von Büchern mit 85 % im Zentrum, gefolgt von Musik-Tonträgern und Videos mit je 56 % und Games (25 %) bzw. DVDs (12 %). Gut zwei Drittel wünschten sich eine größere Auswahl an Musik-CDs bzw. an Videos/DVDs. Im Vergleich dazu wünschten sich nur 56 % ein größeres Buchsortiment.

Zusammenfassend betrachtet, besteht somit für die meisten Schüler ein guter Zugang zu einer Bibliothek, aber regelmäßig vom Bibliotheksangebot Gebrauch macht nur eine Minderheit von rund 15 %, wobei der Wert für Leserinnen und Leser etwa doppelt so hoch liegt. Weiter bestehen Unterschiede nach Alter, Geschlecht und Bildung.

6 Zur Nutzung von Bibliotheken durch Erwachsene

Tabelle 2 zeigt für verschiedene Länder im Vergleich, wie viele der erwachsenen Befragten im letzten Jahr eine Bibliothek besucht haben. Interessant ist, dass Deutschland im Ländervergleich mit 19 % für 2008 respektive 26 % für 2015 eher knapp unter dem europäischen Mittel von 35 % lag, wobei der Bibliotheksbesuch offenbar in den nordischen Ländern deutlich habitualisierter ist, wie in Finnland mit 72 % oder Schweden mit 70 %.

Die Analyse nach Subgruppen zeigt, dass Frauen im Vergleich zu Männern häufiger in die Bibliothek gehen, im Altersvergleich Jugendliche und junge Erwachsene, aber auch höher Gebildete am häufigsten Bibliotheken besuchen. Nicht weiter erstaunt die deutliche Korrelation zwischen Leseintensität und Häufigkeit des Bibliotheksbesuchs.

Wird allerdings nach der Quelle von Büchern gefragt, die gelesen werden (Stiftung Lesen, 2009), so relativiert sich der Stellenwert der Bibliothek mit nur 6 % im Vergleich zum eigenen Kauf von Büchern (56 %), Buchgeschenken (27 %) oder dem Ausleihen von Büchern bei Freunden, Verwandten und Bekannten (11 %).

Was die Modalitäten des Bibliotheksbesuchs anbelangt, wurde in der Lese studie der Stiftung Lesen (2009) gefragt, zu welchem Zweck Bücher ausgeliehen werden: Mit 58 % am häufigsten ist das Ausleihen von Büchern zur Unterhaltung vor Büchern zur Weiterbildung bzw. für den Beruf und für das Studium aus Pflicht oder um sich mit bestimmten Themen/Hobbies zu beschäftigen mit je 36 %. Bei jüngeren Menschen steht jedoch Weiterbildung vor Unterhaltung

Tab. 2: Anteile „Bibliothek im letzten Jahr genutzt“ von Erwachsenen.

Fragestellung	Studien	Land	Jahr	Total	Leser*
Im letzten Jahr eine Bibliothek besucht	Schweiz. Bundesamt für Statistik, 2008	CH	2008	36 %	41 %
	Eurobarometer (European Commission, 2007)*	EU27	2007	35 %	49 %
		FI		72 %	91 %
		F		34 %	48 %
		Oe		24 %	30 %
		D		28 %	35 %
	Boeck 1998	Oe	1996/97	30 %	50 %
	Stiftung Lesen 2009	D	2008	19 %	41 %
	Institut für Demoskopie Allensbach 2015	D	2015	26 %	49 %

* Bibliotheksbesuch letztes Jahr für Segment der häufigen Leser bzw. Leser.

(77 % vs. 49 %); dies gilt auch für Bibliotheksnutzer mit hoher Bildung (54 % vs. 47 %).

Zukunftsorientiert wurde in der aktuellen Bibliotheksstudie des Instituts für Demoskopie Allensbach (2015) zudem nach der persönlichen Bedeutung von Öffentlichen Bibliotheken gefragt: 58 % der Bevölkerung finden es persönlich wichtig oder sogar sehr wichtig, dass es auch in Zukunft weiterhin Büchereien und Öffentliche Bibliotheken geben wird. Öffentliche Bibliotheken besitzen somit nicht nur im Segment der Gebildeten mit 65 %, bei den regelmäßigen Lesern mit 80 % und bei den Bibliotheksnutzern mit 95 % einen breiten Rückhalt. Dabei wird ein umfangreiches Angebot, das über den Kernbereich der gedruckten Bücher hinausgeht, sehr geschätzt (76 %), aber auch eine angenehme Atmosphäre (71 %), geschultes Personal mit guter fachlicher Beratung (70 %), das beispielsweise Tipps und Empfehlungen für Kinderlektüre anbietet (65 %), aber auch spezielle Angebote wie Hörbücher oder Bücher mit Großdruck für behinderte Leser bereithält (64 %). Es erstaunt nicht, dass die Erwartungen habituellder Bibliotheksnutzer im Vergleich zu allen Befragten meist deutlich stärker ausgeprägt sind, nicht zuletzt Wünsche nach bequemen Sitzmöglichkeiten (71 % vs. 57 %) und langen Öffnungszeiten (71 % vs. 54 %). Gerade bei den langen Öffnungszeiten äußert sich dabei eine Diskrepanz zwischen dem Wunsch mit 71 % und der wahrgenommenen Realität der Öffentlichen Bibliothek vor Ort mit nur 32 %. Interessant ist auch, dass weitere kulturelle Angebote wie Lesungen und Vorträge von Bibliotheken erwartet werden (69 % vs. 53 %), aber auch Angebote für Migranten (50 % vs. 39 %).

7 Fazit

Die vorliegenden Befunde aus der Lese- und Nutzerforschung zeigen, dass Bibliotheken zwar von etwa einem Viertel der Bevölkerung genutzt werden, aber dass ihnen als Bezugsquelle für Bücher eher eine untergeordnete Rolle zukommt. Allerdings ist im Auge zu behalten, dass die Nutzung Öffentlicher Bibliotheken in den verschiedenen soziodemografischen Gruppen erheblich variiert. Nicht zuletzt ist von Relevanz, dass nach der Stiftung Lesen nur gerade je 17 % Belletristik oder Sach- und Fachbücher mindestens mehrmals pro Woche lesen. Bezogen auf das Segment der regelmäßigen oder gar Vielleser benutzt darum immerhin die Hälfte Bibliotheken als Quelle für die selber gelesenen Bücher. Der Bibliothek kommt darum für das begrenzte Segment der Leser doch eine wichtige Funktion zu. Und die Ergebnisse der aktuellen Bibliotheksstudie des Instituts für Demoskopie Allensbach (2015, S. 28) weisen zudem auf die Herausforderung hin, dass Öffentliche Bibliotheken ihr Angebot gerade bei

jenen Bevölkerungssegmenten aktiv bekannter machen sollten, deren letzter Bibliotheksbesuch schon einige Zeit zurückliegt.

Die in diesem Beitrag präsentierten Resultate der empirischen Forschung verdeutlichen zudem: Die vorliegenden Befunde sind zwar von praxisbezogener Relevanz, bleiben aber weitgehend auf einer deskriptiven Ebene stehen. Gerade im deutschen Sprachraum wären komplementär stärker theoriebasierte Lesestudien notwendig, welche den aktiven Beitrag des Besuchs von Bibliotheken für die Bildung von Lesemotivation, den Erwerb von Lesekompetenz und den Schulerfolg aufzuzeigen vermöchten (z. B. Kraaykamp, 2003; Clark, 2010).

Literatur

- Böck, M. (1998). *Leseförderung als Kommunikationspolitik: Zum Mediennutzungs- und Leseverhalten sowie zur Situation der Bibliotheken in Österreich*. Wien: Österreichischer Kunst- und Kulturverlag.
- Bonfadelli, H. (1981). *Die Sozialisationsperspektive in der Massenkommunikationsforschung*. Berlin: Spiess.
- Bonfadelli, H. (2015a). Sozial- und kommunikationswissenschaftliche Ansätze. In U. Rautenberg & U. Schneider (Hrsg.), *Lesen: Ein interdisziplinäres Handbuch* (S. 63–84). Berlin/Boston: De Gruyter.
- Bonfadelli, H. (2015b). Entstehung und Entwicklung der modernen Lese- und Leserforschung im 20. Jahrhundert. In U. Rautenberg & U. Schneider (Hrsg.), *Lesen: Ein interdisziplinäres Handbuch* (S. 531–546). Berlin/Boston: De Gruyter.
- Bonfadelli, H. (2015c). Politische Implikationen des Lesens. In U. Rautenberg & U. Schneider (Hrsg.), *Lesen: Ein interdisziplinäres Handbuch* (S. 815–831). Berlin/Boston: De Gruyter.
- Bucher, B. (2000). Schweizer Bibliotheken in der Informationsgesellschaft. *Leseforum Schweiz, Bulletin*, 9, 25–31.
- Bucher, B. (2004). *Leseverhalten und Leseförderung: Zur Rolle von Schule, Familie und Bibliothek im Medienalltag Heranwachsender*. Zürich: Verlag Pestalozzianum.
- Clark, C. (2010). *Linking school libraries and literacy: Young people's reading habits and attitudes to their school library, and an exploration of the relationship between school library use and school attainment*. London: National Literacy Trust.
- Deutscher Bibliotheksverband & Stiftung Lesen. (2012). *Ursachen und Gründe für die Nichtnutzung von Bibliotheken in Deutschland*. Mainz: Stiftung Lesen.
- Eco, U. & Carrière, J.-C. (2009). *Die große Zukunft des Buches*. München: Hanser.
- European Commission. (2007). *European cultural values* (Special Eurobarometer, 278). Brussels.
- Fritzsche, J. (2004). Formelle Sozialisationsinstanz Schule. In N. Groeben & B. Hurrelmann (Hrsg.), *Lesesozialisation in der Mediengesellschaft: Ein Forschungsüberblick* (S. 202–249). Weinheim/München: Juventa.
- Fühles-Ubach, S. & Seidler-de Alwis, R. (2011). Spezifisches Nutzerverhalten und besondere Medienrezeption: Tipps und Empfehlungen für die Arbeit mit Migranten; Kundenbefragungen in Herne und Hamm geben Aufschluss. *BuB – Forum Bibliothek und Information*, 63(9), 648–650. Abgerufen von <http://b-u-b.de/archiv/>

- Fühles-Ubach, S. & Umlauf, K. (2012). Die Bibliothek und ihre Nutzer. In K. Umlauf & S. Gradmann (Hrsg.), *Handbuch Bibliothek: Geschichte, Aufgaben und Perspektiven* (S. 228–245). Stuttgart/Weimar: Metzler.
- Groeben, N. & Hurrelmann, B. (Hrsg.). (2004). *Lesesozialisation in der Mediengesellschaft: Ein Forschungsüberblick*. Weinheim/München: Juventa.
- Harmgarth, F. (Hrsg.). (1997). *Lesegewohnheiten – Lesekarrieren: Öffentliche Bibliotheken und Schule – neue Formen der Partnerschaft; Ergebnisse der Schülerbefragung 1995/1996*. Gütersloh: Bertelsmann.
- Hurrelmann, B., Hammer, M. & Nieß, F. (1993). *Leseklima in der Familie* (Lesesozialisation, 1). Gütersloh: Bertelsmann Stiftung.
- Hurrelmann, B., Becker, S. H. & Nickel-Bacon, I. (Hrsg.). (2006). *Lesekindheiten: Familie und Lesesozialisation im historischen Wandel*. Weinheim/München: Juventa.
- Institut für Demoskopie Allensbach. (2015). *Die Zukunft der Bibliotheken in Deutschland: Eine Repräsentativbefragung der Bevölkerung ab 16 Jahre*. Allensbach: Institut für Demoskopie.
- Keller-Loibl, K. (2012). *Das Image von Bibliotheken bei Jugendlichen: Empirische Befunde und Konsequenzen für Bibliotheken*. Bad Honnef: Bock + Herchen.
- Kraaykamp, G. (2003). Literary socialization and reading preferences: Effects of parents, the library, and the school. *Poetics, Journal of Empirical Research on Culture, the Media and the Arts*, 31, 235–257.
- Mahling, M. (2016). *Lesepaxis von Kindern und Jugendlichen: Die Bedeutung von Familie, Schule und Peers für die Beschaffung und Nutzung von Lesestoffen*. Berlin/Boston: De Gruyter.
- Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest. (2015a). *KIM-Studie 2014: Kinder + Medien, Computer + Internet; Basisuntersuchung zum Medienumgang 6 bis 13-Jähriger in Deutschland*. Stuttgart: mpfs. Abgerufen von https://www.mpfs.de/fileadmin/files/Studien/KIM/2014/KIM_Studie_2014.pdf
- Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest (2015b). *JIM-Studie 2015: Jugend, Information, (Multi-)Media; Basisuntersuchung zum Medienumgang 12- bis 19-Jähriger*. Stuttgart: mpfs. Abgerufen von https://www.mpfs.de/fileadmin/files/Studien/JIM/2015/JIM_Studie_2015.pdf
- Philipp, M. (2010). *Lesen empeerisch: Eine Längsschnittstudie zur Bedeutung von peer groups für Lesemotivation und -verhalten*. Wiesbaden: VS.
- Röser, J. (Hrsg.). (2007). *MedienAlltag: Domestizierungsprozesse alter und neuer Medien*. Wiesbaden: VS.
- Röser, J., Thomas, T. & Peil, C. (Hrsg.). (2010). *Alltag in den Medien – Medien im Alltag*. Wiesbaden: VS.
- Saxer, U. (2002). Zur Zukunft des Lesens in der Mediengesellschaft. In H. Bonfadelli & P. Bucher (Hrsg.), *Lesen in der Mediengesellschaft: Stand und Perspektiven der Forschung* (S. 235–243). Zürich: Verlag Pestalozzianum.
- Saxer, U. (2010). Buchwissenschaft als Medienwissenschaft. In U. Rautenberg (Hrsg.), *Buchwissenschaft in Deutschland* (Bd. 1: Theorie und Forschung, S. 65–104). Berlin/New York: De Gruyter.
- Schmitz, W. (2004). Das Buch und die anderen Medien aus bibliothekswissenschaftlicher Sicht: Die Bibliothek als Medienarchiv. In D. Kerlen (Hrsg.), *Buchwissenschaft und Medienwissenschaft: Ein Symposium* (S. 149–166). Wiesbaden: Harrassowitz.
- Schweiz. Bundesamt für Statistik. (2011). *Kulturverhalten in der Schweiz: Eine vertiefende Analyse – Erhebung 2008*. Neuchâtel: BFS.

- Stiftung Lesen. (2009). *Lesen in Deutschland 2008*. Mainz: Stiftung Lesen.
- Süss, D. (2004). *Mediensozialisation von Heranwachsenden: Dimensionen – Konstanten – Wandel*. Wiesbaden: VS.
- Umlauf, K. (2015). Bibliotheken als Organisationen zur Bereitstellung von Lektüre. In U. Rautenberg & U. Schneider (Hrsg.), *Lesen: Ein interdisziplinäres Handbuch* (S. 599–621). Berlin/Boston: De Gruyter.
- Umlauf, K. & S. Gradmann (Hrsg.). (2012). *Handbuch Bibliothek: Geschichte, Aufgaben und Perspektiven*. Stuttgart/Weimar: Metzler.
- Ziegenhagen, B. (1995). Öffentliche Bibliotheken und Schulbibliotheken – ohne Einfluss auf die Mediensozialisation von Kindern und Jugendlichen? In C. Rosebrock (Hrsg.), *Lesen im Medienzeitalter: Biographische und historische Aspekte literarischer Sozialisation* (S. 127–136). Weinheim: Juventa.

Alle Internetquellen wurden zuletzt am 20. 01. 2017 aufgerufen.

Simone Fühles-Ubach

Kundenmonitoring in Bibliotheken

Abstract: Kundenmonitoring wird als Controllingfunktion im Rahmen der Kundenorientierung eingesetzt. Zentrale Inhalte sind die Messung, die Sammlung, die Analyse und das Reporting von Daten über Kundenkommunikation und die Kontexte, in denen diese Daten entstehen. Zielsetzung ist die Integration der Kunden in den Dienstleistungs- und Produktentwicklungsprozess von Bibliotheken. Der Artikel gibt einen Überblick über die verschiedenen Stufen der Kundenbindung in Bibliotheken und die Kundengruppen, für welche Daten gesammelt und analysiert werden können. Neben der maschinellen Auswertung von Massendaten (Big Data) wird die Erstellung von Kundenprofilen angeregt, um langfristige Kundenbindung für wichtige Stakeholder zu erreichen.

1 Kundenorientierung als Bezugsrahmen

Anfang der 1990er Jahre wurde Kundenorientierung für Bibliotheken und Informationseinrichtungen zu einem zentralen Erfolgsfaktor. Mit dem Wandel von der Input- zur Output-Orientierung im Rahmen des New Public Managements wurden Dienstleistungen und Produkte definiert und auf verschiedene Zielgruppen hin ausgerichtet (Schedler & Proeller, 2009, S. 55). Für Öffentliche Bibliotheken fand ein „Abschied von der Lebenslüge ‚Bibliothek für alle‘“ (Motzko, 2008) statt und auch Wissenschaftliche Bibliotheken begannen, die sogenannte „primäre Nutzergruppe“ entsprechend der verschiedenen Bedarfe genauer zu betrachten und spezifische Produktangebote, z. B. für die Zielgruppe der Doktoranden, zu entwickeln.

Dabei ist die Kundenorientierung kein singuläres Konzept, sondern nach Bruhn (2016) eine ganzheitliche Ausrichtung der Struktur, der Systeme und der Kultur innerhalb des Unternehmens auf eine verbesserte Kundenorientierung. Es handelt sich also um einen umfassenden Managementansatz, der in Unternehmen bzw. Bibliotheken abteilungsübergreifend alle Prozesse kundenbezogen integriert, optimiert und die verschiedenen bibliothekarischen Arbeitsbereiche durchdringt. Gerade in der Breite dieses Ansatzes liegt eine Herausforderung, deren Umsetzung Bibliotheken bis heute oft nur teilweise gelingt. Erfolgreiche Projekte z. B. in Großbritannien zeigen jedoch, dass ein ganzheitliches Kundenmonitoring nicht nur möglich, sondern auch erstrebenswert ist.

Wie bei allen Managementzielen stellt sich im Rahmen der Operationalisierbarkeit die Frage der Messbarkeit, um das Ausmaß der Zielerreichung auch adäquat prüfen zu können. In den folgenden Abschnitten wird daher erläutert, welche Erkenntnis für welche Kundengruppe mit welchen Verfahren ermittelt werden kann.

2 Von Kundenorientierung zu Kundenintegration

In der Literatur stellt sich die Definition des Begriffs „Kundenmonitoring“ uneinheitlich dar. Engstler, Nohr und Bendler (2014) beschreiben die „Erfassung und Systematisierung von webbasierter Kundenkommunikation, d. h. die quantitative und qualitative Erschließung der Kommunikation eines Unternehmens mit dem Ziel der Kundenintegration“ als Kernpunkte. Hier steht also die Erfassung und Analyse der Kommunikation rund um den Kunden im Vordergrund. In einer zeitlich früheren Definition nehmen Thelen und Wilkens eine stärker betriebswirtschaftlich fokussierte Perspektive ein und sehen Kundenmonitoring als „zentrale Funktion für ein Marketing, das der Einsicht gehorcht, nicht jeden Kunden gleich zu behandeln“ (2000, S. 143). Das Kundenmonitoring liefere das Zahlenwerk, das „Aussagen über den Wert eines Kunden bzw. einer Kundengruppe“ (Thelen & Wilkens, 2000, S. 143) zulässt. Gemeinsam ist beiden Definitionen, dass Kundenmonitoring als innovative Controllingfunktion gesehen wird, d. h. als Steuerungskomponente, die unter anderem das Ausmaß der Marketing- und Vertriebsaktivitäten bestimmt. In seiner Gesamtzielsetzung geht Kundenmonitoring jedoch über die reine Steuerung von Marketing- und Vertriebsaktivitäten hinaus. Aufgabe ist die Messung, die



Abb. 1: Grundtypen der Kundeneinbindung nach Wecht, 2006, S. 35.

Sammlung, die Analyse und das Reporting von Daten über die Kundenkommunikation und die Kontexte, in denen diese Kommunikation stattfindet. Langfristige Zielsetzung ist es, die Kunden in den Prozess der Dienstleistungs- oder Produktentwicklung zu integrieren.

Nach Wecht (2008, S. 35) existieren drei Stufen der Kundeneinbindung auf dem Weg zur Kundenintegration, deren Komplexität sich nach Teilnahme-Status und Aktivitätsgrad unterscheidet und die auf unterschiedlichen Daten basieren:

- Kundenbeobachtung
- Kundenbeteiligung
- Kundenintegration

2.1 Kundenbeobachtung

Die Kundenbeobachtung gehört zu den sogenannten „nicht-teilnehmenden“ Messverfahren, d. h. die Kunden nehmen nicht aktiv am beobachteten Geschehen teil (Döring & Bortz, 2016, S. 330).

Zu den nicht-teilnehmenden Verfahren in Bibliotheken gehören alle statistischen Daten, die über die Bibliotheksnutzung der Kunden von den verschiedenen Systemen erstellt werden:

- Internet-Nutzung von Webseiten, in der Regel Homepage und Katalognutzung (page views, visits)
- Nutzung und Downloads von Online-Medien (E-Books, E-Journals oder Datenbanken)
- Statistiken des integrierten Bibliothekssystems wie z. B. Ausleihstatistiken nach Themengebieten/Disziplinen
- Besucherzählungen am Drehkreuz
- Sonderfall: Nutzerbeobachtungen z. B. im Rahmen von Software-Einführungen

Es handelt sich bei den Daten meist um rein quantitative Daten, die in großer Menge produziert werden. Da alle Transaktionen mit Servern im Internet über sogenannte Logfiles aufgezeichnet werden, handelt es sich in diesen Fällen nicht um eine versteckte Beobachtung, denn prinzipiell ist Internetnutzern klar, dass sie mit jeder Suche im Netz Spuren hinterlassen.

2.2 Kundenbeteiligung

Die Kundenbeteiligung bezieht die Kunden zwar mit ein, um Wünsche und Vorstellungen zu erfassen, jedoch geht die Aktivität weiterhin vom Unterneh-

men bzw. der Bibliothek aus, sodass zwar Teilnahme, aber keine initiale Nutzeraktivität erfolgt.

In Bibliotheken zählen dazu alle Formen von Befragungen oder Interviews, die z. B. die Kundenzufriedenheit oder die Wirkung von Bibliotheken messen möchten. Die Rolle der Kunden bleibt weitgehend passiv, da die Initiative ausschließlich vom Anbieter angestoßen und gesteuert wird.

Ein Beispiel der Anwendung in Bibliotheken findet sich bei räumlichen Gestaltungsfragen, bei denen die Kunden zunehmend stärker eingebunden werden. So hat die Universitäts- und Stadtbibliothek (USB) zu Köln anlässlich einiger geplanter Umbaumaßnahmen der Zentralbibliothek sowie auch einiger älterer, dezentraler Institutsbibliotheken eine Studie in Auftrag gegeben, die mit ethnografischen Forschungsmethoden ein Konzept für optimale Lernplatzbedingungen – nach Wünschen und Bedarfen der beobachteten und interviewten Benutzer – entwickelt hat.¹

Es handelt sich bei den erhobenen Daten auf der Stufe der Kundenbeteiligung um eine Mischung aus quantitativen und qualitativen Daten, deren Menge von der Anzahl der beteiligten Personen/Probanden abhängt.

2.3 Kundenintegration

Bei der Kundenintegration nimmt der Kunde eine aktive Rolle in der Entwicklung von Produkten und Dienstleistungen ein. Ein Beispiel für aktive Kundenintegration ist die Patron-Driven Acquisition (PDA). Dabei handelt es sich um kundeninduzierte Veränderungen im klassischen Geschäftsgang, d. h. um den Prozess von der Auswahlentscheidung über die Beschaffung bis hin zur Bereitstellung zur ersten Benutzung. Die Auswahlentscheidung war bis vor wenigen Jahren in der Hauptsache den Bibliothekaren vorbehalten. Neben einer Demand-Driven Acquisition (DDA), die über statistische Auswertungen nur mittelbar auf die Bedarfe der Kunden schließt – und damit zum Bereich der Kundenbeobachtung zählt –, hat sich die PDA als kundengesteuerte Erwerbung bzw. kundengesteuerter Bestandsaufbau entwickelt. Die Kaufentscheidung wird hier allein vom Benutzer angestoßen und nach einer Prüfung direkt in den Erwerbsprozess der Bibliothek gegeben (Patron Driven Acquisition, 2011).

Weiterhin ist auch der Input von Benutzercontent in Bibliotheksrepositorien auf der Ebene der Kundenintegration anzusiedeln, denn der Benutzer beeinflusst durch seinen Beitrag den Wertschöpfungsprozess, d. h. die inhaltliche Gestaltung des Repositoriums aktiv.

¹ Die interne Studie der rheinischen FH für die USB Köln wurde nicht publiziert.

Es handelt sich bei der Kundenintegration also in der Regel um überwiegend qualitative Daten, deren Menge von der Anzahl der beteiligten Personen abhängt.

3 Kundenmonitoring in Bibliotheken

Das „Kennenlernen“ und vor allem auch die Datensammlung in den verschiedenen Phasen der Kundenbindung ist kein triviales Thema, da sich die Bibliotheksnutzung in den vergangenen Jahren stark verändert hat. Kunden nutzen den Medienbestand der Bibliotheken zum Teil virtuell und kommen daher seltener persönlich in die Bibliothek (Onleihe in ÖBs; Datenbanken E-Medien in WBs). Andererseits spielen die verschiedenen Bibliothekstypen als Lehr- und Lernorte eine zunehmend wichtigere Rolle, d. h. es findet eine Präsenznutzung der Räume und der Bestände statt. Über diese Situation gibt es jedoch meist keine systematische Datenerhebung und das Arbeiten in diesem Rahmen findet auch häufig ohne Kommunikation mit den Bibliotheksmitarbeitern oder dem Bibliothekssystem statt.

Aus diesem Grund liegen zu den jeweiligen Zielgruppen auch unterschiedliche Daten in unterschiedlichem Umfang vor und darüber hinaus sollten verschiedene Kundengruppen differenziert betrachtet werden. Für eine Hochschulbibliothek kann beispielsweise die Verweildauer in der Gesamteinstitution als Klassifizierungskriterium dieser primären Benutzergruppe herangezogen werden.

3.1 Bachelor- oder Master-Studierende – „Kunden auf Zeit“

Die Großgruppe der Studierenden kann als kurz- bis mittelfristige Wechselkundengruppe bezeichnet werden. Ähnlich wie in einen „Durchlauferhitzer“ kommen und gehen diese „Kunden auf Zeit“. Datentechnisch sind zu dieser Gruppe in der Bibliothek mit Ausnahme der Einschreibedaten in der Regel zunächst keine Daten vorhanden. Im Laufe des Studiums könnten durch Nutzung der Bibliotheksdienstleistungen in elektronischer und konventioneller Form erste Daten erfasst werden. Da die geltenden Datenschutzbestimmungen jedoch die langfristige Speicherung von Kundendaten nicht erlauben, kann dies nur als wiederkehrende Momentaufnahme und nicht als kontinuierliche Zeitreihe erfolgen.

Eine Analyse dieser Massendaten kann dennoch hilfreich sein. Über entsprechende Analysen können z. B. folgende Fragestellungen beantwortet werden:

- Wie viele Studierende haben nach dem ersten Semester die Bibliothek noch nicht besucht?
- Welche Studierenden aus welchen Fakultäten besuchen Schulungen zum Thema Literaturverwaltung?
- Welche Themengebiete werden in bestimmten Fakultäten schwerpunktmäßig ausgeliehen und gibt es hier im Vergleich zu vorherigen Zeitpunkten Veränderungen?

Da sich die Gruppe der Studierenden dadurch auszeichnet, dass sich quantitative und qualitative Bedarfe und Ansprüche im Laufe der Studienzeit kontinuierlich verändern, können mit Hilfe solcher Analysen konkrete Hinweise für Medien- und Schulungsangebote – passgenau für Fakultäten – erarbeitet werden. Für die Bibliothek handelt es sich um Kunden, die auf einem geringen Anfangslevel starten und einen hohen, wiederkehrenden Schulungs- und Betreuungsbedarf aufweisen.

3.2 Doktoranden/Postdocs – „mittelfristige Wechselkunden“

Doktoranden oder Postdocs gehören ebenfalls zu den „Kunden auf Zeit“, bleiben allerdings im Gegensatz zur Studierendengruppe deutlich länger an der Hochschule. Laut Angaben des „Bundesberichts Wissenschaftlicher Nachwuchs (BuWiN)“ liegt in den sechs von Enders und Bornmann untersuchten Fächern die durchschnittliche Bearbeitungsdauer der abgeschlossenen Promotion „bei 4,2 Jahren. Davon zu unterscheiden ist die Promotionsdauer, deren Beginn schwer zu erfassen ist, da sie die Themenfindung einschließt. Der BuWiN beziffert die durchschnittliche Promotionsdauer mit 5,7 Jahren“ (Deutschland. Bundesministerium für Bildung und Forschung, 2008, S. 54; zit. nach Wissenschaftsrat, 2011, S. 12). Davon ausgehend, dass die Promovenden aufgrund des Erwerbs zusätzlicher Kompetenzen im Rahmen dissertations- ferner Tätigkeiten zusätzliche Zeit benötigen, kann die Zeitdauer des Verbleibs an der Hochschule nahezu noch einmal so hoch sein wie in der vorangegangenen Studienzeit. Promovenden haben daher hinsichtlich der Informationsversorgung besonders hohe Ansprüche, teilweise sicherlich auch speziellen Schulungsbedarf, auch in Bereichen wie Publikationsberatung oder Datenbankrecherche. Im Hinblick auf das Bibliothekspersonal ist eine hochqualifizierte Betreuung im Bereich der Informationsversorgung gefordert.

Da sich die Promovenden meist in den Forschungsgebieten der betreuenden Professoren bewegen, bietet die intensive Beschäftigung und Kommunikation mit dieser Zielgruppe zahlreiche Vorteile. Es kann angenommen werden, dass Promovenden die Bibliothek zu Arbeitszwecken häufiger selbst aufsuchen

als Professoren, sodass hier die Erstellung von personalisierten Kundenkurzprofilen sinnvoll erscheint. Kundenprofile können im Rahmen von persönlichen Informationsbedarfs-Analysen bzw. -Interviews erstellt und kontinuierlich dem Stand der Doktorarbeit angepasst werden. Sie sind auch langfristig sinnvoll, da sie mit dem Profil des betreuenden Professors verknüpft werden können, sodass sich dessen persönliches Forschungsumfeld erfassen lässt. Im Hinblick auf die gesamte Hochschule kann auf diese Weise eine „Forschungslandkarte“ der Fakultäten oder Institute erstellt werden.

3.3 Professoren/langfristig beschäftigte Mitarbeiter/ Verwaltung – „Langzeit-/Dauerkunden“

Professoren, dauerhaft beschäftigte Mitarbeiter und auch die Verwaltung einer Hochschule zählen zu den potenziellen Dauerkunden der Bibliothek, d. h. zu der Zielgruppe, deren Bedarfe auf lange Sicht erhoben, erfasst und analysiert werden müssen, um zufriedene Stammkunden zu entwickeln, die als wichtige Stakeholder für die Bibliothek gewonnen und gehalten werden müssen. Für diese Kunden ist die Entwicklung eines umfassenden Kundenprofils unabdingbar, ebenso wie die Bereitstellung spezifischer Ansprechpartner, die sich in selbst wählbaren, aber kontinuierlichen Abständen um die optimale Informationsversorgung – idealerweise anhand eines Kundenprofils – kümmern. Kundenprofile begleiten die Forschungs- und Publikationsaktivitäten der Wissenschaftler langfristig und geben so wertvolle Hinweise für das Bestandsmanagement. Sie werden in der Regel in Form von Face-to-Face-Interviews erhoben und regelmäßig aktualisiert.

An dieser Stelle kommt das vor einigen Jahren in den USA entwickelte Konzept des *Liaison Librarian* zum Tragen, das von einer veränderten Arbeits- und Kommunikationsweise der Bibliothekare ausgeht. Kara M. Whatley, Bibliothekarin und Leiterin des Coles Science Center der New York University, beschreibt diese neue Kommunikation wie folgt:

Building relationships is becoming the essence of what it is to be a liaison librarian – one that connects users with their information needs, whatever the format and whatever the technology. (Whatley, 2009, S. 29)

Professoren haben höchste Ansprüche hinsichtlich der aktuellen Literaturversorgung für ihre spezifischen Forschungsfelder, sind gleichzeitig sehr autonom im Informationsaustausch in ihrem Fachgebiet und sehen eine persönliche Betreuung sicherlich in verschiedenem Ausmaß als erforderlich oder wünschenswert. Hier die richtige Betreuungsrelation zu entwickeln, ist Aufgabe des *Liaison Librarian*.

4 Kundenprofile als Basis des Kundenmonitoring

Ist der Kunde mit der Erstellung eines Informationsprofils einverstanden, können Daten aus zahlreichen Quellen zusammengetragen werden, wie die nachfolgende Grafik zeigt (Abb. 2):

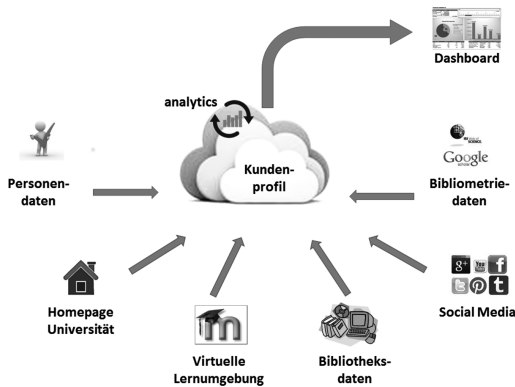


Abb. 2: Quellen für die Erstellung eines Informationsprofils © S. Fühles-Ubach.

- Persönliche Daten – aus der Hochschul- oder der Bibliothekssystemverwaltung
- Daten der Homepage: Laufende Forschungsprojekte, Forschungsdaten und Promotionsverfahren, Publikationen
- Daten aus den virtuellen Lern- und Forschungsumgebungen wie z. B. Moodle, Ilias, Blackboard o. a. Systeme
- Bibliotheksdaten (Ausleihen, Datenbanknutzung, Downloads, Schulungsbesuche, Suchverhalten)
- Daten aus Social Media/Internet
- Bibliometrische Daten
- ... usw.

Dabei können die Kundenprofile sowohl konventionell erstellt und ausgewertet werden als auch im Sinne von Customer oder Library Analytics, mit der aus den Daten Analysen und Schlüsse nicht nur für einen Kunden, sondern automatisiert auch für größere Kundengruppen bzw. Zielgruppen berechnet werden können. Diese fortgeschrittenen statistischen Analysen erlauben z. B. Mustererkennung im „Kundenverhalten“ und auch vorsichtige Vorhersagen für

zukünftige Entwicklungen. Die Darstellung erfolgt meist über ein Dashboard, d. h. sie wird über eine Art Instrumententafel erzeugt und angezeigt.

Zusammenfassend ergibt sich folgender Überblick – geordnet nach Kundengruppen:

Tab. 1: Kundengruppenanalyse.

	Verweil- dauer	Daten	Erhebungs- methoden	Kundeneinbindung
Studierende (Bachelor/ Master)	kurzfristig	Anonyme Grup- pen- daten nach Fakul- täten o. a. Kriteri- en aufgeschlüsselt	Nutzungsdaten Logfile-Analysen Online-Befragung	Kundenbeobach- tung Kundenbeteiligung
Promovenden/ akademischer Mittelbau	mittelfristig	Kundenkurzprofile	qualitative Befra- gungen (Interviews)	Kundenintegration
Professoren/ Verwaltung	langfristig	Kundenprofile	qualitative Befra- gungen (Interviews)	Kundenintegration

Forschungs- und Spezialbibliotheken können dieses Zielgruppen-Portfolio fast vollständig übernehmen. Sie besitzen – mit Ausnahme der Studierenden-
gruppe – sowohl Doktoranden und Postdocs als auch Wechselkunden, aber auch Professoren und Verwaltung als Dauerkunden. Für diesen Bibliotheks-
bereich stehen die Kleingruppen und auch die Einzelbetrachtung von Kunden
im Vordergrund. Für Öffentliche Bibliotheken muss ein vollständig anderes
Zielgruppen-Portfolio erstellt werden.

Die Erstellung von Kundenprofilen über selbst erhobene Daten ist umso
wichtiger, als Unternehmen wie Amazon kein Vorbild für Bibliotheken sein
können. Amazon Kundenprofile werden völlig ohne Kundenkontakt über User-
tracking mit sog. Cookies und über ähnlichkeitsberechnende Verfahren für
Kunden und Produkte erstellt und benötigen eine Datengrundlage, die für Bib-
liotheken nicht zu erreichen ist. Bibliothekarische Initiativen wie BibTiP, ein
am Karlsruher Institut für Technologie (KIT) entwickelter Empfehlungsdienst,
der das Rechercheverhalten beobachtet und analysiert, sind zwar vorhanden,
aber als Einzelinitiative bisher noch wenig verbreitet. Gleiches gilt für den
bx Recommender der Firma Ex Libris, der nur für SFX-Kunden nutzbar ist.

Dieser Umstand muss jedoch kein Nachteil sein, wie das britische Projekt
„Library Analytics and Metrics Programme (LAMP)“, von Joint Information Sys-
tems Committee UK und der Universitätsbibliothek Huddersfield von 2011 bis

2015 durchgeführt, zeigt. Hier wurden für britische Universitätsbibliotheken bereits eine Pilotsoftware und eine Studie zum Thema Library Analytics entwickelt (Joint Information Systems Committee, 2016b). Ziel des Projektes war es, den Bibliotheken zu ermöglichen, die vielen Arten von Daten, die sie im Tagesgeschäft erfassen, im Nachgang zu nutzen, um so die Verbesserung und Entwicklung neuer Dienste zu unterstützen und auf diese Weise Wert und Wirkung innerhalb der Hochschule zu demonstrieren. Die eingangs formulierte Kundenintegration durch Monitoring der Daten war also auch hier die explizite Zielsetzung.

Seit 2016 ist dieses Projekt im Projekt „Effective Learning Analytics“ (Joint Information Systems Committee, 2016a) aufgegangen, weil die sehr interessanten Ergebnisse des Endberichts nicht nur im Bibliotheksumfeld für äußerst wichtig gehalten werden, sondern besonders für die Lernentwicklung der Studierenden und damit auch für die gesamte Forschung der Hochschule von Bedeutung sind. Untersucht wurde die Korrelation zwischen den Bibliotheksaktivitäten der Studierenden und ihren Leistungen, indem die Anzahl der Prüfungen, die Bibliotheksbesuche, die ausgeliehenen Bücher und der E-Ressourcen-Zugriff verfolgt und diese dann mit den demografischen Daten und den Prüfungsergebnissen verglichen wurden. Im Ergebnis wurden Muster entdeckt, die darauf hinweisen können, ob sich ein Studierender in einer kritischen Phase befindet oder nur noch wenig Interesse zeigt. Die Universität von Huddersfield konnte so eine Frühinterventionsstrategie entwickeln, um Studierende vor einem Abbruch anzusprechen und beraten zu können (McGregor, 2013).

5 Ausblick

Das erfolgreiche britische Projekt LAMP macht deutlich, dass Kundenmonitoring auch für Bibliotheken ein interessantes und vor allem zukunftsträchtiges Thema ist, welches vor allem zunächst allein mit den eigenen Daten bewältigt werden kann, später jedoch in vollem Umfang anschlussfähig ist. Eine übergreifende Projektstruktur, die sich – ähnlich wie in Großbritannien – um grundsätzliche Datenstrukturen und Berechnungsverfahren für alle Hochschulbibliotheken kümmert, würde auch in der deutschen Hochschullandschaft, nicht nur für Bibliotheken, sondern auch für die laufenden Bildungsreformen oder Entwicklungsprogramme der Forschungsaktivitäten (Allianz der Deutschen Wissenschaftsorganisationen, 2012), im Sinne einer erfolgreichen Kundenorientierung nur von Vorteil sein.

Literatur

- Allianz der Deutschen Wissenschaftsorganisationen. Schwerpunktinitiative Digitale Information. (2012). *Open-Access-Strategien für wissenschaftliche Einrichtungen: Bausteine und Beispiele*. Abgerufen von <https://www.bmbf.de/files/open-access-strategien.pdf>
- BibTip GmbH. (o. J.). [Homepage]. Abgerufen von <http://www.bibtip.com/de>
- Bruhn, M. (2016). *Kundenorientierung: Bausteine für ein exzellentes Customer Relationship Management (CRM)*. München: C. H. Beck.
- Deutschland. Bundesministerium für Bildung und Forschung. (2008). *Bundesbericht zur Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses (BuWiN)*. Bonn, Berlin: BMBF. Abgerufen von <http://www.buwin.de/buwin-2008>
- Döring, N. & Bortz, J. (2016). *Forschungsmethoden und Evaluation in den Sozial- und Humanwissenschaften* (5., vollst. überarb., aktualisierte und erw. Aufl.). Berlin, Heidelberg: Springer.
- Engstler, M., Nohr, H. & Bendler, F. (2014). Webbasierendes Kundenmonitoring in der Kreativwirtschaft. In J. M. Jähnert & C. Förster (Hrsg.), *Technologien für digitale Innovationen: Interdisziplinäre Beiträge zur Informationsverarbeitung* (S. 119–146). Wiesbaden: Springer VS.
- Joint Information Systems Committee. (2016a). *Effective learning analytics: Using data and analytics to support students*. Abgerufen von <https://analytics.jiscinvolve.org/wp/>
- Joint Information Systems Committee. (2016b). *Library Analytics and Metrics Programme: Delivering a shared analytics service for UK academic libraries*. Abgerufen von <https://www.jisc.ac.uk/rd/projects/library-analytics-and-metrics-project>
- McGregor, A. (2013, 9. Mai). *No need for angst over analytics* [Blogbeitrag]. Abgerufen von <https://www.jisc.ac.uk/blog/no-need-for-angst-over-analytics-09-may-2013>
- Motzko, M. (2008). Abschied von der Lebenslüge „Bibliothek für alle“. *BuB – Forum für Bibliothek und Information*, 60(1), 50–55. Abgerufen von <http://b-u-b.de/archiv/>
- Schedler, K. & Proeller, I. (2009). *New public management* (4. Aufl.). Bern: Haupt.
- Patron Driven Acquisition: Wird der Erwerb von eBooks und Aufsätzen künftig vom Endnutzer nach Bedarf ausgelöst? (2011). *Fachbuch Journal*, (6), 17–21. Abgerufen von http://content.schweitzer-online.de/static/content/uploads/StoreFront/file/000/014/000014611/12_2011_fachbuchjournal_PatronDrivenAcquisition.pdf
- Thelen, K. & Wilkens, C. (2000). CLV-M-basiertes Kundenmonitoring als innovatives Controlling-Instrument in Marketing und Vertrieb. In M. Hofmann & M. Mertens (Hrsg.), *Customer-Lifetime-Value-Management: Kundenwert schaffen und erhöhen; Konzepte, Strategien, Praxisbeispiele* (S. 143–154). Wiesbaden: Gabler Verlag.
- Wecht, C. H. (2008). *Das Management aktiver Kundenintegration in der Frühphase des Innovationsprozesses*. Wiesbaden: Dt. Univ.-Verl.
- Whatley, K. M. (2009). New roles of liaison librarians: A liaison's perspective. *Research Library Issues*, (265), 29–32. Abgerufen von <http://old.arl.org/bm~doc/rli-265-whatley.pdf>
- Wissenschaftsrat. (2011). *Anforderungen an die Qualitätssicherung der Promotion: Positionspapier*. Abgerufen von <http://www.wissenschaftsrat.de/download/archiv/1704-11.pdf>

Alle Internetquellen wurden zuletzt am 10.01.2017 aufgerufen.

Stefan Alker-Windbichler

Benutzerkommunikation

Überlegungen zu einer erweiterten Sicht auf die Kommunikation der Bibliothek mit ihren Benutzern

Abstract: Wenn von der Kommunikation der Bibliothek mit ihren Benutzern die Rede ist, geht es meist um bestimmte Dienstleistungen wie Auskunftsdienste oder Schulungen. Es gibt aber ein breites Spektrum von Kontakten, Themen und Kommunikationswegen zwischen Benutzern und Bibliothek – vom Dienstleistungsspektrum und den Benutzungsbedingungen über ihre Sichtbarmachung im Bibliothekssystem bis hin zu persönlichen und automatisierten Kontaktaufnahmen. Neben bewusst gesetzten Kommunikationsakten stehen implizite, neben den Regeln der Corporate Communication spezifische Bibliotheksriten oder auch ein Bibliotheksjargon. Der Beitrag versucht, das breite Spektrum der Kommunikationswege und -weisen zu umreißen und zu zeigen, dass eine integrierende Sicht hilft, die verschiedenen Dimensionen der Nachrichten und vor allem deren Absender, die Bibliothek als Kommunikationspartner, konsistent zu halten.

1 Einleitung

Bibliotheken kommunizieren auf vielfältige Weise, in verschiedensten Situationen und mit unterschiedlichen Zielen mit ihren Benutzern. Was als Aussage ebenso selbstverständlich wie evident scheint, gewinnt mit Blick auf die einschlägige Forschungs- und Praxisliteratur an Prägnanz: Wenn von der Kommunikation der Bibliothek mit ihren Benutzern die Rede ist, geht es meist um bestimmte, wenn auch zentrale Teilaspekte wie die Gestaltung von Benutzungs- und Informationsdienstleistungen. Erweitert man den Blick auf Kommunikationsvorgänge jenseits der Benutzung im engeren Sinn, ergibt sich ein breites Spektrum von Kontakten, Themen und Kommunikationswegen zwischen Benutzern und Bibliothek.

Im Folgenden wird, ausgehend vom Begriff des Benutzers und der „klassischen“ Kommunikation über Benutzung, ein erweiterter Begriff der Benutzerkommunikation vorgeschlagen. Der Versuch eines Überblicks über Kontakte und Kommunikationswege wird durch die Thematisierung als Öffentlichkeitsarbeit, Bibliotheksmarketing etc. ergänzt, wodurch Fragen der Abgrenzung

nicht nur der Benutzerkommunikation, sondern der Bibliothek selbst auftreten. Als zentral erscheint die Kommunikation mittels des Bibliothekssystems, nämlich die Darstellung und Steuerung von Benutzungsmöglichkeiten und -bedingungen in Katalogen und Discovery-Systemen. Und schließlich soll nicht vergessen werden, dass neben bewusst gesetzten Kommunikationsakten auch implizite stehen, dass neben den Regeln der Corporate Communication auch spezifische Bibliothekserzählungen und -riten die Bibliotheksbiografien von Benutzern (und Mitarbeitern), die Kontaktaufnahmen und Kommunikationswege von der Aufnahme über die alltägliche Benutzung bis zur Entlastung, begleiten.

Die titelgebende Formulierung der „Benutzerkommunikation“ soll den Fokus über die Kommunikation mit den Benutzern *in* der Bibliothek hinaus veranschaulichen und versucht, das vorgeschlagene erweiterte Verständnis mit einem eigenen Begriff wiederzugeben. Diesem umfassenden Anspruch stehen Limitierungen anderer Bereiche des Beitrags gegenüber: Dass Kommunikation und Benutzerorientierung gängige Topoi von Festreden und -schriften sind (z. B. Stephan, 2002), ist ebenso wenig von der Hand zu weisen wie der zugrundeliegende eigene Erfahrungshorizont im Bereich Wissenschaftlicher Bibliotheken bzw. Universitätsbibliotheken.

2 Benutzer – Kunde – Besucher & differenzierte Kommunikation

Wie eine Bibliothek ihre „Benutzer“ benennt und denkt, ist in mehrerlei Hinsicht relevant. Denn in dieser Benennung wird nicht nur die Beziehung der Akteure zueinander ausgedrückt, sondern auch eine bestimmte Personen-Gruppe eingegrenzt, was praktische Konsequenzen hat. Die verschiedenen historischen und aktuellen Bezeichnungen von Bürgern über Klienten und Kunden bis zu Besuchern und Partnern liefern als „Library User Metaphors“ (Johannsen, 2015) immer auch bestimmte Vorstellungen des Gegenübers und seiner Rolle mit – vom ressourcenschwachen Klienten bis zum fordernden Kunden (auch wenn ihr Einfluss auf die Bibliothekspraxis begrenzt war). Klar ist jedenfalls, dass auch aktuelle Bezeichnungen, wie sie das *Lexikon der Bibliotheks- und Informationswissenschaft* (Umlauf & Gradmann, 2011–2014) definiert, metaphorisch zu verstehen sind. Deutlich wird das, wenn Konrad Umlauf zum Lemma „Kunde“ ausführt, der Begriff werde „im Kontext des New Public Management auch in uneigentlicher Bedeutung für Benutzer verwendet, um den Aspekt der Kundenorientierung zu betonen“ (Umlauf, 2014a), aber auch

beim eigentlichen Begriff „Benutzer“: Als solcher gilt, wer die Dienstleistungen einer Bibliothek in Anspruch nimmt, oder in engerer Bedeutung eingeschriebene Benutzer, also Inhaber eines Benutzerausweises (Umlauf, 2011). Als „Primäre Nutzergruppe“ hingegen gilt die „Gesamtheit potenzieller und tatsächlicher Benutzer“ einer Bibliothek abhängig von deren Auftrag (Umlauf, 2014c) und mithin auch von Selbstverständnis und Strategie der Bibliothek. Die Benutzerkommunikation einer Bibliothek wird zwischen beiden Konzepten wechseln und je nach konkretem Kommunikationsziel entweder nur tatsächliche oder auch potenzielle Benutzer adressieren müssen und prinzipiell auch Nicht-Nutzer in ihre Überlegungen einschließen.

Die Differenzierung von Kommunikationszielen kann an allgemeine Überlegungen zur Kommunikation anschließen – schließlich ist klar, dass diese Ziele nie nur inhaltliche sind, sondern auch Beziehungsaspekte (Watzlawick, Beavin & Jackson, 2007, S. 53–56), Selbstoffenbarungen und Appelle (Schulz von Thun, 1981, S. 13 f.) einschließen. Die Alltagsbeobachtungen dazu sind weit verbreitet, sodass sie kaum ausgeführt werden müssen, und betreffen nicht nur die bekannten Gesprächs- und Konfliktsituationen (Brockhoff, 2012; Eichhorn, 2015). Dass Beziehungsaspekte über diese konkreten Benutzungssituationen hinaus selten thematisiert werden, kann durchaus als Zeichen von insgesamt „spontanen und gesunden“ Beziehungen (Watzlawick, Beavin & Jackson, 2007, S. 53) verstanden werden, verstellt aber den Blick auf die Kommunikationsvorgänge und ihr Zusammenspiel in der Gesamtheit, auf scheiternde Appelle (trotz vermeintlicher Klarheit im Bibliothekssystem) und die vielen kleinen Kontakte, die zur alltäglichen „kleinen Kostprobe der Persönlichkeit“ (Schulz von Thun, 1981, S. 13 f.) werden.

3 „Klassische“ Benutzerkommunikation

Die bibliothekswissenschaftliche Fachliteratur folgt einem sehr konkreten Konzept der Benutzerkommunikation. Die Beschäftigung der Disziplin mit Kommunikation sei „besonders zentral“ bei Untersuchungen zum Kommunikationsverhalten – „und in der Praxis z. B. für die Gestaltung des Auskunftsdienstes und der Beratung von Benutzern“ (Hobohm, 2014, S. 504). Die Aufmerksamkeit richtet sich demnach auf Themen, die im *Bibliothekarischen Grundwissen* als „Formen der Auskunft“ firmieren, also Auskunftsgespräche und schriftliche Auskünfte mittels verschiedener Medien wie E-Mail und Chat, Apps oder sozialen Netzwerken, aber auch auf den Komplex verschiedener Benutzerschulungen und -führungen (Gantert, 2016, S. 323–343). Auch das aktuelle einschlägige Werk zum Thema *Erfolgreiche Kommunikation mit Kunden in der Bibliothek*

(Brockerhoff, 2012) folgt diesem Fokus und bietet „Praxiswissen“ zu Anmelde- und Auskunftsgesprächen, Schulungen und Führungen sowie zu schwierigen Situationen und Beschwerdemanagement. Ein breiteres Themenspektrum findet vor, wer die Beschäftigung mit Kommunikation zugunsten derer mit Benutzungsaspekten im Allgemeinen zurückstellt; so etwa im Band *Benutzungsdienste in Bibliotheken* (Hilpert, Gillitzer, Kuttner & Schwarz, 2014), der über die genannten Aspekte hinaus Verbindungen mit Beständen, ihrer Erschließung und Zugänglichkeit, mit Benutzungsregeln, Katalogen und Discovery Services, Bibliotheksräumen, E-Learning und schließlich der Öffentlichkeitsarbeit herstellt. Anschließend an die abschließenden Hinweise lässt sich festhalten, dass das Wirkungs- und Betätigungsfeld bibliothekarischer Kommunikation – auch mit Benutzern, gerade jenen der primären Nutzergruppe – nicht auf den Bereich der Benutzung beschränkt ist. Weil das so ist, weil die benutzungsbezogenen Kommunikationsakte unter jenen der Bibliothek kaum zu isolieren und darüber hinaus nie nur benutzungs-inhaltsbezogen sind, und weil Benutzer, also etwa Angehörige einer Universität, nicht nur als Benutzer handeln und kommunizieren, ist das Feld der Wege, Themen und Botschaften bibliothekarischer Kommunikation breiter abzustecken.

4 „Erweiterte“ Benutzerkommunikation

Eine erste, nicht taxative Übersicht über Wege der Benutzerkommunikation ließe sich nach verschiedenen Kriterien gliedern. Eine Ordnung nach Kommunikationszielen oder Adressatengruppen, wie sie für konkrete Planungen sinnvoll scheint, würde den Überblick einschränken und müsste von einer Ein-dimensionalität der Absichten und Rollen ausgehen, die nicht von vornherein vorliegt bzw. nicht konkret Intendiertes ausblendet. Die folgenden Abschnitte gehen deshalb vom Konkreten zum Allgemeinen, von der persönlichen Kommunikation vor Ort über klassische Kommunikationskanäle zu organisatorischen Konzepten dahinter.

Zum Bereich der persönlichen, unmittelbaren Benutzerkommunikation gehört das schon erwähnte weite Feld der Beratungsdienste und Führungen, also der klassische Informations- und Benutzungsdienst an Bibliotheksschaltern, Helpdesks und Auskunftsdienste über verschiedene Kanäle (Telefon, E-Mail bzw. Ticketsystem, Chat etc.), Beratungsgespräche einzeln und in Gruppen sowie im Sinne von Kontaktbibliothekaren, alle Arten von Benutzerschulungen und Führungen, Tätigkeiten der Teaching Library, sofern sie mit persönlichem Kontakt verbunden sind, und letztlich alle Kontakte im „Kommunikationsraum“ Bibliothek (Gantert, 2016, S. 65 f.), zentral wie dezentral, vor Ort und

virtuell. Hinzu kommen Kontakte bei Veranstaltungen, wo einiges an Beziehungsarbeit geleistet wird, auch wenn diese keinen direkten Konnex zur Benutzung haben, also neben Studien-/Lehrveranstaltungen im weitesten Sinne das Programm an kulturellen und wissenschaftlichen Veranstaltungen in der Bibliothek sowie die Präsenz bei Willkommensveranstaltungen für Studienanfänger, bei Informationsmessen für internationale Studierende, die Öffnung im Rahmen einer „Langen Nacht“ oder standortübergreifender Veranstaltungsreihen.

Nicht gleichermaßen persönlich, aber unmittelbar weil physisch präsent sind die vielfältigen bibliothekarischen Druckerzeugnisse: Flyer mit Benutzungsinformationen, Informations- und Imagefolder und -broschüren, Plakate zu Services und Veranstaltungen, Aushänge im Bibliotheksbereich und darüber hinaus, letztlich das gesamte Leitsystem der Bibliothek, Lesezeichen und Postkarten mit Bibliotheksmotiven oder -informationen, Stifte und Taschen für die Benutzung in den Bibliotheksräumen und andere Bibliotheksprodukte (Werbeartikel), egal ob als *Give-away* oder käuflich zu erwerben. Die betreffende (Fach-)Literatur ist in diesem Bereich noch diverser als in anderen wie Information und Schulung. So reicht die Auseinandersetzung mit bibliothekarischen Druckerzeugnissen von der Flyerpublikation als Maßnahme der Öffentlichkeitsarbeit (Kamm-Schubert, 2015) über Postkarten im Feld der Benutzung (Alker & Windbichler, 2014) sowie Leitsysteme unter Bauaspekten (Huth, 2016) bis hin zur aufschlussreichen Sammlung von „passive aggressive library signs“ (Liberrian, 2016).

Nicht ortsgebunden und nur in ganz bestimmten Fällen persönlich ist der Bereich der elektronischen Kommunikation. Dazu gehören die Website der Bibliothek in ihren verschiedenen Ausprägungen (Desktop- und mobile Versionen, Apps etc.) und die Präsenz der Bibliothek auf fremden Websites (etwa von Träger- oder Partnerorganisationen), Kommunikation über verschiedene eigene oder fremde Social-Media-Kanäle (z. B. des Veranstaltungsteams, einer Studienservicestelle oder Studierendenvertretung) und Blogs, automatisierte Auskünfte sowie Tutorials oder Podcasts zur Bibliotheksbenutzung und zu umfassenderen Themen, egal ob sie eigenständig von der Bibliothek verwaltet werden oder in ein E-Learning-Programm eingebettet sind. Und schließlich ist noch der automatisierte oder Massenversand von Nachrichten zu nennen, nicht zuletzt solcher aus dem Bibliothekssystem in Form von Erinnerungs- und Mahnschreiben, der eine intensive, wenngleich oft kaum reflektierte Form der Benutzerkommunikation sein kann.

Anders, weil in der Regel hochreflektiert und systematisch auf Kommunikation in mehrere Richtungen ausgelegt, verhält es sich mit Feedbackeinrichtungen und der bewussten Auseinandersetzung mit Benutzern und Benutzer-

gruppen. Der Bereich von Evaluation und Benutzerumfragen, Beschwerdemanagement und Vorschlagswesen, von Kontaktbibliothekaren und Benutzerforen, ja der Benutzerforschung insgesamt, sowie der Auseinandersetzung mit dysfunktionaler und Nicht-Kommunikation in diesem Bereich wird meist in anderen Zusammenhängen als der Benutzerkommunikation im engeren Sinne behandelt, obwohl hier nicht nur ein enges Zusammenspiel von Benutzungspraxis und Konzeptionellem zu erwarten ist, sondern eine Vermischung von Sach- und Beziehungskomponenten auf der Hand liegt.

Und schließlich sind, auf einer abstrakteren Ebene, aber mit umfassenden praktischen und kommunikativen Konsequenzen, die Grundlagen der Benutzerkommunikation, nämlich die Benutzungsbedingungen als solche, zu bedenken. Benutzerkommunikation beginnt mit den grundlegenden Entscheidungen: Wer kann unter welchen Umständen Benutzer sein, was kann von diesem wie benutzt werden, welche Unterschiede werden zwischen verschiedenen Benutzergruppen gemacht – und wie werden diese Festlegungen und deren Konsequenzen an potenzielle und tatsächliche Benutzer kommuniziert? Der – in Zeiten individueller Preisgestaltung beim Online-Shopping nicht selbstverständlichen – Transparenz des Systems steht das aus seinen Möglichkeiten bedingte Selbstbild des Benutzers gegenüber. Das Abstecken der Benutzungsrichtlinien über verschiedene Kommunikationskanäle – von der Benutzungsordnung auf der Website über Ge- und Verbotsschilder vor Ort (Georgy, 2010) bis zu Anzeigen im Discovery-System – prägt nicht nur die Inhalte (Was ist zu tun?), sondern auch die Kommunikationshaltung beider Seiten, die im Umgang mit den Regeln einiges an Selbstoffenbarung leisten. Diese Kommunikationshaltung wäre auf Bibliotheksseite so zu denken, dass sie grundlegenden Überlegungen folgt – solchen der Corporate Communication oder eines Code of Conduct im Allgemeinen, aber etwa auch einem konkreten Risk-Assessment-Plan in (besonders selbstoffenbarenden) Fällen der Krisenkommunikation. Die Basis der Benutzerkommunikation wird also nicht nur im Bibliothekssystem gelegt, sondern reicht darüber hinaus.

5 Organisationsidentität und die Grenzen der Benutzerkommunikation

Zu Adressat und Nachricht kommt als wichtiger Faktor der Kommunikation der Absender, also die Bibliothek als Kommunikationspartner. Diese als Absender konsistent zu halten, setzt ein gemeinsames Verständnis ihrer Rolle nicht nur in der Benutzerkommunikation voraus.

Auch die Suche nach relevanter Literatur kann sich nicht auf jene zu Benutzungssituationen beschränken, sondern muss solche zur grundsätzlichen Ausrichtung einbeziehen. Marketing und Öffentlichkeitsarbeit, strategische Ausrichtung, Dienstleistungsportfolios und Zielgruppendefinitionen sind für die Benutzerkommunikation ebenso relevant, wie es umgekehrt der Fall scheint, wenn Bibliotheken ihre Kommunikationsarbeit primär aus der Benutzung heraus oder um sie herum entwickeln: „Marketing- oder Kommunikationsaktivitäten müssen sich jedoch nicht auf das Ziel der Inanspruchnahmen von Bibliotheksdienstleistungen beschränken“ (Vonhof, 2014, S. 995).

Die Benutzerbeziehungen einer Bibliothek erscheinen unter Marketinggesichtspunkten als eine spezielle, zentrale Variante von Außenbeziehungen. Benutzerkommunikation ist also von entsprechenden Maßgaben abzuleiten und dient nach außen der Markenpolitik (Degkwitz & Umlauf, 2014), die Dienstleistungen in der Wahrnehmung der Benutzer differenziert, mit spezifischen Qualitäten und emotionalen Werten verknüpft sowie Nebennutzen sichtbar macht, während sie nach innen auf die Organisationsidentität wirkt, welche das Selbstverständnis derselben idealiter als „ganzheitliches, schlüssiges und widerspruchsfreies Verhalten“ (Umlauf, 2014b, S. 677) sichtbar macht. In der Festlegung dessen, wann die Bibliothek worüber auf welche Weise mit ihren Benutzern kommuniziert, entscheidet sich – sofern man sie als Dienstleistungsbetrieb ernst nimmt und die Kommunikation über Dienstleistungen also zentral setzt –, was die Bibliothek ist, und zwar gleichermaßen nach außen wie nach innen.

Die Konsequenzen dieser Überlegungen zeigen sich vor allem in Fragen der Abgrenzung von Benutzerkommunikation: Wann kommuniziert die Bibliothek als solche, wo beginnt und endet die Bibliothek bzw. beginnen und enden ihre Services? Diese Fragen mögen für physische Bibliotheken vergleichsweise trivial gewesen sein, auch wenn ihre räumliche Zuordnung in historischen Universitätsbauten oft genug knifflig ist; im Kontext elektronischer Services und universitären Marketings sind sie es aber nicht. Während Bibliotheken von Bestandskatalogen abkommen und ihre Recherchetools zu Schnittstellen zu Angeboten anderer Anbieter bzw. Bibliotheksangeboten an anderer Stelle werden, während sie ihre Informationstheken mit anderen Dienstleistungseinrichtungen (wie Rechenzentren) teilen oder vermehrt Sicherheitsdiensten überlassen, gehen die Services der Bibliothek im Dienstleistungsspektrum der Hochschule auf. Die Isolierung einzelner Services der Bibliothek und ihrer Bewerbung und Verortung als solche der Trägerorganisation – wenn etwa die Literatursuche gleichberechtigt neben der Webseiten- und der Personensuche der Hochschule aufscheint – zeigt konzeptionelle Abgrenzungsprobleme der Benutzerkommunikation: Wenn Benutzer nicht mehr als Bibliotheksbenutzer handeln, die

Schnittstelle Bibliothek immer öfter aus der Wahrnehmung gerät, ist die Bibliothek als Akteur und Partner der Benutzerkommunikation neu gefordert. Schon die Frage, wo die Bibliothek und ihre Nutzung beginnt, wer also das Gegenüber für Beziehungen und Appelle ist, muss zunehmend kommunikativ verhandelt werden.

6 Benutzerkommunikation via Bibliothekssystem

Eine entscheidende Schnittstelle zwischen grundlegenden Entscheidungen über Benutzung und Kommunikation und der praktischen Umsetzung derselben im Bibliotheksalltag ist das Bibliothekssystem – hier in der doppelten Bedeutung von bibliothekarischem Einflussbereich und Bibliotheksinformationssystem. Hier geschieht die Übersetzung der grundlegenden Entscheidungen in die konkrete Konfiguration des Systems: Wer ist Benutzer? Was kann wie benutzt werden? Welche Informationen darüber sollen wem zur Verfügung stehen? Hier werden Benutzer- und Bestandsgruppen definiert und in Beziehung gesetzt, Ausleih- und Zugriffsmöglichkeiten zugewiesen und schließlich benutzungsrelevante Informationen ausgewählt und in jenem Kommunikationskanal aufbereitet, mit dem viele Benutzer wohl am häufigsten in Kontakt kommen: im Online-Katalog bzw. Discovery-System. Die dabei zu vollbringende Kommunikationsleistung scheint im Zusammenhang der Benutzerkommunikation wenig gewürdigt, wird sie doch oft primär als Systemkonfiguration gesehen. Dabei sind die Auswahl der relevanten (und auch anzeigbaren) Informationen, die Formulierung der entsprechenden, meist sehr kurzen Texte und die möglichst transparente Darstellung von Abläufen und Zusammenhängen mehr als komplex. Eine gute Mischung von sachlicher Information, Handlungsanleitung und Erklärung von Hintergründen ist die große Herausforderung, schließlich müssen potenziell mehrere Seiten der Nachricht abgedeckt werden: Sachinhalte (dieses Buch steht im Magazin), Appelle (wenn Sie es benutzen wollen, bestellen Sie es), Selbstoffenbarungen (wir wissen nicht, ob dieses E-Book [-Paket] auch nächstes Jahr bei uns zugänglich sein wird) und Beziehungsinformationen (Sie sind keine/r von uns, dürfen also nicht zugreifen/ausleihen). Zu den technischen Herausforderungen der Konfiguration bestimmter Anzeigen für bestimmte Benutzer kommt die Komplexität vieler Hochschul-Bibliothekssysteme als solche, also divergierende Bestände oder Lizenzen, Benutzungssituationen und Benutzergruppen, die ein „ganzheitliches, schlüssiges und widerspruchsfreies“ Kommunikationsverhalten erschweren. In dieser Übersetzung ins Bibliotheksinformationssystem, das viele schon genannte Aspekte von der automatischen Benachrichtigung bis zur differenzierten Produkt-

platzierung umfasst, wird das Zusammenspiel unterschiedlicher Benutzungsservices und Kommunikationsabsichten als zusammenhängend fassbar.

7 Benutzerbiografien und Kommunikationsrituale

Die Kommunikation von und in Bibliotheken hat ein Eigenleben jenseits strategischer Überlegungen und ihrer Umsetzung. Dieses Eigenleben speist sich von beiden Seiten: von Seiten der Benutzer und ihrer jeweiligen Situation und von Seiten der Bibliothek und ihrer spezifischen, oft über längere Zeit entstandenen Kommunikationsweisen. Weil eine Universitätsbibliothek für kaum einen Benutzer die erste Station seiner Benutzerbiografie ist und er deshalb ein je eigenes Bild von Bibliothek(en) mitbringt, startet die Kommunikation nicht bei null, sondern mit einem impliziten Abgleich von Erwartungen und Vorgefundenem. Bibliotheken selbst tragen zur Entwicklung solcher Benutzerbiografien bei, indem sie sie mit einem differenzierten Angebot durch verschiedene Phasen begleiten – von der Willkommensveranstaltung bis zur Betreuung bei der großen Abschlussarbeit, von der Aufnahme als Benutzer bis zur allfälligen Entlastung. Den in aktuellen Bachelor-Studiengängen oft kurz und intensiv ausfallenden Benutzerbiografien stehen in der Regel längere auf Seiten der Bibliotheksmitarbeiter gegenüber. Auch deren Vorerfahrungen prägen die Kommunikationsbeziehungen und werden oft genug sichtbar, wenn etwa bei Führungen noch Jahre später über die „Macken“ der Architektin oder den letzten Wasserschaden berichtet wird. Über individuelle oder lokale Vorgeschichten hinaus haben sich kollektive Muster verfestigt, die sowohl die Sprache, also einen bestimmten Bibliotheksjargon (von der Aushebung bis zur Bereitstellung), betreffen als auch die jeweiligen Erwartungen an Personen, Räume und Situationen, also Bibliotheksstereotype. Auf die eine oder andere Weise pflegen Bibliotheken diese Stereotype in ihrer Gestaltung und in der Benutzerkommunikation: „Symbolische Orte und Riten der Bibliothek“ (Edinger, 2015, S. 209–244) sind mehr als vergangenes Relikt und prägen grundsätzliche Erwartungen auch heute. Auch wenn nicht jede Wissenschaftliche Bibliothek als „Crypto-Temple“ (Bales, 2016) fungiert, kann es helfen, bestimmte Standardsituationen der Benutzung, wie etwa Aufnahme- und Eintrittsrituale, das gebotene Ablegen der Garderobe und Beachten der „Bibliotheksruhe“ etc., in ihrer rituellen Prägung zu sehen. Mit der Kommunikation auch rituell-konventioneller Benutzungsregeln liefert die Bibliothek ihrem Gegenüber nicht nur den Appell zu ihrer Einhaltung, sie gibt sich auch als ein Ort mit besonderen Regeln

zu erkennen, was Benutzern (jenseits der Sinnfrage einzelner Regelungen) ein Verständnis des kulturell geprägten Konzepts ermöglicht. Mit Benutzungsregeln, so lässt sich schließen, regelt die Bibliothek nicht nur die Benutzung, wie insgesamt bei der Benutzerkommunikation nicht nur über Benutzung kommuniziert wird, sondern immer auch über ein gemeinsames Verständnis der Bibliothek selbst.

8 Fazit

Ein breites Verständnis von Benutzerkommunikation, das sich nicht auf einzelne Benutzungsaspekte beschränkt und Kommunikationswege isoliert, kann in verschiedener Hinsicht hilfreich sein: Ein integrierendes Verständnis der Kommunikationsmaßnahmen und der ihnen zugrundeliegenden Entscheidungen zu Benutzungsbedingungen und institutionellem Selbstverständnis, nicht zuletzt aber der Blick auf das Bibliothekssystem als zentrales Werkzeug der Umsetzung und oft unterschätztes Kommunikationsmittel, hilft zu einem ganzheitlichen und schlüssigen Kommunikationsverhalten gegenüber den Bibliotheksbenutzern, zugleich aber auch dabei, die Bibliothek als Absender konsistent zu halten, sie nach außen und nach innen verständlich und wahrnehmbar zu machen.

Literatur

- Alker, S. & Windbichler, H. (2014). Immer furchtbar nett: Postkarten an der Universitätsbibliothek Wien. *Mitteilungen der Vereinigung Österreichischer Bibliothekarinnen und Bibliothekare*, 67(2), 215–220.
- Bales, S. E. (2016). The academic library as crypto-temple: A Marxian analysis. In E. Estap & N. F. Enright (Hrsg.), *Class and librarianship: Essays at the intersection of information, labor and capital* (S. 5–24). Sacramento, CA: Library Juice Press.
- Brockerhoff, C. (2012). *Erfolgreiche Kommunikation mit Kunden in der Bibliothek*. Berlin/Boston: De Gruyter.
- Degkwitz, A. & Umlauf, K. (2014). Markenpolitik. In K. Umlauf & S. Gradmann (Hrsg.), *Lexikon der Bibliotheks- und Informationswissenschaft* (Bd. 2, S. 579 f.). Stuttgart: Hiersemann.
- Edinger, E.-C. (2015). *Wissensraum, Labyrinth, symbolischer Ort: Die Universitätsbibliothek als Sinnbild der Wissenschaft*. Konstanz/München: UVK.
- Eichhorn, M. (2015). *Konflikt- und Gefahrensituationen in Bibliotheken: Ein Leitfaden für die Praxis* (3. Aufl.). Berlin/Boston: De Gruyter. doi:10.1515/9783110377699
- Gantert, K. (2016). *Bibliothekarisches Grundwissen* (9. Aufl.). Berlin/Boston: De Gruyter. doi:10.1515/9783110321500

- Georgy, U. (2010). Verbote als Marketinginstrument in Bibliotheken. *Bibliothek: Forschung und Praxis*, 34(3), 311–322. doi:10.1515/bfup.2010.047
- Hilpert, W., Gillitzer, B., Kuttner, S. & Schwarz, S. (2014). *Benutzungsdienste in Bibliotheken: Bestands- und Informationsvermittlung*. (Bibliotheks- und Informationspraxis, 52). Berlin/Boston: De Gruyter.
- Hobohm, H.-C. (2014). Kommunikation. In K. Umlauf & S. Gradmann (Hrsg.), *Lexikon der Bibliotheks- und Informationswissenschaft* (Bd. 2, S. 504 f.). Stuttgart: Hiersemann.
- Huth, A.-K. (2016). Leitsysteme: Funktion und Entwicklungsprozesse. In P. Hauke & K. U. Werner (Hrsg.), *Praxishandbuch Bibliotheksbau: Planung – Gestaltung – Betrieb* (S. 311–325). Berlin/Boston: De Gruyter.
- Johannsen, C. G. (2015). *Library user metaphors and services: How librarians look at their users*. Berlin/Boston: De Gruyter.
- Kamm-Schuberth, R. (2015). Flyerpublikationen in Bibliotheken. Teil 1: Zur Bedeutung von Flyern im Zeitalter des „information overload“. *Bibliotheksforum Bayern*, 9(1), 56–58; Teil 2: Die Erfolgsfaktoren für die Flyerproduktion. *Bibliotheksforum Bayern* 9(2), 120–123.
- Liberrian, T. (2016, 21. Oktober). *Passive aggressive library signs*. Abgerufen von <https://www.pinterest.com/terryannl/passive-aggressive-library-signs/>
- Schulz von Thun, F. (1981). *Miteinander reden* (Bd. 1: Störungen und Klärungen. Allgemeine Psychologie der Kommunikation). Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch.
- Stephan, W. (2002). Fit für die Zukunft: Kommunikation als Mittel zur Neugestaltung einer schwierigen Beziehung. In T. Bürger & E. Henschke (Hrsg.), *Bibliotheken führen und entwickeln: Festschrift für Jürgen Hering zum 65. Geburtstag* (S. 153–157). München: Saur.
- Umlauf, K. (2011). Benutzer. In K. Umlauf & S. Gradmann (Hrsg.), *Lexikon der Bibliotheks- und Informationswissenschaft* (Bd. 1, S. 62 f.). Stuttgart: Hiersemann.
- Umlauf, K. (2014a). Kunde. In K. Umlauf & S. Gradmann (Hrsg.), *Lexikon der Bibliotheks- und Informationswissenschaft* (Bd. 2, S. 524). Stuttgart: Hiersemann.
- Umlauf, K. (2014b). Organisationsidentität. In K. Umlauf & S. Gradmann (Hrsg.), *Lexikon der Bibliotheks- und Informationswissenschaft* (Bd. 2, S. 677). Stuttgart: Hiersemann.
- Umlauf, K. (2014c). Primäre Nutzergruppe. In K. Umlauf & S. Gradmann (Hrsg.), *Lexikon der Bibliotheks- und Informationswissenschaft* (Bd. 2, S. 723). Stuttgart: Hiersemann.
- Umlauf, K. & Gradmann, S. (Hrsg.). (2011–2014). *Lexikon der Bibliotheks- und Informationswissenschaft: LBI* (Bd. 1–2). Stuttgart: Hiersemann.
- Vonhof, C. (2014). Zielgruppe. In K. Umlauf & S. Gradmann (Hrsg.), *Lexikon der Bibliotheks- und Informationswissenschaft* (Bd. 2, S. 995 f.). Stuttgart: Hiersemann.
- Watzlawick, P., Beavin, J. H. & Jackson, D. D. (2007). *Menschliche Kommunikation: Formen, Störungen, Paradoxien* (11. Aufl.). Bern: Hans Huber.

Alle Internetquellen wurden zuletzt am 23.12.2016 aufgerufen.

Ethik

Gabriele Beger

Ethik in der Bibliotheksarbeit

Abstract: Ethik-Richtlinien kennt man seit vielen Jahren aus Krankenhäusern und Pflegeeinrichtungen. Im Mittelpunkt steht immer der professionelle und moralisch richtige Umgang mit den anvertrauten Menschen. Auch Bibliotheken setzen sich seit einigen Jahren mit der Formulierung von Ethik-Grundsätzen für ihre Arbeit auseinander. Im Jahr 2007 veröffentlichte der Dachverband Bibliothek & Information Deutschland seinen Ethik-Codex und der Deutsche Bibliotheksverband folgte 2015 mit der Veröffentlichung seines Verhaltenskodex. Allen ist gemein, dass sie allgemeingültige Verhaltensweisen beschreiben, die der Gewährleistung des Menschenrechts auf eine umfassende Informationsfreiheit (Amnesty International, 1948, Art. 19) dienen und sich gegen Korruption aussprechen.

Zugegeben, Leitlinien gibt es viele. So ist das Leitbild einer Bibliothek Ausdruck dafür, welcher Unternehmenskultur der Nutzer begegnet. So sind in diesen Leitbildern Ethikgrundsätze enthalten. Bei den expliziten Ethik-Leitbildern geht es jedoch um das innerbetriebliche Verhalten eines Unternehmens. Bekannteste Aussage ist hier das Korruptionsverbot. Es geht aber bei der Ethik nicht allein um die Einhaltung von geltendem Recht, sondern immer um darüber hinaus gehende moralische Regeln für einen Berufsstand; letztendlich um Leitsätze, wie ein Unternehmen sich richtig verhält. Bibliotheken sind von jeher Orte, denen man eine hohe Moral zuordnet. Hier wird das Wissen der Welt gesammelt und der Öffentlichkeit zur Verfügung gestellt. Enormer finanzieller Aufwand wird Jahr für Jahr von den Staaten getätigt, um das in Medien und anderen Quellen enthaltene Wissen zu erwerben, zugänglich zu machen und zu archivieren, um es der Nachwelt zu überliefern. Wenn Bibliotheken bereits eine hohe Moral ihres Tuns zuerkannt wird, stellt sich letztendlich die Frage, in welcher Form Inhalte hier als allgemeingültige Regeln aufgestellt werden sollen? Dieser Frage geht der folgende Beitrag nach.

1 Ethik

Die Beschäftigung mit der Ethik geht weit zurück in der Menschheitsgeschichte. Als erstem ist uns von Sokrates (469 v. Chr. bis 399 v. Chr.) bekannt, dass er sich mit ethischen Fragen beschäftigte. Er war davon überzeugt, dass es für ein menschliches Wesen unwürdig sei, sich nur von Traditionen und Konventionen leiten zu lassen. Einige Jahre später prägte Aristoteles (384 v. Chr. bis 322 v. Chr.) die Ethik als eigenständige philosophische Disziplin. Er nahm sich

dazu der wissenschaftlichen Untersuchung von Gewohnheiten, Sitten und Gebräuchen der Menschen an.

Dabei ließ er sich von der Auffassung leiten, dass Menschen grundsätzlich einer Vernunft zugänglich seien. Viele Jahrhunderte später begründete Kant (1724–1804) die „Moderne Ethik“ und formulierte mit der Frage „Was soll ich tun?“ den Kategorischen Imperativ (2000). Kant setzte nicht mehr allein auf die Vernunft, sondern auf den Willen der Menschen. Dieser Ansatz findet sich heute in allen Ethik-Leitlinien wieder, egal ob in der Medizin, der Informatik oder dem Bibliothekswesen. Zusammenfassend kann unter Ethik heute definiert werden, dass Ethik und Moral gleichzusetzen sind und das Prinzip der Vernunft Geltung hat. Ethik-Richtlinien beschreiben „allgemeingültige Normen und Werte (...), die dem Handelnden Regeln für ein gutes Handeln zur Hand geben“ (Ethik, o. J.). So definiert das Gabler Wirtschaftslexikon Ethik (o. J./a) „als Lehre bzw. Theorie vom Handeln gemäß der Unterscheidung von Gut und Böse. Gegenstand der Ethik ist die Moral.“ Diesen Anspruch erhebt auch der „Verhaltenskodex des dbv zur Verwirklichung von Transparenz und zur Bekämpfung von Korruption“ (Deutscher Bibliotheksverband, 2015). Das besondere an einem Verhaltenskodex ist, dass er den Willen zur strikten Einhaltung juristisch rechtmäßigen Handelns verlangt und darüber hinaus weitere Regeln des moralisch guten Handelns aufstellt.

2 Rechtskonforme Verhaltensregeln

2.1 Bibliotheken dienen der Informationsfreiheit eines jeden Bürgers und der Freiheit von Wissenschaft, Forschung, Lehre und Kunst

In Art. 5 des Grundgesetzes (GG) wird das Grundrecht eines jeden Bürgers, sich ungehindert aus frei zugänglichen Quellen zu unterrichten, damit jedermann sich frei eine Meinung bilden und diese frei äußern kann (Abs. 1), definiert. Diese grundsätzliche freie Meinungsbildung kann nur durch Gesetz beschränkt werden (Abs. 2). Während Abs. 2 des Art. 5 bestimmt, dass das Grundrecht auf freie Meinungsbildung durch Gesetz eingeschränkt werden kann, wird in Abs. 3 die Freiheit der Wissenschaft, Forschung, Lehre und Kunst definiert. Diese unterliegen nicht der Einschränkung nach Abs. 2, sind jedoch an die Anerkennung des Grundgesetzes gebunden. Aus dem Dreiklang des Art. 5 GG ergeben sich unterschiedliche Handlungserfordernisse bei der Bereitstellung von Medien und anderen Quellen in Bibliotheken.

Ein ethischer Grundsatz der Bibliotheksarbeit lautet deshalb: Bibliotheken beschränken den Zugang zu Literatur und anderen Quellen nur dann, wenn

das Grundgesetz oder ein allgemeines Gesetz es verlangt. Art. 5 Abs. 2 GG bestimmt, dass das Grundrecht aus Abs. 1 nur durch allgemeine Gesetze, den Jugendschutz und den Schutz der persönlichen Ehre eingeschränkt werden darf. Diese Beschränkungen befinden sich insbesondere in den Bestimmungen des Bürgerlichen Gesetzbuches, des Strafrechtsgesetzes, des Jugendschutzgesetzes sowie in den Datenschutzgesetzen und in Art. 1 und 2 des GG. Bei dem Erfordernis der Beschränkung des Zugangs ergeben sich für Bibliotheken folgende Rechtsvorschriften:

Das Recht der persönlichen Ehre findet seinen Niederschlag in der Achtung der menschlichen Würde (Art. 1 GG), aber auch in den Datenschutzgesetzen des Bundes und der Länder sowie im Recht am eigenen Bild (§ 24 ff. KUG). Sie alle verlangen die Zustimmung der Verwendung der personenbezogenen Sachverhalte. Wesentlich für die Zurverfügungstellung von Medien und anderen Quellen sind die strafrechtlichen Verbreitungs- und Besitzverbote (Strafgesetzbuch, 2016). Während die mit Verbreitungsverbot belegten Quellen im Rahmen der Informationsfreiheit bei wissenschaftlichem Gebrauch oder der Ausübung des Berichterstatte-Privilegs volljährigen Bürgern zum Studium ausgehändigt werden dürfen, verbietet sich ein Zugang an unter 18-Jährige. Die Verbreitung jugendgefährdender Inhalte schließt nach dem Jugendschutzgesetz und den Medienstaatsverträgen alle strafrechtlichen Verbreitungs- und Besitzverbote ein.

Die Zuordnung, ob ein Werk oder eine andere Quelle die Tatbestandsmerkmale der straf- und jugendschutzrelevanten Normen erfüllt, ist oft nicht leicht, da es keinen abschließenden Index gibt, der diese auflistet. Der Index der Bundesprüfstelle erfasst nur jugendgefährdende Inhalte und auch diese nicht abschließend, da sie nur auf Antrag tätig wird. Auch wenn sich in der bibliothekarischen Praxis bereits ein sehr sicherer Umgang mit diesen Schriften und Medieninhalten herausgebildet hat, so bleibt stets ein Restrisiko, entweder zu eng die Normen auszulegen und somit die Informationsfreiheit zu beschneiden, oder zu großzügig, und damit eine Rechtsverletzung zu begehen. Da die Informationsfreiheit in der Menschenrechtscharta zu einem weltweit gültigen Menschenrecht erklärt wurde (Vereinte Nationen, 1948, Art. 19), ist sie ein derart hohes Gut, welches nicht durch Ängstlichkeit oder Rechtsunsicherheit beschränkt werden darf. Im Zweifel ist deshalb immer eine Teamberatung und/oder eine Rechtsberatung einzuholen (Krüll, 2016).

Die grundsätzliche Freiheit der Wissenschaft, Forschung, Lehre und Kunst nach Art. 5 Abs. 3 beinhaltet, dass für wissenschaftliche Zwecke Bibliotheksbestände auch bei einem Verbreitungsverbot nach Abs. 2 Wissenschaftlern zugänglich gemacht werden dürfen. Auch finden sich in der Kunst immer wieder Darstellungen, die durch die Kunstfreiheit lediglich ihre Grenzen im Persön-

lichkeitsrecht (Art. 1 und 2 GG) finden. Die Wissenschafts- und Kunstfreiheit ist an die demokratische Grundordnung gebunden und findet ihre Grenzen in der persönlichen Ehre eines Menschen. Prominentes Beispiel ist die Bewertung des Schmähdgedichts von Jan Böhmermann aus dem März 2016.

2.2 Bibliotheksbeschäftigte begehen keine Korruption, bevorzugen niemanden und achten auf Transparenz ihres Handelns und der Verwendung von Steuergeldern, Spenden und anderen Zuwendungen

Der Begriff Korruption bezeichnet den Missbrauch einer Vertrauensstellung. Diese Vertrauensstellung setzt ein Amt oder eine Funktion voraus. Wer gegen einen Vorteil eine bestimmte Leistung erbringt, handelt korrupt. Diese Form wird als Vorteilsannahme bezeichnet. Eine Vorteilsgewährung liegt hingegen vor, wenn ein Amts- oder Funktionsträger als Gegenleistung für eine Amtshandlung einen Vorteil anbietet.

Die Versuchung, Vorteilsannahme oder -gewährung zu begehen, ist nicht von der Hand zu weisen, weniger um als Bibliotheksmitarbeiter selbst einen Vorteil zu erlangen, als auch um gegebenenfalls die zur Verfügung stehenden Haushaltsmittel zu verstärken. Dieses scheinbar gute Ziel darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass hier unrechtes Handeln vorliegt, das der Gesellschaft großen Schaden zufügt. Die für den Bund und in vielen Ländern geltenden Informationsfreiheits- bzw. Transparenzgesetze setzen hier an. Sie verpflichten öffentliche Einrichtungen, ihre Geschäfte offenzulegen, sodass sich jeder interessierte Bürger über die Verfahren und die Verwendung von öffentlichen Geldern informieren kann.

Abschließend soll die Straftat der Untreue betrachtet werden (§ 266 StGB). Auch sie gilt es auszuschließen. Untreu handelt derjenige, der seine Befugnis, über fremdes Vermögen zu verfügen, missbraucht. Ein klassischer Fall der Untreue ist die Mitnahme von Medien aus dem Bibliothekseigentum ohne Nachweis.

3 Moralkonforme Grundregeln

3.1 Bibliotheken bauen einen Bestand unparteiisch auf und achten auf Pluralismus; sie geben zurück, was ihnen nicht gehört

Durch Satzung oder Gesetz ist meist die Aufgabe einer Bibliothek genau beschrieben. Öffentliche Bibliotheken dienen der Grundversorgung einer Region

mit Literatur und anderen Medien. Wissenschaftliche Bibliotheken, entweder als Universal- oder Spezialbibliotheken, haben wissenschaftliche Literatur und andere Medien sowie Infrastrukturdienstleistungen bereitzustellen und für die Archivierung Sorge zu tragen. Dabei haben sich alle Bibliotheken vom Prinzip des Pluralismus leiten zu lassen. Der Bestandsaufbau soll unabhängig von politischen Strömungen und persönlichen Auffassungen des Berufsstandes erfolgen, sodass sich jedermann tatsächlich umfassend informieren und eine Meinung bilden kann (Art. 5 Abs. 1 GG).

Wenn auch nur in Einzelfällen, so kommt es doch immer wieder vor, dass Träger von Bibliotheken, wie z. B. Kommunen, sich in den Bestandsaufbau mit Verboten einbringen. Hier stellt sich die Frage, ob diese Einmischung hingenommen werden muss oder ob dies als ein Verstoß gegen die Meinungsbildungsfreiheit gewertet werden kann? Grundsätzlich gilt: Wenn Bibliotheken keine eigene Rechtsperson besitzen, so ist der Träger letztendlich für den Bestandsaufbau maßgebend. Ihm soll aber mit Verweis auf Art. 5 GG vorgetragen werden, dass seine Entscheidung – meist einzelne Medienarten vom Erwerb auszuschließen – nicht im Sinne unserer demokratischen Grundordnung ist und eine dementsprechende öffentliche Auseinandersetzung folgen könnte.

Beispielhaft wird in dem Bibliotheksgesetz des Landes Hessen in der Präambel ausgeführt:

[Bibliotheken] sind nach Maßgabe ihrer Benutzungsbestimmungen und mit Rücksicht auf ihren konkreten Zweck für jedermann zugänglich und gewährleisten damit in besonderer Weise das in Art. 5 des Grundgesetzes der Bundesrepublik Deutschland und Art. 13 der Hessischen Verfassung verankerte Grundrecht, sich aus allgemein zugänglichen Quellen ungehindert unterrichten zu können. (Deutscher Bibliotheksverband, o. J.)

Bibliotheksbestände sind allgemein zugängliche Quellen und deshalb sind sie frei von Einzelinteressen aufzubauen.

Vor und während des Zweiten Weltkrieges wurden zahlreiche Juden und politisch andersdenkende Bürger enteignet. So gelangten zum Teil wertvolle Werke in deutsche Bibliotheken. Die Restitution von Raub- und Beutekulturgut ist somit eine moralische Verpflichtung. Im Ergebnis der Washingtoner Erklärung 1998 haben im Jahr 1999 Bund, Länder und kommunale Spitzenverbände eine „Gemeinsame Erklärung“ unterzeichnet. Sie erklärten sich darin „zur Auffindung und zur Rückgabe NS-verfolgungsbedingt entzogenen Kulturgutes, insbesondere aus jüdischem Besitz“ (Ständige Konferenz der Kultusminister der Länder in der Bundesrepublik Deutschland, 1999) bereit. Seither unterstützt eine Arbeitsstelle des Bundeskulturministeriums, angesiedelt an der Stiftung Preußischer Kulturbesitz, die Provenienz-Forschung auch in Bibliotheken

(Bambi, 2012).¹ Auch, wenn es keine gesetzliche Verpflichtung zur Suche in Bibliotheksbeständen nach Provenienzen gibt, so bleibt es eine moralische Verpflichtung, der sich Bibliotheken, insbesondere große Universalbibliotheken, nicht entziehen sollten.

3.2 Bibliotheksbeschäftigte gehen achtsam und höflich miteinander um, die Führungskräfte üben eine Kultur der Achtung und Anerkennung aus.

Moralisches Verhalten setzt beim Willen der Bibliotheksbeschäftigten an. Ihnen müssen die geforderten Verhaltensregeln nicht nur bekannt sein, sie müssen sie auch mittragen. Dabei kommt den Führungskräften eine besondere Vorbildfunktion und Vermittlungsaufgabe zu. Es ist allgemein bekannt, dass die besten Leitbilder ins Leere laufen, wenn die Unternehmenskultur diesen nicht entspricht. Viele Unternehmen, so auch Bibliotheken, haben deshalb begonnen, ihre Führungskräfte dahingehend zu qualifizieren, dass sie eine Kultur der gegenseitigen Achtung und Anerkennung praktizieren. Jegliche Leitbilder sollten so gemeinsam entwickelt werden und nach einer angemessenen Zeit zur Evaluierung wieder auf die Tagesordnung kommen. An der Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg wurden deshalb Führungsleitlinien formuliert. Gegenstand der – nicht veröffentlichten – Führungsleitlinien sind Verhaltensregeln der Führungskräfte über den Umgang mit den Beschäftigten. Sie sind geprägt durch gegenseitige Achtung, Verständnis und den Umgang auf Augenhöhe, Transparenz der Entscheidungen, Informationskultur, gegenseitiges Vertrauen und Schaffung von Räumen für Kreativität und Innovation. Dabei handelt es sich nicht um noch ein weiteres Leitbild, sondern um eine Voraussetzung, um nach ethischen Grundsätzen gemeinsam zu handeln.

4 Fazit

Es kommt nicht so sehr darauf an, dass jede Bibliothek selbst einen Ethik-Kodex aufstellt. Im Bedarfsfall kann sich jede Mitgliedsbibliothek auf der

¹ Die Arbeitsstelle für Provenienzforschung/-forschung (AfP) ist dem Institut für Museumsforschung der Staatlichen Museen zu Berlin – Stiftung Preussischer Kulturbesitz angegliedert. Sie hat die Aufgabe, Museen, Bibliotheken, Archive und andere öffentlich unterhaltene, Kulturgut bewahrende Einrichtungen in der Bundesrepublik Deutschland bei der Identifizierung von Kulturgütern in ihren Sammlungen und Beständen zu unterstützen, die während der Zeit des Nationalsozialismus den rechtmäßigen Eigentümern entzogen wurden.

Grundlage des „Verhaltenskodex des dbv zur Verwirklichung von Transparenz und zur Bekämpfung von Korruption“ (2015) an die eingesetzten Ethikbeauftragten mit der Bitte um Vermittlung und Klärung eines Sachverhaltes wenden. Empfehlenswert sind jedoch eigene Ethikregeln, wenn sie Klarheit über die Definition von bibliothekarischem Handeln im Sinne der Informationsfreiheit und die Zuständigkeit der Bibliothek für den Bestandsaufbau sanktionieren sollen. Darüber hinaus können Ethikregeln Eingang in die Bibliotheksgesetzgebung der Länder finden und sich als Grundsätze eines moralisch richtigen Handelns in jeglichen Leitbildern einer Einrichtung wiederfinden.

Literatur

- Bambi, A. C. (2012, 10. Juni). Restitution von NS-Raub- und Beutekunst. In *Historisches Lexikon Bayerns*. Abgerufen von https://www.historisches-lexikon-bayerns.de/Lexikon/Restitution_von_NS-Raub-_und_Beutekunst
- Bibliothek & Information Deutschland. (2007). *Ethik und Information: Ethische Grundätze der Bibliotheks- und Informationsberufe; Code of ethics (BID)*. Abgerufen von <http://www.bibliotheksportal.de/themen/beruf/berufsethik/code-of-ethics-bid-2007.html>
- Böhmermann, J. (2016, 1. April). *Schmähgedicht*. Abgerufen von <http://www.bild.de/politik/inland/jan-boehmermann/satire-gedicht-auf-erdogan-nicht-mehr-in-der-mediathek-45151590.bild.html>
- Deutscher Bibliotheksverband. (o. J.). *Bibliotheksgesetze: Stand der Entwicklung in den Bundesländern*. Abgerufen von <http://www.bibliotheksverband.de/dbv/themen/bibliotheksgesetze/bundeslaender/stand-der-entwicklung.html>
- Deutscher Bibliotheksverband. (2015, 27. Mai). *Verhaltenskodex des dbv zur Verwirklichung von Transparenz und zur Bekämpfung von Korruption*. Abgerufen von http://www.bibliotheksverband.de/fileadmin/user_upload/DBV/ueber_uns/2015_05_Verhaltenskodex_dbv_endg.pdf
- Ethik. (o. J./a). In *Gabler Wirtschaftslexikon*. Abgerufen von <http://wirtschaftslexikon.gabler.de/Archiv/2794/ethik-v9.html>
- Ethik. (o. J./b). In *Wikipedia*. Abgerufen von <https://de.wikipedia.org/wiki/Ethik>
- Kant, I. (2000). *Kritik der praktischen Vernunft. Grundlegung zur Metaphysik der Sitten und Kritik der praktischen Vernunft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Krüll, N. (2016). *Eine Handlungsempfehlung zum Umgang mit sekretierter Literatur* [Unveröffentlichte Abschlussarbeit]. Institut für Bibliotheks- und Informationswissenschaft, Berlin.
- Ständige Konferenz der Kultusminister der Länder in der Bundesrepublik Deutschland. (1999). *Erklärung der Bundesregierung, der Länder und der kommunalen Spitzenverbände zur Auffindung und zur Rückgabe NS-verfolgungsbedingt entzogenen Kulturgutes, insbesondere aus jüdischem Besitz: Beschluss der Kultusministerkonferenz vom 9. Dezember 1999*. Abgerufen von http://www.bibliotheksverband.de/fileadmin/user_upload/DBV/themen/1999_Erklaerung_Bundesregierung.pdf
- Strafgesetzbuch. (2016, 22. Dezember). Aufstachelung zum Angriffskrieg § 60a StGB, Verbreitung Propagandamittel verfassungswidriger Organisationen § 86 StGB,

Verwendung von Kennzeichen verfassungswidriger Organisationen § 86a StGB, Anleitung zur Begehung einer schweren staatsgefährdenden Gewalttat § 91 StGB, Volksverhetzung § 130 StGB, Anleitung zu Straftaten § 130a StGB, Gewaltdarstellungen § 131 StGB, Verbreitung pornografischer Schriften § 184 StGB, Verbreitung gewalt- und tierpornografischer Schriften § 184a StGB, Verbreitung, Erwerb und Besitz kinder- oder jugendpornografischer Schriften § 184b StGB, Üble Nachrede § 186 StGB, Verleumdung § 187 StGB. Abgerufen von <http://www.gesetze-im-internet.de/bundesrecht/stgb/gesamt.pdf>

Vereinte Nationen. (1948). *Allgemeine Erklärung der Menschenrechte*. Abgerufen von http://www.ohchr.org/EN/UDHR/Documents/UDHR_Translations/ger.pdf

Wantzen, K. (2016, 17. Mai). *Einstweiliges Verfügungsverfahren gegen Böhmermann: Entscheidung des OLG Hamburg*. Abgerufen von <http://justiz.hamburg.de/oberlandesgericht/6103290/pressemeldung-2016-05-17-olg-01/>

Alle Internetquellen wurden zuletzt am 21.10.2016 aufgerufen.

Hermann Rösch

Ethik und Bibliothek

Institutionenethik als Desiderat

Abstract: Bibliotheksethik wird als Teilmenge von Informationsethik und dennoch eigenständige Bereichsethik definiert. Wichtige Bestandteile der Bibliotheksethik sind die Individualethik – meist als Berufsethik oder „Code of Ethics“ bezeichnet – und die Institutionenethik. Während bibliothekarische Berufsethiken in über 70 Ländern existieren, fehlen kondensierte und konfirmierte Institutionenethiken zum Handlungsfeld Bibliothek fast überall. Während letztere sich u. a. im Wirtschaftssystem als Unternehmensethik etabliert haben, ist eine vergleichbare Entwicklung im Bibliothekssektor bislang nicht erkennbar. Der Beitrag skizziert die typologischen Spezifika der Institutionenethik und erläutert deren Nutzen für Bibliotheken.

1 Zur Aktualität ethischer Fragen

In seiner Dankesrede anlässlich der Verleihung der Karl-Preusker-Medaille habe Konrad Umlauf, wie es in den Berichten heißt, „ein kühnes Zukunftsbild der Bibliothek“ gezeichnet (Karl-Preusker-Medaille, 2016). Wörtlich hatte der Geehrte u. a. festgestellt: „Ethische Grundsätze werden deshalb im bibliothekarischen Handeln an Bedeutung gewinnen“ (Umlauf, 2015).

Ethik und Moral spielen in den öffentlichen Diskursen moderner, offener Gesellschaften eine immer wichtigere Rolle. Abzulesen ist dies an der Vielzahl bestehender und entstehender Ethikkommissionen.¹ Die Ursachen für diesen wachsenden Bedarf sind jedoch keineswegs allein dem wissenschaftlich-technischen Fortschritt und den daraus resultierenden – ethisch neu zu bewer-

¹ Als Beispiele genannt seien die 2011 von Bundeskanzlerin Angela Merkel eingesetzte „Ethikkommission für eine sichere Energieversorgung“, die „Unabhängige Ethikkommission“ der FIFA oder die von Bundesverkehrsminister Alexander Dobrindt im September 2016 einberufene „Ethikkommission für computergesteuerte Fahrzeuge“. Diesem Trend zuwiderlaufend, hat der bibliothekarische Dachverband Bibliothek & Information Deutschland (BID) seine Ethikkommission im Februar 2015 aus schwer nachvollziehbaren Gründen ausgesetzt, d. h. de facto aufgelöst.

tenden – Handlungsoptionen der jüngsten Zeit geschuldet.² Niklas Luhmann verweist in diesem Zusammenhang auf die Spezifika der modernen, funktional differenzierten Gesellschaft (1989, S. 430–431). Mit dem Übergang von stratifikatorisch differenzierten zu funktional differenzierten Gesellschaftsstrukturen bildeten sich spätestens ab dem 18. Jahrhundert Funktionssysteme heraus, die sich einer Integration in die Gesellschaft z. B. durch Religion verweigern. Der Verlust einer alle Teilsysteme überwölbenden Gesamtperspektive in funktional differenzierten Gesellschaften fördert den Versuch, diese Defizite durch ethische Diskurse zu kompensieren.

Umlaufs Aussage hinsichtlich des wachsenden Bedarfs an ethischer Orientierung für das bibliothekarische Handeln deckt sich mit dieser soziologischen Perspektive. Als Begründung verweist er allerdings – im Kontext seiner Vision – implizit auf die Interaktivitätsparadigmen des Web 2.0. Bibliotheksnutzer werden demnach mehr voneinander lernen als von Bibliothekaren, mehr Medien untereinander tauschen als aus Bibliotheksbeständen beziehen. Bei ihren Interaktionen auf entsprechenden (Bibliotheks-)Plattformen verfolgen Nutzer nicht notwendig sozial kompatible, gesellschafts- und gemeinschaftsfördernde Ziele. Dies zu beobachten und gegebenenfalls zu korrigieren oder gar zu unterbinden, ist daher Aufgabe der bibliothekarischen Moderatoren, die sich dabei an ethischen Grundsätzen orientieren.

Es darf bezweifelt werden, dass Interaktivität und Selbstorganisation grundsätzlich zu qualitativ überlegenen Stufen von Schwarmintelligenz emergieren und die fachliche Unterstützung durch Experten obsolet machen werden. Es zeichnet sich dagegen klar erkennbar ab, dass Bibliotheken ihren Nutzern in wachsendem Umfang physische und virtuelle Kommunikations- und Kollaborationsräume zur Verfügung stellen und selbst als Plattformen und Schutzräume zivilgesellschaftlichen Handelns hervortreten. Für diese Funktionen bedarf es wertbezogener Leitlinien sowohl hinsichtlich der Ausrichtung der institutionellen Aktivität und des Handelns der individuellen Bibliothekare als auch des Nutzerverhaltens. Insofern ist der Diagnose Umlaufs uneingeschränkt zuzustimmen.

Jedoch erschöpft sich die Bedeutung ethischer Grundsätze für die bibliothekarische Praxis auch in Zukunft darin keineswegs. Tatsächlich berühren

² Verwiesen wird meist auf Dilemmata aus dem medizinischen Bereich: Stammzellenforschung, Sterbehilfe, Transplantationspraxis usw. In diesem Sinne argumentieren auch Stöcker, Neuhäuser und Raters (2011, S. 4). Doch lassen sich in gleicher Weise viele Beispiele aus der Verkehrstechnik oder der Informationstechnik anführen, beginnend bei selbstfahrenden Autos bis hin zur umfassenden Sammlung und Auswertung von Daten, die bei elektronischen Bezahlvorgängen oder der Navigation im Internet entstehen.

alle wesentlichen bibliothekarischen Handlungsfelder ethische Aspekte: Bestandsaufbau, Lizenzierung, Erschließung, Bereitstellung, Vermittlung des Zugangs zu externen Informationen, Überlieferung, Gleichbehandlung von Nutzern, Datenschutz usw. (Rösch, 2012a). Gemeint ist damit, dass in Bibliotheken unentwegt wertbezogene Entscheidungen zu treffen sind, die sich im Idealfall an einem innerhalb des nationalen Bibliothekssystems konsensfähigen Wertekanon orientieren, um so auch in diesem Feld verlässliche professionelle Standards etablieren zu können.

2 Bibliothekarische Berufsethik als Individualethik

Die US-amerikanische Bibliothekarin Mary Plummer war wohl die erste, die im Jahr 1903 anregte, Grundwerte und Verhaltensstandards zur Stabilisierung des bibliothekarischen Berufsbildes und zur Professionalisierung bibliothekarischer Praxis in Form einer Berufsethik zu kanonisieren (Plummer, 1903). Zwar dauerte es bis zur Jahreswende 1938/39, bis die American Library Association (ALA) ihren „Code of Ethics for Librarians“ (ALA, 1939) verabschieden konnte, doch war sie damit allen anderen Nationen um Jahrzehnte voraus.

Es ist kein Zufall, dass die ALA weltweiter Vorreiter war. Eine solch freie und selbstbewusste Debatte um die ethischen Grundwerte bibliothekarischen Handelns konnte nur in einer offenen, von demokratischen Strukturen geprägten Gesellschaft mit ausgeprägter Diskurskultur entstehen. Totalitäre und autoritäre Regime hätten eine solche Debatte auch zu diesem Zeitpunkt niemals zugelassen. In posttotalitären Gesellschaften halten sich obrigkeitsstaatliche Mentalität und von voraussetzendem Gehorsam geprägte Fixierung auf rechtliche Vorgaben in manchen Berufsgruppen bisweilen erstaunlich lange. Dem Beispiel der ALA sind erst seit den 1960er Jahren weitere nationale Bibliotheksverbände gefolgt: Mittlerweile gibt es in über 70 Ländern nationale bibliothekarische Berufsethiken (International Federation of Library Associations and Institutions, Committee on Freedom of Access to Information and Freedom of Expression, 2016). Unter dem Titel „Ethik und Information. Ethische Grundsätze für Bibliotheks- und Informationsberufe“ wurde 2007 erstmals eine entsprechende Berufsethik der deutschen Berufsöffentlichkeit vorgestellt (Bibliothek & Information Deutschland, 2007), ohne dass dieser Wertekanon im Berufsstand bislang nennenswerte Bekanntheit, geschweige denn Akzeptanz erlangt hat.

Berufsethiken sind typologisch als Individualethiken einzustufen. Sie beschreiben die moralischen Normen und Werte, die für die Berufsangehörigen

bei der Ausübung ihres Berufes von Bedeutung sind. Berufsethiken richten sich also an die einzelnen Berufsangehörigen mit dem Ziel, ihnen Wertorientierung für die Praxis zu bieten und ethisch abgesicherte Entscheidungen zu erleichtern (Fuchs-Heinritz, 2011, S. 85). Die in den bibliothekarischen Berufsethiken behandelten Werte gruppieren sich im Wesentlichen um die Themenfelder Informationsfreiheit (Pluralismus, Zensur), Gleichbehandlung (Inklusion), Datenschutz, Neutralität, Professionalität (Dienstleistungsorientierung), Urheberrecht (geistiges Eigentum) und persönliche Integrität (Unbestechlichkeit und Kollegialität).

Mit diesem Wertbezug erzeugen Berufsethiken im Idealfall standardisierende Effekte. Bibliotheksnutzer, allgemeine Öffentlichkeit und Unterhaltsträger können dann darauf vertrauen, in unterschiedlichen Bibliotheken identische ethische Grundlagen der dort tätigen Bibliothekare vorzufinden. Neben der Wertorientierung und der Standardisierung trägt eine „gelebte“ Berufsethik auch dazu bei, ein klares, ethisch fundiertes Berufsbild zu entwickeln. Die Sozialisation des beruflichen Nachwuchses wird dadurch erleichtert und qualitativ bereichert. Auch für die Festlegung von Zielvereinbarungen zwischen Führungsebene und Abteilungen, Teams oder einzelnen Mitarbeitern können berufsethische Standards herangezogen werden, um Rollenerwartungen zu definieren. Grundsätzlich gilt für Berufsethiken, dass sie regelmäßig revidiert und gegebenenfalls an veränderte Rahmenbedingungen angepasst werden müssen. Immer wieder ist zu prüfen, ob die vorhandenen Aussagen ausreichen, um neue Phänomene zu erfassen.

Wenn von Ethik in Bibliotheken die Rede ist, konzentriert sich dies – wohl meist unbewusst – in aller Regel auf Berufsethik. Verkannt wird jedoch, dass es sich dabei ausschließlich um einen individualetischen Kanon handelt, der als „Code of Conduct“ dem individuellen Bibliothekar dazu verhelfen will, „richtiges“, „gutes“ und „ethisch akzeptables“ Verhalten in der Ausübung seines Berufes zu entwickeln und zu zeigen. Ethik als Reflexion moralischen Handelns (Luhmann, 1989) bezieht sich tatsächlich zunächst auf das Verhalten von Individuen, fragt nach den zugrundeliegenden Werten und den Folgen des darauf beruhenden Handelns, für das der Einzelne verantwortlich ist.

3 Bibliothekarische Institutionenethik als Komplement der Berufsethik

In modernen Gesellschaften spielen sich Erwerbsarbeit und berufliches Handeln vorwiegend in Teams und hierarchischen oder systemischen Strukturen ab. Die-

se übergeordneten Strukturen figurieren z. B. als Unternehmen, Behörden, Verbände oder eben Institutionen wie Bibliotheken; als Regelsysteme bestimmen sie die Handlungsspielräume ihrer Mitarbeiter. Die Grundwerte der Unternehmen, Institutionen usw. werden im Idealfall vom Management im Rahmen eines ethischen Diskurses im Austausch mit den übrigen Mitgliedern der Organisation formuliert und ggf. modifiziert. Zur Geltung kommen können diese Werte nur, wenn sie von den handelnden Individuen anerkannt werden. Damit ist der Einzelne an die Leitideen und wertbezogenen Vorgaben der übergeordneten Organisationseinheit gebunden, hat durch sein Handeln jedoch durchaus Einfluss auf die Ausgestaltung dieser Leitideen.

Daraus wird ersichtlich, dass ethische Richtlinien nicht nur für Individuen, sondern auch für Institutionen von großer Bedeutung sind. Insbesondere in der Unternehmensethik und in der Technikethik wurde frühzeitig die Notwendigkeit gesehen, zwischen Individualethik und Institutionenethik zu unterscheiden (Tokarski, 2008, S. 172–178; Capurro, 2003, S. 241–245; Weber, 2002). Im Bibliotheksbereich hat sich das Thema „Institutionenethik“ unter diesem Begriff bislang noch nicht nachhaltig bemerkbar gemacht (Rösch, 2017). Verblüffender Weise aber existiert in den USA seit Juni 1939 mit der „Library Bill of Rights“ ein Dokument der ALA, das damals zwar nicht bewusst als Institutionenethik installiert wurde, tatsächlich aber die Qualität einer solchen besitzt. In dem bis heute insgesamt sechs Mal leicht modifizierten Dokument werden der Bibliothek u. a. Werte zugeschrieben wie Informationsfreiheit, Zensurbekämpfung, Meinungsfreiheit, Pluralismus, Neutralität, Nutzerorientierung, Gleichbehandlung (ALA, 1996). Dass es sich um eine Institutionenethik handelt, ist daran zu erkennen, dass die Aussagen sich ausdrücklich nicht auf das Verhalten der in Bibliotheken Beschäftigten beziehen, sondern Charakter und Funktionen der Institution Bibliothek beschreiben: „Libraries should challenge censorship ...“ (ALA, 1996). In der aktuellen Praxis der ALA spielt die „Library Bill of Rights“ eine zentrale Rolle. So werden in den „Interpretations of the Library Bill of Rights“ klare Anweisungen im Hinblick auf zahlreiche Konfliktfelder gegeben. Zu umstrittenen Werken heißt es z. B.:

Challenged Resources: The American Library Association declares as a matter of firm principle that it is the responsibility of every library to have a clearly defined materials selection policy in written form that reflects the Library Bill of Rights, and that is approved by the appropriate governing authority. (ALA, 2014, S. 2)

Aber auch in den USA wird die „Library Bill of Rights“ nicht im Kontext von Bibliotheks- und Informationsethik diskutiert oder explizit als Institutionenethik behandelt. Doch scheint die Zeit im Bibliotheks- und Informationssektor reif dafür, ähnlich wie im Wirtschaftssystem Funktionsweise und Bedeutung

der Institutionenethik zu erkennen und zu nutzen. Zu klären ist freilich, worin dieser Nutzen besteht und ob eine Institutionenethik nicht im Wesentlichen die Werte der Individualethik wiederholt, damit also durch diese hinreichend vertreten sein könnte.

4 Gesellschaftliche Funktionen und ethische Grundwerte der Institution Bibliothek

Es ist sinnvoll, zunächst zu prüfen, welche gesellschaftlichen Funktionen Bibliotheken erfüllen sollten, und dabei die zentralen Grundwerte zu bestimmen, die für die Bibliothek als Institution handlungsleitend sein sollten. Dabei ergeben sich Unterschiede, die auf den Bibliothekstyp, den Unterhaltsträger und die konkreten Rahmenbedingungen zurückzuführen sind. Eine erste, zu vervollständigende Bestandsaufnahme (Rösch, 2017, S. 986–989) könnte für wissenschaftliche Bibliotheken in öffentlicher Trägerschaft als besonders wichtige Grundfunktionen ergeben:

- Fachinformationsversorgung für Forschung und Lehre,
- Fachinformationsversorgung für Unternehmen und interessierte Laien,
- befristete oder dauerhafte Überlieferung des kulturellen Erbes in gedruckter und digitaler Form,
- Unterstützung der Publikationstätigkeit vor allem im digitalen Umfeld,
- Förderung von Informationskompetenz,
- Förderung Beruflicher (Weiter-)Bildung sowie
- Förderung kultureller Bildung.

Für Öffentliche Bibliotheken könnten größere Bedeutung einnehmen:

- informationelle Grundversorgung,
- Verbesserung der Partizipationschancen,
- Inklusion von Migranten und Minderheiten,
- Emanzipation benachteiligter Gruppen und Schichten,
- Förderung der Lesekompetenz,
- Förderung von Informationskompetenz,
- Fachinformationsversorgung der lokalen Wirtschaft und interessierter Laien,
- Förderung beruflicher (Weiter-)Bildung,
- Förderung kultureller Bildung,
- Unterhaltung und Freizeitgestaltung sowie
- Erleichterung der Alltagsbewältigung.

Gemeinsam sein sollte allen öffentlich zugänglichen Bibliothekstypen in staatlicher Trägerschaft die Verpflichtung zu

- Qualität,
- Neutralität und Pluralismus sowie zur
- Gleichbehandlung aller Nutzer.

Ferner sollten sie dienen als

- Treffpunkt und Kommunikationsort sowie als
- ökonomiefreier Schutzraum ohne Konsumzwang (Rösch, 2012b, S. 11–15).

Diese Zusammenstellung ist nicht vollständig und sollte in einem breit angelegten, transparenten und öffentlichen Diskussionsprozess gründlich geprüft, revidiert und erweitert werden. Zu überlegen ist ferner, in welchem Maße Spezifizierungen für einzelne Bibliothekstypen³ und für Bibliotheken verschiedener Größe vorzunehmen sind. Wenn die wesentlichen Grundwerte zusammengestellt worden sind, wird sich aus der Gegenüberstellung ergeben, dass eine Bibliotheksethik als Institutionenethik und eine bibliothekarische Berufsethik als Individualethik über große gemeinsame Schnittmengen verfügen, zumal z. B. Neutralität im Bestandsaufbau oder Gleichbehandlung aller Nutzer sowohl für die Institution als auch für die handelnden Individuen gleichermaßen verpflichtende Grundwerte sein sollten. Im jeweiligen Kontext aber können diese Werte eine besondere Ausprägung gewinnen, die aufgrund der veränderten Zielrichtung eine separate Hervorhebung nahelegt. Von der Forderung zur Gleichbehandlung aller Nutzer etwa ist auf Seiten der Institutionenethik die Forderung nach Barrierefreiheit im physischen wie im virtuellen Raum abzuleiten. Aber es gibt auch eine Reihe von Werten, die entweder nur für die Institution oder nur für das Verhalten der einzelnen Bibliothekare von Bedeutung sind. Einige Beispiele mögen dies erläutern.

Ethische Grundwerte, die eindeutig der individuellen Handlungssphäre angehören sind z. B.:

- Sachlichkeit und Unparteilichkeit,
- Höflichkeit gegenüber Nutzern,
- Hilfsbereitschaft gegenüber den Nutzern,
- Bereitschaft zu regelmäßiger Fort- und Weiterbildung,
- Kollegialität (Fairness und Kooperationsbereitschaft),

³ In den USA etwa gibt es separate, allgemeine „Codes of Ethics“ für Spezialbibliotheken sowie spezialisierte, z. B. für rechtswissenschaftliche oder medizinische Spezialbibliotheken. Doch handelt es sich dabei in erster Linie um Individualethiken (Special Libraries Association, 2010; American Association of Law Libraries, 1999; Medical Library Association, 2010).

- kritische Loyalität und
- persönliche Integrität und Immunität gegenüber Korruption.

Grundwerte, die durch die Institution Bibliothek als Ganzes verwirklicht werden sollen, sind z. B.:

- informationelle Grundversorgung,
- Barrierefreiheit im physischen wie im virtuellen Raum,
- Bewahrung des kulturellen Erbes,
- Identifikation und Rückgabe von Raubgut,
- Förderung von Open Access,
- Jugendschutz ohne Einschränkung der Informationsfreiheit Erwachsener,
- Bemühen um möglichst kostenfreien Zugang zu Bibliotheksbeständen und -dienstleistungen bzw. um sozialverträgliche Gebühren,
- Transparenz der Grundlagen und Ziele des institutionellen Wirkens gegenüber Nutzern, Unterhaltsträgern und Öffentlichkeit und
- ökonomiefreier Schutzraum ohne Konsumzwang für die Nutzer (Rösch, 2012b, S. 12–15).

Diese Werte können nicht durch das Verhalten der einzelnen Bibliothekare auf der operativen Ebene zur Geltung gebracht werden. Erforderlich sind vielmehr kollektives Verhalten bzw. Leitungsentscheidungen.

Das heißt natürlich nicht, dass der einzelne Beschäftigte in der Bibliothek völlig einflusslos ist im Hinblick auf die generell durch seine Bibliothek realisierten Funktionen und Werte, doch ist sein Beitrag, wie oben angedeutet, eher indirekter Art.

5 Bibliothekarische Institutionenethik und ihr praktischer Nutzen

Ein erster wesentlicher Grund für die Notwendigkeit einer bibliothekarischen Institutionenethik liegt also darin, dass wesentliche Grundwerte nur durch die Institution in toto realisiert werden können. Sofern eine Institutionenethik besteht und auf allgemeine Akzeptanz sowohl auf Bibliotheks- als auch auf Verbandsebene stößt, bietet sie eine Reihe weiterer Vorteile. Die Einzelbibliotheken können sich bei der Formulierung von Leitbildern und Policies unter Berücksichtigung der lokalen Spezifika an den in der Institutionenethik formulierten Werten orientieren. Würden nationale Institutionenethik und lokale Leitbilder und Policies aufeinander verweisen, hätte dies nicht nur intern einen

standardisierenden Effekt; das Branchenmarketing gegenüber Nutzern, Unterhaltsträgern und allgemeiner Öffentlichkeit würde dadurch zudem erheblich gefördert und letztlich könnte daraus ein nennenswerter Beitrag zur Verbesserung des Bibliotheksimages resultieren. Nicht zu vernachlässigen ist schließlich der Effekt, dass eine bibliothekarische Institutionenethik ein hervorragendes Instrument bietet, um Rechtsnormen und Rechtspraxis ethisch zu überprüfen und im Bedarfsfall für Veränderungen einzutreten. Aktuell könnte dies hilfreich sein im Kontext der auch unter bibliotheksethischen Gesichtspunkten z. T. unbefriedigenden Regelungen des deutschen Urheberrechts.

In Deutschland existiert eine bibliothekarische Institutionenethik gegenwärtig nicht. Zwar gibt es durchaus interessante Ansätze wie etwa die 2009 erschienene Publikation „21 gute Gründe für gute Bibliotheken“ (Bibliothek & Information Deutschland), doch handelt es sich dabei nicht um einen ethischen Kanon, sondern um eine Imagebroschüre. Die darin enthaltenen Funktionsbeschreibungen könnten jedoch als Ausgangspunkt für eine breite interne und gleichermaßen öffentliche Debatte zur Erarbeitung einer Institutionenethik genutzt werden.

Das Bewusstsein um bibliotheksethische Fragen und Sachverhalte ist hierzulande bedauerlicherweise nur gering ausgeprägt. So ist die dringend revisionsbedürftige, 2007 ohne vorhergehende öffentliche Diskussion publizierte Berufsethik (Bibliothek & Information Deutschland) weitgehend unbekannt geblieben; die de facto erfolgte Auflösung der 2010 eingerichteten Ethikkommission im Jahr 2015 muss gar als klarer Rückschritt eingestuft werden. Dies führt zu einer widersprüchlichen und ethisch höchst bedenklichen Praxis in vielen Feldern: Eine Bibliothek entfernt die Werke eines anstößigen Autors aus dem Bestand, eine andere nicht.⁴ Immer wieder führen die einen unter dem Druck der lokalen Haushälter einnahmeorientierte Praktiken und Angebote ein, andere berufen sich auf das ethische Postulat der Gleichbehandlung (Rösch, 2015, S. 112). Die Beispiele ließen sich fortsetzen.

Doch gibt es auch Entwicklungen, die Anlass zur Hoffnung geben. So hat der Deutsche Bibliotheksverband (dbv) 2015 einen „Verhaltenskodex des dbv zur Verwirklichung von Transparenz und zur Bekämpfung von Korruption“ verabschiedet und darin das Amt eines bzw. einer Ethikbeauftragten geschaffen, das inzwischen auch prominent besetzt wurde. Interessanterweise hat der Institutionenverband dbv mit diesem Ethikkodex eine Individualethik verabschiedet.

⁴ So hat etwa die Stadtbibliothek Duisburg die Werke des umstrittenen Autors Akif Pirinçci auf Beschluss der Bibliotheksleitung aus dem Bestand verbannt (Barbian, 2016), wohingegen die Bibliotheken in Bonn und Salzgitter den Verbleib dieser Werke im Bestand mit der Verpflichtung zur Informationsfreiheit begründet haben (Albrecht, 2015; Schleiwies, 2015).

Ebenso vielversprechend ist ein „Positionspapier zum bibliothekarischen Umgang mit umstrittenen Werken“ (2016), das auf Initiative des dbv Landesverbandes Niedersachsen entstanden ist und mittlerweile vom BID und seinen Mitgliedsverbänden im April 2016 übernommen worden ist (Bibliothek & Information Deutschland, 2016). Auch wenn in diesem Papier das Verhältnis von Ethik und Recht in irreführender Weise dargestellt wird, so finden sich darin doch klare Aussagen, die auch Bestandteil einer Institutionenethik sein könnten, z. B.:

Die Kernaufgabe von Bibliotheken besteht darin, freien Zugang zu Informationen [...] anzubieten, auch wenn diese für einzelne Personen oder gesellschaftliche Gruppen inakzeptabel erscheinen. (Bibliothek & Information Deutschland, 2016, S. 691–692)

6 Fazit

Zu wünschen ist, dass z. B. der dbv diese Positionierung als Ausgangspunkt nimmt, um im Rahmen einer umfassenden Debatte in der Berufsöffentlichkeit eine breit konsensualisierte und konfirmierte Institutionenethik zu schaffen, die dann zur Orientierung und Standardisierung nach innen und außen hilfreich wirken könnte. Im Zusammenwirken mit einer allgemein akzeptierten Individualethik würde eine bibliothekarische Institutionenethik dazu beitragen, dass Bibliothekare wie Bibliotheken mit positiven Grundwerten wie Informationsfreiheit, Zensurbekämpfung, Datenschutz, Pluralismus, Gleichbehandlung usw. konnotiert werden. Die Popularisierung einer bibliothekarischen Berufs- sowie einer Institutionenethik innerhalb und außerhalb des Bibliothekssektors kann im Rahmen von Marketing und Public Relations einen nicht zu unterschätzenden Beitrag sowohl zum Erwartungsmanagement als auch zur Imagepflege des Berufsbildes leisten. Grundsätzlich würde das deutsche Bibliothekswesen auf diese Weise einem aktuellen gesellschaftlichen Trend folgen, dessen Kern besagt, dass ethische Orientierung allgemein und Institutionenethiken im Besonderen von wachsender Bedeutung sind.

Literatur

- Albrecht, H. (2015, 4. November). *Umgang der Stadtbibliothek mit den aktuellen Diskussionen um den Autor Akif Pirincci: Stadtbibliothekbonnblog* [Blogeintrag]. Abgerufen von <https://stadtbibliothekbonnblog.wordpress.com/2015/11/04/umgang-der-stadtbibliothek-mit-den-aktuellen-diskussionen-um-den-autor-akif-pirincci>

- American Association of Law Libraries. (1999, 5. April). *AALL ethical principles*. Abgerufen von <http://www.aallnet.org/mm/Leadership-Governance/policies/PublicPolicies/policy-ethics.html>
- American Library Association. (1939). Code of ethics for librarians. *American Library Association Bulletin*, 33(2), 128–129. Nachdr. abgerufen von <http://www.ala.org/advocacy/proethics/history/index5>
- American Library Association. (1996). *Library Bill of Rights*. Abgerufen von <http://www.ala.org/advocacy/intfreedom/librarybill>
- American Library Association. (2014). *Library Bill of Rights: Interpretation of the Library Bill of Rights*. Abgerufen von <http://www.ala.org/advocacy/sites/ala.org.advocacy/files/content/LBORwithInterpretations.pdf>
- Barbian, J. P. (2016). Die Grenzen der Liberalität: Warum Bücher rassistischer und rechtspopulistischer Autoren nicht in eine Öffentliche Bibliothek gehören. *BuB – Forum Bibliothek und Information*, 68(1), 5–7. Abgerufen von <http://b-u-b.de/wp-content/uploads/2016-01.pdf>
- Bibliothek & Information Deutschland. (2007). *Ethik und Information: Ethische Grundsätze der Bibliotheks- und Informationsberufe*. Abgerufen von <http://www.bibliotheksportal.de/themen/beruf/berufsethik/code-of-ethics-bid-2007.html>
- Bibliothek & Information Deutschland. (2009). *21 gute Gründe für gute Bibliotheken* [Broschüre]. Abgerufen von http://www.bideutschland.de/download/file/21%20GUTE%20GRUENDE_endg_16-1-09.pdf
- Bibliothek & Information Deutschland. (2016). Bibliotheken stehen für Meinungs- und Informationsfreiheit: Positionspapier zum bibliothekarischen Umgang mit umstrittenen Werken. *Bibliotheksdienst*, 50(8), 691–693. doi:10.1515/bd-2016-0085
- Capurro, R. (2003). Zur Frage der professionellen Ethik. In Ders., *Ethik im Netz* (1. Aufl., S. 234–248). Wiesbaden: Steiner.
- Deutscher Bibliotheksverband. (2015, 27. Mai). *Verhaltenskodex des dbv zur Verwirklichung von Transparenz und zur Bekämpfung von Korruption* [verabschiedet von der Mitgliederversammlung]. Abgerufen von http://www.bibliotheksvverband.de/fileadmin/user_upload/DBV/vereinbarungen/2015_05_Verhaltenskodex_dbv_endg.pdf
- Fuchs-Heinritz, W. (2011). Berufsethik. In W. Fuchs-Heinritz, D. Klimke, R. Lautmann, O. Rammstedt, U. Staeheli, C. Weischer & H. Wienold (Hrsg.), *Lexikon zur Soziologie* (5. Aufl., S. 85). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- International Federation of Library Associations and Institutions, Committee on Freedom of Access to Information and Freedom of Expression. (2016, 7. September). *IFLA – professional codes of ethics for librarians: National codes of ethics for librarians by countries*. Abgerufen von <http://www.ifla.org/faife/professional-codes-of-ethics-for-librarians#nationalcodes>
- Karl-Preusker-Medaille 2015 im Grimm-Zentrum an Prof. Dr. Konrad Umlauf verliehen [Editorial]. (2016). *Bibliotheksdienst*, 50(2), 159–160. doi:10.1515/bd-2016-0017
- Luhmann, N. (1989). Ethik als Reflexionstheorie der Moral. In Ders., *Gesellschaftsstruktur und Semantik: Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft* (Bd. 3, S. 358–447). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Medical Library Association. (2010, Juni). *MLA: Code of ethics for health sciences librarianship*. Abgerufen von <http://www.mlanet.org/p/cm/ld/fid=160>
- Plummer, M. W. (1903). The pros and cons of training for librarianship. *Public Libraries*, 8(5), 208–220.

- Rösch, H. (2012a). Ethik in der bibliothekarischen Praxis – bibliothekarische Berufsethik. In U. Hohoff, D. Lülfiing & Verein Deutscher Bibliothekare (Hrsg.), *Bibliotheken für die Zukunft – Zukunft für die Bibliotheken: 100. Deutscher Bibliothekartag in Berlin 2011* (Kongressbände – Deutscher Bibliothekartag, S. 209–221). Hildesheim [u. a.]: Georg Olms Verlag.
- Rösch, H. (2012b). Öffentliche Bibliotheken und ihre Umwelt: Aktuelle gesellschaftliche Entwicklungen als Herausforderung bibliothekarischen Handelns. In F. Schade & K. Umlauf (Hrsg.), *Handbuch Bestandsmanagement in Öffentlichen Bibliotheken* (Bibliotheks- und Informationspraxis, S. 7–25). Berlin [u. a.]: De Gruyter Saur.
- Rösch, H. (2015). Informationsethik – Bibliotheksethik: Ethische Fragestellungen und ihr Stellenwert im Handlungsfeld Bibliothek. In R. Griebel, H. Schäffler & K. Söllner (Hrsg.), *Praxishandbuch Bibliotheksmanagement* (Bd. 2, S. 975–996). Berlin [u. a.]: De Gruyter Saur.
- Schleiwies, G. (2015, 25. Oktober). Blog der Stadtbibliothek Salzgitter: Akif Pirincci und die Bibliotheksethik [Blogeintrag]. Abgerufen von <https://stadtbibliotheksalzgitter.wordpress.com/2015/10/25/akif-pirincci-und-die-bibliotheksethik>
- Special Libraries Association. (2010, Dezember). *Professional ethics guidelines*. Abgerufen von <http://www.sla.org/about-sla/competencies/sla-professional-ethics-guidelines>
- Stöcker, R., Neuhäuser, C. & Raters, M. L. (2011). Einleitung. In R. Stöcker, C. Neuhäuser & M. L. Raters (Hrsg.), *Handbuch angewandte Ethik* (1. Aufl., S. 1–11). Stuttgart [u. a.]: Metzler.
- Tokarski, K. O. (2008). *Ethik und Entrepreneurship: Eine theoretische sowie empirische Analyse junger Unternehmen im Rahmen einer Unternehmensethikforschung*. Wiesbaden: Gabler.
- Umlauf, K. (2015, 30. Oktober). *Verleihung der Karl-Preusker-Medaille an Prof. Dr. Konrad Umlauf am 30. Oktober 2015: Dankesrede des Preisträgers*. Abgerufen von http://www.bideutschland.de/download/file/KPM_2015_Dankesrede.pdf
- Weber, K. (2002). Institutionenethik: Grundlagen der Informationsethik; Politische Philosophie als Ausgangspunkt informationsethischer Reflexion. In T. Hausmanninger & R. Capurro (Hrsg.), *Netzethik: Grundlegungsfragen der Internetethik* (Schriftenreihe des International Center for Information Ethics, Bd. 1, S. 141–156). München: Fink.

Alle Internetquellen wurden zuletzt am 30.11.2016 aufgerufen.

Michael Seadle

Research integrity and libraries

Abstract: Libraries today must deal with an increasing number of journal article retractions as publishers discover plagiarism, data falsification, and image manipulation problems. Librarians may provide support for the discovery process, since they hold the texts and can provide access to the data. Integrity violations are often treated as black and white, when in fact most involve borderline issues. When libraries decide to continue to provide access to retracted content, they often only include a statement in the metadata that a retraction has occurred, and say nothing about where in the work the violations took place and how grave they were. This article discusses some of the broader set of options that libraries have.

1 Introduction: Scale

The academic world is becoming more and more aware of problems with research integrity, in part because discovery tools have improved, and in part because heightened awareness has made more people look for plagiarism, data falsification, image manipulation and other forms of research malpractice. There are no reliable figures for the actual number of violations. Universities are reluctant to publish statistics about how many students plagiarize or commit other forms of fraud, and journals hate to admit that articles they accepted have serious flaws. No one keeps reliable statistics, but the blog *Retraction Watch* has begun to document retractions in major scholarly journals, and some statistics are available for cases where the journals take action. Out of 2,760 cases there were:

- 50 forged authorship cases
- 200 data issues cases
- 391 falsified data cases
- 428 plagiarism cases
- 456 image manipulation cases

Note that *Retraction Watch* can have a single retraction in multiple categories, so the numbers do not necessarily add to a total number of retracted works.¹

¹ Data as of 7 October 2016.

The assumption that plagiarism has grown with internet access is not necessarily true. While the internet and search tools have made copying easier, they have also made discovery much easier. Until back content is systematically digitized and checked for potential plagiarism problems, any statement about the prevalence of plagiarism in the past is speculation. Cut and paste is easy, but typing a passage from another text is also easier than writing something new and may not have sufficed as an effort barrier.

Data manipulation is an old problem that can be very hard to detect in previously published works because the data were often unavailable for checking. History works count as a broad exception, because the sources have tended to be library and archival materials that others could examine and re-interpret, whenever they choose to. The 1974 book by Robert Fogel and Stanley Engerman, *Time on the Cross*, serves as an example. When the book appeared, both the analysis and the data were controversial and were widely discussed in the literature of the discipline. Because the data were publicly available, anyone could look at and reuse them. That level of access is far from universal. It is difficult ever to know how much data manipulation or falsification occurred in most older works because the data have vanished. Nonetheless, reasonable suspicions can implicate even notable historians. Zeldin, for example, openly doubts statistics that Michelet cites (Zeldin, 1979, p. 143 and 148).

The focus of this short article is on how libraries, especially university libraries, can address research integrity issues in their content. The discussion does not focus on ethical principles, but on instances of plagiarism, data falsification, and image manipulation, and in particular on the consequences of the various options for dealing with the problems. The discussion begins with an examination of the interest groups involved, since these play a role in how cases should be handled.

2 Interest groups

One obvious interest group is the authors who have been or who are currently being accused of some form of violation or research malpractice. It is tempting to assume that these authors are all guilty, but some protest loudly (and occasionally through legal action) that they are not. There are no formal and widely accepted standards for determining research malpractice. The HEADT Centre (Humboldt Elsevier Advanced Data and Text Centre)² is considering offering a

² <http://headt.eu/>

certification for the investigation and determination of research malpractice cases along the lines of the DINI Certificate, with some emphasis on scholarly analysis. As of now, no external certification processes are in place, and that gives the accused a basis for complaint. In fact, there is often no clear definition about what constitutes an integrity violation. How many words must match those from another article, for example, before plagiarism is invoked.

Another interest group is the research community. Scholarship in general and the natural sciences in particular build on past results, and false results undermine the structure that has grown up over decades, even centuries. One of the goals of those who hunt for integrity violations is to maintain the reliability of the scholarly record. False results can lead researchers in false directions, and the longer false information is available in the scholarly record, the more likely it is that someone will mistakenly use that information. At the same time, the hunters may inadvertently undermine valid results because of mistakes that represent malpractice, but do not ultimately undermine the value of the results. Plagiarism hunters may even inadvertently act against the interests of the research community, if the plagiarism takes place in a part of the work that has no direct effect on the conclusions and thus causes a work with valid conclusions to be retracted.

Publishers and editors constitute a group with business interests. Retractions hurt their reputation and can make readers and subscribers rethink whether the quality is worth the price. They have business reasons to minimize the numbers of retractions, and there are two ways to do it. One is to avoid looking for problems using the justification that peer review (or other screening processes) will prevent them. The other is to look aggressively for violations using all possible existing tools. The former approach costs nothing and journals with relatively little to lose by way of reputation may find that attractive. The latter approach can be expensive, especially since it requires trained staff or outside consultants to make difficult judgment calls. Journals with reputations for quality seem to prefer this approach, even though it can lead to false positives.

Libraries represent a group with a strong interest in the reliability of their content, but libraries are also among the most passive actors. They tend to wait for someone else to search the contents, discover problems, make judgments, and tell them about them. Libraries also tend to not store research data, but only the articles that are derived from them. Data fraud and data manipulation are much more damaging to future research than plagiarism. By failing to collect research data, libraries virtually give up responsibility for the integrity of research data in those disciplines that do not rely on text and published information as their primary data source.

3 Detection and decision

Plagiarism appears to be easy to detect because tools like iThenticate can match words and phrases with others in databases and in the internet. Crowd sourced matching can also be effective, and the VroniPlag group, among others, use it. These mechanisms face two kinds of problems. One is that the databases are not always complete. Publishers are, for example, not always timely in providing data to the CrossCheck database that iThenticate now uses, and some content is not findable via internet searches. The result is that potential matches may go undetected. At the same time, matching algorithms mostly do not take discipline-based standard phrases into account. There are, for example, only a limited number of ways to describe the results of statistical tests, and most people who use statistics expect authors to use those standard phrases. For some plagiarism hunters, any match anywhere is plagiarism. A few go so far as to consider a paraphrase to be suspect, even if there is a reference. How the decision-making process determines what is plagiarism and what amount of matching becomes unacceptable remains surprisingly random.

Detecting image manipulation is relatively reliable under certain conditions: when it involves images using JPEG compression and when the investigators use some of the Photoshop tools provided by the US Office of Research Integrity that detect changes in the compression algorithms. Another means of detection is, of course, comparison with an unretouched original – assuming the author provides a genuine original. The problem with this form of detection is that a person with reasonable technical and computing skills can avoid being caught. Deciding whether a manipulation is allowable or fraudulent depends on the discipline and on standards that seem to have shifted over time (Beck, 2016, p. 162). Since libraries typically have only the printed versions, they are unable to participate in either the detection or the decision-making processes.

Detecting data falsification is much harder because data is so various. Data in the form of text have a long history of falsification including documents that forgers created to make money. There are physical tests that can be done to verify the age of certain kinds of older documents, but tests on a bitstream are harder. Data that have a particular source, such as a machine, may include metadata or other clues that an investigator can uncover. Other forms of data may have no distinguishing internal characteristics. Shared datasets are generally a plus because many people have checked them, but an evolving dataset may change too often to be checked in replication experiments. Some database sources are also volatile in ways that researchers do not expect (Call, Hewitt, Watkins, & Lombardi-Yohn, 2016).

It is important to realize that detecting potential integrity violations and determining whether they are serious enough to warrant a retraction, the with-

drawal of an academic degree, or other punishment is less a science than an art. Much depends on who is making the judgment and what their own interests are.

4 Works under suspicion

Any accusation has an effect on the reputation of the author and on the reception of the author's works. For this reason, publishers and libraries are justified in proceeding very cautiously when flagging works that are under examination. Nonetheless readers and other scholars also have a legitimate right to know that a work they are using might contain false or misleading information. There is no perfect way to do this, but some options are discussed below.

4.1 Comprehensive labeling

Libraries could label works under suspicion in the metadata, so that a person who wanted to find them would be aware of potential problems. That could also imply a level of guilt that was not yet proven, and has the potential for some degree of legal liability.

4.2 Limited labeling

Libraries could determine which accusations might affect the validity of the results and label only those in the metadata. This might exclude most plagiarism cases, where the issue is not whether the conclusions are correct, but whether intentional copying occurred. An author who quoted from such a work might inadvertently quote plagiarized text, but would probably not undermine the validity. Legal liability may be less likely but cannot be ruled out.

4.3 Not labeling

Libraries that provide no indication of whether a work is under suspicion do the best job of protecting the author from reputation damage, and do the worst job of protecting readers from works whose conclusions are potentially false. Not labeling a work saves time, trouble, and money, and has no potential legal liability. Since libraries are highly sensitive to any possible legal liability, it is unsurprising that this is the preferred route.

4.4 Open discourse

If authors were willing to enter into a discourse with their accusers in a public forum, they could defend themselves and their accusers could provide a warning to others. This would have the advantage that the scholarly public could decide how serious the problems were and to what degree the accusations undermined the validity of the conclusions. If such a public discussion were common, it would also make the process more transparent, but that level of exposure could also do real harm to authors changing jobs or looking for a promotion, especially if the process dragged on for a long time without a clear conclusion.

4.5 Closed lists

Libraries could offer to inform readers of works that came under suspicion or that had confirmed research integrity problems through a private list that went only to those who actively requested the information. They would enable those who needed to know whether results are valid to find out the status without it being announced openly. Legal liability could also play a role depending on how the answer and the request were formulated. Nothing could stop a person on the list from making it public, of course.

5 Removal vs labeling

Once a university or a publisher have decided that a work involves research malpractice, the library has an additional obligation to inform their users. There is no consensus on how to do this, and the fact that decisions may be contested means that a decision could be reversed. Even when all options for defending a work are exhausted, and a final decision of misconduct stands, libraries still face a set of choices, some of which could involve intellectual property rights.

5.1 Removing the work

Completely removing a work from access is a way to protect readers, but savors of censorship and means that parts of the work that may not have integrity breaches would also become unavailable. Such a work may be part of the

scholarly record if it had been available to users for some time, and removing it would lead to confusion for those who were trying to follow older citations. Removing a whole work for a problem that affected only limited parts would remove valid content from the scholarly record. Removing work that had very limited circulation, such as an unpublished dissertation, would be less problematic. In the electronic world, removing an article completely is possible. For works in paper, recalling and removing content is in practical terms impossible without unbinding and rebinding a volume.

5.2 Labeling in the metadata

Labeling the library metadata to indicate the judgment against a work is the most common approach, in part because it is non-invasive and involves no potential copyright complications. It is also the least effective in warning readers, especially warning them about journal articles, since the library metadata rarely describes a journal at the granularity necessary for individual articles. Libraries tend to leave the responsibility for informing the users of electronic journals to the publisher, and to content themselves at most with a warning insert in paper copies.

5.3 Labeling in the work itself

Labeling the work can involve putting a watermark on each page of a PDF version of a work, or stamping each page of a paper copy. In some countries there is a concern that copyright could be an issue because of a theoretical change to the text, though such labeling would not involve changing the content in any way and is merely a visible layer over the original. Libraries could do this for content under their direct control. Again, they must leave it to publishers to decide how to handle electronic content and publishers are very inconsistent in their approach.

5.4 Labeling parts of the work

In theory, libraries could stamp or watermark a warning only on the parts of a work under their control that represented misconduct. This approach would make it clear what exactly was wrong with a work, without necessarily affecting other parts that had not come under criticism. This approach would involve more work on the part of libraries to find out where exactly the integrity violation was.

5.5 Altering the work

In theory libraries and publishers could also simply excise those parts of a work that had integrity violations, but in practice this is never done, partly because of copyright, but mostly because it seems too much like a form of censorship.

5.6 Falsified data

Removal and labeling the whole work are the only options that make sense for repositories holding research data with integrity problems. It is not generally possible to watermark the data and excising the parts of a dataset that were false would alter the whole set. Researchers also regularly copy data to their own machines to process them, which means that the repository can at best warn others. Nonetheless for research data it is particularly important that any label warning readers be so near to the dataset that people cannot miss seeing it.

6 Conclusion

Libraries have a responsibility to the various interest groups to handle issues involving research integrity in ways that minimize the damage to science and to reputations. One of the key questions is which interest group has priority. The tendency is to favor authors for a number of practical reasons (they may sue) and ethical considerations (they are the most vulnerable). In the longer run, the interest group that suffers most from research integrity violations is the research community itself, because research ideally builds on past results. Eventually, the research community is likely to discover which data and which conclusions are false, but that discovery comes at a cost. Publishers share this responsibility with libraries, and are often as passive as libraries in waiting for a clear resolution before taking any action.

Preventing research malpractice is of course better than waiting to address it, and peer review has proved to be an inadequate filter. Libraries could provide tools and training to help to catch research integrity violations before publication or use. That would imply the acceptance of greater responsibility and a change in the role of libraries. How libraries could undertake this task must, however, be the subject of a different article.

References

- Beck, T. S. (2016). *Shaping images: Scholarly perspectives on image manipulation*. Berlin: De Gruyter.
- Call, A. C., Hewitt, M., Watkins, J., & Lombardi Yohn, T. (2016). *Changes in the I/B/E/S database and their effect on the observed properties of analyst forecasts*. Abgerufen von http://papers.ssrn.com/sol3/papers.cfm?abstract_id=2788140
- Fogel, R. W., & Engerman, S. L. (1974). *Time on the cross: The economics of American negro slavery*. New York: WW Norton & Company.
- Zeldin, T. (1979). *France 1848–1945: Ambition and love*. Oxford: Oxford University Press.

All web resources accessed on 21 December 2016.



Öffentliche Bibliotheken

Andreas Mittrowann

Nutzerforschung

Die Allensbach-Studie „Die Zukunft der Bibliotheken“ – Optionen zum Handeln

Abstract: Wie gestaltet sich die Zukunft der Öffentlichen Bibliotheken? Wie viele Bürger nutzen sie und welche Erwartungen haben sie? Die Antworten darauf haben für einen Bibliotheksdienstleister wie die ekz.bibliotheksservice GmbH eine zentrale Bedeutung. Das Reutlinger Unternehmen hat daher im Jahr 2013 das interne Strategieprogramm „Bibliotheken bewegen 2020“ gestartet, das auch die Zukunftsrollen von Bibliotheken thematisiert. Die ekz hat im Zuge des Programms beim Institut für Demoskopie Allensbach eine Studie in Auftrag gegeben, in der nach der Bibliotheksnutzung und nach den Erwartungen der Bürger an Bibliotheken gefragt wurde. Die Anfang 2016 veröffentlichten Ergebnisse der repräsentativen Befragung der 16- bis 75-jährigen Bürger in Deutschland geben Aufschlüsse über Leseverhalten, Bibliotheksnutzung und Zukunftserwartungen an Bibliotheken. Darüber hinaus spiegeln sie die Erwartungen der Deutschen an die gewünschte Rolle der Bibliotheken in der Gesellschaft wider. Der Autor schildert in seinem Beitrag die Genese der Studie, stellt die wesentlichen Ergebnisse vor und zieht aus seiner persönlichen Sicht Konsequenzen für das Wirken der ekz sowie der Bibliotheken.

1 Einleitung

Öffentliche Bibliotheken in Deutschland haben keine so selbstverständliche Daseinsberechtigung wie in den nordischen Ländern, in Singapur oder in den USA. Zwar ist Deutschland der aktuelle Fußballweltmeister – auf dem Weg zum „Bibliotheksweltmeister“ bedarf es allerdings noch zahlreicher Anstrengungen. Die Tatsache, dass die deutschen Öffentlichen Bibliotheken trotz der digitalen und gesellschaftlichen Herausforderungen stabil im Wandel agieren und sich gleichzeitig in ihrer inhaltlichen Ausrichtung neu orientieren, ist ein positives Zeichen für eine erfolgreiche Zukunft. Belege und Beispiele für diese These will der Autor im Folgenden aufzeigen.¹

¹ Dieser Beitrag folgt in Teilen dem in englischer Sprache publizierten Aufsatz des Verfassers (Mittrowann, 2016). Nachdruck der deutschen Version mit freundlicher Genehmigung von Taylor & Francis.

2 Eine Studie zur Zukunft der Bibliotheken

Das Institut für Demoskopie Allensbach gehört zu den herausragenden empirischen Forschungsinstituten in Deutschland. Die Anfang 2016 veröffentlichten Ergebnisse einer repräsentativen Befragung zum Thema „Die Zukunft der Bibliotheken“ von 1 310 Deutschen im Alter zwischen 16 und 75 Jahren im Auftrag der ekz.bibliotheksservice GmbH (ekz) zeigen deutlich, dass die Deutschen an die Zukunft der Bibliotheken in ihrem Land glauben. So antworteten auf die Frage „Wie wichtig ist es Ihnen persönlich, dass es auch in Zukunft Öffentliche Bibliotheken gibt?“ 32 % mit „sehr wichtig“ und 26 % mit „wichtig“. 58 % erachten also Öffentliche Bibliotheken als wichtige Institution auch in der Zukunft. 26 % der Befragten gaben an, in den letzten 12 Monaten eine Öffentliche Bibliothek vor Ort oder digital von zuhause aus genutzt zu haben. Der Anteil von Bibliotheksnutzern liegt in Deutschland damit zwar nicht so hoch wie in anderen Ländern, zeigt sich aber im Vergleich mit Befragungen der vergangenen Jahre als fast gleichbleibend hoch.

Im Folgenden werden zunächst einige weitere, zentrale Ergebnisse der Studie sowie mögliche Konsequenzen für Bibliotheken und die politischen Entscheider dargestellt:

– Alter

Die Ergebnisse zeigen deutlich, dass bei der Altersgruppe der 16- bis 29-Jährigen die Zahl der aktiven Nutzer mit 35 % am größten ist. Es soll an dieser Stelle noch einmal unterstrichen werden, dass aus Gründen der Face-to-Face-Befragungsmethode Kinder und Jugendliche unter 16 Jahren nicht in die Studie einbezogen wurden, jedoch in vielen Bibliotheken einen signifikanten Anteil der Nutzer bilden. So waren beispielsweise laut Deutscher Bibliotheksstatistik im Jahr 2008 „knapp 25 % der aktiven Bibliotheksnutzer, d. h. der Personen, die einen Bibliotheksausweis besitzen, unter 12 Jahre alt“ (Deutscher Bibliotheksverband, 2016). Am schwächsten ausgeprägt ist hingegen die Nutzung bei der Zielgruppe der 60- bis 75-Jährigen. Hier zählen nur 18 % zu den aktiven Nutzern. Zwar adressieren viele Bibliotheken diese Zielgruppe seit Jahren mit einem Bündel von Maßnahmen, wie sie für Senioren beispielsweise von Gudrun Kulzer (2013) dargestellt werden, jedoch lässt sich hier noch kein bundesweiter Trend mit konkreten Auswirkungen auf die Kundenzahlen in diesem Segment erkennen. Der demografische Wandel wird den Gesamtanteil dieser Altersgruppe an der Bevölkerung noch verstärken, sodass hier übergreifende, bundesweite Programme analog zu Initiativen wie „Lesestart“² wünschenswert erscheinen.

² <https://www.lesestart.de/>

Bibliotheksnutzer

Frage: "Wann haben Sie zuletzt das Angebot einer Bücherei bzw. öffentlichen Bibliothek genutzt? Ich meine jetzt egal, ob Sie dort vor Ort oder über das Internet Bücher oder auch Zeitschriften, Musik oder Filme ausgeliehen haben, oder ob Sie in der Bibliothek selbst etwas gelesen oder ein anderes Angebot genutzt haben. War das in den letzten 12 Monaten, in den letzten zwei bis drei Jahren, oder ist das länger her?"

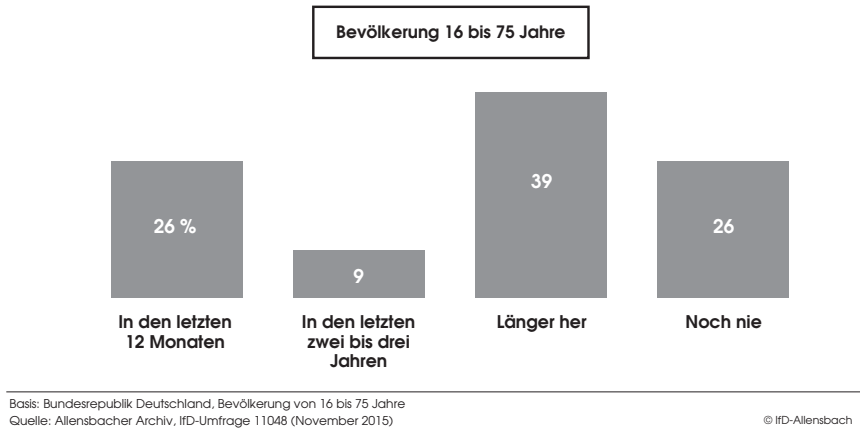


Abb. 1: Bibliotheksnutzer.

– Schulbildung

Die Ergebnisse der Allensbach-Studie spiegeln die Alltagsrealität in vielen Bibliotheken wider. Der Großteil der aktiven Nutzer besitzt einen höheren Bildungsabschluss, in der Studie konkret 32%, während nur 13% einen einfachen Schulabschluss haben. Eine mögliche Ursache: Nach wie vor besteht das Kernangebot der Öffentlichen Bibliotheken in Deutschland zum überwiegenden Teil aus Büchern und weniger aus Non-Books. So zeigt beispielsweise eine Analyse aus dem Jahr 2010 auf Basis der Deutschen Bibliotheksstatistik, dass der Buchbestand Öffentlicher Bibliotheken insgesamt einen Anteil von rund 86% ausmacht, bei den Ausleihen jedoch „nur“ 58% beträgt (Mittrowann, 2012). Der nach wie vor bestehende Schwerpunkt auf dem Buchangebot sowie das darauf abgestimmte Veranstaltungsprogramm mögen die Gründe für den stärkeren Anteil gebildeter Leser am Kundenspektrum Öffentlicher Bibliotheken sein. Eine kritische Reflexion zu den mehrheitlich am Bildungsbürgertum ausgerichteten Bibliotheksangeboten sowie eine entsprechende Anpassung der Programmangebote könnten indes dazu beitragen, mehr Nutzer dieser Zielgruppe für Bibliotheken zu gewinnen. Interessant ist in diesem Zusammenhang die ausgepräg-

te Nutzung von Bibliotheken durch Migranten (Der Ministerpräsident des Landes Nordrhein-Westfalen, 2010) und Geflüchtete: Obwohl hier zumindest in der ersten Generation der Zugewanderten oft niedrige oder sogar keine Bildungsabschlüsse bestehen, interessieren sich diese deutlich für die Angebote Öffentlicher Bibliotheken, um die Sprachbarriere möglichst schnell zu überwinden. Ihre Erfahrungen mit dem Erfolg der Angebote für diese Zielgruppe könnten Bibliotheken stärker auch für die allgemeine Zielgruppe der Bürger mit einfachen Schulabschlüssen nutzen.

– Struktur des Wohnorts

Der Anteil der aktiven Bibliotheksnutzer liegt mit 31 % in den Großstädten deutlich höher als im ländlichen Raum. Dort beträgt der Anteil lediglich 24 %. Die Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung titelte in ihrer Ausgabe vom 31. Januar 2016 „Die kleine Bücherei stirbt“ und führt dazu aus: „Hunderte öffentliche Büchereien in Deutschland kämpfen ums Überleben. Gründe dafür sind die Finanznöte der Kommunen, aber auch ein verändertes Nutzerverhalten, bei dem nicht mehr selbstverständlich das Buch im Mittelpunkt steht.“ Gerade dieser besonderen Herausforderung kann nur mit einer konzertierten Aktion von Kommunen, Ländern und dem Bund begegnet werden. Dr. Gerd Landsberg, Hauptgeschäftsführer des Deutschen Städte- und Gemeindebundes, führt dazu aus:

Gerade in mittleren und kleinen Städten und Gemeinden sind Bibliotheken oftmals die einzigen kulturellen Einrichtungen vor Ort, die zum Aufenthalt einladen und von allen Einwohnerinnen und Einwohnern genutzt werden können. Bibliotheken im ländlichen Raum sollten verstärkt miteinander und mit anderen Bildungs- und Kultureinrichtungen kooperieren können, um den Menschen dauerhaft und überall im Lande den Zugang zu Bildung und Kultur zu ermöglichen. (Deutscher Städtetag, Deutscher Städte- und Gemeindebund & Deutscher Bibliothekverband, 2016)

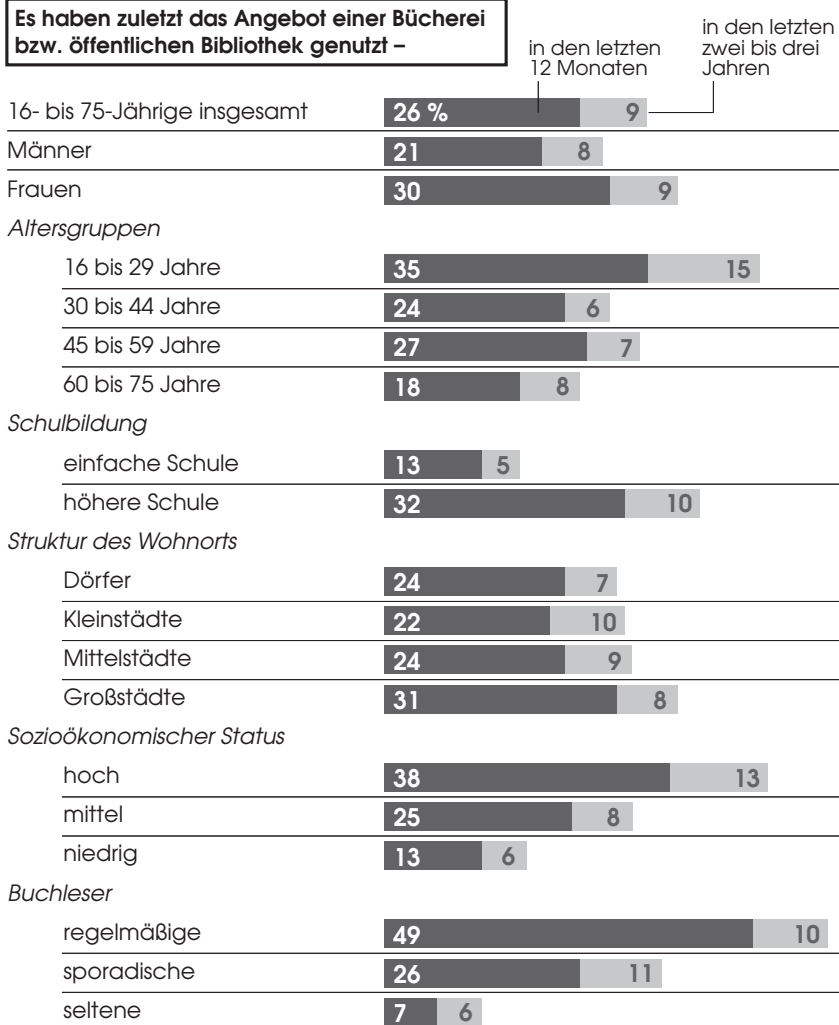
Aus allen genannten Ausführungen lässt sich immanent eine strukturelle Sorge um die Zukunft der Bibliotheken ableiten. Worum aber genau soll es im Kern in der Bibliothek der Zukunft gehen? Was erwarten die Bürger?

Weltweit machen Bibliotheken wahrscheinlich eine gemeinsame Erfahrung, sofern eine ausreichende und erschwingliche Versorgung der Bürger mit Internetverbindungen besteht: Die Nutzung der Sachmedien geht durch Webangebote wie Google und Wikipedia deutlich zurück. So gaben in einer Kundenbefragung der ekz im Jahr 2012³ rund 65 % der 543 teilnehmenden Bibliotheksmitarbeiter an, dass in ihrer Bibliothek in den letzten fünf Jahren die

3 Kundenbefragung 2012: *Interner Ergebnisbericht auf Basis des Online-Befragungstools 2ask*. Nicht publiziert.

Einflussfaktoren auf die Bibliotheks- nutzung

**Es haben zuletzt das Angebot einer Bücherei
bzw. öffentlichen Bibliothek genutzt –**



Basis: Bundesrepublik Deutschland, Bevölkerung von 16 bis 75 Jahre
Quelle: Allensbacher Archiv, IfD-Umfrage 11048 (November 2015)

© IfD-Allensbach

Abb. 2: Einflussfaktoren auf die Bibliotheksnutzung.

Sachbuchausleihe zurückgegangen sei. Wenn also das Buch aus dem Mittelpunkt der bibliothekarischen Arbeit herausrotiert, was sollte künftig dort stehen? Vielleicht digitale Tonstudios oder Makerspaces wie in der Stadtbibliothek Köln, die mit ihrer hervorragenden Verbindung aus einer durchdachten Strategie und den letztgenannten Innovationen zur deutschen „Bibliothek des Jahres 2015“ gekürt wurde?

An dieser Stelle wird es spannend, denn sowohl die Bibliotheksmitarbeiter als auch die Bürger in Deutschland sehen das anders: In einer weiteren Kundenbefragung der ekz aus dem Jahr 2014⁴ wählten von 629 teilnehmenden Bibliotheksmitarbeitern die Zukunftsrolle „Haus der Bücher und der Medienvielfalt“ mit 96,8 % (Summe aus den Bewertungen „sehr wichtig“ und „ziemlich wichtig“) auf Platz 1, gefolgt von „Zentrum für Wissen, Information und Beratung“ mit 96,3 % auf Platz 2 und „Zentrale Institution der Leseförderung in der Kommune“ mit 92,7 % auf Platz 3, gefolgt von „Raum für Begegnung und Aufenthalt“ mit 92,6 %.

Ganz ähnliche Ergebnisse lieferte die oben bereits erwähnte repräsentative Befragung des Allensbach-Instituts: So gaben die Deutschen auf die Frage nach ihren konkreten Erwartungen an die Öffentliche Bibliothek mit 76 % am häufigsten an: „Sollte ein umfangreiches Angebot aus Büchern, E-Books, Zeitschriften, Musik, Filmen usw. haben“, gefolgt von „Es sollte eine angenehme Atmosphäre herrschen, man sollte sich dort wohlfühlen“ mit 71 %. Auf den weiteren beiden Plätzen: „Gute fachliche Beratung, geschultes Personal“ mit 70 % und „Sollte Tipps und Empfehlungen anbieten, was Kinder gut lesen können“. Bürger und Bibliotheksmitarbeiter sind sich also weitgehend einig, was die Kernaufgaben der Bibliothek auch in der Zukunft betrifft: Der Fokus auf Medien, die Bibliothek als Ort, professionelle fachliche Beratung, Lesen und Lernen. Makerspaces, Gaming oder ein Angebot von technischen Geräten landen in beiden Befragungen hingegen auf den hinteren Plätzen.

3 Über Kundenorientierung hinaus agieren

Tatsächlich ist jetzt in diesem Text der Zeitpunkt gekommen, um Steve Jobs zu zitieren, denn: Sollen wir die Einschätzung der bibliothekarischen Fachkollegen und die Bewertungen der Bürger so stehen lassen und uns danach richten? Ist damit schon alles zur Zukunft der Bibliotheken und der Notwendigkeiten

⁴ Kundenbefragung 2014: Interner Ergebnisbericht auf Basis des Online-Befragungstools 2ask. Nicht publiziert.

Idealvorstellungen von einer öffentlichen Bibliothek

Frage: "Öffentliche Bibliotheken haben ja ganz unterschiedliche Angebote. Hier auf den Karten haben wir einmal aufgeschrieben, wie eine öffentliche Bibliothek sein kann. Was davon sollte eine Bibliothek Ihrer Meinung nach unbedingt anbieten? Wie sollte eine öffentliche Bibliothek sein, die Sie gerne nutzen?"

Sollte ein umfangreiches Angebot an Büchern, E-Books, Zeitschriften, Musik, Filmen usw. haben	76 %
Es sollte eine angenehme Atmosphäre herrschen, man sollte sich dort wohlfühlen	71
Gute fachliche Beratung, geschultes Personal	70
Sollte Tipps und Empfehlungen anbieten, was Kinder gut lesen können	65
Sollte spezielle Angebote für Menschen mit Behinderung haben, z.B. spezielle Hörbücher oder Bücher in Grossdruck	64
Sollte auch die aktuellsten Bücher, Zeitschriften usw. im Angebot haben	64
Sollte eng mit Kindergärten, Schulen und Volkshochschulen zusammenarbeiten	59
Es sollte viele bequeme Sitzmöglichkeiten geben	57
Sollte sich durch bestimmte Angebote und Programme für die Leseförderung von Kindern oder Menschen mit Leseschwäche einsetzen	56
Lange Öffnungszeiten	54
Sollte Lesungen und Vorträge veranstalten	53
Man sollte viele Angebote auch von zu Hause aus nutzen können, z.B. Ausleihe digitaler Medien über das Internet	49
Sollte ein ausreichendes Angebot an Arbeitsplätzen und Schreibtischen haben, um direkt vor Ort lernen oder arbeiten zu können	43
Sollte Beratung und Hilfe zur Nutzung von elektronischen Medien anbieten, z.B. für E-Reader, Tablet-PCs oder Smartphones	42
Sollte spezielle Angebote für Migranten und Flüchtlinge haben	39
Es sollte dort auch ein Café geben	38
Sollte Angebote zur politischen Bildung machen, z.B. Informationsmaterialien, Vorträge, Diskussionsveranstaltungen usw.	35
Sollte auch sonntags geöffnet sein	29
Man sollte dort viele interessante Menschen treffen, mit anderen ins Gespräch kommen	22
Sollte auch besondere technische Geräte, z.B. 3D-Drucker oder digitale Tonstudios, im Angebot haben und Kurse dazu anbieten	16
Sollte Computerspiele für den PC oder für Spielkonsolen anbieten, die man auch in der Bibliothek spielen kann	16

Basis: Bundesrepublik Deutschland, Bevölkerung von 16 bis 75 Jahre
Quelle: Allensbacher Archiv, IfD-Umfrage 11048 (November 2015)

© IfD-Allensbach

Abb. 3: Idealvorstellungen von einer Öffentlichen Bibliothek.

gesagt? Kundenforschung ist ein zentrales Instrument des Marketings und der strategischen Ausrichtung für jede Organisation und jedes Unternehmen, aber sie sollte nicht dabei helfen, den Status Quo unreflektiert zu zementieren. Das wusste auch Steve Jobs, der Visionär und Mitgründer von Apple, als er formulierte: „A lot of times, people don't know what they want until you show it to them.“⁵ Auch wenn also einerseits auf Basis der genannten Daten Bibliotheken aktuelle Medien, angenehme Räumlichkeiten, wirkungsvolle Leseförderung und vor allen Dingen motivierte und qualifizierte Mitarbeiter in den Mittelpunkt ihrer Aktivitäten stellen sollten, ist gleichzeitig ein innovatives Angebot erforderlich – gleichsam, um die zukünftigen Rollen schon einmal „anzuprobieren“ und zu testen, welche neuen Angebote sinnvoll und konform mit dem Auftrag der Bibliothek sind. Die Bibliothek sollte also im Sinne eines „permanent Beta“ stets neuartige Angebote ausprobieren. Haben sich diese bewährt und leisten sie einen Teil zur Auftragserfüllung, sollten sie in die bestehenden Angebote integriert werden. Dabei ist allerdings Klarheit darüber erforderlich, dass alte und neue Angebote Teile einer umfassenden *Strategie* bilden müssen, um langfristig erfolgreich zu sein.

4 Rezepte für ein erfolgreiches Zukunftsmanagement

Eine Strategie ist gleichsam das „Kochrezept“ für eine erfolgreiche Bibliothekszukunft. Wie im wahren Leben können Rezepte für den Erfolg sehr unterschiedlich sein. Im Folgenden sollen abschließend einige wichtige „Ingredienzien“ für Bibliothekserfolg benannt werden, die sich bei den beruflichen Stationen des Autors als hilfreich und wirkungsvoll erwiesen haben:

- Eine starke Bibliotheksvision schaffen
Wie sieht die persönliche Vision der Führungskraft für die Zukunft aus? Wie können Mitarbeiter, kommunale Entscheider und Kunden einbezogen werden in den Prozess? Eine Serie von internen Workshops mit führenden Bibliotheksexperten für die Mitarbeiter oder eine Serie öffentlicher Veranstaltungen für Freunde der Bibliothek, Politiker oder interessierte Bürger kann entscheidende Anstöße geben. Die Stadtbücherei Düsseldorf hat beispielsweise einen großen, eintägigen Workshop mit Mitarbeitern durchgeführt, um auf der Basis einer lokalen Analyse und mit weltweiten Bei-

5 Zitiert nach Wikipedia: Steve Jobs. Abgerufen von https://en.wikiquote.org/wiki/Steve_Jobs

spielen aus anderen Bibliotheken eine Vision für eine neue Zentralbibliothek zu entwickeln. Aus dem Ergebnis hier ein paar Beispielsätze, um eine starke Vision zu verdeutlichen:

- „Menschen und ihre aktuellen Lebenswirklichkeiten stehen im Mittelpunkt aller Arbeit der Zentralbibliothek.
- Die Zentralbibliothek schafft durch ihre Räumlichkeiten eine hohe Aufenthaltsqualität und Wohlfühlatmosphäre. Sie gibt Menschen den Raum und ein optimales Umfeld für Inspiration, Lernen, Wissensaustausch, Kommunikation und Entspannung.
- Die Zentralbibliothek ist außerschulischer Ort der Leseförderung. Sie ist ein multimedialer Ort für Kinder und Jugendliche und übernimmt dabei medienpädagogische Verantwortung.
- Die Zentralbibliothek ist weltoffen und international ausgerichtet. Sie ist Begegnungsraum und gestaltet aktiv das Miteinander der Menschen der verschiedenen Kulturen und Nationalitäten in Düsseldorf.
- Die Zentralbibliothek ist Düsseldorfs Zentrum und Anlaufstelle für die Digitale Gesellschaft und macht entsprechende Medien-, Service- und Veranstaltungsangebote. Sie gestaltet aktiv die Überwindung der „Digitalen Spaltung“ der Gesellschaft.
- Menschen machen das Wesen der Zentralbibliothek 2020 aus: In Werkstätten des Lernens und des Wissenstausches werden die Medienbestände und Menschen auf aktive Weise miteinander verbunden. Die Zentralbibliothek unterstützt innovatives Lernen und verbindet Tradition mit Innovation und fördert lokale Gemeinschaften und schafft Netzwerke von Bürgern.
- Die Stadtbüchereien sehen ihre Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter als ihre wichtigste Ressource. Diese zu unterstützen, zu fördern, weiterzubilden und optimal einzusetzen ist Auftrag aller Personalentwicklung.
- Die Zentralbibliothek sieht sich als öffentliche, aktuelle Bibliothek mit aktuellen Medienbeständen. Digitale Möglichkeiten werden haptische Bestände verkleinern.
- Die Zentralbibliothek gestaltet aktiv Angebote gemäß den für Düsseldorf prognostizierten Auswirkungen des demografischen Wandels.
- Die Zentralbibliothek lernt aus ihrem Tun. Die Bereitschaft zum Lernen und Experimentieren hat einen hohen Stellenwert. Sie bleibt für zukünftige Entwicklungen flexibel. Angebote werden prozesshaft gesehen und immer wieder hinterfragt.“⁶

⁶ Stadtbüchereien Düsseldorf. (o.J.). *Vision für die Zentralbibliothek 2020: Internes Arbeitsdokument*. Nicht publiziert.

Eine starke Bibliotheksvision sollte allerdings nur der erste Baustein auf dem Weg zu einer umfassenden Bibliotheksstrategie sein, die auf Basis einer fundierten Umfeldanalyse konkrete Zielgruppen, Ziele und Methoden sowie Partner definiert, um die Ziele zu erreichen. Beispiele für herausragende Bibliotheksstrategien finden sich in Deutschland beispielsweise in Köln, Oldenburg oder Hanau. Das Bewusstsein für diesen enorm wichtigen Baustein ist hierzulande gestiegen und es existieren dazu laufende oder abgeschlossene Projekte beispielsweise in den Bundesländern Bayern, Niedersachsen oder Brandenburg. Dabei ist eine Strategie natürlich nie „fertig“, sondern sollte einen lebendigen Prozess im permanenten Wandel darstellen (Mittrowann, Motzko & Hauke, 2011).

4.1 Den Menschen in den Mittelpunkt stellen

Die Geschichte der Bibliotheken ist untrennbar mit dem Buch verbunden. Stets ging es in unserer Vergangenheit darum, Bücher zu sammeln, zu erschließen und zu vermitteln. Die digitale Revolution und die damit verbundene „Entstofflichung“ von Inhalten sowie die Entwicklung der demokratischen Gesellschaften mit dem Idealbild der Chancengleichheit für alle lassen uns erkennen, dass der Mensch und nicht die Bücher im Mittelpunkt unserer Arbeit stehen sollten. Wenn Bibliothekare danach handeln, kann die Bibliothek zum Knotenpunkt für Bildung in der Kommune werden, zum zentralen Kommunikationsort einer Gemeinde und zum gesuchten Partner für andere Institutionen. Dieses Konzept muss allerdings jeden Tag gelebt werden. In der Stadtbibliothek Köln haben Veranstaltungen an Stellenwert zugenommen und werden wie beispielsweise bei „geeks@cologne“ auch von „Geeks“ konzipiert sowie durchgeführt, und beim „Travel Slam“ lassen Teilnehmer andere Besucher der Veranstaltung an ihren Reiseerlebnissen teilhaben. Die Bibliothek schafft dabei die Brücke von Mensch zu Mensch. Ein architektonischer „Schlüsselmoment“ im deutschen Bibliothekssektor war dabei sicher die Eröffnung der Stadtbibliothek Gütersloh im Jahr 1984, die in den Mittelpunkt ihrer gesamten Raumgestaltung ein Lese-café und damit die Funktion des Ortes für Kommunikation und Begegnung stellte.

An dieser Stelle möchte der Autor auch die Bibliotheksmitarbeiter ganz ausdrücklich in das Motto „Den Menschen in den Mittelpunkt“ einbeziehen. Dreh- und Angelpunkt aller Überlegungen zur Zukunft sollten auch immer die Menschen sein, die dort arbeiten. Welche Zukunftsqualifikationen benötigen sie? Welche Fortbildungsprogramme müssen auf den Weg gebracht werden? Müssen es überhaupt immer Bibliothekare sein, die in Bibliotheken arbeiten?⁷

7 Vgl. auch den Beitrag *Wer macht die Bibliothek von morgen?* von J. Fansa in diesem Band.

Brauchen wir künftig mehr IT-Spezialisten, Erzieher, Pädagogen? In mehreren deutschen Bibliotheken kommen beispielsweise für Themen wie Gaming oder aktive Medienvermittlung immer stärker Medienpädagogen ins Spiel. Auch Migration und Diversity werden künftig eine noch stärkere Rolle spielen, wie auch das Beispiel der Stadtbibliothek Bremen vorbildlich zeigt.⁸

4.2 Bildung als ganzheitlichen Prozess betrachten

Wenn wir den Fokus vom Buch auf den Menschen legen, ändert sich auch unsere Perspektive auf die Methoden, die wir für die Unterstützung des Bildungsprozesses nutzen. Als Bibliothekare stellen wir naturgemäß das Buch in den Mittelpunkt unserer Bildungsbestrebungen. Lerntypen wie der motorisch-haptische (Machen), der kommunikative (Sprechen und Zuhören) oder der auditive (Hören) lernen vorwiegend über andere Wege. Bibliotheken mit Makerspaces wie die Stadtbibliotheken in Hamburg und Köln, mit vielen angenehmen Sitzbereichen wie die architektonisch herausragende Stadtbibliothek Hanau, mit Soundduschen wie die Stadtbibliothek Minden oder mit Lerninstallationen zum Anfassen wie die Kinderbibliothek der Stadtbibliothek Paderborn tragen diesem erweiterten Bildungsbegriff Rechnung. Auf der institutionellen Ebene lässt sich die intensivierte Kooperation zwischen Bibliotheken und Volkshochschulen beobachten, die einen konzeptionellen Höhepunkt bei den Planungen für das neue Bildungshaus Wolfsburg erreicht hat, bei dem Bibliothek und Volkshochschule in bisher ungekannter Kooperation Bildungsprozesse gemeinsam gestalten werden. Auch die Partnerschaft mit Kindergärten, Schulen und Schulbibliotheken gehört in diesen Kontext.

4.3 Die Bibliothek zum Wohlfühl- und Erlebniszentrum umgestalten

Die Medienrealität und das Verständnis von Bibliotheken als „Ausleihstationen“ hat ihre architektonische Realität in der Vergangenheit deutlich geprägt, besonders auffällig in der Gestaltung von Regalen. Gleiches gilt für die Nutzung von Datenquellen. Ein Beispiel für Veränderung in diesem Bereich: Schwere und große Bildschirme mit Kathodenstrahlröhren und die Notwendigkeit der Verkabelung erforderten relativ große und schwere „Tischlandschaften“. LCD-Touchscreens und WLAN lassen heute ganz andere Gestaltungsmöglichkeiten

⁸ Bremer Diversity Preis. <https://vimeo.com/149256471>

zu. Hinzu kommen andere Erwartungshaltungen an Raumqualitäten, die beispielsweise durch Konzepte aus der Gastronomie oder innovatives Museumsdesign geprägt sind. Hinzu tritt die Erwartung an Erlebnisqualität. Diese resultiert wiederum aus den Alltagswahrnehmungen der Kunden – im Supermarkt, in der Shoppingmall, in der Gestaltung neuer öffentlicher Räume – sowie aus modernen Kommunikationskonzepten, bei denen die Vermittlung einer ganzheitlichen Erfahrung im Vordergrund steht

Im Jahr 2000 hatte der Autor die Gelegenheit, als Teil eines Teams von Bertelsmann Stiftung und Bertelsmann SE ein innovatives Wissenszentrum in Abu Dhabi mitkonzeptionieren zu dürfen. Im Vordergrund der Wissensvermittlung bei dieser Verschmelzung von Science Center, Bibliothek, Museum und Volkshochschule standen ein 3D-Kino, interaktive, virtuelle Globen, Aufführungsbühnen in diversen „Wissenswelten“ sowie dezentrale Lerninstallationen, schallgeschützte Lernzonen im Raum und last but not least ein physischer Medienbestand. Im Fokus aller Aktivitäten – bis hin zu einem digitalen Mitschnitt des am Besuchstag Erfahrenen, Gelernten und Recherchierten – stand das „Erlebnis Wissen“. Dabei handelte es sich um ein ganzheitliches Konzept, das der Autor auch heute noch jederzeit unterstützen würde. Natürlich kann herausragende Architektur ohne weiteres Zutun bereits ein unnachahmliches Raumerlebnis vermitteln. In Deutschland ist das beispielsweise in den neuen Stadtbibliotheken wie Stuttgart, Krefeld, Augsburg, Hanau, Nordhausen in Thüringen und sicher auch demnächst in der neuen Stadtbibliothek Dresden der Fall.

4.4 Technologien mit offenen Armen aufnehmen

Unser Leben ist heute mehr denn je von technologischen Veränderungen geprägt. Smartphones, Tablets und E-Reader beeinflussen die Art und Weise, wie wir Inhalte aufnehmen – und 3D-Drucker oder digitale Tonstudios die Art und Weise, wie wir Dinge oder Inhalte erstellen. Am Horizont deuten sich revolutionäre Anwendungen der künstlichen Intelligenz und der Robotik an, die unsere Art zu leben und zu arbeiten grundsätzlich verändern werden. Was genau davon die Bibliotheken in welcher Weise verändern wird, lässt sich nicht vorhersagen. Bedeutsam ist jedoch die *Haltung*, die wir als Bibliothekare dazu einnehmen. Diese sollte von Neugier, Aufgeschlossenheit und Experimentierfreude gekennzeichnet sein, um wichtige Innovationen im Hinblick auf Bildungserfolg, Chancengleichheit und Demokratie für die Bibliothekskunden zu erschließen. Beispiele aus dem aktuellen Geschehen in deutschen Bibliotheken sind die „eLounge“ in der Stadtbibliothek Erlangen, die Touchscreens mit dem digitalen Leitsystem der architektonisch herausragenden Stadtbibliotheken

Stuttgart und Duisburg, die Themenlounge der Zentral- und Landesbibliothek Berlin sowie die vielfältigen Lernangebote, die im Rahmen des Projektes „Lernort Bibliothek“ im Bundesland Nordrhein-Westfalen entwickelt wurden.

Natürlich gehört es auch zum Auftrag innovativer Bibliotheksdienstleister, neue Technologien für die Nutzung durch die Bibliotheken zu erschließen. Die ekz hat beispielsweise gemeinsam mit ihren Partnern und Unternehmenstöchtern die in Deutschland führende digitale Ausleihplattform „Onleihe“ entwickelt, bietet E-Learning-Kurse an und entwickelt ein Verfahren zum Einsatz von iBeacons – kleine Sender, die Informationen per Bluetooth senden –, mit denen Push-Nachrichten aus der Bibliothek auf die Smartphones von Nutzern übermittelt werden können. Dies alles erfolgt neben dem klassischen Geschäft mit Bibliotheksmedien, Einrichtungsprojekten, Verkauf von Zubehör und einem breiten Seminarangebot.

4.5 Den politischen Mikrokosmos mit der regionalen und nationalen Bibliothekspolitik verbinden

Erfolgreiche, bildungsstarke und kulturell bereichernde Bibliotheken sind ein Erfolgsfaktor für Kommunen! Allerdings nützt die beste Bibliotheksarbeit vor Ort nur wenig, wenn die politischen Rahmenbedingungen nicht stimmen. Bibliotheksleiter sollten sich daher auch unbedingt als „Verbindungsmanager“ betrachten, um die Politik – beispielsweise durch eine starke Vision und eine überzeugende Strategie – für ihre Ziele zu gewinnen. Allerdings bedarf es für den übergreifenden Erfolg von Bibliotheken auch einer regionalen und nationalen Steuerung. Letztere hat in Deutschland noch ein starkes Ausbaupotenzial, auch wenn ein hervorragendes „Kompetenznetzwerk für Bibliotheken“ und die starken deutschen bibliothekarischen Verbände das Ihre tun, um ein übergreifendes Handeln zu ermöglichen. Dabei sind Maßnahmen wie das gemeinsame Strategiepapier „Bibliotheken als starke Vermittler für Bildung und Kultur in Städten und Gemeinden“ des Deutschen Städtetages, des Deutschen Städte- und Gemeindebundes sowie des Deutschen Bibliotheksverbandes wichtige Meilensteine auf dem Weg zu einer besseren, innovations- und qualitätsorientierten Steuerung der Bibliotheksentwicklung. In dem Papier heißt es unter anderem:

Die Ziele, die Länder und Kommunen in der frühkindlichen, der kulturellen und der beruflichen Bildung, der Integration sowie beim Lebensbegleitenden Lernen verfolgen, können bei konsequenter Einbeziehung öffentlicher Bibliotheken strukturierter sowie ergebnis- und ressourcenorientierter erreicht werden. (Deutscher Städtetag, Deutscher Städte- und Gemeindebund & Deutscher Bibliotheksverband, 2016, S. 8)

Die Erarbeitung einer nationalen Bibliotheksstrategie würde es noch viel besser ermöglichen, eine für Deutschland so wichtige Einbindung der Bibliotheken in eine nationale Bildungsstrategie zu schaffen.

5 Fazit

Deutschlands Öffentliche Bibliotheken bewegen sich stabil im digitalen Wandel. Im Vergleich mit anderen Studien der letzten Jahre und unter Berücksichtigung der üblichen statistischen Unschärfen weichen die Ergebnisse bezüglich der Bibliotheksnutzung in der dargestellten Allensbach-Studie nicht signifikant von vergleichbaren Untersuchungen der letzten Jahre ab. Es ist für alle Streiter eines erfolgreichen Bibliotheksangebotes in unserem Land eine erfreuliche Tatsache, dass die dokumentierten Nutzungserwartungen sich mit dem vorhandenen Angebot weitgehend decken: Ein breites Medienangebot, ein angenehmer Aufenthaltsort und ein qualifizierter, ausreichend großer (!) Personalstamm bilden auch weiterhin drei wichtige Erfolgsfaktoren für die Öffentliche, kommunale Bibliothek.

Dabei kann es jedoch nicht bleiben. Ein veränderter Bildungsbegriff, der die „Prosumenten“-Bewegung inkludiert und auch beispielsweise motorisch-haptische Lernmotivationen berücksichtigt, sollte durch Bibliotheken stärker in den Fokus genommen werden. Hinzu kommen digitale Entwicklungen und Gaming, gesellschaftliche Herausforderungen wie Migration oder der wachsende Anspruch der Bürger in Richtung partizipative Angebote – alles dies stellt wie gezeigt auch steigende Ansprüche an die Führungskräfte in Bibliotheken, deren Ausbildung und Qualifikation mindestens genauso zentrale Erfolgsfaktoren wie die oben dargestellten bilden.

Die in diesem Text genannten Erfahrungen und Aufgabenstellungen lassen sich auch auf andere westlich geprägte Demokratien und ihre Bibliothekssysteme übertragen. Gelingt in Deutschland die konsequente Bearbeitung dieser Themen, lässt sich mit noch größerer Entschiedenheit behaupten: Deutschlands Zukunft ist mit starken Bibliotheken eine bessere Zukunft!

Literatur

Deutscher Bibliotheksverband. (2016). *Wer nutzt Öffentliche Bibliotheken – und wofür? Wer nutzt sie nicht – und warum?* Abgerufen von <http://www.bibliothekportal.de/themen/bibliothekskunden/bibliotheksnutzung.html#c4016>

- Deutscher Städtetag, Deutscher Städte- und Gemeindebund & Deutscher Bibliotheksverband. (2016). *Bibliotheken als starke Vermittler für Bildung und Kultur in Städten und Gemeinden: Leitlinien und Hinweise zur Weiterentwicklung öffentlicher Bibliotheken*. Berlin, Köln. Abgerufen von http://www.staedtetag.de/imperia/md/content/dst/veroeffentlichungen/mat/leitlinien_oeffentliche_bibliotheken_mai_2016.pdf
- Institut für Demoskopie Allensbach. (2015). *Die Zukunft der Bibliotheken in Deutschland: Eine Repräsentativbefragung der Bevölkerung ab 16 Jahre*. Allensbach: Institut für Demoskopie. Abgerufen von http://www.ifd-allensbach.de/uploads/tx_studies/11048_Bericht_ekz_Bibliotheken.pdf
- Kulzer, G. (2013). *Bibliothek der dritten Lebensphase: Angebote für die Zielgruppe der Älteren*. Berlin/Boston: De Gruyter Saur.
- Der Ministerpräsident des Landes Nordrhein-Westfalen. (2010). *Von Kult bis Kultur. Von Lebenswelt bis Lebensart: Ergebnisse der Repräsentativuntersuchung „Lebenswelten und Milieus der Menschen mit Migrationshintergrund in Deutschland und NRW*. Düsseldorf. Abgerufen von http://www.interkulturpro.de/ik_pdf/Sinus-Studie_2009.pdf
- Mittrowann, A. (2012). Aktuelle Tendenzen und Herausforderungen beim Bestandsmanagement von Nonbooks und Netzpublikationen in Öffentlichen Bibliotheken. In T. Becker, F. Schade & K. Umlauf (Hrsg.), *Handbuch Bestandsmanagement in Öffentlichen Bibliotheken*. Berlin/Boston: De Gruyter Saur.
- Mittrowann, A. (2016). Germany: With our libraries into a better future. *Public Library Quarterly*, 35(4), 366–375. doi:10.1080/01616846.2016.1245014
- Mittrowann, A., Motzko, M. & Hauke, P. (Hrsg.). (2011). *Bibliotheken strategisch steuern: Projekte, Konzepte, Perspektiven*. Bad Honnef: Bock + Herchen.

Alle Internetquellen wurden zuletzt am 03.01.2017 aufgerufen.

Frauke Schade

Das Leben der anderen

Chancen und Grenzen der Zielgruppensegmentierung mit Lebensstil- und Milieutypologien

Abstract: Ziel des Beitrages ist es zu zeigen, dass eine präzise Zielgruppenkenntnis zur Profilierung von Bibliotheken und ihren Angeboten durch die hohe Heterogenität und Veränderungsdynamik der Gesellschaft heute von hoher Bedeutung ist, um Legitimität zu bewahren. Der Beitrag beleuchtet dies unter verschiedenen Aspekten und stellt eine Studie zur Entwicklung eines Zielgruppenmodells vor. Dazu wird die Zielgruppensegmentierung zunächst in die Marktforschung und Marktsegmentierung eingeordnet und gezeigt, welche Anforderungen sich an eine Zielgruppensegmentierung stellen und wie Daten über Zielgruppen mittels Primär- und Sekundärforschung erhoben werden.

In der Marktforschung werden Erkenntnisse aus der Lebensstil- und Milieuforschung genutzt, um aussagekräftige Prognosen über Einstellungen und Verhalten der Gesellschaft zu erhalten. Dazu existiert eine Vielzahl an Lebensstil- und Milieutypologien, die in ihrer Eignung für die Zielgruppensegmentierung Öffentlicher Bibliotheken diskutiert werden. Es werden zudem Chancen und Grenzen für Bibliotheken aufgezeigt, zielgruppenspezifische Daten mittels Markt-Media-Studien sekundär und auf der Grundlage von Lebensstil- bzw. Milieutypologien auszuwerten und für die Angebotsprofilierung zu nutzen. Der Beitrag beruht auf einer Grundlagenstudie im Auftrag der ekz.bibliothekservice GmbH zur Entwicklung eines Zielgruppenmodells zur Zielgruppensegmentierung und Angebotsprofilierung von Öffentlichen Bibliotheken.

1 Relevanz einer genauen Zielgruppenkenntnis

Bibliotheken werden weitgehend öffentlich finanziert. Ihre Alimentierung muss sich durch die Erfüllung eines gesellschaftlichen Auftrages und eines relevanten Gemeinschaftsinteresses legitimieren. Legitimität kann jedoch nur durch die Zuschreibung von Akzeptanz durch Dritte erworben werden. Sie entsteht in den „Arenen der öffentlichen Meinungsbildung“ (Sandhu, 2014, S. 1164). Öffentlichkeit geht stets über das Private hinaus und ist in der Regel allgemein zugänglich. Demokratische Gesellschaften verhandeln dabei die „öffentliche Meinung“ in verschiedenen Teilöffentlichkeiten. Für Bibliotheken

sind alle Teilöffentlichkeiten relevant, mit denen sie in Verbindung stehen und die in ihrem Umfeld präsent sind. Hier müssen sie überzeugen und zeigen, welchen Beitrag sie zur Gestaltung der digitalen Gesellschaft und zur Medien- und Informationsversorgung und -vermittlung leisten, was Bibliotheken konkret und das Bibliothekssystem in Deutschland allgemein von Wettbewerbern auf dem Informations- und Medienmarkt unterscheidet und in der Finanzierungskonkurrenz zu anderen öffentlich finanzierten Einrichtungen auszeichnet, was ihren Mehrwert und im besten Fall ihr Alleinstellungsmerkmal ausmacht. Legitimität wird dabei stets neu verhandelt und misst sich an der Fähigkeit, aktuelle Entwicklungen zu antizipieren und sich mit einem innovativen, bedarfsgerechten und gesellschaftlich relevanten Angebot dazu zu positionieren.

Die Bereitstellung bedarfsgerechter, relevanter Angebote setzt den Imperativ einer genauen Zielgruppenkenntnis voraus. Die Erhebung von Daten, die Zielgruppen beschreiben, stellt eine Herausforderung dar. Seit den 1960er Jahren differenzieren sich westliche Gesellschaften beständig aus und zeigen sich in einer hohen Heterogenität und Veränderungsdynamik (Göschel, 2012, S. 52).

Eine Zielgruppe stellt eine Gruppe von Personen dar, die das gleiche Kernmotiv mit der Bibliothek verbindet (Bruhn, 2014, S. 203). Zu den Zielgruppen von Bibliotheken gehören primär die Kunden der Bibliothek, aber auch Entscheidungsträger aus Politik und Verwaltung sowie ihre Beratungsgremien, Lieferanten, Bibliotheksdienstleister, Kooperationspartner, Sponsoren, Spender und weitere Geldgeber, Journalisten und weitere Multiplikatoren, ehrenamtliche Helfer und Mitarbeiter der Bibliothek. Um Zielgruppen zu erreichen, ist es relevant, ihre Motive und Erwartungen zu kennen, die sie mit der Bibliothek verbinden oder eben auch nicht verbinden (Schade, 2016, S. 184).

Erwartungen und Motive sind geprägt von demografischen, sozioökonomischen, psychografischen und verhaltensorientierten Merkmalen von Individuen und stehen in einer engen Verbindung zu dem sogenannten Involvement. Involvement beschreibt den Grad der Aufmerksamkeit, den Individuen der Bibliothek kognitiv und emotional entgegenbringen, und misst sich an der Relevanz, den die Bibliothek oder ihre Angebote für diese Zielgruppe oder einzelne „Mitglieder“ der Zielgruppe haben. Individuen mit *hohem Involvement* haben dabei ein Interesse an der Bibliothek und an ihren Angeboten. Bei Individuen mit *geringem Involvement* ist dies nicht so. Sie müssen von der Notwendigkeit und Relevanz erst überzeugt werden (Esch, 2014, S. 132 f.; Meffert, Burmann & Kirchgorg, 2015, S. 108, 718–721).

2 Marktforschung und Marktsegmentierung

Die Erforschung von Zielgruppen in Demografie, Einstellungen und Verhalten ist der Marktforschung zuzuordnen. Ziel der Marktforschung ist es insgesamt, Entwicklungen und Trends frühzeitig zu erkennen, um sie für ein Unternehmen als Chancen oder Risiken zu bewerten, Erfolgspotenziale auszuloten und die Bibliothek und ihre Angebote so zu profilieren, dass sie agil bleibt und von Zielgruppen (weiterhin) als relevant eingeschätzt und genutzt wird (Seidler-de Alwis, 2012, S. 135; Schade, 2016, S. 143).

In den verschiedenen Analysefeldern werden der Markt, das Verhalten der Marktteilnehmer (Nachfrager und Wettbewerber) und weiterer Zielgruppen sowie aktuelle gesellschaftliche, technologische und rechtliche Umfeldentwicklungen untersucht. Damit erfüllt Marktforschung sowohl eine wichtige Frühwarn- als auch Innovationsfunktion, auf deren Grundlage strategische und operative Entscheidungen zur Profilierung von Unternehmen getroffen werden (Schade & Umlauf, 2012, S. 131; Schade, 2016, S. 143).

2.1 Primär- und Sekundärforschung

Bei der Erhebung von marktrelevanten Daten wird zwischen Primärforschung und Sekundärforschung differenziert. Unter *Primärforschung* versteht man die zielgerichtete Erhebung von Daten auf der Grundlage von Methoden der empirischen Sozialforschung. Zu diesen Methoden gehören im Kern die Befragung, die Beobachtung, das Experiment im Labor oder im Feld und die Inhaltsanalyse, die sich jeweils qualitativ oder quantitativ anwenden lassen und von denen sich weitere Methoden ableiten. Bei der *Sekundärforschung* werden mit verschiedenen Marktforschungsmethoden Informationen ausgewertet, die in einem anderen Kontext und/oder von Dritten erhoben wurden. Zu diesen Daten gehören beispielsweise Daten der statistischen Ämter, Veröffentlichungen wissenschaftlicher Institute, Marktforschungsunternehmen oder Geschäfts- und Jahresberichte anderer Einrichtungen (Schade, 2012, S. 211).

2.2 Marktsegmentierung

Die Erhebung von Daten über Zielgruppen stellt demnach nur eine Teildisziplin der Marktforschung dar. In Bezug auf die Kunden steht sie in einem engen Zusammenhang zur Marktsegmentierung. Unter Marktsegmentierung versteht man die Aufteilung des potenziellen Marktes an Nachfragern in Zielgruppen-segmente (Bruhn, 2012, S. 58). Diese sogenannten Marktsegmente stellen Grup-

pen von Zielkunden dar, die über ähnliche Merkmale und Eigenschaften verfügen und sich in Bezug auf die eingesetzten Strategien und Instrumente möglichst homogen verhalten (Seidler-de Alwis, 2012, S. 146; Schade, 2012, S. 212). Weitere Zielgruppen hingegen lassen sich in Soziodemografie, Einstellungen und Verhalten nicht präzise segmentieren. Ihr Bezug zu und Austausch mit der Bibliothek ergibt sich vielmehr aus dem Handlungszusammenhang, durch den sie mit der Bibliothek in Verbindung stehen. Dabei ist es unwahrscheinlich, dass z. B. Journalisten, Sponsoren, Lieferanten oder Entscheidungsträger jeweils eine homogene Gruppe eines Lebensstils repräsentieren (Schade, 2016, S. 149).

Damit Kundengruppen trennscharf segmentiert werden können, müssen sie die Anforderungen der „Homogenität nach innen“ und der „Heterogenität nach außen“ erfüllen. Dies ist der entscheidende Schlüssel der Marktsegmentierung und soll gewährleisten, dass Angebote für den spezifischen Bedarf von Kunden konzipiert werden (Schade, 2016, S. 149).

Als Marktsegmentierungskriterien werden in der Regel soziodemografische, sozioökonomische, psychografische, verhaltensorientierte und geografische Merkmale herangezogen (Meffert, Burmann & Kirchgeorg, 2015, S. 182 f.):

- Soziodemografische Merkmale: Alter, Geschlecht, Familienstand, Haushaltsgröße sowie Anzahl der Kinder
- Sozioökonomische Merkmale: Ausbildung, Beruf und Einkommen
- Psychografische Merkmale: Werte, Einstellungen, Lebensstil
- Verhaltensorientierte Merkmale: Alle beobachtbaren Verhaltensäußerungen, die sich in der Nachfrage nach Angeboten ausdrücken, wie z. B. Mediennutzungspräferenzen oder Informationsverhalten
- Geografische Merkmale: Ortsteile, Stadtgebiete, Kommunen, Regionen, Landkreise oder Bundesländer

Sowohl bei der Marktforschung als auch bei der Marktsegmentierung haben deskriptive Methoden der multivariaten Statistik, wie z. B. Clusteranalysen, Bedeutung. Mittels Ähnlichkeits- oder Distanzmaßen werden aus unstrukturierten Nutzungsdaten möglichst homogene und untereinander möglichst unähnliche Cluster gebildet. Darüber hinaus werden Markt-Media-Studien, wie zum Beispiel Best4Planning, mittels Sekundärforschung ausgewertet.

2.3 Best4Planning

Best4Planning (b4p) ist eine Markt-Media-Studie, die im Jahr 2013 die Verbraucheranalyse und die Typologie der Wünsche ablöste und von der Gesellschaft für integrierte Kommunikationsforschung (GIK) herausgegeben wurde. Hinter

der Gesellschaft stehen die Verlagshäuser Axel Springer, Bauer Media Group, Gruner + Jahr sowie Hubert Burda Media. Ziel der Studie ist es, die deutschsprachige Bevölkerung in Demografie, Einstellungen und Verhalten, insbesondere Konsuminteressen und Mediennutzungsverhalten, in einer repräsentativen Fallzahl abzubilden und Daten für die Marktforschung und Zielgruppensegmentierung in einer Datenbank bereitzustellen.¹ Die Studie integriert mehr als 20 demografische, psychografische und marktbezogene Milieu- und Lebensstiltypologien externer Dienstleister (z. B. Limbic®-Types, microm Typologie, PersonixTM Typologie, SIGMA-Milieus®, Sinus-Milieus®)² und eigens vom Forscherkreis der GIK erstellte Typologien. Sie bietet einen detaillierten Einblick in die Einstellungen, Interessen, das Konsum- und Mediennutzungsverhalten der deutschen Bevölkerung. Berücksichtigt werden unter anderem Demografie, Staatsangehörigkeit, Religionszugehörigkeit, Mobilität, Freizeitaktivitäten, Aussagen zu verschiedenen Markt- und Lebensbereichen sowie zu verschiedenen Aspekten des Lebens, wie z. B. Einstellungen zu Lebenszielen, gesellschaftlichen Veränderungen, Mediennutzung und Aussagen zu Entscheidungsverhalten bei Produkt-, Marken- und Konsumpräferenzen (Gesellschaft für Integrierte Kommunikationsforschung, 2014, S. 315; dies., 2016, S. 315).³ Die Daten sind über eine Online-Auswertung öffentlich zugänglich und können von Bibliotheken kostenfrei verwendet werden.⁴ Dabei ermöglicht die Online-Auswertung, neben einer demografischen, psychografischen und verhaltensorientierten Zielgruppensegmentierung, auch eine geografische Segmentierung nach verschiedenen Raumkategorien, die eine Auswertung auf verschiedenen Raumebenen (Bundesländer, Regierungsbezirke, Stadt- und Landkreise, Niensengebiete und -ballungsräume, Ortsgrößen) ebenso ermöglicht wie eine Auswertung nach verschiedenen geografischen Typologien.⁵

Die Grundgesamtheit berücksichtigt die deutschsprachige Wohnbevölkerung ab 14 Jahren in Deutschland, die nach der amtlichen Statistik 2016 bei 69,56 Mio. Menschen liegt (2014: 70,52 Mio.). Die Stichprobe ist mit 30 190 Fällen (2014: 45 348) repräsentativ für die Grundgesamtheit und wurde durch eine aufwändige Flächenstichprobe auf der Grundlage der Gemeindegliederung gezogen (Gesellschaft für Integrierte Kommunikationsforschung, 2016, S. 309; dies., 2014, S. 309). Die Studie verfügt insgesamt über eine hohe statistische Zuverlässigkeit, wobei die Stichprobenfehlerwahrscheinlichkeit mit sin-

¹ <http://www.b4p.media/der-plan/>

² Anmerkung: Limbic®-Types und Sinus-Milieu® sind kostenpflichtig (Stand: 07.11.2016).

³ <http://www.b4p.media/menschen/>

⁴ <https://online.mds6.de/mdso6/b4p.php>

⁵ <http://www.b4p.media/menschen/>

kender Fallzahl der in den jeweiligen Auswertungen berücksichtigten Fälle steigt (Gesellschaft für Integrierte Kommunikationsforschung, 2016, S. 317 f.; dies., 2014, S. 317 f.).

3 Marktforschung und Zielgruppen-segmentierung von Bibliotheken

Die Zielgruppen von Bibliotheken werden unter vielseitigen Fragestellungen untersucht. Die sogenannte Benutzerforschung richtet sich dabei auf die Erforschung der demografischen Zusammensetzung der Bibliothekskunden, ihrer Motive und Einstellungen zur Bibliotheksnutzung, ihrer Nutzungspräferenzen sowie der Zufriedenheit mit Medien und Dienstleistungen und steht in der Tradition der empirischen Methoden der Sozialforschung (Schade & Umlauf, 2016, S. 394 f.). Es geht darum, „[...] valide Daten zu sammeln, mit denen Aussagen über Verhalten und Einstellungen von Benutzern getroffen werden können“ (Greifeneder, 2013, S. 257). Dabei spielt auch die Untersuchung von Bekanntheit und Image von Bibliotheken und ihren Dienstleistungen bei weiteren Zielgruppen und Nichtnutzern der Bibliothek in sogenannten Imageanalysen eine Rolle (Schade & Umlauf, 2016, S. 398). Insbesondere um Qualitätsempfinden und Zufriedenheit der Kunden spezifischer erheben und bewerten zu können, wurden Methoden wie ServQual aus den Wirtschaftswissenschaften entlehnt und für Bibliotheken zum Beispiel mit dem Instrument LibQual weiter entwickelt. Sie werden jedoch in Deutschland nur selten eingesetzt (Fühles-Ubach & Umlauf, 2013, S. 87 f.; Schade & Umlauf, 2016, S. 397).

Die Erforschung von Zielgruppen in Bibliotheken geht über reine Marktforschung oftmals hinaus. Um den sozialen, wissenschaftlichen und ökonomischen Mehrwert von Bibliotheken zu untersuchen und die Alimentierung abzusichern, werden auch Methoden der Wirkungsforschung eingesetzt, die soziale, wissenschaftliche und/oder ökonomische Zusammenhänge von Input (Ursache) und Output (Wirkung) aufzeigen sollen (Schade & Umlauf, 2016, S. 397). Darüber hinaus untersucht die Lese- und Medienkompetenzforschung auf institutioneller Ebene die Rezeption von Lesestoffen, den Erfolg von Lese-, Informations- und Medienkompetenzförderungsmaßnahmen sowie das Erleben von Medien und Lesestoffen, zum Beispiel bei Veranstaltungen (Rühr, Mahling & Kuhn, 2013, S. 525 f.; Schade & Umlauf, 2016, S. 400).

Mit der Digitalisierung von Bibliotheksangeboten sind Nutzeraktivitäten nicht nur deutlich einfacher, sondern auch vergleichsweise kostengünstig zu erheben. Methoden der Informationsverhaltensforschung gewinnen seit Mitte

der 1990er Jahre auch in Bibliotheken an Relevanz und beschäftigen sich mit der Beobachtung und Analyse von Menschen im Umgang mit Information (Schade & Umlauf, 2016, S. 400). Mit nicht-reaktiven Messverfahren werden dabei die Häufigkeit, Anzahl, Verweildauer und Reihenfolge von bestimmten Webseiten sowie die Nutzung von Suchsystemen untersucht (Schlögl, 2013, S. 190). Personenbezogene Nutzungsdaten werden dabei von Bibliotheken bisher nur selten erhoben, obwohl dies mit ausdrücklicher Einwilligung der Betroffenen grundsätzlich unter Einhaltung der Rechtsvorschriften des Bundesdatenschutzgesetzes bzw. der Landesdatenschutzgesetze möglich wäre.⁶

Nicht-reaktive Messverfahren können das Informationsverhalten jedoch nicht vollständig erklären. Offen bleiben Zielsetzung, Motivation und Art und Weise der Informationssuche sowie die Brauchbarkeit und die Zufriedenheit mit der beschafften Information beim Rezipienten (Richter, 2013, S. 226; Womser-Hacker & Mandl, 2013, S. 103; Schade & Umlauf, 2016, S. 401).

Neben quantitativen Untersuchungen, wie schriftlichen Befragungen, kommen im Rahmen der User-Experience-Forschung vor allem qualitative Methoden der Beobachtung (auch mit apparativen Messungen wie Eyetracking), der mündlichen Befragung und des Experiments im Feld und im Labor hinzu, die aus der Psychologie und den Kognitionswissenschaften entlehnt und auf die Evaluation des Informationsverhaltens angewendet bzw. weiterentwickelt werden (Hobohm, 2013, S. 139).

Eine systematische und kontinuierliche Benutzer- als auch Marktforschung hat sich in Deutschland jedoch bisher nicht etabliert (Fühles-Ubach & Umlauf, 2013, S. 86). Ohne tiefere Kenntnisse empirischer Methoden werden in der bibliothekarischen Praxis häufig Ad-hoc-Studien mit begrenzten Mitteln durchgeführt. Insbesondere Nutzungsstudien beschränken sich darauf, standardisierte Fragebögen einzusetzen (Hobohm, 2013, S. 139; Greifeneder, 2013, S. 257). Die Nutzer werden dabei weitgehend auf der Grundlage von soziodemografischen Daten und anhand von Lebensphasen (Kinder, Jugendliche, Erwachsene, Senioren) oder in Form von Rollen (Schüler, Auszubildende, ratsuchende Laien, ...) beschrieben. Sie erfüllen nicht die Voraussetzungen, die sich an die Zielgruppensegmentierung stellen. Aufwändige quantitative Befragungen sind von Bibliotheken selten zeitlich und methodisch zu leisten, da die Datenerhebung und -auswertung fundierte Kenntnisse statistischer Methoden voraussetzt. Einige wenige Bibliotheken nutzen bisher Sekundärstudien, die von Marktforschungsunternehmen erhoben wurden und Lebensstil- bzw. Milieumodelle berücksich-

⁶ Anmerkung: Das Bundesdatenschutzgesetz (BDSG), an dem sich die Landesdatenschutzgesetze ausrichten, regelt die Verwendung von personenbezogenen Daten und gilt sowohl für Unternehmen als auch für öffentliche Einrichtungen.

tigen (z. B. die Bibliotheken, die an dem „Bibliotheksprofil in der Kommune“ der Büchereizentrale Niedersachsen⁷ teilnehmen), setzen einfachere Modelle ein – wie das Lebensstilkonzept von Gunnar Otte – oder führen eigene empirische Untersuchungen zur Milieuverortung ihrer Kunden durch (Szlatki, 2010).

4 Milieu- und Lebensstilforschung

Die Milieu- bzw. Lebensstilforschung geht davon aus, dass die Gesellschaft nicht mehr nur über soziodemografische und -ökonomische Parameter traditioneller Vergesellschaftungsmodelle (z. B. Schichtenmodell) differenziert werden kann, sondern durch steigende Komplexität und die Veränderungsdynamik der Gesellschaft über die gesamte Lebenswelt erklärt werden muss, um zuverlässige Gesellschaftsprognosen ableiten zu können. Deshalb bezieht die Milieu- bzw. Lebensstilforschung auch psychografische Variablen und Verhaltenskriterien in ihr Erklärungsmodell mit ein. Unter Lebensstil wird dabei

[...] eine relativ stabile, reflexive Lebensform eines Individuums verstanden, indem es seine politischen, kulturellen und ästhetischen Vorstellungen [...] symbolisch ausdrückt. (Klein, 2003, S. 60)

Dabei sind Lebensstile nicht individualistisch, sondern wirken gruppenkonstitutiv und damit auch milieubildend:

Soziale Milieus beschreiben Gruppen Gleichgesinnter mit ähnlichen Werthaltungen, Prinzipien der Lebensgestaltung, Beziehungen zu Mitmenschen und Mentalitäten. (Hradil, 2001, S. 425)

Relativ stabil sind Lebensstile und soziale Milieus, weil sie durchlässiger sind als soziodemografische und -ökonomische Determinanten, aber langlebiger als Moden und Trends.

4.1 Verschiedene Forschungsperspektiven

Lebensstilkonzepte und Milieumodelle wurden aus den verschiedenen Forschungsperspektiven heraus entwickelt. In der politischen Kulturforschung modellierte Mario Rainer Lepsius unter Bezugnahme auf Émile Durkheim bereits in den 1960er Jahren den Begriff des sozialen Milieus in einer Studie über

⁷ <http://www.bz-niedersachsen.de/bibliotheksprofil-in-der-kommune.html>

das Wahlverhalten in der Weimarer Republik. Ebenso war Pierre Bourdieus Theorie zur sozialen Ungleichheit impulsgebend für die Lebensstil- und Ungleichheitsforschung, die in den 1990er Jahren in Deutschland vor allem von Michael Vester vorangetrieben wurde. Seit den 1980er Jahren werden Disparitäts- und Ungleichheitsstudien in Stadtforschung und -entwicklung durchgeführt. Im Marketing-Kontext wurde der Begriff des Lebensstils erstmals von William Lazer 1963 verwendet und von dem Sozialwissenschaftler Jörg Ueltzhöfer und dem Psychologen Bodo Flaig zu einem Milieumodell weiter entwickelt (Klein, 2001, S. 142). Ueltzhöfer und Flaig entwickelten ein Modell der Sozialen Milieus, welches später unter dem Namen *Sinus-Milieumodell* (Flaig, Meyer & Ueltzhöfer, 1993) bzw. Sinus-Milieus® bekannt wurde und das „soziologische Verständnis nachindustrieller Gesellschaften maßgeblich erweiterte“ (Ascheberg, 2006). Heute existiert zu Marktforschungszwecken eine Vielzahl unterschiedlicher Typologien, die sich im Wesentlichen durch die zugrundeliegenden Fragestellungen und die unterschiedliche Kombination von Lebensstilmerkmalen unterscheiden. Sie lassen sich klassifizieren in psychografische, demografische und marktbezogene Typologien (Meffert, Burmann & Kirchgeorg, 2015, S. 201).

4.2 Psychografische Typologien

Psychografische Typologien bilden die Gesellschaft im Vergleich zu anderen Typologien differenziert ab, wobei die Segmente häufig nicht anschaulich und intuitiv eingängig in den verwendeten Typenbezeichnungen sind, was ein Vermittlungsproblem in der Praxis darstellen kann. So dürfte es gemeinhin schwerfallen, ein spontanes, konkretes und typisches Bild von den „Adaptiv-Pragmatischen“ oder „Liberal-Intellektuellen“ (beides Sinus-Milieus®) vor Augen zu haben (Schade, 2015, S. 13). Zwar werden psychografische Typologien aufgrund ihrer hohen Bekanntheit als Referenzmodelle in Forschung und Praxis herangezogen, tatsächlich legen die Marktforschungsinstitute die Modellierung der Cluster jedoch nicht offen (Diaz-Bone, 2004). Damit entsprechen diese Typologien nicht dem Anspruch an wissenschaftliche Forschung, indem ihre Nachvollziehbarkeit und Replizierbarkeit nicht gewährleistet ist (Diaz-Bone, 2004). Dabei ist auch relevant, dass die Cluster in hohem Maße durch die berücksichtigten Indikatoren determiniert und Zielgruppensegmente nicht robust sind, sodass ein anderes Indikatorenset auch zu anderen Zielgruppen führen würde (Otte, 2005, S. 444 f.). In einer vergleichenden Auswertung der verschiedenen Lebensstil- und Milieutypologien der Verfasserin auf der Datengrundlage der Markt-Media-Studie Best4Planning zeigt sich darüber hinaus, dass einfache Auswertungen deskriptiver Statistik zu keinen aussagekräftigen Er-

gebnissen führen, da sich zu wenig signifikante Unterschiede zu den verschiedenen Items bei den verschiedenen Milieus zeigen.

4.3 Demografische Typologien

Demografische Typologien wie das Lebensphasenmodell, das Lebenszyklusmodell oder die „Biografischen Lebenswelten“ nach Gerhard Kleining beruhen auf der Annahme, dass soziodemografische und sozioökonomische Indikatoren sich strukturgleich verhalten und Auswirkungen auf psychografische und verhaltensorientierte Merkmale von Zielgruppen in verschiedenen Lebensphasen haben. Dabei wird bei demografischen Zielgruppenmodellen davon ausgegangen, dass ein Zusammenhang von Alter, Einkommen und Lebensstil besteht. Demografische Zielgruppenmodelle haben in der bibliothekarischen Praxis den Vorteil, dass sie sich in Zielgruppendefinition und in zielgruppenspezifischen Angeboten von Bibliotheken an die Bezeichnungen der Lebensstile anlehnen (z. B. Familien, Senioren etc.). Darüber hinaus lassen sich auch mit einfachen Strukturanalysen signifikante Unterschiede einzelner Lebensphasen abbilden. Auch hier gibt es Nachteile, die darauf beruhen, dass eine trennscharfe Segmentierung auf Kosten einer relativ großen Restgruppe geht, die sich keiner Zielgruppe zuordnen lässt (Schade, 2015, S. 14).

4.4 Marktbezogene Typologien

Marktbezogene Typologien stellen häufig Ad-hoc-Typologien dar, die nur wenige Indikatoren zu Konsumeinstellungen bei bestimmten Produkttypen (wie Mode, Wohnen, Gesundheit, Reise usw.) berücksichtigen und Zielgruppensegmente nicht trennscharf abbilden (Diaz-Bone, 2004; Schade, 2015, S. 15).

Der Züricher Soziologe Gunnar Otte kommt bei seiner Metaanalyse von 30 Lebensstiltypologien insgesamt zu dem Ergebnis mangelnder Vergleichbarkeit und Replizierbarkeit der Modelle sowie fehlender theoretischer Absicherung. Darüber hinaus stellt er den Realitätsgehalt der Studien in Frage. Zudem merkt er den immensen Erhebungsaufwand der empirisch modellierten Cluster-Modelle an (Otte, 2005, S. 443).

4.5 Lebensführungsmodell von Gunnar Otte

Um ein Lebensstilmodell für Besucher kultureller Veranstaltungen zu entwickeln, hat Gunnar Otte auf der Erkenntnisgrundlage der Metaanalyse ein

Modell zur Typisierung von Lebensstilen entwickelt und empirisch überprüft, das lediglich zehn Indikatoren berücksichtigt und sich deshalb relativ einfach in Befragungen einsetzen lässt. Dabei geht Otte davon aus, dass die soziale Lage (soziodemografische und sozioökonomische Merkmale) Einfluss auf Einstellungen und Verhalten hat. Darüber hinaus lässt sich das Ausstattungsniveau von Individuen durch die begrenzten Ressourcen Einkommen und Lebenszeit darstellen. Dabei liegt dem Lebensstilmodell die Annahme zugrunde, dass in einer biografischen Perspektive Lebensphasen eine charakteristische Lebensführung aufweisen. Sie reichen von offenen Lebensperspektiven mit hohem Aktionsradius der jungen Generation über eine sich konsolidierende Lebensführung in den mittleren Jahren, die geprägt ist durch soziale und finanzielle Investitionen (feste Partnerschaft, Familiengründung, Erwerb von Wohneigentum) bis hin zu einer geschlossenen Lebensführung, die mit einer höheren Heimzentrierung und steigendem Sicherheitsbestreben einhergeht (Otte, 2004, S. 70 ff.; Otte, 2005, S. 451–453). Ausgehend von diesen Paradigmen erfolgte die Indikatorenbildung anhand des sogenannten Ausstattungsniveaus und der biografischen Perspektive zur Validierung des Modells (Otte, 2005, S. 455). Dabei spannt Otte im Ergebnis seinen sozialen Raum – ähnlich wie die Sinus-Milieus® – zwischen den Achsen Soziale Lage und Wertorientierung (Modernität, biografische Perspektive) auf und bildet darin neun Lebensstiltypen ab (Otte, 2005, S. 452).

5 Ein Zielgruppenmodell für Öffentliche Bibliotheken

Bei der Entwicklung eines Zielgruppenmodells für die Profilierung von Bibliotheksangeboten wurde auf die Ergebnisse der Meta-Analyse von Gunnar Otte und der zentralen Paradigmen seines Lebensführungskonzepts Bezug genommen. Da Ottes Modell jedoch zur Typisierung der Zielgruppen kultureller Veranstaltungen entwickelt wurde, erweist es sich als Modell zur Zielgruppensegmentierung von Bibliothekskunden als nicht geeignet. Darüber hinaus ist Ottes Lebensführungskonzept nicht in die Markt-Media-Studie Best4Planning als Lebensstilmodell integriert, welche als Datengrundlage für die empirische Überprüfung des zu entwickelnden Modells notwendig war.

5.1 Zielsetzung

Ziel der hier vorgestellten Studie war es, ein Zielgruppenmodell zu entwickeln, das Bibliotheken bei der Profilierung ihrer Angebote unterstützt und den Be-

darfen einer genauen Zielgruppenkenntnis in Bibliotheken entspricht. Dazu wurde auf der Grundlage von Ottos Untersuchung und dem Lebenszyklus-Modell der Markt-Media-Studie Best4Planning ein theoriegeleitetes Modell weiterentwickelt und mit einer Fallzahl von 45 344 von zwei Studierendengruppen empirisch untersucht. Um die Zielgruppen möglichst anschaulich für Bibliotheken darzustellen, wurden darauf aufbauend von den studentischen Teams Zielgruppenprofile entwickelt und beschrieben. Die theoretischen und empirischen Vorstudien sowie die Weiterentwicklung des Modells fanden von März 2014 bis September 2014 statt. Die empirische Überprüfung des Modells erfolgte in einem Masterseminar des Studiengangs Information, Medien, Bibliothek im Wintersemester 2014/2015 an der Hochschule für Angewandte Wissenschaften Hamburg (HAW) (Schade, 2015).

5.2 Prämissen

Ausgangsbasis für die Entwicklung des Modells waren folgende Prämissen:

1. Das Zielgruppenmodell soll einfach sein und die bisherige Praxis bibliothekarischer Zielgruppensegmentierung und Angebotsprofilierung berücksichtigen.
2. Das Zielgruppenmodell soll den Anforderungen an die Marktsegmentierung entsprechen und möglichst trennscharf sein.
3. Das Zielgruppenmodell soll so konstruiert sein, dass die Datenbasis und repräsentative Fallzahl der Markt-Media-Studie Best4Planning verwendet werden kann.
4. Die Auswertung mittels Best4Planning soll auch mit einfachen Strukturanalysen signifikante Unterschiede zwischen den Zielgruppen aufzeigen.

5.3 Grundannahme und Hypothesen

Dem Zielgruppenmodell liegt die Annahme zugrunde, dass Menschen im Laufe ihres Lebens verschiedene Lebensphasen durchlaufen, in denen soziodemografische (Alter, Geschlecht) und sozioökonomische Merkmale (Bildung und Einkommen) strukturgleich sind und sich auf psychografische und verhaltensorientierte Merkmale auswirken. Demnach besteht ein Zusammenhang

- von Alter und Einkommen,
- von Alter und Lebensstil,
- von sozialer Lage (Bildung und Einkommen) und Lebensstil.

Unter diesen Prämissen kann das Zielgruppenmodell keine biografischen Brüche berücksichtigen. Abgeleitet aus der Meta-Analyse und dem Lebensfüh-

rungskonzept von Gunnar Otte liegen dem Modell folgende Annahmen zugrunde:

Ausstattungsparadigma

- Je höher die Bildung und das Einkommen sind, desto höher ist das Ausstattungsniveau (Hochkulturkonsum, Exklusivität von Möbeln, Kleidung, Urlaubszielen).
- Je höher die Bildung und das Einkommensniveau, desto stärker ausgeprägt sind Pflicht- und Akzeptanzwerte.

Wertparadigma

- Mit zunehmendem Alter sinken hedonistische Werte.
- Mit zunehmendem Alter sinkt der Aktionsradius (Heimzentrierung versus öffentlicher Teilhabe).

Innovationsparadigma

- Mit zunehmendem Alter sinken die Aufgeschlossenheit und Teilhabe an neuen, technischen Entwicklungen und Medienformen.
- Mit zunehmendem Alter steigt das Sicherheitsbedürfnis.

5.4 Konzeptstudie

Bei der Entwicklung eines Zielgruppenmodells für Öffentliche Bibliotheken wurde das demografische Modell der Lebenszyklen der Best4Planning verwendet. Das Lebensstilmodell bildet die Gesellschaft in folgenden Lebensphasen ab:

- Einsteigerphase: Bis 29 Jahre, ohne eigene Kinder, in Schul-/Berufsausbildung
- Gründerphase: Bis 29 Jahre, ohne eigene Kinder, berufstätig oder haushaltsführend (nicht in Ausbildung)
- Familienphase: Mit eigenen Kindern unter 14 Jahren im Haushalt
- Etablierte: 40 bis 59 Jahre, ohne Kinder unter 14 Jahren im Haushalt
- Senioren: Ab 60 Jahre, Rentner, ohne Kinder unter 14 Jahren im Haushalt
- Restgruppe: Befragte, die nicht zugeordnet werden können

Da sozioökonomische Merkmale in diesem Modell nicht in der Zielgruppendefinition abgebildet wurden, wurde das Lebenszyklusmodell um sozioökonomische Parameter nach dem Score-Summen-Verfahren der Best4Planning ergänzt und jeweils den einzelnen Lebensphasen zugeordnet. Dabei berücksich-

sichtigt die Berechnung Erkenntnisse aus der Ungleichheitsforschung, wonach der sozioökonomische Status aus einer Kombination der Variablen Bildung, Beruf und Einkommen berechnet werden kann, der bei dem Score-Summen-Verfahren je nach Merkmalsausprägung mit einer gewichteten Punktwertung additiv in die Berechnung mit eingeht. Die Vorschrift und Berechnungsgrundlage lässt allerdings offen, wie die Gewichtung der einzelnen Merkmalsausprägungen zustande kommt.⁸ Demnach ergibt sich in der Theorie folgendes Zielgruppenmodell für Bibliotheken (Abb. 1):

Einsteigerphase	Schüler	Studierende	Auszubildende
Gründerphase	Unten	Mitte	Gehoben
Familienphase	Unten	Mitte	Gehoben
Etabliertenphase	Unten	Mitte	Gehoben
Senioren	Unten	Mitte	Gehoben

Abb. 1: Lebenszyklusmodell der Best4Planning, erweitert um sozioökonomische Variablen.

Das Modell wurde in einer Vorstudie im Februar 2014 mit einer Fallzahl von 30 274 Fällen empirisch auf der Grundlage der Best4Planning überprüft. Für die verschiedenen Paradigmen und Hypothesen wurden psychografische und verhaltensorientierte Merkmalcluster gebildet und entsprechende Items dazu den Lebenszyklen zugeordnet. Zu den Itemclustern gehörten Aussagen zu Aufstiegs- und Statusorientierung, Heimzentriertheit, Mobilität, Erlebnis- und hedonistischer Wertorientierung, Pflichtbewusstsein, Werteakzeptanz, Sicherheitsbedürfnis (Gesundheit, Auskommen, Datenschutz) sowie Technik- und Medienaffinität. An demografischen und sozioökonomischen Kriterien gingen folgende Variablen in die Untersuchung mit ein: Geschlecht, Alter,

⁸ <http://www.b4p.media/menschen/>, Stichwort und Download unter: Sozioökonomische Zuordnung.

Familienstand, Berufstätigkeit, Anzahl der Kinder und persönliches Einkommen (Schade, 2014).

Die Vorstudie konnte die Hypothesen weitgehend bestätigen. Ein Zusammenhang von Bildung und der Relevanz von Pflicht- und Akzeptanzwerten konnte jedoch nicht aufgezeigt werden. Nach der Überprüfung der Hypothesen diente die Vorstudie im Folgenden dazu, die Studie zu präzisieren und die potenziellen Items zur Überprüfung der Hypothesen zu konkretisieren.

5.5 Studie

Die eigentliche Studie wurde in dem Seminar „Der Kunde im Fokus“ im Wintersemester 2014/2015 von zwei studentischen Teams des Masterstudiengangs Information, Medien, Bibliothek an der HAW Hamburg in einer Art Wettbewerb überprüft. Auf der Grundlage der Vorarbeiten erarbeiteten sich die Teams jeweils ihr Erhebungsinstrument und führten die Untersuchung mit der Best4Planning durch, indem sie Items zur Überprüfung der Hypothesen definierten und mit der Strukturanalyse der Best4Planning auswerteten (Schade, 2015).

Bei der Erhebung der Daten konnten die Hypothesen weitgehend bestätigt werden. Abweichungen zeigten sich in den Ergebnissen beider Teams vor allem beim Sicherheitsbedürfnis der Befragten. Dieses ist – entgegen der Annahme – auch bei Familien hoch, fällt dann in der Lebensphase der Etablierten stark ab und steigt erst in der Seniorenphase wieder an (Focuseleven, 2015, S. 6 f.). Auffällig war auch, dass die Lebenszyklen der Einsteiger und Gründer zu den Etablierten und Senioren stärkere Ähnlichkeiten aufwiesen als zu anderen Lebenszyklusphasen (Focuseleven, 2015, S. 9).

Im Anschluss an die Überprüfung der Hypothesen definierten die Teams Items, insbesondere zum Freizeit- und Mediennutzungsverhalten, die die Charakteristik der Lebenszyklen präzise und anschaulich abbildeten, und werteten diese mittels Strukturanalyse mit der Best4Planning aus. Die Ergebnisse dienten insgesamt dazu, den typischen Lebensstil in den Lebensstilprofilen auf den Punkt zu bringen. Die Profile beinhalten dabei neben den demografischen und sozioökonomischen Daten Aussagen zu Charaktereigenschaften, Werten, typischen Statements, Themen- und Freizeitinteressen, Medienaffinität sowie zu den grundlegenden Hypothesen.

6 Fazit

Die Heterogenität und Veränderungsdynamik der Gesellschaft setzt heute den Imperativ einer genauen Zielgruppenkenntnis, um Legitimität zu bewahren

und bedarfsgerechte Angebote zu konzipieren. Die Erforschung von Zielgruppen in Demografie, Einstellungen und Verhalten zur Profilierung von Angeboten ist der Marktforschung und Marktsegmentierung zuzuordnen. Dabei wird in der Marktsegmentierung eine möglichst trennscharfe Aufteilung des Marktes in Zielgruppensegmente angestrebt, um auf der Grundlage einer präzisen Zielgruppenkenntnis passgenaue Angebote unterbreiten und zielgruppenspezifisch profilieren zu können. Erhoben werden dazu Daten mittels Primär- und Sekundärforschung, die auch Lebensstilkonzepte und Milieutypologien berücksichtigen. Die Milieu- und Lebensstilforschung basiert dabei unter verschiedenen Forschungsperspektiven auf der grundlegenden Annahme, dass die Gesellschaft und ihre Veränderungsdynamik über die gesamte Lebenswelt erklärt werden muss, um zuverlässige Gesellschaftsprognosen ableiten zu können. Die Marktforschung nutzt Erkenntnisse aus der Lebensstil- und Milieuforschung, um Kunden trennscharf zu segmentieren und diese Erkenntnisse für die Angebotsprofilierung zu nutzen.

Zur Zielgruppensegmentierung ist eine Vielzahl an demografischen, psychografischen und marktbezogenen Typologien auf dem Markt, von denen einige in die Best4Planning integriert sind. Psychografische Modelle sind in Wissenschaft und Praxis zwar weit verbreitet, werden jedoch weitgehend ohne theoretische Fundierung empirisch ermittelt. Marktbezogene Modelle erweisen sich weitgehend als nicht robust, da eine trennscharfe Segmentierung, die den Anforderungen an die Marktsegmentierung entspricht, damit nicht möglich ist. Demografische Modelle beruhen im Kern auf der Annahme, dass demografische und sozioökonomische Merkmale sich in den verschiedenen Lebensphasen strukturgleich verhalten und Auswirkungen auf Einstellungen und Verhalten haben. Einige Modelle wie das Lebensführungskonzept von Gunnar Otte oder die Biografischen Lebenswelten von Gerhard Kleining sind theoretisch fundiert. Vorteil demografischer Modelle im Vergleich zu psychografischen Modellen ist ihre geringere Komplexität, die sich positiv auf die Plausibilität und Nachvollziehbarkeit von Lebensstilbezeichnungen und Lebensstilen auswirkt. Auch mit einfachen Strukturanalysen sind aussagekräftige und signifikante Auswertungen auf der Grundlage der Best4Planning möglich (Focuseleven, 2014, zit. nach Schade, 2015). Die Segmentierung nach Lebensphasen entspricht dabei in hohem Maße der Praxis bibliothekarischer Zielgruppensegmentierung und Angebotsprofilierung. Zumindest bei dem in dieser Studie genauer untersuchten Lebenszyklusmodell ist eine trennscharfe Segmentierung möglich, geht jedoch auf Kosten einer vergleichsweise hohen Restgruppe von 17 Prozent.

Die Best4Planning ist als Markt-Media-Studie mit Einschränkungen ein geeignetes Instrument zur Durchführung einer Strukturanalyse, um Bedarfe von

Zielgruppen mittels Sekundärstudien auszuwerten. Die Studie bietet eine repräsentative Fallzahl mit einem hohen Signifikanzniveau für die deutschsprachige Bevölkerung in Deutschland, das jedoch mit der Eingrenzung auf entsprechende Raumgrößen vor Ort sinkt. Ein Vorteil ist, dass die Best4Planning verschiedene demografische, psychografische und marktbezogene Typologien integriert und die Daten insgesamt über eine relativ einfach zu bedienende Auswerteroutine auch kostenfrei zur Verfügung stellt. Ein Nachteil für Bibliotheken liegt darin, dass Nationalitäten, die nicht deutsch sprechen und nicht der EU angehören, ebenso wenig erfasst sind wie Kinder unter 14 Jahren. Darüber hinaus stellt sich für Bibliotheken als Nachteil dar, dass Themeninteressen der Mediennutzung nur mittelbar abgebildet werden und diese auch nicht so differenziert, dass sie tieferen Klassifikationsebenen zugeordnet werden könnten. Multivariate Verfahren lassen sich über die kostenfreie Auswerteroutine nur sehr umständlich realisieren.

Literatur

Zitierte Literatur

- Ascheberg, C. (2006). Milieuforschung und Transnationales Zielgruppenmarketing. *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 56(44–45), 18–25.
- Bruhn, M. (2012). *Marketing: Grundlagen für Studium und Praxis* (11., überarb. Aufl.). Wiesbaden: Springer Gabler.
- Bruhn, M. (2014). *Integrierte Unternehmens- und Markenkommunikation: Strategische Planung und operative Umsetzung* (6. Aufl.). Stuttgart: Schäffer-Poeschel.
- Diaz-Bone, R. (2004). Milieumodelle und Milieustrumente in der Marktforschung. *Forum Qualitative Sozialforschung*, 5(2), Art. 28.
- Esch, F.-R. (2014). *Strategie und Technik der Markenführung* (8. Aufl.). München: Vahlen.
- Flaig, B. B., Meyer, T. & Ueltzhöffer, J. (1993). *Alltagsästhetik und politische Kultur: Zur ästhetischen Dimension politischer Bildung und politischer Kommunikation*. Bonn: Dietz. [2., durchges. Aufl. 1994].
- Focus eleven. (2015). *Der Kunde im Fokus: Aktuelle Konzepte und Befunde der Lebensstil- und Milieuforschung und Weiterentwicklung eines Zielgruppenmodells* [Abschlussbericht]. Hamburg: HAW Hamburg, Department Information, Master Information, Medien, Bibliothek, Modul im Fach Informationsökonomie.
- Fühles-Ubach, S. & Umlauf, K. (2013). Quantitative Methoden. In K. Umlauf, S. Fühles-Ubach & M. Seadle (Hrsg.), *Handbuch Methoden der Bibliotheks- und Informationswissenschaft* (S. 80–95). Berlin/Boston: De Gruyter Saur.
- Gesellschaft für Integrierte Kommunikationsforschung. (2014). Methodenbeschreibung. In Gesellschaft für integrierte Kommunikationsforschung, *b4p: best for planning* (Kap. 7.1, S. 308–319). München: GIK. Abgerufen von http://www.b4p.media/fileadmin/b4p/upload/studienkonzept/Methodenbericht_Seiten_aus_Berichtsband_2014.pdf

- Gesellschaft für Integrierte Kommunikationsforschung. (2016). Methodenbeschreibung. In Gesellschaft für integrierte Kommunikationsforschung, *b4p: best for planning; Daten sinnvoll verbinden* (Kap. 7.1, S. 308–319). München: GIK. Abgerufen von http://www.b4p.media/fileadmin/b4p/upload/insights/download/Methodenbeschreibung_b4p_2016.pdf
- Göschel, A. (2012). Bibliothek und Stadt. In U. Georgy & F. Schade (Hrsg.), *Praxishandbuch Bibliotheks- und Informationsmarketing* (S. 41–65). Berlin/Boston: De Gruyter Saur.
- Greifeneder, E. (2013). Benutzerforschung. In K. Umlauf, S. Fühles-Ubach & M. Seadle (Hrsg.), *Handbuch Methoden der Bibliotheks- und Informationswissenschaft* (S. 257–283). Berlin/Boston: De Gruyter Saur.
- Hobohm, H.-C. (2013). Erhebungsmethoden in der Informationsverhaltensforschung. In R. Kuhlen, W. Semar & D. Strauch (Hrsg.), *Grundlagen der praktischen Information und Dokumentation* (S. 139–144). Berlin/Boston: De Gruyter Saur.
- Hradil, S. (2001). *Soziale Ungleichheit in Deutschland* (8. Aufl.). Opladen: Leske und Budrich.
- Klein, A. (2001). *Kulturmarketing: Das Marketingkonzept für Kulturbetriebe*. München: dtv. [3. Aufl. 2012].
- Klein, A. (2003). *Besucherbindung im Kulturbetrieb: Ein Handbuch*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag. [2., überarb. Aufl. 2008].
- Meffert, H., Burmann, C. & Kirchgeorg, M. (2015). *Marketing: Grundlagen marktorientierter Unternehmensführung; Konzepte, Instrumente, Beispiele* (12., überarb. und aktualis. Aufl.). Wiesbaden: Springer.
- Otte, G. (2004). *Sozialstrukturanalysen mit Lebensstilen: Eine Studie zur theoretischen und methodischen Neuorientierung der Lebensstilforschung*. Wiesbaden: VS Sozialwissenschaft. [Orig.-Ausg., 3., aktualisierte Aufl. 2011].
- Otte, G. (2005). Entwicklung und Test einer integrativen Typologie der Lebensführung für die Bundesrepublik Deutschland. *Zeitschrift für Soziologie*, 34(6), 442–467.
- Rühr, S., Mahling, M. & Kuhn, A. (2013). Methoden der modernen Lese- und Leserforschung. In K. Umlauf, S. Fühles-Ubach & M. Seadle (Hrsg.), *Handbuch Methoden der Bibliotheks- und Informationswissenschaft* (S. 525–546). Berlin/Boston: De Gruyter Saur.
- Sandhu, S. (2014). Public Relations und gesellschaftliche Kommunikation: Legitimation im Diskurs. In A. Zerfaß & M. Piwinger (Hrsg.), *Handbuch Unternehmenskommunikation* (2., vollst. überarb. Aufl., S. 1161–1184). Wiesbaden: Springer Gabler.
- Schade, F. (2012). Chancen und Grenzen der Marktsegmentierung auf der Grundlage von Milieustudien für Öffentliche Bibliotheken. In U. Georgy & F. Schade (Hrsg.), *Praxishandbuch Bibliotheks- und Informationsmarketing* (S. 207–229). Berlin/Boston: De Gruyter Saur.
- Schade, F. (2014, 4. März). Erste Ergebnisse Konzeptstudie. Nicht veröffentlichte Studie, HAW Hamburg, Department Information.
- Schade, F. (2015, Mai). *Die Profilierung von Bibliotheksangeboten auf der Grundlage von Milieu- und Lebensstilmodellen* [Folien eines Vortrags für den 104. Bibliothekartag, Nürnberg]. Abgerufen von <https://opus4.kobv.de/opus4-bib-info/frontdoor/index/index/docId/1717>
- Schade, F. (2016). *Praxishandbuch digitale Bibliotheksdienstleistungen: Strategie und Technik der Markenkommunikation*. Berlin/Boston: De Gruyter Saur.
- Schade, F. & Umlauf, K. (2012). Bestandsmanagement im Rahmen von Marketing-Management Öffentlicher Bibliotheken. In F. Schade & K. Umlauf (Hrsg.), *Handbuch Bestandsmanagement in Öffentlichen Bibliotheken* (S. 117–203). Berlin/Boston: De Gruyter Saur.

- Schade, F. & Umlauf, K. (2016). Publikumsforschung in Öffentlichen Bibliotheken im Kontext gesellschaftlicher Entwicklungen: Zielsetzung, Bestandsaufnahme und Ausblick. In P. Glogner-Pilz & P. Föhl (Hrsg.), *Handbuch Kulturpublikum* (S. 391–420). Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Schlögl, C. (2013). Logfile- und Link-Analysen. In K. Umlauf, S. Fühles-Ubach & M. Seadle (Hrsg.), *Handbuch Methoden der Bibliotheks- und Informationswissenschaft* (S. 184–202). Berlin/Boston: De Gruyter Saur.
- Seidler-de Alwis, R. (2012). Markt- und Wettbewerbsanalysen für Bibliotheken. In U. Georgy & F. Schade (Hrsg.), *Praxishandbuch Bibliotheks- und Informationsmarketing* (S. 135–157). Berlin/Boston: De Gruyter Saur.
- Szlatki, M. (2010). Kundenorientierung! Doch wer sind unsere Zielgruppen? Eine explorative Lebensstil-Studie für eine neue Qualität der Zielgruppenbetrachtung in Bibliotheken. In T. Becker & C. Vonhof (Hrsg.), *„Gut ist uns nie gut genug!“. Instrumente zur Qualitätsentwicklung und Qualitätssicherung für eine ausgezeichnete Bibliothek* (BIT online/Innovativ, 30, S. 219–242). Wiesbaden: Dinges & Frick.
- Womser-Hacker, C. & Mandl, T. (2013). Information Seeking Behaviour (ISB). In R. Kuhlen, W. Semar & D. Strauch (Hrsg.), *Grundlagen der praktischen Information und Dokumentation* (S. 97–106). Berlin/Boston: De Gruyter Saur.

Weiterführende Literatur

- Fühles-Ubach, S. (2012). Benutzerforschung. In K. Umlauf & S. Gradmann (Hrsg.), *Handbuch Bibliothek* (S. 209–217). Stuttgart, Weimar: Metzler.
- Richter, G. (2013). Methoden der Usability-Forschung. In K. Umlauf, S. Fühles-Ubach & M. Seadle (Hrsg.), *Handbuch Methoden der Bibliotheks- und Informationswissenschaft* (S. 203–256). Berlin/Boston: De Gruyter Saur.
- Rössel, J. (2009). *Sozialstrukturanalyse: Eine kompakte Einführung* [Lehrbuch]. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Alle Internetquellen wurden zuletzt am 25. 11. 2016 aufgerufen.

Markus Walz

Kulturelle Bildung als bibliothekarisches Aktionsfeld – oder nicht?

Abstract: Kulturelle Bildung ist ein politischer Schlüsselbegriff, dessen aktuelle Relevanz auf der Begegnung künstlerisch-ästhetischer Erziehung mit sozialpolitischen Interessen beruht. Die häufiger werdende Adressierung von Bibliotheken als Bildungseinrichtungen und die vielfältigen Kooperationen Öffentlicher Bibliotheken mit allgemeinbildenden Schulen schlagen Brücken zum Konzept der Kulturellen Bildung, doch wird selten explizit Bezug genommen. Gründe für diese Fehlstelle sieht dieser Beitrag einerseits darin, dass die Bibliothekspraxis curriculare Strukturen wertschätzt und ein lernorientiertes Bildungsverständnis pflegt, was dem Umfeld Kultureller Bildung fern liegt; andererseits nutzen Bibliotheken den zuschussträchtigen Modebegriff auch als bedeutungsentleertes Etikett für altbekannte bibliothekarische Dienstleistungen.

1 Einleitung

Konrad Umlauf publizierte 2001 (S. 52) seine Vision von der Öffentlichen Bibliothek als „Ort des lebenslangen selbstgesteuerten Lernens“, ein Hybrid aus Bibliothek und Volkshochschule mit dem Fokus auf Lernberatung. Lux und Sühl-Strohmenger meinten 2004 (S. 22), dass Wissenschaftliche und Öffentliche Bibliotheken jeder Größe in allen Sektoren der formalen Bildung – Schule, Hochschule, Weiterbildung – „eine wesentlich aktivere Rolle“ übernehmen könnten. – Ein Teilgebiet soll Gegenstand dieses Beitrags sein: die zurzeit mit hoher politischer Aufmerksamkeit (und mit Fördergeldern) versehene Kulturelle Bildung. Anlass ist die während vier Jahren in der Jury des BKM-Preises Kulturelle Bildung¹ gewonnene eigene Beobachtung, dass die Bibliotheksverbände zwar vorschlagsberechtigt sind, aber nur wenige Bibliotheksprojekte eingereicht werden und bei dieser nationalen Prämierung fast immer leer ausgehen. Auch das Handbuch Bibliothek (Umlauf & Gradmann, 2012) kommt ohne Abschnitt oder Register-Stichwort zur Kulturellen Bildung aus.

1 BKM: Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien.

2 Begriff Kulturelle Bildung

„Kulturelle Bildung ist ein weiter Begriff; man kann sehr Verschiedenes darunter verstehen, von der Soziokultur bis zur Bildung des Geschmacks, von ästhetischer Bildung bis zu interkultureller Bildung“ (Rat für kulturelle Bildung, 2014, S. 12). „Kulturelle Bildung steht für einen komplexen Bildungszusammenhang, in dem Faktenwissen und ästhetische Bildung sich mit Kulturtechniken, kreativen und kommunikativen Angeboten, Haltungen und Wertesystemen wechselseitig ergänzen“ (Baden-Württemberg. Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst, 2013, S. 16). Der Rat für Kulturelle Bildung referiert vier Richtungen im „fundamentalen gesellschaftlichen Auftrag“: Entwicklung künstlerischer Fähigkeiten und Kenntnisse, Tradition von Kulturzügen und Wissen darum, Sinnstiftung im eigenen Dasein sowie die Teilhabe aller (2014, S. 23 f.).

Der Terminus Kulturelle Bildung entstand als Austauschbegriff für „musische Bildung“ in Bezeichnungen von Organisationen (1968: Bundesvereinigung Kulturelle Jugendbildung) oder öffentlichen Aufgaben (1973: Förderprogramm Kulturelle Bildung des Bundes) und wurde nachfolgend auf alle Lebensalter ausgedehnt und um gesellschaftspolitische Zwecke, z. B. „kulturelle Teilhabe für alle“, erweitert (Reinwand-Weiss, 2012, S. 112).

„Alles“ kann Gegenstand Kultureller Bildung sein, soweit „Arbeitsformen der ästhetischen Erziehung“ eingebunden sind (Fuchs, 1990, S. 155). Treptow (2012, S. 143, 146) formuliert die Doppelaufgabe der Kulturellen Bildung, Wissen über Kunst zu vermitteln und die eigenständige Urteilskraft als „eine Korrespondenz zwischen Sinneserfahrung und Reflexion“ zu schulen; andererseits gesteht er dem Gegenstand Sperrigkeit zu: „Kunst selbst aber zielt nicht immer auf Bildungsprozesse. Sie kann sich von pädagogischen Zwecksetzungen unabhängig machen, kann sie geradezu unterlaufen und sich Erwartungen an Absichtlichkeit entziehen.“ Witt (2015, S. 5) geht noch weiter: „Ohne den Eigensinn, manchmal Un-Sinn oder auch die Sinnlosigkeit, die sich die Kunst leisten darf und muss, würde der Kulturellen Bildung eine ihrer wichtigsten Grundlagen verloren gehen.“

Die ergebnisoffen-zweckfreie Auseinandersetzung mit Kunst und die ebensolche Anwendung künstlerischer Techniken kontrastieren mit breiten Wirkungserwartungen. Dietrich, Krinninger und Schubert (2012, S. 115) sehen eine „Vielzahl von Erwartungen, Hoffnungen, Versprechungen“, von kultureller Teilhabe bis zur Steigerung des Selbstwertgefühls. Schneider kritisiert (2014, S. 62, 64) die Fixierung auf Transfereffekte wie die Förderung von sozialen Kompetenzen, Schlüsselqualifikationen oder Interkulturalität: „Manchmal scheint es, als wäre Kulturelle Bildung so etwas wie ein Allheilmittel für die Probleme in der Gesellschaft.“

3 Verhältnis Kultureller Bildung zu den Kultur- und Wissenschaftseinrichtungen

Aus kulturpolitischer Sicht geschieht Kulturelle Bildung „im Wechselspiel von schulischen, kulturellen und jugendbildenden Einrichtungen“ (Deutschland. Enquete-Kommission Kultur in Deutschland, 2007, S. 381), doch erhalten vielfach die formalen Bildungseinrichtungen Vorrang, die dann Kulturinstitutionen passiv in die Kulturelle Bildung einbinden, etwa durch die in Baden-Württemberg curricular verankerten Besuche verschiedenster Kultureinrichtungen oder -veranstaltungen (Baden-Württemberg. Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst, 2013, S. 21 f.). Eine Auswertung kommunaler Konzepte für Kulturelle Bildung – von Metropolen wie Hamburg über mittlere Großstädte wie Freiburg im Breisgau bis zur ostwestfälischen Gemeinde Hiddenhausen – ergibt, dass Bibliotheken und Museen in jedem Dokument integriert sind, während dies nur begrenzt für Orchester (58 %) und soziokulturelle Zentren (42 %) gilt (Keuchel, 2014, S. 103 f.).

Ein prinzipielles Problem gleichrangiger Zusammenarbeit liegt in der Auffassung zweckfreier Kultureller Bildung, etwa „die sich selbst genügende Beschäftigung mit den Künsten“ als ein Hauptziel der frühkindlichen ästhetischen Bildung (Dietrich, Krinninger & Schubert, 2012, S. 84 f.). Unabhängig davon erfahren eigene Programme der Kulturinstitutionen erziehungswissenschaftliche Kritik. Börjesson und Zimmermann (2005, S. 131) nennen so etwas „beigeordnete kulturelle Bildung“ und beobachten, dass viele Kulturinstitutionen „Kultur eine genuine Bildungswirkung unterstellen“. Gieseke und Opelt (2005, S. 379 f.) meinen, Bildung verliere in dieser „Kurzzeitbildung“ ihren Eigenwert, werde „kommunikative Erweiterung“ anderer Anliegen, „angenehme Begleiterscheinung des jeweiligen Hauptgeschäftes“. Dietrich, Krinninger und Schubert (2012, S. 114) vermuten hinter dem häufigen „Gestus des Nicht-Pädagogischen“ einen „Verdrängungswettbewerb unterschiedlicher Berufsgruppen“ – Künstlerinnen und Künstler sowie Personen aus den Kulturwissenschaften, die über Abwertung der erziehungswissenschaftlichen Disziplinen ihre eigene Qualifikation hervorheben.

4 Die neue Bildungsorientierung der Bibliotheken

„Über die herkömmlichen Benutzerschulungen hinaus gewinnt die Bibliothek eine neue Aufgabe als Vermittlerin von Informations- und Medienkompetenz, wird also partiell zu einer pädagogischen Einrichtung“ (Sühl-Strohmenger,

2007, S. 13). Die wesentliche Neuerung sind curricular eingebundene, an didaktischen Standards orientierte Lehrereinheiten (Homann, 2015, S. 168, 173): Hochschullehrende und Bibliotheksfachkräfte unterrichten gemeinsam in der curricular verankerten, „bibliotheksgestützten Lehre“.

Alternative Konzepte zur Teaching Library denken eher von der Nachfrageseite: Die Learning Library bietet sich als Ort selbstständigen, selbstregulierten Lernens an (Sühl-Strohmenger, 2012, S. 101 f.), die Consulting Library bearbeitet die Verschiedenheit der Informationsbedarfe mit einer Doppelstrategie aus grundlegenden „Qualifikationsangeboten zur Stärkung der Informationskompetenz“ und individueller „Informationsberatung“ (Tappenbeck, 2012, S. 164 f.).

5 Bildungsangebote Öffentlicher Bibliotheken

Unter den „klassischen Kultureinrichtungen“ tun sich Öffentliche Bibliotheken mit überdurchschnittlichem Bildungsengagement hervor (Keuchel & Weil, 2010, S. 45 f.); auch die Zwitterstellung als „Kultur- und Bildungseinrichtung“ ist formuliert (Deutschland. Enquete-Kommission Kultur in Deutschland, 2007, S. 392). Keuchel (2014, S. 103) listet als typische Angebote zur Kulturellen Bildung auf: „Lesungen, das Zusammenstellen von Buchmaterialien für Schulen, Kindergärten oder den Deutschunterricht, Führungen für junge Menschen zur Nutzung von Bibliotheken oder auch das Einrichten von Bibliothekstreffen oder -clubs, wo künstlerisch-kreative Projekte, wie beispielsweise eine Bibliothekszeitschrift, erstellt werden“. Das „Handbuch Kulturelle Bildung“ erwähnt die Förderung der Sprach- und Lesekompetenz durch Geschenke an junge Eltern, Vorlesepatenschaften und Blockausleihe für Kindergärten, interkulturelle Bildung durch Bestandsaufbau in Fremdsprachen sowie Förderung der Recherchekompetenz (Barbian, 2012). Diese Aktivitäten sind offensichtlich bibliothekarisches Sondergut, da sie bei der Betrachtung aller Beiträge zur Kulturellen Bildung unter „Sonstiges“ rubrizieren; hingegen nutzen Bibliotheken deutlich seltener künstlerisch-kreative Mittel (Keuchel & Weil, 2010, S. 54–56).

Sprach- und Leseförderung zählen zu den zentralen Aufgaben von Elternhaus, Kindergarten und Schule; weil sie diese Pflicht allein nicht mehr bewältigen, helfen Kultureinrichtungen – Bibliotheken quer durch alle Lesealter – dabei (Fuchs, 2005, S. 408, 410). Diese Aktivitäten gelten als „nur“ ergänzend, das Bildungswesen unterstützend (Weishaupt & Zimmer, 2013, S. 88). Bibliotheksverantwortliche berichten über eine „gemeinsame Bildungsverantwortung“ von Schulen und Bibliotheken in einem entwicklungspsychologisch motivierten Spiralcurriculum, das wiederholt Aktivitäten beider Seiten zur Förderung der Lese- und Informationskompetenz bündelt (Lücke, 2014). Die

Kulturpolitik wünscht sich die Kooperation von formalen Bildungseinrichtungen und Bibliotheken zur Förderung der Lesekompetenz; ferner sind Beiträge der Bibliotheken zur kulturellen Erwachsenenbildung im Blick (Deutschland. Enquete-Kommission Kultur in Deutschland, 2007, S. 392, 403).

Das fachliche Interesse an Kultureller Bildung scheint in Öffentlichen Bibliotheken gering zu sein. Das Online-Archiv der deutschsprachigen Mailingliste InetBib lieferte am 23.11.2016 für „Kulturelle Bildung“ 46 Belege, darunter mehrheitlich Dubletten und Treffer mit nur einem der Stichwörter. Es verbleiben der BKM-Preis Kulturelle Bildung, das Förderprojekt „Lesen macht stark“, ein Game-Design-Workshop der Bundesakademie für Kulturelle Bildung in Wolfenbüttel, das bibliothekarische Netzwerk „games4culture“ (es bezieht Gaming auf Kulturelle Bildung), eine Fortbildung in Dialogkompetenz, ein Praktikumsangebot beim Deutschen Bibliotheksverband und ein Stellenangebot in der Abteilung Kulturelle Bildung der Dortmunder Mediathek. Der Deutsche Bibliotheksverband bietet auf seiner Webseite 2016 eine sehr offene Definition von Kultureller Bildung an – „Die Vorstellungen [...] gehen mitunter weit auseinander“ – sowie 37 Projektbeispiele, überwiegend zur Leseförderung. Auch der umgekehrte Blick wirkt wenig fasziniert: Die baden-württembergischen Empfehlungen zur Kulturellen Bildung (Baden-Württemberg. Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst, 2013, S. 63) erwarten von Bibliotheken nur die Bereitstellung von „Literatur aus den Herkunftsländern“ von Menschen mit Migrationshintergrund und muttersprachliche Leseerziehung, insbesondere durch Lesepatentprojekte.

6 Zusammenfassung

Viele Bibliotheken bevorzugen klare Parallelen zur formalen Bildung. Wissenschaftliche Bibliotheken erhoffen sich durch die Einbindung in strukturierte Qualifikationsangebote eine höhere Teilnahmebereitschaft in Pflichtveranstaltungen und eine Statuserhöhung für „Teaching Librarians“ (Brunner, 2007, S. 64). Öffentliche Bibliotheken fördern Lesekompetenz in Kooperation mit Kindergärten und Schulen, gern im Spiralcurriculum mit klaren Schritten und Lernzielkontrollen.

Diskurse der Kulturellen Bildung halten gerade zu instrumentellen Sichtweisen und normierten Lernergebnissen deutlichen Abstand: „Ästhetisches Lernen geschieht durch ästhetische Erfahrungen, ist Lernen durch Reflexion, ist Veränderung und Transformation und ist ein Lernen mit offenem Ausgang und Hindernissen. Ästhetisches Lernen braucht Übung, Scheitern, aber auch Anerkennung und nicht zuletzt reflektiertes Sich-Selbst-Wahrnehmen“

(Reinwand-Weiss, 2013, S. 8). Dazu passt, statt „literarischer Bildung“ lieber „den bescheideneren Begriff ästhetischer Erfahrung“ zu verwenden, weil sinnliche Erfahrung notwendige Vorbedingung, aber keine Garantie ästhetischer Erfahrung ist (Abraham, 2000, S. 16, 20).

Bibliothekarische Interessen liegen offenbar anders, wie auch differente Begriffsverständnisse andeuten. Lux und Sühl-Strohmenger (2004, S. 39) verbinden Bildung bruchlos mit bibliotheks- und informationswissenschaftlichen Konzepten: „Bildung ist erworbenes, verarbeitetes und weitergegebenes Wissen, das zu eigenverantwortlichem, kompetentem und vorausschauendem Handeln befähigt.“ Diese bildungstheoretisch nicht unproblematische strikte Lernerorientierung kontrastiert mit dem Protagonisten der Kulturellen Bildung, Fuchs (2015, S. 39–43), für den Bildung „die Fähigkeit, sein Leben gut, gelingend und glücklich zu gestalten“, ist oder die „wechselseitige Erschließung von Mensch und Welt“.

Fernerhin fällt auf, dass sowohl in bibliothekarischen Deklarationen als auch in der Kommunikation Dritter über Bibliotheken die altbekannten Bibliotheksangebote, vom Medienkoffer bis zur Lesepatenschaft, ohne Anpassungen unter aktuelle Dachbegriffe schlüpfen. So trägt jede Bibliothek auch unintentional zur Kulturellen Bildung bei; selbst Bastelaktionen in Kinderbibliotheken sollen „direkt der Entwicklung von Informations- und Medienkompetenz“ dienen (Lux & Sühl-Strohmenger, 2004, S. 88). Genauso verfährt der bibliothekarische Beitrag im „Handbuch Kulturelle Bildung“: Anstatt die Anliegen Kultureller Bildung auf Bibliotheken zu beziehen, referiert der Autor vielerlei Aktivitäten und schließt – ohne argumentative Verbindung – mit Forderungen nach Bibliotheksgesetzen und staatlicher Finanzierung (Barbian, 2012).

Literatur

- Abraham, U. (2000). Das a/Andere W/wahrnehmen: Über den Beitrag von Literaturgebrauch und literarischem Lernen zur ästhetischen Bildung (nicht nur) im Deutschunterricht. *Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes*, 47(1), 10–22.
- Baden-Württemberg. Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst. (2013). *Empfehlungen zur kulturellen Bildung: Expertenbericht für den Fachbeirat Kulturelle Bildung*. Stuttgart: Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst Baden-Württemberg. Abgerufen von https://mwk.baden-wuerttemberg.de/fileadmin/redaktion/m-mwk/intern/dateien/publikationen/Empfehlungen_Kulturelle_Bildung_web.pdf
- Barbian, J.-P. (2012). Öffentliche Bibliotheken als gesellschaftliche Orte Kultureller Bildung. In H. Bockhorst, V.-I. Reinwand-Weiss & W. Zacharias (Hrsg.), *Handbuch Kulturelle Bildung* (S. 468–473). München: Kopaed.
- Börjesson, I. & Zimmermann, U. (2005). „Und dann gibt es noch Bildungsangebote ...“: Regionalanalysen zu beigeordneten kulturellen Bildungsangeboten im Berliner

- Stadtbezirk Friedrichshain-Kreuzberg und in der brandenburgischen Uckermark. In W. Gieseke, K. Opelt, H. Stock & I. Börjesson (Hrsg.), *Kulturelle Erwachsenenbildung in Deutschland; Exemplarische Analyse Berlin/Brandenburg* (S. 131–194). Münster [u. a.]: Waxmann.
- Brunner, A. (2007). *Vermittlung von Informationskompetenz: Hochschulbibliotheken in der Lehre*. Saarbrücken: VDM.
- Deutschland. Enquete-Kommission Kultur in Deutschland. (2007). *Schlussbericht der Enquete-Kommission „Kultur in Deutschland“*. Regensburg: ConBrio Verlag.
- Dietrich, C., Krinninger, D. & Schubert, V. (2012). *Einführung in die Ästhetische Bildung*. Weinheim: Beltz Juventa.
- Fuchs, M. (1990). Neue Bildungskonzeptionen und Kulturpädagogik. In E. Krings (Hrsg.), *Kulturlandschaft Stadt: Neue Urbanität und Kulturelle Bildung* (S. 150–169). Hagen: Kulturpolitische Gesellschaft.
- Fuchs, M. (2005). Sieben Göttinger Thesen der Deutschen Literaturkonferenz zu Literatur und Kultureller Bildung in der Bildungsreformdiskussion. In M. Fuchs, G. Schulz & O. Zimmermann (Hrsg.), *Kulturelle Bildung in der Bildungsreformdiskussion* (S. 408–413). Berlin: Deutscher Kulturrat. Abgerufen von <http://kulturrat.de/wp-content/uploads/altdocs/dokumente/studien/konzeption-kb3.pdf>
- Fuchs, M. (2015). Medien als Mittel der Weltaneignung: Zur Medienkompetenz als Teil der kulturellen und ästhetischen Kompetenz. In M. Hagener & V. Hediger (Hrsg.), *Medienkultur und Bildung: Ästhetische Erziehung im Zeitalter digitaler Netzwerke* (S. 39–48). Frankfurt a. M.: Campus.
- Gieseke, W. & Opelt, K. (2005). Orte und Räume kultureller Bildung. In W. Gieseke, K. Opelt, H. Stock & I. Börjesson (Hrsg.), *Kulturelle Erwachsenenbildung in Deutschland: Exemplarische Analyse Berlin/Brandenburg* (S. 376–382). Münster [u. a.]: Waxmann.
- Gieseke, W., Opelt, K., Stock, H. & Börjesson, I. (Hrsg.). (2005). *Kulturelle Erwachsenenbildung in Deutschland; Exemplarische Analyse Berlin/Brandenburg* (Europäisierung durch kulturelle Bildung: Bildung – Praxis – Event, Bd. 1). Münster [u. a.]: Waxmann.
- Homann, B. (2015). Bibliothekarische Aktivitäten zur Vermittlung von Informationskompetenz. In A.-K. Mayer (Hrsg.), *Informationskompetenz im Hochschulkontext: Interdisziplinäre Forschungsperspektiven* (S. 165–178). Lengerich: Pabst.
- Keuchel, S. (2014). Quo Vadis – empirische Analyse von kommunalen Gesamtkonzepten für Kulturelle Bildung. In V. Kelb (Hrsg.), *Gut vernetzt?! Kulturelle Bildung in lokalen Bildungslandschaften* (S. 95–113). München: Kopaed.
- Keuchel, S. & Weil, B. (2010). *Lernorte oder Kulturtempel: Infrastrukturhebung; Bildungsangebote in klassischen Kultureinrichtungen*. Köln: ARCult Media.
- Lücke, B. (2014). Keimzelle Kommune: Lokale Bildungslandschaften gedeihen am besten von unten; Ein pragmatischer Bericht aus der Provinz am Beispiel einer Bibliothek. In V. Kelb (Hrsg.), *Gut vernetzt?!: Kulturelle Bildung in lokalen Bildungslandschaften* (S. 199–204). München: Kopaed.
- Lux, C. & Sühl-Strohmenger, W. (2004). *Teaching Library in Deutschland: Vermittlung von Informations- und Medienkompetenz als Kernaufgabe für Öffentliche und Wissenschaftliche Bibliotheken*. Wiesbaden: Dinges & Frick.
- Rat für kulturelle Bildung. (2014). *Schön, dass ihr da seid: Kulturelle Bildung; Teilhabe und Zugänge*. Essen: Rat für Kulturelle Bildung. Abgerufen von http://www.rat-kulturelle-bildung.de/fileadmin/user_upload/pdf/RFKB_Schoen_Doppelseiten.pdf

- Reinwand-Weiss, V.-I. (2012). Künstlerische Bildung – Ästhetische Bildung – Kulturelle Bildung. In H. Bockhorst, V.-I. Reinwand-Weiss & W. Zacharias (Hrsg.), *Handbuch Kulturelle Bildung* (S. 108–114). München: Kopaed.
- Reinwand-Weiss, V.-I. (2013). Qualitätsdimensionen ästhetischen Lernens. In V.-I. Reinwand-Weiss & A. Ehlert (Hrsg.), *Qualität ist Bewegung: Qualität(en) in der Kulturellen Bildung* (Wolfenbütteler Akademie-Texte, 60, S. 8–17). Wolfenbüttel: Bundesakademie für Kulturelle Bildung.
- Schneider, W. (2014). Kulturpolitik für Kulturelle Bildung in Deutschland. In W. Schneider, J.-P. Saez, M.-C. Bordeaux & C. Hartmann-Frisch (Hrsg.), *Das Recht auf Kulturelle Bildung: Ein deutsch-französisches Plädoyer* (S. 60–77). Berlin: Siebenhaar.
- Sühl-Strohmenger, W. (2007). Neue Entwicklungen auf dem Weg zur „Teaching Library“ – insbesondere bei den Wissenschaftlichen Bibliotheken. In U. Krauß-Leichert (Hrsg.), *Teaching Library – eine Kernaufgabe für Bibliotheken* (S. 11–39). Frankfurt a. M.: Lang.
- Sühl-Strohmenger, W. (2012). *Teaching Library: Förderung von Informationskompetenz durch Hochschulbibliotheken*. Berlin: De Gruyter.
- Tappenbeck, I. (2012). Das Konzept der Informationskompetenz in der Bibliotheks- und Informationswissenschaft: Herausforderungen und Perspektiven. In W. Sühl-Strohmenger (Hrsg.), *Handbuch Informationskompetenz* (S. 156–166). Berlin: De Gruyter.
- Treptow, R. (2012). Kunst und Kulturelle Bildung. In R. Treptow (Hrsg.), *Wissen, Kultur, Bildung: Beiträge zur sozialen Arbeit und kulturellen Bildung* (S. 142–153). Weinheim: Beltz Juventa.
- Umlauf, K. (2001). Die Öffentliche Bibliothek als Lernort: Bestandsaufnahme und Perspektiven. In R. Stang & A. Puhl (Hrsg.), *Bibliotheken und lebenslanges Lernen: Lernarrangements in Bildungs- und Kultureinrichtungen* (S. 35–55). Bielefeld: Bertelsmann.
- Umlauf, K. & Gradmann, S. (Hrsg.). (2012). *Handbuch Bibliothek: Geschichte, Aufgaben, Perspektiven*. Stuttgart: Metzler.
- Weishaupt, H. & Zimmer, K. (2013). Indikatoren kultureller Bildung. In A. Scheunpflug & M. Prenzel (Hrsg.), *Kulturelle und ästhetische Bildung* (S. 83–98). Wiesbaden: Springer VS.
- Witt, K. (2015). Was ist Kulturelle Bildung? *Lehren & Lernen: Zeitschrift für Schule und Innovation aus Baden-Württemberg*, 41(10), 4–6.

Alle Internetquellen wurden zuletzt am 09. 03. 2017 aufgerufen.

Beate Hörning

Freiwilligenmanagement in Öffentlichen Bibliotheken

Das Beispiel USA

Abstract: Das erfolgreiche Wirken von Freiwilligen in Öffentlichen Bibliotheken hängt in ganz erheblichem Maße von der Professionalität des Freiwilligenmanagements ab. Der Beitrag befasst sich – am Beispiel USA, basierend auf den Ergebnissen einer qualitativen Untersuchung – mit der großen Bandbreite an Aufgaben, die von Volunteer-Koordinatoren zu bewältigen sind, um diesem Anspruch gerecht zu werden. Bereits 1971 wurde in den Richtlinien der American Library Association (ALA) zur Arbeit mit freiwilligen Helfern in Bibliotheken die Empfehlung ausgesprochen, einen Angestellten der Bibliothek mit der Koordination der Freiwilligenarbeit zu betrauen. Eine klare Abgrenzung zwischen den Tätigkeitsfeldern des professionellen bibliothekarischen Fachpersonals und denen der Volunteers wird als selbstverständlich vorausgesetzt. Wie wird der Spagat zwischen Anspruch und Wirklichkeit – insbesondere in Zeiten von wirtschaftlichen Krisen – in der Praxis bewältigt?

1 Einführung und Begriffsbestimmung

Freiwillige möchten ihre individuellen Talente und Fähigkeiten zum Nutzen der Allgemeinheit anbieten. Die sich ständig wandelnden gesellschaftlichen Bedürfnisse mit diesen individuellen Angeboten effizient in Einklang zu bringen – hier liegt der Kern dessen, was Freiwilligenmanagement zu leisten hat (Moritz, 2015, S. 22). So steht dieser Gedanke auch im Mittelpunkt der Begriffsbestimmung von Safrit & Schmiesing:

Consequently, and based on the management and volunteerism literature, we define volunteer management as the systematic and logical process of working with and through volunteers to achieve and organization's objectives in an ever-changing environment. (2012, S. 6)

Zu den Aufgaben eines Volunteer-Managers gehört es, sich um Rekrutierung, Bewerbungsgespräche, Auswahl, schriftliche Vereinbarungen, Schulung, das Erstellen von Einsatzplänen und regelmäßige Evaluierungen, um passende Formen der Anerkennung und des Dankes an die Volunteers sowie um die

Zusammenarbeit mit Organisationen zu kümmern (Shin & Kleiner, 2003, S. 63; Connors, 2012, S. xxif.). Grundvoraussetzung für die Gewährleistung eines guten Arbeitsklimas sind hierbei klar definierte Abgrenzungen der Tätigkeitsfelder der Freiwilligen und der hauptamtlich Beschäftigten (Umlauf, 2015, Kap. 4/7.1, S. 4).

2 Volunteer-Management in den USA

Freiwilligenarbeit ist Teil der nordamerikanischen Kultur. „According to historians, the concept of using volunteers to address community concerns dates back to the founding of America“ (Evans, 2014, S. 203). Seitdem besteht auch die Notwendigkeit, die Freiwilligen anzuleiten und zu führen. Freiwilligenmanagement als eigenständiges Berufsfeld entwickelte sich in den Vereinigten Staaten erst ab etwa der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts (Ellis & Noyes, 1990, S. 341).

Je nach Größe der Organisation oder des Projektes sind unterschiedliche Titulierungen für die Position des Leiters und Koordinators von Freiwilligenarbeit üblich. Seit den 1970er Jahren ist der Beruf des Volunteer Managers auch im *O*NET Dictionary of Occupational Titles* bei den *Social and Community Service Managers* unter „related jobs“ mit den folgenden drei offiziellen Bezeichnungen aufgeführt (in der Reihenfolge vom niedrigsten zum höchsten Verantwortungslevel):

- 1. supervisor, volunteer services
- 2. coordinator, volunteer services
- 3. director, volunteer services (Farr & Shatkin, 2007, S. 93)

Ein Bachelor-Abschluss wird vorausgesetzt; ein spezielles Fach wird an der Stelle nicht genannt (Farr & Shatkin, 2007, S. 93). Denn so unterschiedlich die Praxisfelder von Volunteer-Koordinatoren¹ sein können, so uneinheitlich verhält es sich dementsprechend auch mit ihren beruflichen und akademischen Hintergründen. So sind regelmäßiger Erfahrungsaustausch und Schulungsangebote umso wichtiger. Den Volunteer-Koordinatoren in den USA stehen zahlreiche lokale, bundesstaatliche und nationale Organisationen und Vereinigungen zur Verfügung, über die eine gute Vernetzung stattfindet. DOVIA ist

¹ In diesem Beitrag wird im Public-Library-Kontext die dort mehr verbreitete Terminologie Volunteer-Koordinator benutzt; dies soll nicht die Beschreibung eines bestimmten Verantwortungslevels implizieren (Hörning, 2015, S. 12, 57).

der allgemeine Name für *Directors of Volunteers in Agencies* und steht übergreifend für hunderte von Vereinigungen, die es in den USA für Volunteer-Koordinatoren gibt (Driggers & Dumas, 2011, S. 299). „Volunteering, volunteers and the way they are organized and managed differs from context to context“ (Meijs & Ten Hoorn, 2008, S. 29).

Trotz diverser institutionell bedingter Unterschiede – die Grundvoraussetzung für eine erfolgreiche Zusammenarbeit mit Volunteers ist ein Freiwilligenmanagement, das professionell strukturiert ist. Im Ergebnis einer in sehr unterschiedlichen Einrichtungen durchgeführten USA-weiten Studie mit insgesamt 302 Volunteers (Dwyer, Bono, Snyder, Nov & Berson, 2013, S. 181 und 188 f.) wurde festgestellt, dass die Qualität des Volunteer-Managements einen erheblichen Einfluss sowohl auf die Motivation der Volunteers als auch auf ihre Zufriedenheit mit der Freiwilligenarbeit an sich hat:

Leadership [...] may be especially important to consider in a volunteer context because monetary rewards are absent. [...] volunteers are more satisfied with their service when team leaders are inspirational, show concern about their development, involve them in decisions, and focus on the meaning of the work [...]. (Dwyer et al., 2013, S. 198)

3 Das Wirken von Volunteer-Koordinatoren in US Public Libraries

Die Empfehlung, einen Angestellten der Bibliothek mit der Koordination der Freiwilligenarbeit zu betrauen, wurde bereits 1971 in einem von 17 Punkten der von der ALA publizierten „Guidelines for using volunteers in libraries“ festgeschrieben: „There should be a staff coordinator of volunteers“ (American Library Association, 1971, S. 408).

Die überwiegende Zahl der Publikationen, die die Tätigkeit von Volunteer-Koordinatoren mit konkretem Bezug auf US Public Libraries thematisieren, befasst sich eher mit praktischen Dingen. Diese Werke haben zumeist beschreibenden oder anleitenden, aber weniger analysierenden Charakter. Sie fallen größtenteils unter die Gattungen (Umlauf, 2013, S. 26) Praxisbericht (z. B. Hall, 2016), Checkliste (z. B. Epstein, 2016; Roberts, 2016) und How-To-Do-Manual (z. B. Driggers & Dumas, 2011; McCune & Nelson, 1995).

Driggers & Dumas stellen ihrem Anleitungsmaterial für Volunteer-Koordinatoren in Bibliotheken eine grafische Darstellung der Abläufe im Zusammenhang mit Volunteer-Programmen in Form eines Zyklus voran (siehe Abb. 1), der folgendermaßen interpretiert werden kann: Die erfolgreiche Rekrutierung und der optimale sowie nachhaltige Einsatz von neuen Volunteers sind nur

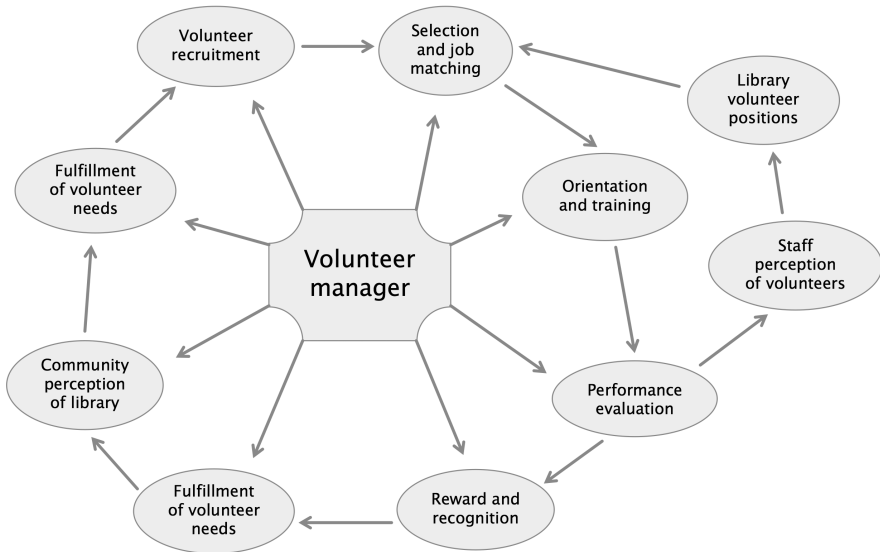


Abb. 1: Der Volunteerprogramm-Zyklus in Bibliotheken nach Driggers & Dumas (2011, S. xvii f.).

dann gegeben, wenn der Volunteer-Koordinator es gut versteht, Fähigkeiten und Neigungen von potenziellen Volunteers mit den Bedürfnissen der Bibliothek in Einklang zu bringen. Auf der Grundlage dieser Bedürfnisse werden Tätigkeitsbeschreibungen für Volunteers erstellt. Bewerbungen gehen ein; es folgen Vorstellungsgespräche und Auswahl. Nach Einführung und Training fühlt sich der Volunteer zunehmend in das Team integriert.

Der Umfang an Volunteer-Positionen hängt wiederum in nicht unerheblichem Maße von der Wahrnehmung und der Akzeptanz durch das festangestellte Bibliothekspersonal ab. Denn je stärker letzteres beeindruckt ist von der durch die Volunteers geleisteten Arbeit, desto überzeugter bringt es sich in die Betreuung der Volunteers bzw. die Zusammenarbeit mit ihnen ein. Das hat wiederum Auswirkungen auf Auswahl, Einführung und Training weiterer Volunteers. Überdies geben Lob, aussagekräftige Evaluierungen sowie Anerkennung und Dank von Seiten der Bibliothek/des Koordinators den Volunteers ein Gefühl der Erfüllung, das sie dann mit anderen teilen. Dadurch werden Mitbürger motiviert, ihre Bibliothek vor Ort stärker wahrzunehmen und sich möglicherweise auch für eine Freiwilligentätigkeit zu interessieren. An dieser Stelle schließt sich der Kreis.

In den oben erwähnten ALA-Richtlinien heißt es weiter: „Volunteers should not supplant or displace established staff position spaces“ (American

Library Association, 1971, S. 407). Insbesondere seit den infolge der großen Finanzkrise des Jahres 2008 einsetzenden massiven Budgetkürzungen in Public Libraries der USA erhebt sich die Frage, ob oder inwieweit sich in diesem Zusammenhang auch der Umgang mit Volunteers verändert.

Regardless of library size or type, budget cuts often mean more work with fewer employees, and this means libraries are becoming more dependent upon the power of volunteers to assist with tasks. (Mori, 2016, S. 79)

Since the Great Recession of 2008, funding for public libraries has seen a period of steady decline. As a result of this reduction in funding, many libraries around the country cut hours, staff, and collections, while continuing to provide an amazing array of programming and services in support of the communities they serve. (Hall, 2016, S. 19)

Die im Rahmen der hier erläuterten Untersuchung stattfindenden Interviews mit Volunteer-Koordinatoren fanden in den Jahren 2009 und 2010 statt – hinsichtlich des Forschungsinteresses an dem Gegenstand „Umgang mit Freiwilligenarbeit in Zeiten von finanziellen Engpässen“ somit zu einem äußerst günstigen Zeitpunkt.

4 Qualitative Untersuchung

Im Mittelpunkt der Untersuchung stand das soziale Phänomen Freiwilligenarbeit in der sozialen Institution Public Library unter soziologischen, mentalen und administrativen Gesichtspunkten. Die qualitative Studie basiert auf Interviews² mit Volunteers, Volunteer-Koordinatoren und Mitgliedern der Freundeskreise in 31 Public Libraries verschiedenen Typs und unterschiedlicher Größe in insgesamt 11 US-Bundesstaaten.³ In diesem Beitrag steht speziell der Teil der Statements der Volunteer-Koordinatoren⁴ im Mittelpunkt des Interesses, der den Umgang mit Volunteers in Zeiten finanzieller Engpässe thematisiert.⁵

2 Problemzentrierte Leitfadenterviews (die Entwicklung der Fragestellungen basiert auf Feldforschungsarbeit in den Jahren zuvor). Das aus den Interview-Transkripten gewonnene Daten-Rohmaterial wurde mittels Kategorisierung und Kodierung aufbereitet und zu Kernaussagen verdichtet. Zu methodischen Details vgl. Hörning (2015, S. 138 ff.).

3 Die Interviewpartner sind zu in etwa gleichen Teilen auf Hauptbibliotheken, Zweigbibliotheken, Kreisbibliotheken, Bibliotheken ohne Netz und Spezialbibliotheken (letztere sind im Public-Library-Kontext zu verstehen als *special collections libraries* oder *research libraries*) verteilt.

4 Unter den insgesamt 102 Interviewpartnern sind 34 Volunteer-Koordinatoren.

5 Die Gesamtauswertung ist nachlesbar in Hörning (2015, S. 154 ff.)

4.1 Themenschwerpunkte

Hier haben sich insgesamt folgende Themenschwerpunkte herauskristallisiert, die nunmehr – belegt mit Interview-Zitaten (Hörning, 2015, S. 274 ff.) – detaillierter vorgestellt werden:

Mehr Volunteers in Sparzeiten werden akzeptiert, jedoch darf auch dann das Prinzip der klaren Abgrenzung zu den Tätigkeitsfeldern des angestellten Bibliothekpersonals nicht verlassen werden:

The volunteers, it's just a wonderful thing that they are in the library, but they are not librarians! No way that they can do equal work. It's not equal work, it's sub-work!

We use volunteers to expand our services!

[...] we have more volunteers. We still have more volunteers helping us do things. But [...] no library can be run totally on volunteers!

You [...] got to have staff! And volunteers are supplementing!

What is the idea, that's when you have a volunteer, doing something that a staff person is not doing. Which is happen with the computer classes! [...] That the ideal situation, that's ideal!

[Volunteers] don't have the expertise to order, to advice [...].

I don't think the cataloging. [...] The volunteers do just supplemental work.

Volunteers don't work behind the desk!

Wissen, Können und Verantwortung des Fachpersonals ist nicht kompensierbar:

Cutting librarians in a bad economy is like [...] cutting doctors in a hospital!

[...] the MLIS education is so important, and it's giving you not just a deep understanding [...], it is giving you a brought understanding of everything! [...] Volunteers [...] are not librarians!

[.] there are parts of the [...] work that only professional librarians can do [...]. It's highly detailed work!

[...] I don't think that our library director would ever recommend putting a volunteer in a position of a librarian. Especially because a volunteer is not working 40 hours a week. [...] A volunteer is [here for] 2 or 3 hours a week. And they may not come the following week [...], so you cannot rely on them.

I do have volunteer staff who sits in the computer lab. But believe me, they're not responsible.

Betonung des Datenschutz-Aspekts im Zusammenhang mit der Begründung, warum Volunteers grundsätzlich nicht an der Verbuchungstheke eingesetzt werden sollten:

I would never let volunteers be responsible for handling confidential information in the patron records, their date of birth, their address or anything like that.

[A volunteer] doesn't have anything to do with seeing our patron's records, you know, security is still very important for us! The right of privacy is very important in any library.

You also have to think about safety issues.

[...] volunteers cannot work in areas where there is access to patron information – our circulation and registration for [...] the library card.

Because of confidentiality! [...] the person working at the circulation desk has access to very personal information, not just what someone has checked out.

ALA-Richtlinien, Rolle der Gewerkschaften und Standpunkt der Personalabteilung:

I think there are standards that have been set by ALA [...] that preclude volunteers from doing certain things. So you have to be mindful of that.

In some cities the union has the right to tell you can't get volunteers. Because it's taking away from someone's job! [...] And I say we do not use them to replace!

No, we don't let our volunteers do professional jobs. I think there would be a problem with the unions if we did that! So we don't do that!

I think there is some union-involved; there would be a line drawn as far as professional staff.

[...] we cannot use volunteers at the public desk because [...] then our HR department tells us that who could run the desk with volunteers, who don't need any more people! They will probably endanger our positions!

Die Einsparmöglichkeit in Form der Reduzierung von Öffnungszeiten wird am häufigsten genannt:

We have cut hours! [...] That was one thing we did. No, we don't let our volunteers do professional jobs.

Yes, we have cut hours.

We have already reduced our hours [...].

We would probably have to reduce hours. Because I don't think we can ask volunteers to do [our work]!

If we had a budget cut [...], we probably would have less [opening] hours.

We may have to reduce hours. Because we wouldn't [...] be able to rely on our volunteers.

I would reduce hours, or do something like that!

We actually faced this and we were going to reduce library hours. But then the county gave us enough money so that we don't have to do that. But yes, we would reduce the hours.

[...] either the Saturday or evening hours. Not both! We have to determine.

Weitere Einsparmöglichkeiten bzw. Vorschläge:

[...] the staff is continuously looking for ways and uses the resources that they have. [...] We are moving more and more into self-service options. We have self-check [stations] and that kind of things.

We have talked about getting self-check stations.

[Raising money], that's something we are working on right now. We are trying to get grants.

Es lässt sich insgesamt feststellen, dass sich fast alle der befragten Volunteer-Koordinatoren sehr ausführlich und streckenweise recht leidenschaftlich zu der Frage äußern, inwieweit sich der Umgang mit Freiwilligenarbeit in Public Libraries in Zeiten von drastischen Budgetkürzungen verändern könnte. Viele der Befragten räumen ein, ihre Volunteers dann vorübergehend zwar mehr tun zu lassen als üblich, jedoch sei dies konsequent beschränkt auf bestimmte Tätigkeiten. Denn ureigene Aufgaben, die bibliothekarisch-fachlicher Kenntnisse bedürfen, zur Disposition zu stellen und von Volunteers erledigen zu lassen, würde bedeuten, das Wissen und Können der Mitarbeiter und den bibliothekarischen Beruf selbst im Wert herabzusetzen. So spricht sich die überwiegende Zahl der Koordinatoren dafür aus, in Zeiten finanzieller Engpässe zunächst Maßnahmen wie die Reduzierung der Öffnungszeiten der Public Library, zusätzliches Fundraising oder mehr Selbstbedienungs-Lösungen für die Bibliotheksbenutzer zu ergreifen.

Einige der interviewten Koordinatoren machen in diesem Zusammenhang auch deutlich, dass ohnehin – unabhängig von allen weiteren Argumenten – sowohl im Sinne der oben erwähnten ALA-Guidelines als auch von Seiten der Gewerkschaften ein Missbrauch von Freiwilligenarbeit nicht in Frage komme. Volunteers haben keine solch verbindlichen Arbeitszeitregelungen wie fest angestellte Mitarbeiter und kommen in der Regel nur für wenige Stunden pro Woche. Allein schon deshalb verbiete sich der Gedanke, Volunteers an allen Plätzen in der Bibliothek einsetzen zu können. Sollte man dies tatsächlich versuchen, entstünde der Eindruck, die Public Library käme ohne bezahltes Personal aus.

Eine weitere in den Interviews angesprochene Frage – nämlich die nach den in der jeweiligen Public Library tatsächlich üblichen Tätigkeitsfeldern von Volunteers – lässt Rückschlüsse darauf zu, inwieweit die oben benannten Prinzipien tatsächlich eingehalten werden. Die Übersicht in Abbildung 2 stellt alle von den befragten Koordinatoren benannten Arbeitsgebiete für Volunteers zusammen.⁶ Obwohl eine sehr große Vielfalt an unterschiedlichen Tätigkeits-

⁶ Die Schriftgröße steht in Relation zur Häufigkeit der Nennung. Der Vorteil von Schlagwortwolken-Grafiken ist es, eine Fülle von qualitativen Daten in eine überblicksartige visuelle Form zu bringen (DePaolo & Wilkinson, 2014, S. 38 ff.).

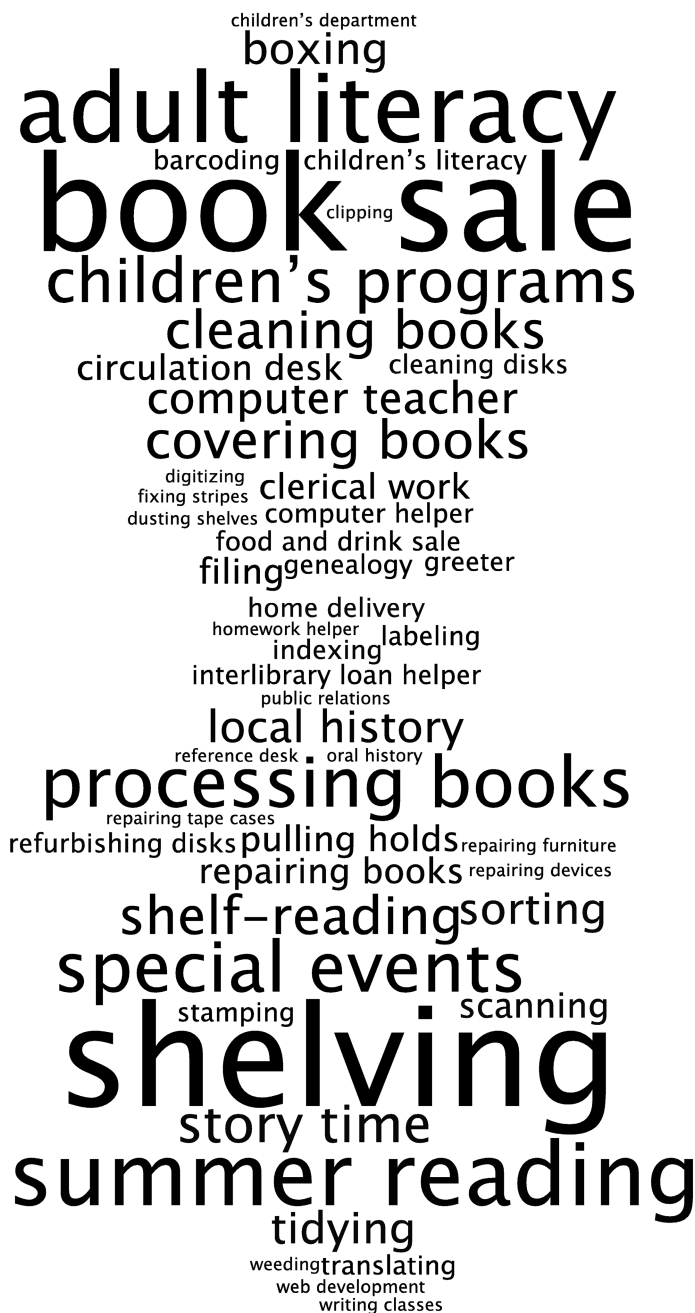


Abb. 2: Tätigkeitsfelder der Volunteers nach Nennungshäufigkeit durch die interviewten Koordinatoren (Hörning, 2015, S. 244).

feldern zu erkennen ist, stehen solche Arbeiten, die spezieller bibliothekarisch-fachlicher Kenntnisse bedürfen (Erwerbungs-, Katalogisierungs- und Ausleihverbuchungs-Arbeiten sowie das Erteilen von bibliothekarischen Auskünften) nahezu nicht zur Disposition. Hingegen dominieren insbesondere die Arbeit mit Kindern und Jugendlichen, das Abhalten von Sprach- und Computerkursen, die Mitarbeit bei kulturellen Veranstaltungen, Geschichtsprojekten und Buchverkaufsaktionen, Führungen durch Ausstellungen sowie technische Hilfsarbeiten.

4.2 Aufgaben der Volunteer-Koordinatoren

Im Folgenden geht es um die Aufgaben, die man als Volunteer-Koordinator in einer Public Library zu bewältigen hat. Die Antworten auf die Frage nach diesen Aufgaben spiegeln die ganze Komplexität des weiter oben interpretierten Volunteerprogramm-Zyklus nach Driggers & Dumas wider. Bei dieser Thematik erscheint es vielen der Befragten passend und auch ein Bedürfnis zu sein, sich zum Selbstverständnis, zum Sinn und der Notwendigkeit ihrer Tätigkeit als Volunteer-Koordinator zu äußern. Hierzu einige Interview-Ausschnitte (vgl. Hörning, 2015, S. 272 ff.), die dies belegen:

I recruit and I keep up with paperwork, make sure that the volunteers are following the procedures. I keep up with the hours [...]. I am in contact with the system, with the person who takes care of background checks. But I don't necessarily train each job. I'm just the one who oversees.

[...] some people love to work with volunteers, but not everybody has that skill! [...] The manager has to be able to enable them to feel as a part of the library. Not an employee but an advocate.

We've had volunteers. We didn't have very many. And [...] some of them were directionless. And that's why I came in.

Well, [...] the job requires you to have problem solving skills. [For instance] a situation is coming up or it's stressful or whatever, I try to find a way or a solution so that everybody stays calm.

I [...] make the connection between the staff member and the volunteer, and make sure that everything is understood and agreeable.

The manager [...] needs to make sure that during the training or during the orientation, that they understand that yes – you can be in conversation but you cannot stop working. [...] The work needs to get done!

5 Fazit

Freiwilligenarbeit als Teil der US-amerikanischen Kultur, kombiniert mit der Existenz von Public Libraries, deren Bedeutung weit über die Funktion hinaus-

geht, Bücher bereitzustellen, bildet ideale Voraussetzungen für die Betätigung von vielseitig interessierten Volunteers. Dass es eine – auch in der Literatur beschriebene – breite Palette an möglichen Betätigungsfeldern für Public Library Volunteers gibt, konnte in der Untersuchung bestätigt werden. Ebenso konnte gezeigt werden, dass hierbei jene Tätigkeiten, für deren Ausführung ganz spezielles bibliothekarisch-fachliches Wissen und Können notwendig ist, keine oder nur eine verschwindend geringe Rolle spielen. Das in den ALA-Richtlinien von 1971 zum Einsatz von Freiwilligen in Bibliotheken festgeschriebene Prinzip, dass Volunteer-Positionen nicht dazu dienen dürfen, Arbeitsplätze von fest angestelltem Fachpersonal zu ersetzen, gilt noch immer als Grundsatz. In der Untersuchung hat sich gezeigt, dass selbst in Zeiten finanzieller Engpässe zunächst nach anderen Lösungen gesucht wird, bevor man Volunteers um zusätzliche Hilfe bittet. Eine Schlüsselrolle in all diesen Prozessen spielen die Volunteer-Koordinatoren. Sie sind das Bindeglied zwischen den Bibliotheksangestellten und den Volunteers; sie müssen eine hohe Problemlösungskompetenz besitzen und in der Lage sein, die Bewerbungs- und Einstellungsformalitäten zu bewältigen, die Einarbeitung und Betreuung der Volunteers zu gewährleisten, Terminpläne zu erstellen und deren Einhaltung zu kontrollieren, Berichte bzw. Beurteilungen zu verfassen und neue Programme zu entwerfen. Alle interviewten Volunteer-Koordinatoren belegen schlüssig, dass das erfolgreiche Wirken von Volunteers in Public Libraries in ganz erheblichem Maße von der Qualität des Freiwilligenmanagements abhängt.

Literatur

- American Library Association. (1971). Guidelines for using volunteers in libraries. *American Libraries*, 2(4), 407–408.
- Connors, T. D. (Hrsg.). (2012). *The volunteer management handbook: Leadership strategies for success* (2. Aufl.). Hoboken, NJ: Wiley.
- DePaolo, C. & Wilkinson, K. (2014). Get your head into the clouds: Using word clouds for analyzing qualitative assessment data. *TechTrends: Linking Research & Practice to Improve Learning*, 58(3), 38–44.
- Driggers, P. F. & Dumas, E. (2011). *Managing library volunteers* (2. Aufl.). Chicago, IL: American Library Association.
- Dwyer, P. C., Bono, J. E., Snyder, M., Nov, O. & Berson, Y. (2013). Sources of volunteer motivation: Transformational leadership and personal motives influence volunteer outcomes. *Nonprofit Management & Leadership*, 24(2), 181–205.
- Ellis, S. J. & Noyes, K. H. (1990). *By the people: A history of Americans as volunteers*. San Francisco, CA: Jossey-Bass Publ.
- Epstein, S. (2016). Volunteers and policy: Working together for the support of all. In C. Smallwood & L. Sanborn (Hrsg.), *Library volunteers welcome!: Strategies for attracting, retaining and making the most of willing helpers* (S. 63–69). Jefferson, NC: McFarland.

- Evans, A. (2014). Volunteerism in the United States: The value and challenges. In G. Becke, J. Evers, J. Hafkesbrink & U. Henke (Hrsg.), *Cockpit soziale Dienstleistungen: Gestaltung der Produktivität durch Balance von Effizienz, Unterstützungsqualität und Arbeitsqualität* (Personal und Organisation, 30, S. 203–214). Berlin: LIT Verl.
- Farr, M. & Shatkin, L. (2007). *O*NET dictionary of occupational titles: Based on information obtained from the U. S. Department of Labor, the U. S. Census Bureau, and other reliable sources* (4. Aufl.). Indianapolis, IN: JIST Publishing.
- Hall, M. M. (2016). Projects to increase teen volunteer retention and get more done! In C. Smallwood & L. Sanborn (Hrsg.), *Library volunteers welcome!: Strategies for attracting, retaining and making the most of willing helpers* (S. 19–25). Jefferson, NC: McFarland.
- Hörning, B. (2015). *Volunteering in US Public Libraries*. Dissertation, Humboldt Universität zu Berlin. urn:nbn:de:kobv:11-100240582
- McCune, B. F. & Nelson, C. T. (1995). *Recruiting and managing volunteers in libraries: A how-to-do-it manual* (How-to-do-it manuals for librarians, 51). New York: Neal-Schuman.
- Meijs, L. C. P. M. & Ten Hoorn, E. M. (2008). No „one best“ volunteer management and organizing: Two fundamentally different approaches. In M. A. Liao-Troth (Hrsg.), *Challenges in volunteer management* (S. 29–50). Charlotte, NC: IAP-Information Age Pub.
- Mori, M. (2016). Volunteer partnerships: Defining success. In C. Smallwood & L. Sanborn (Hrsg.), *Library volunteers welcome!: Strategies for attracting, retaining and making the most of willing helpers* (S. 79–86). Jefferson, NC: McFarland.
- Moritz, K. (2015). How to attract volunteers. *Long-term living: For the Continuing Care Professional*, 64(6), 20–23.
- Roberts, F. C. (2016). How to undermine your volunteer program: A dozen ways to fail. In C. Smallwood & L. Sanborn (Hrsg.), *Library volunteers welcome!: Strategies for attracting, retaining and making the most of willing helpers* (S. 87–94). Jefferson, NC: McFarland.
- Safrit, R. D. & Schmiesing, R. (2012). Volunteer models and management. In T. D. Connors (Hrsg.), *The volunteer management handbook: Leadership strategies for success*, (2. Aufl., S. 3–30). Hoboken, NJ: Wiley.
- Shin, S. & Kleiner, B. H. (2003). How to manage unpaid volunteers in organisations. *Management Research News*, 26(2/4), 63–71.
- Umlauf, K. (2015). Management bürgerschaftlichen Engagements in Bibliotheken. In H.-C. Hobohm & K. Umlauf (Hrsg.), *Erfolgreiches Management von Bibliotheken und Informationseinrichtungen: Fachratgeber für Bibliotheksleiter und Bibliothekare* (Loseblatt-Ausg., 51. Ergänzungslieferung, Kapitel 4/7). Hamburg: Dashöfer.
- Umlauf, K. (2013). Literaturbericht: Wie geht man vor, um einen guten Literaturbericht zu schreiben? In K. Umlauf, S. Fühles-Ubach & M. Seadle (Hrsg.), *Handbuch Methoden der Bibliotheks- und Informationswissenschaft* (S. 25–40). Berlin: De Gruyter Saur.

Alle Internetquellen wurden zuletzt am 11.12.2016 aufgerufen.



Öffentlichkeitsarbeit

Doreen Siegfried und Klaus Tochtermann

Öffentlichkeitsarbeit für Wissenschaftliche Bibliotheken im digitalen Zeitalter

Abstract: Angesichts der aktuellen Debatte um die Digitalisierung der Wissenschaft und Open Science hat sich das Aufgabenspektrum Wissenschaftlicher Bibliotheken maßgeblich erweitert. Ein wichtiges neues Feld ist das Forschungsdatenmanagement. Was für Bibliotheken und Wissenschaftspolitik logisch und nachvollziehbar erscheint, ist für Nutzer Wissenschaftlicher Bibliotheken komplett neu, sind sie doch vornehmlich sozialisiert mit der Idee einer Bibliothek als analogem Ort, weniger als digitalem Content Provider.

Um die neuen digitalen Angebote von Wissenschaftlichen Bibliotheken verständlich darzustellen, ist ein kontinuierlicher Dialog notwendig. Kommunikationsarbeit im Sinne von Imagearbeit ist zu leisten. Wie diese angesichts des veränderten Informations- und Kommunikationsverhaltens in der Forschung geschehen kann, soll anhand einer Fallstudie der Deutschen Zentralbibliothek für Wirtschaftswissenschaften (ZBW) im Folgenden erläutert werden.

1 Einleitung

Angesichts der Digitalisierung der Wissenschaft und der damit verbundenen Entwicklung hin zu einer Öffnung der Wissenschaft (Open Science) hat sich das Aufgabenspektrum und Angebot Wissenschaftlicher Bibliotheken maßgeblich erweitert (Scheliga & Friesike, 2014). Primärmaterialien sind digital, und so ist das Forschungsdatenmanagement ein wichtiges neues Feld (Tochtermann, Toepfer & Vlaeminck, 2016, S. 65–67; Fecher, Friesike & Hebing, 2015), das etwa vom Rat für Informationsinfrastrukturen (2016, S. 1) sogar als „Schlüssel für Wissenschaft und Innovation“ bezeichnet wird.

Diese qualitative Entwicklung ist für Bibliotheken und Wissenschaftspolitik logisch und nachvollziehbar. Wissenschaftler hingegen sind vornehmlich sozialisiert mit der Idee einer Bibliothek als analogem Ort, der als Anbieter von Printmaterialien geprägt ist und weniger als Anbieter und Manager von digitalem Content.

Diese Kluft hat in den vergangenen Jahren dazu geführt, dass Wissenschaftliche Bibliotheken ihr aktuelles Profil oft aufwändig erläutern müssen. Aus Sicht der ZBW ist es aber besonders wichtig, dass Wissenschaftler als Nutzer von Bibliotheken und Partner in Kooperations- und Forschungsprojekten in vollem Umfang verstehen, wie sich Bibliotheken in die digitale Welt trans-

formieren, welche neuen Aufgabenfelder sie erschließen und welche neuen Services sie anbieten.

Um diese Schere zu schließen und den stattfindenden Veränderungsprozess sowie insbesondere die neuen digitalen Angebote Wissenschaftlicher Bibliotheken gegenüber der Forschung verständlich darzustellen, ist ein kontinuierlicher Dialog notwendig. Stete Kommunikationsarbeit im Sinne von Imagearbeit ist zu leisten. Dies gilt sowohl für Wissenschaftliche als auch für Öffentliche Bibliotheken gleichermaßen (Umlauf, 2009, S. 28–36). Wie dies angesichts des veränderten Informations- und Kommunikationsverhaltens von Wissenschaftlern geschehen kann, soll anhand einer umfangreichen ZBW-Fallstudie im Folgenden erläutert werden.

2 Ausgangslage

Eine repräsentative Imagemessung von Wirtschaftswissenschaftlern an deutschen Hochschulen durch die ZBW im Jahr 2013 hat unter anderem gezeigt, dass diese die ZBW zwar namentlich kannten, vordergründig aber nicht Onlineangebote, wissenschaftspolitisches Engagement und Forschungstätigkeit assoziierten. Tatsächlich hat sich die ZBW längst von einer traditionellen Bibliothek hin zu einer modernen digitalen Informationsinfrastruktureinrichtung entwickelt (Tochtermann & Meyer, 2015, S. 1132–1142). Sowohl der Erwerb als auch die Nutzung digitaler Informationen nehmen kontinuierlich zu (Siegfried, 2014, S. 174–180). Eine Forschungsgruppe der ZBW mit drei Informatik-Professuren widmet sich insbesondere auf Basis eingeworbener Drittmittel (2,5 Mio. Euro im Zeitraum 2013–2015) aus unterschiedlichen Perspektiven der Erforschung der Digitalisierung der Wissenschaft (Peters, Scherp & Tochtermann, 2015). Zudem ist die ZBW national und international aktiv in der wissenschaftspolitischen Beratung, insbesondere zu den Themen Open Access, Open Research Data und Open Science. 2014 erhielt die ZBW den Preis „Bibliothek des Jahres“. Diese Schere zwischen Wahrnehmung der ZBW in den Wirtschaftswissenschaften und den tatsächlichen Anstrengungen zu schließen, war und ist für die PR-Verantwortlichen der ZBW eine Herausforderung ersten Ranges.

3 Die Kommunikationsaufgabe

Zugeschnitten auf die Zielgruppe der Forschenden und Studierenden der Wirtschaftswissenschaften in Deutschland – BWL, VWL und angrenzenden Wirtschaftsfächern –, waren zum Start der Imagekampagne im Jahr 2013 folgende Aufgaben zu bewältigen:

- auf der Faktenebene für Ökonomen relevante Angebote zu vermitteln und Aha-Effekte auszulösen, z. B. dass die ZBW
 - dafür sorgt, dass Wirtschaftswissenschaftler mehr als eine Million wirtschaftswissenschaftliche Onlinedokumente zum Download finden,
 - Ökonomen bei den Themen Open Access und Forschungsdatenmanagement konkret unterstützt und mit ihnen gemeinsam Lösungen entwickelt,
 - mit einer eigenen Forschergruppe in den Informationswissenschaften und der Informatik forscht, und zwar anwendungsorientiert zum Thema Digitalisierung der Wissenschaft,
- auf der Imageebene zu erreichen, dass die de facto vollzogene Neuausrichtung der ZBW die gewünschten Assoziationen hervorruft: Zukunftsorientierung, Dynamik, Innovationsstärke, Technologieorientierung, Partnerschaftlichkeit.

4 Die Kommunikationsziele

4.1 Qualitative Kommunikationsziele

Wirtschaftswissenschaftler an Universitäten, Fachhochschulen und außeruniversitären Forschungseinrichtungen in Deutschland sollten wissen, dass die ZBW es ihnen ermöglicht, online auf Fachinformationen zuzugreifen. Sie sollten lernen, dass die ZBW ein Anbieter für digitalen Content ist.

Darüber hinaus sollten Wirtschaftswissenschaftler erfahren, dass die ZBW Ansprechpartner, Projektpartner und Gestalter zu den Themen Open Access und Open Research Data ist und ihnen insbesondere beim Umgang mit und beim Auffinden von wirtschaftswissenschaftlichen Forschungsdaten hilft. Zudem sollten sie darüber informiert sein, dass die ZBW sie unterstützt, wenn Open-Access-Dokumente in den Wirtschaftswissenschaften aufbereitet oder archiviert werden müssen.

Zum dritten soll ein Imagewandel erreicht und der Dialog mit Ökonomen auf ein neues Niveau gebracht werden. Wirtschaftswissenschaftler sollen die ZBW als Partner auf Augenhöhe schätzen, in dessen Innovationskraft und Dynamik vertrauen, und es soll das Interesse an gemeinsamen Kooperationsprojekten verstärkt werden. Die ZBW soll als bedeutende Größe für die Wissenschaftslandschaft – insbesondere der wirtschaftswissenschaftlichen – anerkannt sein und als relevanter Dienstleister und Forschungspartner betrachtet werden.

4.2 Quantitative Kommunikationsziele

Die Zahl der Wirtschaftswissenschaftler an Universitäten, Fachhochschulen und außeruniversitären Forschungseinrichtungen in Deutschland, die die ZBW kennen, sollte auf mindestens 80 % erhöht werden. Der Ausgangswert betrug im Jahr 2013 68,6 %.

5 Die Kommunikationsarbeit in drei Phasen

Da die benannte Schere zwischen dem, was Wirtschaftswissenschaftler von der ZBW wissen und mit der ZBW assoziieren und dem tatsächlichen Geschehen 2013 noch nicht übereinstimmte, hat die ZBW auf ein langfristiges und sich kontinuierlich weiterentwickelndes Kommunikationsprojekt gesetzt. Die Imagekampagne der ZBW ist angelegt auf drei Phasen und insgesamt vier Jahre. 2017 ist als aktueller Schlusspunkt gesetzt.

Tab. 1: Dramaturgie der Imagekampagne.

Phase I	Wintersemester 2013/14– Sommersemester 2014	– Ziel: Aufmerksamkeit erzeugen, 1. Aha-Effekt – Kampagnenstart; Fokus: Online-Dokumente
Phase II	Wintersemester 2014/15– Sommersemester 2015	– Ziel: Aufmerksamkeit schärfen, 2. Aha-Effekt – Fokus: Open Access, Open Research Data – Durchführung einer Wirkungsanalyse als Zwischenbilanz
Phase III	Wintersemester 2015/16– Sommersemester 2017	– Ziele: Sympathie schaffen – Markenbotschafter integrieren; hohe Dialogorientierung mit der Zielgruppe – positive Grundstimmung für die ZBW vertiefen – Fokus: Forschung und Entwicklung – Durchführung einer Wirkungsanalyse als Bilanz

5.1 Phase I – Digital statt analog

Zum Start der Imagekampagne wurde in Phase I der ZBW-Auftritt erstmalig inszeniert mit dem Ziel, Sympathien zu erzeugen. Inhaltlich wurden die Stärken der ZBW hinsichtlich ihres Kerngeschäftes fokussiert: Die ZBW versorgt Wirtschaftswissenschaftler und -studierende mit internationaler Fachliteratur, insbesondere auch online und digital.

Für die Bildmotive wurden fünf verschiedene Alltagssituationen in Szene gesetzt, in denen Kurven und Graphen vorkommen, die bekannten wirtschafts-



Abb.1: Motiv aus Phase I © ZBW.

wissenschaftlichen Kurven ähneln – Schweinezyklus, Konjunkturzyklus, Angebots- und Nachfrage-Kurven, Break-Even-Point und Produktlebenszyklus. Hintergrund dieser Leitidee ist die These, dass Ökonomen da, wo andere vielleicht nur Alltagsgegenstände wahrnehmen, Zahlen, Kurven, Statistiken, Modelle usw. erkennen. Die Headline auf den Bildmotiven lautet „Sehen Sie auch überall die ...-Kurve?“ Die Subline: „Mehr sehen. Mehr verstehen. Alles finden. ZBW.“

5.2 Phase II – Support beim Forschungsdatenmanagement

In Phase II wurde 2015 schwerpunktmäßig über die ZBW-Angebote und Kompetenzen hinsichtlich Open Access und Open Research Data in den Wirtschaftswissenschaften informiert. Der Claim lautet: „Forschung. Einfach. Teilen. ZBW.“ Die ZBW hat sehr deutlich die Vorteile von Open Access und Open Research Data für den einzelnen Ökonomen in den Vordergrund gerückt, um darauf aufbauend die Kompetenzen in der Beratung zu diesen Themen zu kommunizieren.

In dieser Phase der ZBW-Imagekampagne standen drei wesentliche Ebenen der Ansprache im Fokus:



Abb. 2: Vier Experten im Videoporträt (Screenshot) © ZBW.

- Emotion – Die ZBW engagiert sich und wagt neue Wege
- Verstand – Präzise Darstellung der Bedeutung und Relevanz der ZBW-Arbeit
- Glaubwürdigkeit – Ein Blick hinter die Kulissen und Vorstellung einzelner ZBW-Beschäftigter

Tragende Bildelemente in Phase II waren drei Text-Bildmotive, in denen einzelne Wirtschaftswissenschaftler in Nahaufnahme in einer Situation gezeigt werden, in der sie sich über ihren beruflichen Erfolg freuen, über ihre Sichtbarkeit in der Community, über das Zitiert-Werden. Diese erhöhte Sichtbarkeit im WWW haben die drei Abgebildeten erreicht, gerade weil sie im Open Access publizieren bzw. ihre Forschungsdaten veröffentlichen. Die Headline variiert von „127 Zitationen. Läuft.“/„Schon 6x zitiert von US-Ökonomen. Läuft.“/„RePEc-Score 498. Läuft.“ Die Subline lautet in jedem der drei Motive „Forschung. Einfach. Teilen. ZBW.“ Die Verbindung zum ZBW-Angebot wird beispielsweise auf den Bildmotiven über den Text unter dem Bild hergestellt.

5.3 Phase III – „Digitalisierung der Wissenschaft“ erforschen

Im Juni 2016 wurde die dritte Phase der Imagekampagne der ZBW gestartet. Während in den ersten beiden Phasen kommuniziert wurde, was die ZBW aktu-



**SCHON 6 X ZITIERT
VON US-ÖKONOMEN.
LÄUFT.**

Forschung. Einfach. Teilen. ZBW

ZBW Leibniz-Informationszentrum
Wirtschaft
Leibniz Information Centre
for Economics

Ökonomen, die ihre Forschungsergebnisse teilen, werden mehrheitlich häufiger zitiert. Die ZBW bietet alle Services rund um das Publizieren im Open Access sowie beim Forschungsdatenmanagement in den Wirtschaftswissenschaften. www.forschung-einfach-teilen-zbw.eu



Abb. 3: Motiv aus Phase II © ZBW.

ell an unterschiedlichen Services anbietet, fokussiert diese Phase inhaltlich eher interne strategische Umwandlungsprozesse: Es wird in der Informatik und Informationswissenschaft geforscht. Es wird wissenschaftspolitisch gearbeitet, und zwar um den Auftrag, hervorragende Serviceangebote für Ökonomen anzubieten, weiterhin exzellent ausführen zu können.

Das Auslösen des dritten Aha-Effektes stellt für die Kommunikationsverantwortlichen der ZBW in der Gesamtdramaturgie die größte Herausforderung dar. Dass eine Wissenschaftliche Bibliothek beschlossen hat, das Thema „Digitalisierung der Wissenschaft“ anwendungsorientiert zu erforschen und sich mit Änderungen von Wissenschaft als Funktions- und Organisationssystem wissenschaftlich auseinanderzusetzen (Informationswissenschaft & Informatik sind die Disziplinen), ist für Ökonomen keine logische Weiterentwicklung des bereits Bekannten, sondern völlig neu.

Kommunikationsaufgaben in Phase III waren folgende:

- Hintergründe erläutern, zum Beispiel was unter Open Science bzw. Digitalisierung der Wissenschaft zu verstehen ist oder warum das Thema „Digitalisierung der Wissenschaft“ gerade aktuell und relevant ist.
- Leistungen vermitteln, zum Beispiel, dass die ZBW eine eigene starke Open Science Forschungsgruppe aufgebaut hat und was deren Themen und Er-



Abb. 4: Motiv aus Phase III © ZBW.

gebnisse sind, oder dass die ZBW auch wissenschaftspolitisch in wesentlichen Gremien aktiv ist und was die ZBW hinsichtlich wissenschaftspolitischer Arbeit bereits geleistet hat.

Als Bild-Text-Motiv wurden drei Situationen inszeniert, in denen das Optimieren als die besondere „Leidenschaft“ von Ökonomen augenzwinkernd in den Alltag übertragen wird: Vier Leute kommen in den Regen und optimieren den Nutzen einer einzigen Regenjacke, indem diese zu einem Regenschirm umfunktioniert wird. Oder: Zwei Leute am Strand lehnen sich so aneinander, dass sie beide sitzend ohne Stuhl am Laptop arbeiten bzw. entspannen können (Abb. 4). Die Bild-Text-Mechanik funktioniert über die Headline „Optimieren: Die Leidenschaft der Ökonomen. Unsere auch.“ Und die Subline lautet „Forschen. Entwickeln. Wissenschaft gestalten. ZBW.“ Der Bezug zur ZBW erscheint auf den Bildmotiven im Copytext.

Eine Besonderheit in Phase III ist die Verwendung hochrangiger Ökonomie-Testimonials. Hier haben führende Volks- und Betriebswirte ihr Statement zur Entwicklung der ZBW abgegeben, unter ihnen beispielsweise Marcel Fratzscher, Achim Wambach, Isabel Schnabel, Clemens Fuest, Claudia M. Buch, Jutta Allmendinger oder Florian von Wangenheim.¹

¹ Vgl. zum Beispiel die Testimonials auf der Seite <http://www.zbw-forscht-fuer-oekonomen.eu>

6 Taktisch-operative Umsetzung

Für die auf vier Jahre angelegte Imagekampagne wurde inhouse eine voll orchestrierte und crossmediale Kommunikationsstrategie entwickelt und umgesetzt. Strategie, Leitidee, Dramaturgie, Text- und Bildmotive sowie sämtliche Inhalte wurden von der Abteilung Marketing und Public Relations der ZBW eigenständig ohne Beteiligung einer PR-Agentur entwickelt. Nach dem Roll Out der Imagekampagne im November 2013 wurden sukzessive Markenbotschafter integriert, die die Glaubwürdigkeit der Botschaften unterstützen (Abb. 5). Es wurde zum einen stark auf Direktkommunikation gesetzt via E-Mail, Roadshow bzw. auf Veranstaltungen, beispielsweise auf den großen Jahrestagungen der Fachverbände. Zum anderen hat die ZBW ihre Botschaften über kooperierende Multiplikatoren distribuiert, wie zum Beispiel wirtschaftswissenschaftliche Fachverbände, Bibliotheken, Graduiertenkollegs, Fakultäten, Fachschaften



Abb. 5: Testimonials aus Phase III © ZBW.

oder Kommunikationsfachleute in Wirtschaftsforschungsinstituten. Medien, die für die crossmediale Kommunikation genutzt wurden, waren Landing-pages mit aufbereiteten Informationen in Text, Bild und Video sowie Plakate, Booklets, Postkarten, Flyer, Infostände, Testimonials sowie Pro-Bono-Webbanner und -Anzeigen in den wirtschaftswissenschaftlichen „Hausheften“.

7 Evaluation der Kommunikationsarbeit

Nach der Halbzeit der laufenden Imagekampagne hat die ZBW Anfang 2016 eine repräsentative Zwischenevaluierung durchgeführt (302 Telefon-Interviews/Quota-Verfahren) (Siegfried & Nix, 2013). Hier die Ergebnisse:

- 89,7 % aller Wirtschaftswissenschaftler an Universitäten, Fachhochschulen und außeruniversitären Forschungseinrichtungen kennen nun die ZBW. Zum Vergleich: 2013 waren es noch 68,6 %.
- Viel wichtiger aber: 85,3 % wissen, dass die ZBW Literatur online und digital zur Verfügung stellt und keine Magazinbibliothek an der Kieler Förde und der Hamburger Binnenalster ist – dies war Kernbotschaft aus Phase I.
- In der Volkswirtschaft waren es sogar 95 %, denen bewusst war, dass die ZBW ein Service-Provider für digitalen Content ist.
- Insgesamt 85 % der Befragten gaben an, dass die ZBW Ansprechpartner und Gestalter zu den Themen Open Access und Open Research Data ist (dies die Kernbotschaft von Phase II) und ihnen insbesondere beim Auffinden von wirtschaftswissenschaftlichen Forschungsdaten hilft.
- 75 % gaben an, dass ihnen bekannt ist, dass die ZBW beim Umgang mit Forschungsdaten hilft.
- 67 % gaben an, dass ihnen bekannt ist, dass die ZBW hilft beim Umgang mit sowie bei der Aufbereitung und beim Archivieren von Open-Access-Dokumenten in den Wirtschaftswissenschaften.

Das Zusammenspiel der einzelnen Kommunikationsmaßnahmen hat dazu geführt, dass das gesteckte Ziel erreicht wurde.

8 Fazit

Die Wissenschaftslandschaft befindet sich aufgrund eines völlig veränderten Informations- und Kommunikationsverhaltens seit geraumer Zeit im Umbruch. Dies hat erhebliche Auswirkungen auf die Kommunikationsarbeit mit unter-

schiedlichen Stakeholdern, seien es Wissenschaftler, Studierende, Geldgeber, Beiräte, Partnerbibliotheken, Fachverbände oder Kooperationspartner. Hinzu kommt, dass sich die einzelnen Wissenschaftlichen Bibliotheken einem steigenden Profilierungsdruck ausgesetzt sehen. In diesem Kontext sind die Ansprüche an Kommunikationsfachleute gestiegen, um die Beziehungen und den Dialog mit den verschiedenen gesellschaftlichen Akteuren zu managen.

Ein Desiderat sowohl in Öffentlichen als auch in Wissenschaftlichen Bibliotheken sind ausgebildete Public-Relations-Fachleute. Ein Blick in Stellenausschreibungen zeigt, dass als Grundvoraussetzung in der Regel ein Hochschulstudium der Bibliothekswissenschaften verlangt wird für Personen, die im Sinne der Bibliothek strategisches Kommunikationsmanagement betreiben sollen, das heißt konzeptionelle Arbeit und strategische Kommunikationsplanung, klassische Pressestellenarbeit, Veranstaltungsmanagement, Betreuung von Fördervereinen, Marketing, Social-Media-Arbeit, Online-Redaktion, Herstellung von Merchandising-Artikeln, interne Kommunikation sowie die Herausgabe von Jahrbüchern oder Geschäftsberichten. Ein bibliothekswissenschaftliches Studium ist für professionelles Kommunikationsmanagement jedoch keine hinreichende Ausbildung. In diesem Kontext sollten also die ausbildenden Hochschulen ihre Studiengänge erweitern und zukünftig neben den komplexen Aufgaben aus dem Bereich Kommunikationsmanagement Spezialisierungen in Fächern wie etwa Informatik (um der steigenden Bedeutung von IT Rechnung zu tragen) oder Jura (um der Komplexität von Lizenzmanagement gerecht zu werden) anbieten.

Literatur

- Fecher, B., Friesike, S. & Hebing, M. (2015). What drives academic data sharing? *PLOS ONE*, 10(2). Abgerufen von <http://journals.plos.org/plosone/article?id=10.1371/journal.pone.0118053>
- Peters, I., Scherp, A. & Tochtermann, K. (2015). Science 2.0 and Libraries – Convergence of two sides of the same coin at ZBW – Leibniz Information Centre for Economics. *IEEE Computer Society Special Technical Community on Social Networking E-Letter*, 3(1). Abgerufen von <http://stcsn.ieee.net/e-letter/stcsn-e-letter-vol-3-no-1/science-2-0-and-libraries>
- Rat für Informationsinfrastrukturen. (2016). *Leistung aus Vielfalt: Empfehlungen zu Strukturen, Prozessen und Finanzierung des Forschungsdatenmanagements in Deutschland*. Göttingen: Rat für Informationsstrukturen. Abgerufen von <http://www.rfii.de/?wpdmdl=1998>
- Scheliga, K. & Friesike, S. (2014). Putting open science into practice: A social dilemma? *First Monday*, 19(9). Abgerufen von <http://firstmonday.org/ojs/index.php/fm/article/view/5381>

- Siegfried, D. (2014). Von Mr Classic zu Mr Nerd: Wie Forschende soziale Medien nutzen. *o-bib – Das offene Bibliotheksjournal*, 1(1), 174–180. Abgerufen von <https://www.o-bib.de/article/view/2014H1S174-180>
- Siegfried, D. & Nix, S. (2013). *Nutzerbezogene Marktforschung für Bibliotheken: Eine Praxiseinführung*. Berlin: De Gruyter.
- Tochtermann, K., Toepfer, R. & Vlaeminck, S. (2016). Daten nicht nur sammeln und nutzen, sondern auch teilen. *DUZ-Magazin*, 72(6), 65–67.
- Tochtermann, K. & Meyer, T. (2015): Die Strategie 2015–2020 der ZBW – Leibniz Informationszentrum Wirtschaft. *Bibliotheksdienst*, 49(12), 1132–1142. Abgerufen von http://pub.zbw.eu/dspace/bitstream/11108/243/1/2015_Tochtermann_Strategie.pdf
- Umlauf, K. (2009). *Standortfaktor Bibliotheken*. Vortrag zur Jahrestagung der Fachkonferenz 2008 [der Büchereifachstellen in Deutschland]: Leben – Lernen – Kultur. Karlsruhe: Fachstelle für das öffentliche Bibliothekswesen. Abgerufen von http://www.fachstellen.de/media/PDF_Dateien/Jahrestagung/fk-08-umlauf-standortfaktor.pdf

Alle Internetquellen wurden zuletzt am 21. 12. 2016 aufgerufen.

Dagmar Jank

Bibliothekstourismus

Eine spezielle Form des Kulturtourismus

Abstract: Der Beitrag befasst sich mit einem in der Bibliothekswissenschaft bisher kaum beachteten Thema. Er beschreibt zunächst, wie Studierende des Fachbereichs Informationswissenschaften der Fachhochschule Potsdam in einem Projekt Ideen für bibliothekstouristische Angebote im Land Brandenburg entwickelten. Danach wird kurz der aktuelle Forschungsstand referiert. Mit ersten Überlegungen für ein Forschungsprogramm zum Bibliothekstourismus schließt der Beitrag.

1 Der Begriff „Bibliothekstourismus“

In der Literatur zum Kulturtourismus taucht der Begriff „Bibliothekstourismus“ nicht auf, obwohl inzwischen viele andere Kompositabildungen zu finden sind, wie z. B. Städtetourismus, Wandertourismus, Eventtourismus, Weintourismus usw. Binner (2014) schlägt in seiner Bachelorarbeit folgende Definition für Bibliothekstourismus vor: Es handelt sich um

[...] eine Form des Kulturtourismus, in der Bibliotheksgebäude mit ihrer Architektur und ihrer Lage bzw. stadthistorischen Relevanz, [ihren] Sammlungen – etwa herausragender seltener Handschriften und Drucke – sowie anderer Gegenstände von kultureller Bedeutung Besucherinnen und Besuchern zugänglich gemacht werden. Diesen wird im Rahmen einer zeitlich begrenzten Reise die Kultur-, Geistes- und Gesellschaftsentwicklung/Geschichte der jeweiligen Bibliothek und deren lokaler, regionaler und ggf. nationaler Kontext und Stellenwert durch Führungen, Besichtigungsmöglichkeiten, Kulturveranstaltungen und spezifisches Informationsmaterial nahegebracht. (S. 8 f.)

Diese allerdings eher an einer traditionellen Sicht orientierte Definition ist sicher richtig. Sie muss aber angesichts des rasanten Wandels in der Gesellschaft und damit auch der Kulturtourismusbranche ergänzt werden. Zahlreiche Anregungen bietet die Dokumentation zu einer Tagung, die unter dem Titel *Kulturtourismus neu denken. 2030* (Pröbstle, 2016) im vergangenen Jahr in München stattfand. Es wird immer wieder betont, wie sehr der weiteren Ausdifferenzierung der Gruppe der Kulturtouristen Rechnung getragen werden muss. Individualisierung der Gesellschaft ist ein wichtiges Thema, Emotionalisierung (z. B. *Storytelling, Events*) ein anderes, Entschleunigung (*Slow tourism*) ein drit-

tes. Diese gesamtgesellschaftlichen Entwicklungen müssen sich auch in den bibliothekstouristischen Angeboten vor Ort bzw. in den Social Media und überhaupt in der gesamten Werbestrategie widerspiegeln. Da stehen Angebote, die den Bibliothekstouristen den *Genius loci* spüren lassen, gleichberechtigt neben Angeboten in digitalen Erlebnisräumen. In der Definition muss sich ebenso der Hinweis finden, dass Bibliotheken nur professionell ausgebildetes und agierendes Personal einsetzen. Das heißt, dass die Definition des Begriffs „Bibliothekstourismus“ weit gefasst werden und zeigen muss, dass man den ganz unterschiedlichen Erwartungen von Bibliothekstouristen gerecht werden will.

2 „Sehenswerte Bibliotheken in Brandenburg entdecken“ – Ein studentisches Projekt am Fachbereich Informationswissenschaften der Fachhochschule Potsdam

Das Projekt „Bibliothekstourismus als spezielle Form des Kulturtourismus“ wurde im Sommersemester 2013 und im Wintersemester 2013/14 mit zehn Studierenden aus dem 6./7. Semester des Studiengangs Bibliotheksmanagement durchgeführt.¹ Die Veranstaltung begann mit einer Einführung, in der folgende Themen behandelt wurden:

- Der kulturtouristische Markt in Deutschland
- Kulturtouristen – eine Typologie
- Strategisches und operatives Management
- Marketing
- Vermittlungsformen im Kulturtourismus

Auf der Basis des Lehrbuchs *Management und Marketing im Kulturtourismus* (Steinecke, 2013) wurden gemeinsam Fragen entwickelt:

- Welche kulturtouristischen Potenziale besitzen Bibliotheken?
- Welche Zielgruppen könnten sich für bibliothekstouristische Angebote interessieren?
- Welche Auswirkungen haben diese Angebote auf die Alltagsarbeit?
- Welche Kooperationen sind mit welchen Institutionen möglich und nötig?
- Welche Marketingmaßnahmen müssen ergriffen werden?

¹ Dozentin Prof. Dr. Dagmar Jank. Ich bedanke mich sehr herzlich bei der Projektgruppe für ihr großes Engagement.

- Sind Bibliotheksshops eine sinnvolle Ergänzung eines bibliothekstouristischen Angebots?
- Könnten Bibliotheksreiseführer bestimmte Zielgruppen anregen, diese Angebote wahrzunehmen?
- Welche Vermittlungsformen sind denkbar (Events, Führungen)?
- Was ist bezüglich der Infrastruktur zu beachten (Personal, Räume, Bibliothekscafé)?

Eine Beschränkung auf einige wenige Themen war aus zeitlichen Gründen nötig. Die Frage war, welche Bibliotheken überhaupt infrage kämen? Nur „Schöne alte Bibliotheken“?² Oder könnten moderne Bibliotheksbauten mit einer innovativen Architektur ebenso interessant sein? Sollten die zu untersuchenden Beispiele nur aus Deutschland stammen oder auch aus dem Ausland, oder sollte der Schwerpunkt der Forschungsarbeit vielleicht auf der Region Berlin/Brandenburg liegen?

Exemplarisch wurden die Internet-Auftritte der Klöster Schussenried und Waldsassen mit ihren beeindruckenden Bibliothekssälen aus der Barockzeit analysiert. Schließlich entschied man sich doch für die regionale Variante, d. h. die Bibliotheken im Land Brandenburg auf ihr kulturtouristisches Potenzial hin zu untersuchen, die Ergebnisse auf einer Website zu präsentieren und am Ende des Projekts in einem Workshop mit Fachleuten aus Bibliotheken und mit Tourismusakteuren darüber zu diskutieren.

Zur Weiterarbeit wurden vier Kleingruppen zu unterschiedlichen Themen gebildet:

- Bibliotheken an ungewöhnlichen Orten
- Historisch interessante Bibliotheken und Lesesäle
- Literarische Spurensuche
- Moderne Bibliotheken/Architektur

Beispielhaft sei die Vorgehensweise der ersten Gruppe kurz beschrieben: Sie besuchte die infrage kommenden Bibliotheken und untersuchte anhand eines Kriterienkatalogs – auch im Gespräch mit den Verantwortlichen vor Ort – Gebäude, Geschichte, Infrastruktur/Verkehrsanbindung, Übernachtungs- und Verpflegungsmöglichkeiten, Konzept, Marketing, Management und Zielgruppen.

Am 23. Oktober 2013 fand in der Stadt- und Landesbibliothek Potsdam der Workshop „Bibliothekstourismus – Sehenswerte Bibliotheken in Brandenburg

² Vgl. Baur-Heinhold (1972), Seidel-Vollmann (1995), Sitar & Hoffmann (2002), de Laubier & Bosser (2003).

entdecken“ mit Teilnehmern aus Bibliotheken und der Tourismusbranche statt. Den Eröffnungsvortrag hielt Uwe Hanf, der Leiter des Studiengangs Kulturarbeit an der Fachhochschule Potsdam. Er informierte über aktuelle Trends im Kulturtourismus, einem der wenigen Wachstumsbereiche im Tourismus, und stellte das Positionspapier des Landes Brandenburg zur Entwicklung des Kulturtourismus von 2013 vor. Es folgte ein Praxisbericht der Bibliothekarin Georgia Arndt über ihre Erfahrungen mit Kulturtourismus in der Stadtbibliothek Wittstock, die seit 2012 in dem ehemaligen Kontor einer Tuchfabrik untergebracht ist. Touristen können hier lokale Bau- und Stadtgeschichte erleben. Die Arbeitsgruppe „Website“ präsentierte die Webseite des Projekts. Dort waren unter den Überschriften „Architektonisch interessante Bibliotheken“ und „Bibliotheken an ungewöhnlichen Orten“ Hinweise, Bilder und Literaturempfehlungen zu den einschlägigen Bibliotheken in Brandenburg zusammengestellt worden. Eine Landkarte der Bibliotheken diente der geografischen Orientierung.

Nachmittags fanden parallel zwei von Studenten moderierte Workshops statt, u. a. zum Thema „Das kulturtouristische Potenzial von Bibliotheken: erste Überlegungen zur Konzepterarbeitung.“ Zum Einstieg wurde die vorbildhaft agierende British Library in London mit ihren Maßnahmen vorgestellt. Anhand der Analyse eines Textes von Albrecht Steinecke zum kulturtouristischen Markt, seinen Besonderheiten und Herausforderungen sammelten die Teilnehmer nun Ideen für kulturtouristische Angebote von Bibliotheken. Die Diskussion erbrachte, dass viele brandenburgische Bibliotheken zwar ein entsprechendes Potenzial besitzen, es aber nicht ausschöpfen. Besonders Kommunalbibliotheken wären eigentlich prädestiniert dafür – ganz gleich, ob sie in historischen Gebäuden oder in modernen Bauten untergebracht sind. Die bibliothekstouristischen Angebote sollten sich nicht auf die traditionellen Führungen beschränken, sondern ebenso die Möglichkeit der Interaktivität bieten. Eine Typologie der Kulturtouristen zu erarbeiten, wäre ein weiteres wichtiges Thema. Der Workshop endete mit einer Einschätzung des kulturtouristischen Potenzials der Stadt- und Landesbibliothek Potsdam.

Der zweite Workshop befasste sich mit dem Thema „Bibliotheken an ungewöhnlichen Orten und architektonisch interessante Bibliotheken im Land Brandenburg“. Die Teilnehmer erörterten die Möglichkeiten, mit denen Bibliotheken auf ihre Angebote aufmerksam machen können, wie z. B. Homepages und die Nutzung der sozialen Netzwerke, aber auch klassische Werbung in Form von Printmedien wie Flyern, Plakaten, Postkarten, Kooperationen mit der Presse sowie mit Tourismusbüros und Reiseveranstaltern. Die Rolle von Bibliotheksführungen sowie von Bibliotheksshops und ihrer Produktpalette waren ebenfalls Gegenstand des Gesprächs.

Die Abschlussveranstaltung brachte alle Teilnehmer zu einer ersten Bilanz zusammen.

Während der Projektlaufzeit wurden drei Exkursionen unternommen. In der Herzog August Bibliothek in Wolfenbüttel und im Deutschen Buch- und Schriftmuseum in Leipzig wurden Gespräche mit den Verantwortlichen geführt und im Kloster Stift zum Heiligengrabe in der Prignitz diskutierte die Gruppe, wie die gut erhaltene und erschlossene historische Bibliothek der Stiftsdamen für ein kulturtouristisches Angebot genutzt werden könnte. Die überaus engagierte Projektgruppe hat – dies das Fazit – durch zahlreiche Überlegungen und Anregungen der Bibliothekspraxis wertvolle Hinweise gegeben.

3 Der Forschungsstand

Zum Bibliothekstourismus gibt es bisher kaum Literatur. Sabrina Silbernagel stellte in ihrer Bachelorarbeit unter der Überschrift „Touristisch museal orientierte Angebote“ kurz die Herzog August Bibliothek in Wolfenbüttel, die Franckeschen Stiftungen Halle, das Deutsche Buch- und Schriftmuseum in Leipzig sowie einige Kloster- und Stiftsbibliotheken (St. Gallen, Metten, Wiblingen) vor. Meist steht die Bibliothek als Gebäude bzw. der besondere Bibliotheksraum im Fokus. Einige der genannten Bibliotheken haben neben allgemeinen Führungen auch zielgruppenorientierte Angebote entwickelt (Silbernagel, 2013, S. 32–34). Bernhard Binner unterbreitete u. a. Vorschläge zur Steigerung der touristischen Attraktivität von Bibliotheken und analysierte das Internet-Reiseportal „Tripadvisor.de“ mit Blick auf Bibliotheken (Binner, 2014). Susann Leonhardt untersuchte die Präsenz und Präsentation kulturtouristischer Angebote von sieben deutschen und zwei ausländischen Bibliotheken nach bestimmten Kriterien, wie praktische Informationen, Besucherfreundlichkeit, Übersichtlichkeit und Verständlichkeit in ausgewählten Informationsquellen, z. B. Reiseführern, Informationsbroschüren und Flyern von Tourist-Informationen, Katalogen von Reiseveranstaltern und Internetauftritten (Leonhardt, 2014).

Auch aus dem Ausland liegen nur wenige Arbeiten vor, darunter sind Themen wie die Einstellung italienischer Bibliothekare zum Bibliothekstourismus (Bovero, 2009), die Angebote des Klosters Admont und der Benediktinerklöster Niederösterreichs (Tomaschek, 1999; Ruetz, 2003; Fedrizzi, 2001), das Tourismuspotenzial polnischer Bibliotheken (Miedzińska & Tanaś, 2009) und das Angebot der Bibliotheca Alexandrina in Alexandria (Tosic & Lazarevic, 2010).

Ein anderer möglicher Aspekt des Themas ist bisher noch seltener beachtet worden: die Bedeutung Öffentlicher Bibliotheken für den Kulturtourismus. Hier sei ein australisches Beispiel erwähnt. Die Northern Territory Library in Darwin hat 2012 für ihr Konzept den „Australian Tourism Award for Specialised Tourism Services“ gewonnen – mit einem bildungspolitischen Ansatz, der lautet: „giving tourists a greater sense of place“ (Hilder, 2013).

4 Ein Forschungsprogramm zum Thema „Bibliothekstourismus“

Da die Forschung bisher nur einen ersten Einstieg in das Thema bietet, folgen hier einige Überlegungen für ein Forschungsprogramm. Die Praktiker in Bibliotheken brauchen zunächst eine Einführung, in der alle wichtigen Themen kompakt behandelt werden. In einer weiteren Publikation werden dann ausgewählte bibliothekstouristische Angebote in Deutschland und im Ausland genauer vorgestellt, ergänzt um empirische Untersuchungen und wissenschaftliche Analysen zu wichtigen Einzelthemen.

4.1 Bibliothekstourismus. Eine Einführung

Eine Einführung kann auf der aktuellen Literatur zum Kulturtourismus aufbauen (Dreyer, 2012; Hausmann & Murzik, 2011; Hausmann, 2011 und 2016; Heinze, 2009; Hieke, 2010; Hoppe & Heinze, 2016; Klein, Pröbstle & Schmidt-Ott, 2017; Pröbstle, 2014; Schmeer-Sturm, 2012; Steinecke, 2009 und 2013). Folgende Themen wären zu behandeln:

- Definitionen: „Kulturtourismus“ und „Bibliothekstourismus“
- Bedeutung des Kulturtourismus in Deutschland
- Die Kulturtourismusstudie 2015/2016³
- Trends und Prognosen
- Die Wettbewerbssituation
- Herausforderungen
- Anbieter
- Typologie der Kulturtouristen
- Erscheinungsformen

Die Erkenntnisse und Anregungen aus der Literatur zum Kulturtourismus werden reflektiert auf den Bibliothekstourismus übertragen und ggf. ergänzt und korrigiert. Im umfangreichsten Kapitel des Buches wird das strategische und operative Management behandelt. Ferner werden einige Angebote deutscher und ausländischer Bibliotheken vorgestellt. Empfehlungen, Checklisten und ein Literaturverzeichnis unterstreichen die Praxisorientierung der Publikation.

³ Es handelt sich um eine Bestandsaufnahme aus Sicht von Kultur- und Tourismusakteuren zu Bedingungen, Entwicklungsmöglichkeiten, Trends, Chancen, Risiken, Marketing, Vermittlungsarbeit, Kooperationen. Vermittlungsarbeit wird als *das* Zukunftsthema gesehen.

4.2 Bibliotheken als Kulturdestinationen: Beispiele und Themen

In der zweiten Publikation sind zunächst folgende deutsche Bibliotheken Untersuchungsgegenstand:

- Alte Bibliotheken mit architektonisch interessanten Räumen und historischen Beständen: Herzogin Anna Amalia Bibliothek Weimar, Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel, Franckesche Stiftungen zu Halle, Kulissenbibliothek
- Bibliotheksmuseen: Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz, Bibliotheksmuseum (in Planung), Deutsches Buch- und Schriftmuseum der Deutschen Nationalbibliothek, Leipzig, Bibliotheksmuseum Lindau
- Klosterbibliotheken mit architektonisch interessanten Räumen und historischen Beständen: Maria Laach, Metten, Oberried, Ottobeuren, Schussenried, Waldsassen, Wiblingen
- Moderne Bibliotheksgebäude als kulturtouristische Attraktion: Grimm-Zentrum der Humboldt-Universität zu Berlin (Lushington, Rudolf & Wong, 2016)

Die Analyse der Angebote der Österreichischen Nationalbibliothek in Wien und der British Library in London⁴ sowie derjenigen von Klosterbibliotheken in Österreich und in der Schweiz, wie Admont, Einsiedeln und St. Gallen,⁵ ergänzt das Thema um ausländische Erfahrungen. Ferner sind auch hier Beispiele mo-

4 Die Österreichische Nationalbibliothek in Wien verfügt mit ihrem Prunksaal über eine besondere Attraktion. In der „Vision 2025“ wird als Kooperationspartner explizit der Tourismussektor genannt (Rachinger, 2012, S. 26).

5 Klosterbibliotheken sind sowohl unter architektonischen als auch bildungspolitischen Aspekten interessant. So weist z. B. ein touristisches Themenportal (ds hotelcommunication, o. J.) auf 18 Klosterbibliotheken in Süddeutschland, der Schweiz, Österreich und Südtirol als lohnendes Reiseziel hin. Aber das gilt nicht nur für Klosterbibliotheken aus der Barockzeit. Die Klosterbibliothek in Maria Laach, eine Galeriebibliothek aus dem Jahr 1865, ist einer der besterhaltenen Bibliotheksbauten des 19. Jahrhunderts. Das neue Magazin der Bibliothek entstand 2013–2015 im ehemaligen Kuhstall des Klosters. Ein Kölner Lichtplanungsbüro gewann mit dem Entwurf 2016 den Deutschen Lichtdesignpreis in der Kategorie Kulturbauten. Allerdings gibt es bisher keine Führungen durch die Bibliothek (Kloster Maria Laach, o. J.). Generell ist nach einer ersten Sichtung zu sagen, dass die bibliothekstouristischen Angebote der Klöster ganz unterschiedlich sind. Ein durchdachtes und zeitgemäßes Konzept für die gesamte Anlage hat beispielsweise das Stift Admont (Stift Admont, o. J.). Im Kloster Waldsassen diskutiert der Konvent über Apps und multimediale Konzepte, um Touristen für einen Besuch der Bibliothek zu gewinnen (Auer, 2016).

derner Bibliotheksarchitektur und ihre Bedeutung für den Kulturtourismus vorzustellen.

Neben der Beispielanalyse werden zahlreiche wichtige Einzelthemen vertieft:

- Die Bibliotheksreise im 18. und 19. Jahrhundert
- Bibliotheksbauten als kulturtouristisches Reiseziel
- Die Bibliothek als Kulturimmobilie (Lom, 2016)
- Bibliothekstouristen. Eine Typologie⁶
- Vermittlungsarbeit und Vermittlungsformen im Bibliothekstourismus
- Bibliotheksshops und ihr Angebot (Dühlmeier, 2015)
- Digitale Strategien zur Erschließung des kulturellen Erbes für Bibliothekstouristen (Hausmann & Weuster, 2015)
- Bibliothekstourismus und „Slow tourism“
- *Story Telling – Events – Edutainment*: Eine Chance für den Bibliothekstourismus?

Ein solch ambitioniertes Forschungsprogramm kann allerdings nur durch die Zusammenarbeit mehrerer Wissenschaftler und Praktiker erfolgreich umgesetzt werden und zwar auf der Grundlage der folgenden Erkenntnis: „The library and an analysis of tourism in libraries should be an element of research into culture tourism, as well as a subject of library science“ (Miedzińska & Tanaś, 2009, S. 75).

Literatur

- Auer, K. (2016, 31. Mai). Wie das Kloster Waldsassen auferstanden ist – und die Region gleich mit. *Süddeutsche Zeitung*. Abgerufen von <http://www.sueddeutsche.de/bayern/zisterzienserinnen-wie-das-kloster-waldsassen-auferstanden-ist-und-die-region-gleich-mit-1.3011427>
- Baur-Heinhold, M. (1972). *Schöne alte Bibliotheken: Ein Buch vom Zauber ihrer Räume*. München: Callwey.
- Binner, B. (2014). *Maßnahmen zur Implementierung von Angeboten für Bibliothekstouristen und Bibliothekstouristinnen*. Nicht veröffentlichte Bachelorarbeit, Fachhochschule Potsdam.
- Bovero, E. (2009). *Cultural tourism and libraries: New learning needs for information professionals*. Paper, presented at the World Library and Information Congress, 75th IFLA

⁶ Hier befindet sich vieles im Wandel. Pröbstle prognostizierte jüngst einen neuen Typus des Kulturtouristen, auf den die Branche reagieren müsse: den aufgeschlossenen Entdecker, dem es um Selbsterfahrung gehe (Pröbstle, 2016, S. 35).

- General Conference and Council, 23–27 August 2009, Milan. Abgerufen von <http://ifla.org/past-wlic/2009/192-bovero-en.pdf>
- Dreyer, A. (Hrsg.). (2012). *Kulturtourismus* (3. Aufl.). München: Oldenbourg.
- ds hotelcommunication Hinrichshagen. (o.J.). *Klosterbibliotheken in Süddeutschland, Schweiz, Österreich, Südtirol*. Abgerufen von <http://www.kulturreise-ideen.de/literatur/historische-bibliotheken/Tour-Klosterbibliotheken-in-sueddeutschland-schweiz-oesterreich-suedtirol.html>
- Dühlmeyer, K. (2015). Einige Bemerkungen über „Bibliotheksshops“. In B. Schneider-Kempf & M. Hollender (Hrsg.), *Festschrift für Daniela Lülfi zum 65. Geburtstag* (S. 225–235). Berlin: Staatsbibliothek zu Berlin Preußischer Kulturbesitz.
- Fedrizzi, M. (2001). *Die Benediktinerklöster Niederösterreichs und ihre Bedeutung für den Ausflugstourismus*. Nicht veröffentlichte Diplomarbeit, Wirtschaftsuniversität Wien.
- Hausmann, A. (2011). *Kunst- und Kulturmanagement: Kompaktwissen für Studium und Praxis*. Wiesbaden: VS-Verlag.
- Hausmann, A. (2016). *Personalmanagement im Kulturbetrieb: Mitarbeiter erfolgreich gewinnen, führen und entwickeln*. Wiesbaden: Springer.
- Hausmann, A. & Murzik, L. (Hrsg.). (2011). *Neue Impulse im Kulturtourismus*. Wiesbaden: VS-Verlag.
- Hausmann, A., Weuster, L. & Nouri-Fritsche, N. (2015). Making heritage accessible: Usage and benefits of web-based applications in cultural tourism. *International Journal of Cultural and Digital Tourism*, 2(1), 19–30.
- Heinze, T. (2009). *Kultursponsoring, Museumsmarketing, Kulturtourismus: Ein Leitfaden für Kulturmanager* (4. Aufl.). Wiesbaden: VS-Verlag.
- Hieke, K. (2010). Schritte zur kulturtouristischen Positionierung eines stadteschichtlichen Museums: Ein fiktives Fallbeispiel. In H. John, H. Schild & K. Hieke (Hrsg.), *Museen und Tourismus: Wie man Tourismusmarketing wirkungsvoll in die Museumsarbeit integriert; Ein Handbuch* (S. 113–152). Bielefeld: transcript-Verlag.
- Hilder, C. (2013). *Northern Territory Library: A cultural tourism destination*. Abgerufen von http://www.alia.org.au/sites/default/files/NTL%20as%20a%20Cultural%20Tourism%20destination_ALIA%20Top%20End%20Symposium%202013.pdf
- Hoppe, B. M. & Heinze, T. (2016). *Einführung in das Kulturmanagement: Themen, Kooperationen, gesellschaftliche Bezüge*. Wiesbaden: Springer.
- Klein, A., Pröbstle, Y. & Schmidt-Ott, T. (Hrsg.). (2017, in Druck). *Kulturtourismus für alle?: Neue Strategien für einen Wachstumsmarkt*. Bielefeld: transcript-Verlag.
- Kloster Maria Laach. (o.J.). *Kloster Maria Laach: Bibliothek*. Abgerufen von <http://www.maria-laach.de/bibliothek>
- Laubier, G. de & Bosser, J. (2003). *Die schönsten Bibliotheken der Welt*. München: Knesebeck.
- Lom, W. v. (2016). Bibliotheken als Kulturimmobilien. In O. Scheytt, S. Raskob & G. Willems (Hrsg.), *Die Kulturimmobilie: Planen – Bauen – Betreiben: Beispiele und Erfolgskonzepte* (S. 355–368). Bielefeld: transcript-Verlag.
- Leonhardt, S. (2014). *Kulturtouristische Angebote von Bibliotheken: Ihre Präsenz und Präsentation in ausgewählten Informationsquellen*. Nicht veröffentlichte Bachelorarbeit, Fachhochschule Potsdam.
- Lushington, N., Rudolf, W. & Wong, L. (Hrsg.). (2016). *Entwurf atlas Bibliotheken*. Basel: Birkhäuser.

- Miedzińska, M. & Tanaś, S. (2009). The tourism attractiveness of Polish libraries. *Tourism*, 19(1/2), 69–75. doi:10.2478/V10106-009-0009-6
- Pröbstle, Y. (2014). *Kulturtouristen: Eine Typologie*. Wiesbaden: Springer VS.
- Pröbstle, Y. (2016). Kulturtouristen: Ein Zukunftsportrait. In Kulturgipfel GmbH in Zusammenarbeit mit der Bayern Tourismus Marketing GmbH, *Kulturtourismus neu denken. 2030. Dokumentation zur Tagung am 13. 4. 2016 im Literaturhaus München* (S. 35–36). Abgerufen von <http://www.kulturtourismus-neu-denken.de>
- projekt2508 Gruppe & Institut für Kulturmanagement Ludwigsburg. (2016). *Erste ausgewählte Ergebnisse der Kulturtourismusstudie 2015/2016*. Abgerufen von http://kulturtourismusstudie.de/images/downloads/Kulturtourismusstudie_Erste-Ergebnisse_April-2016.pdf
- Rachinger, J. (Hrsg.). (2012). *Österreichische Nationalbibliothek: Vision 2025; Wissen für die Welt von morgen*. Wien: Österreichische Nationalbibliothek. Abgerufen von http://www.onb.ac.at/files/OENB_Vision2025_20121016.pdf
- Ruetz, J. (2003). *Von der benediktinischen Gastlichkeit zum Bibliothekstourismus am Beispiel des Stiftes Admont*. Nicht veröffentlichte Diplomarbeit, Universität Graz.
- Schmeer-Sturm, M. L. (2012). *Reiseleitung und Gästeführung: Professionelle Organisation und Führung*. München: Oldenbourg.
- Seidel-Vollmann, S. (1995). *Bibliotheken: Die schönsten Räume, die wertvollsten Sammlungen; Deutschland, Österreich, Schweiz*. München: Callwey.
- Silbernagel, S. (2013). *Kulturvermittlung an Wissenschaftlichen Bibliotheken: Bestandsaufnahme und Entwicklungsmöglichkeiten*. Wiesbaden: Dinges & Frick.
- Sitar, G. M. & Hoffmann, A. (2002). *Magie und Macht des Schreibens: Die schönsten Bibliotheken Österreichs*. Wien: Pichler.
- Steinecke, A. (2009). *Themenwelten im Tourismus: Marktstrukturen, Marketing, Management, Trends*. München: Oldenbourg.
- Steinecke, A. (2013). *Management und Marketing im Kulturtourismus: Basiswissen, Praxisbeispiele, Checklisten*. Wiesbaden: VS-Verlag.
- Stift Admont. (o. J.). *Stift Admont: Kloster in der Steiermark*. Abgerufen von <https://www.stiftadmont.at>
- Tomaschek, J. (1999). Am Beispiel Admont: Touristen in der Klosterbibliothek. *Biblos*, 48, 309–325.
- Tosic, V. & Lazarevic, S. (2010). The role of libraries in the development of cultural tourism with special emphasis to the Bibliotheca Alexandrina in Egypt. *UTMS Journal of Economics*, 1(2), 107–114. Abgerufen von http://www.academicpublishingplatforms.com/downloads/pdfs/utms%20je/volume1/201107171936_0-16-107-114-C-Tosic_Violeta_-Lazarevic.pdf

Alle Internetquellen wurden zuletzt am 23.12.2016 aufgerufen.

Annellen Ottermann

Was sich rechnet, weil es sich auszahlt

Das Beispiel des Mainzer Buchpatenprojekts

Abstract: Im Jahr 2006 rief die Mainzer Stadtbibliothek das Projekt „Patient Buch sucht Paten“ ins Leben. Wie andernorts, suchte sie mit diesem Instrument nach neuen Wegen der ergänzenden Mittelgenerierung, um den dringenden Restaurierungsbedarf am historischen Buchbestand befriedigen zu können. Die Aktion entwickelte sich in kurzer Zeit zu einem Erfolgsmodell, das große Aufmerksamkeit erreichte und Stammbenutzer der Bibliothek in die Verantwortung für das kulturelle Erbe ihrer Bibliothek einbezog, aber auch neue dauerhafte Beziehungen entstehen ließ. Bis heute beansprucht das überdurchschnittlich zeit- und personalaufwändige Projekt hohe Anteile der betrieblichen Arbeitszeit. Dennoch wurde zu keinem Zeitpunkt ein Abbruch der Maßnahme in Erwägung gezogen, weil dem Zeitaufwand der hohe Bindungsfaktor gegenübersteht, den die Übernahme von Buchpatenschaften darstellt, denn Buchpatenschaften bilden eine tragende Säule in der Öffentlichkeitsarbeit einer historischen Bibliothek. Der in Mainz beschrittene Weg wird im Folgenden vorgestellt und es werden die Mechanismen skizziert, die den bleibenden Erfolg sichern.

1 Einleitung: Am Rande aufgelesen

September 2016: Die Arbeitsgemeinschaft der Regionalbibliotheken¹ hält ihre Herbsttagung in Straßburg ab. Am Rand ein Gespräch zwischen zwei erfahrenen Altbestandsbibliothekarinnen aus kommunalen wissenschaftlichen Bibliotheken in Rheinland-Pfalz und Bayern. Man erzählt von seiner Arbeit, von aktuellen Vorhaben und von Dauerprojekten. Schnell kommt die Rede auf ein Thema, das hier wie dort überdurchschnittlich hohen persönlichen Einsatz verlangt, Energien und Zeit bindet: Buchpatenschaften. Warum man davon an beiden Standorten über zehn Jahre nicht abgelassen hat und von dem Konzept überzeugt ist, bedarf nicht der Ausführung, denn beide Kolleginnen unterstreichen: Wenig Vergleichbares in der Palette bibliothekarischer Öffentlichkeitsarbeit erzeugt unter den Adressaten eine so starke Identifikation und Bindung

1 <http://www.bibliothekerverband.de/fachgruppen/arbeitsgruppen/regionalbibliotheken.html>

an die Institution und ihre Bestände. Das, so ist man sich einig, rechtfertige den unstrittig enormen Aufwand und rücke Fragen wie die der unmittelbaren Kosten-Nutzen-Relation mittel- und langfristig in ein anderes Licht.

2 Buchpatenschaften als Fundraising-Instrument in Bibliotheken

Das Modell *Buchpatenschaften* – Ende der 1980er-Jahre in Deutschland an der Universitäts- und Landesbibliothek (ULB) Düsseldorf und der Erzbischöflichen Akademischen Bibliothek Paderborn eingeführt – avancierte zu Beginn des dritten Jahrtausends als neuartiges Format zum Gegenstand bibliothekarischer Qualifizierungsarbeiten (Schirra, 2001; Weller et al., 2002). Mit Aufkommen dieses neuen Instruments der Mitteleinwerbung wurde auch Kritik gegenüber einem vielerorts als unverhältnismäßig empfundenen Zeit- und Personalaufwand laut und die Gefahr, den Unterhaltsträger damit allzu leichtfertig aus seiner Verantwortung zu entlassen, heraufbeschworen.

Heute sind Buchpatenprojekte als Bestandteil bibliothekarischer Bestandserhaltungskonzepte und als Betätigungsfeld der Öffentlichkeitsarbeit längst ein Klassiker und dort, wo sie eingeführt wurden, in der Regel erfolgreich und nur noch schwerlich aus dem Geschäftsgang wegzudenken. Die Webseiten zahlreicher Bibliotheken legen davon beredtes Zeugnis ab, werben für ihre Projekte und mit ihren Erfolgen. In Projektskizzen sprechen sie mehrheitlich von langfristigen, aber additiven Finanzierungsstrategien, die nicht an die Stelle regulärer Restaurierungsetats treten, sondern sich diesen an die Seite stellen. Dass solches Selbstverständnis und seine mediale Darstellung nicht ohne manchen Tabubruch möglich waren, ahnt der mit Strukturen öffentlicher Verwaltung Vertraute.²

3 „Patient Buch sucht Paten“: Das Mainzer Modell

Gegenstand des vorliegenden Beitrags ist ein Fallbeispiel: Am Projekt „Patient Buch sucht Paten“ der Mainzer Wissenschaftlichen Stadtbibliothek sollen die Gesetzmäßigkeiten und Mechanismen, die Probleme und Konsequenzen nach-

² Banholzer und Seefeldt appellierten 1995 (S. 446) eindringlich, es möchten die „Bibliothekare und Verwaltungen über ihren Schatten springen“ und sich „alternative Geldquellen in der Finanzflaute“ suchen. Mit diesem Tenor hier auch die lakonische Feststellung: „Sponsoring ist nichts Unanständiges.“

vollzogen werden, die für dieses Fundraising-Modell als Teil des Bestandserhaltungskonzepts in Bibliotheken gelten.

3.1 Säen

Zum Jahresbeginn 2006 eröffnete die Mainzer Wissenschaftliche Stadtbibliothek eine Ausstellung unter dem Titel *Vorbeugen und Heilen*, in der sie ein breites Publikum mit dem Thema Bestandserhaltung vertraut machte. Anhand von Restaurierungen der vergangenen zwei Jahrzehnte wurde veranschaulicht, welchen Gefährdungen der Buchbestand durch endogene und exogene Einflüsse ausgesetzt ist, welche prophylaktischen Möglichkeiten existieren, wo der Mensch selber Schaden stiftet, was an dauerhafter Bestandspflege zu gewährleisten und wie im akuten Schadensfall zu reagieren ist. Die seit den 1950er-Jahren vollzogenen Veränderungen in der Restaurierungsethik konnten am Beispiel von älteren Restaurierungssünden demonstriert werden.³

Neben der retrospektiven Sicht hatte die Kuratorin den Blick nach vorn gerichtet – auf ein Projekt, das sie zeitgleich auflegte: Nach eher unkoordinierten, vereinzelt Fördermaßnahmen der Vorjahre startete nun die langfristig vorbereitete Aktion „Patient Buch sucht Paten“. Die für die erste Projektstaffel ausgewählten 16 „Patienten“ waren in einer Sondervitrine in die Präsentation integriert, wodurch bei Ausstellungsbesuchern zugleich das Interesse an dem bis dahin unbekannten Thema geweckt und eine ideale Informationsbasis für die Übernahme einer Patenschaft geschaffen wurde.

Das Mainzer Buchpatenprojekt ist bewusst keine Sponsoringmaßnahme.⁴ Von einem Geschäft auf Gegenseitigkeit, das nach dem Prinzip von Leistung und Gegenleistung funktioniert, kann nicht die Rede sein. Wer die Aktion der Stadtbibliothek mitträgt, ist ein Mäzen, ein Freund und Förderer des Hauses, seiner Geschichte, seiner Bestände und seiner Leistungen. Damit wird auch bis heute einer externen Einflussnahme auf die Bibliothekspolitik und ungewollten Abhängigkeiten begegnet – Folgeerscheinungen, die beim echten Sponsoring zu Recht immer wieder problematisiert werden.⁵

Das Modell des strategischen Sponsorings (Banholzer & Seefeld, 1995) sieht vier Schritte zum Gelingen eines Marketingprojekts vor: Situationsanalyse, Projektstrategie, Projektbeschreibung und Durchführungsplan. Trotz aller

³ Bereits im Jahr 1987 hatte die Stadtbibliothek eine ähnliche Ausstellung unter das Motto *Denkmalschutz für alte Bücher – Buchrestaurierung für die Stadt Mainz* gestellt.

⁴ Vgl. dazu die von Restauratorin und Altbestandsbibliothekarin gemeinsam verantworteten Beiträge von Ottermann und Lang-Edwards (1989) sowie Lang-Edwards und Ottermann (2005).

⁵ Vgl. dazu u. a. Rehm (1999), der den Begriff der „Sponsoringfalle“ einführt.

Unterschiede zwischen Sponsoring und mäzenatischer Förderung kann diese Struktur doch mit geringen Abstrichen auf das Modell der Buchpatenschaften übertragen werden. Es wurde auch von den Mainzer Projektplanern übernommen, bei denen die Situationsanalyse mit der Autopsie des historischen Buchbestands, der Schadensaufnahme durch Quantifizierung des Restaurierungsbedarfs und der Priorisierung der geschädigten Bücher begann. Ausschlaggebend für eine vorrangige Restaurierung waren progressive Schadensbilder, bei denen jeder weitere Kontakt zwischen Benutzern und Objekt eine wechselseitige Gefahr dargestellt hätte.

Nach Gegenüberstellung der eigenen finanziellen Möglichkeiten⁶ und des dringendsten Handlungsbedarfs fiel die Entscheidung für ein auf Langfristigkeit angelegtes Fundraising-Konzept im Bereich der Einzelrestaurierung fast zwangsläufig. Wohl wissend, dass grundlegende Voraussetzung für das Gelingen eines solchen Projekts das Einvernehmen der Kollegenschaft ist, wurde das Vorhaben zunächst intern vermittelt und beworben. Nur in Kenntnis der Konsequenzen und Belastungen für den Gesamtbetrieb und im Konsens über Berechtigung und Sinnhaftigkeit konnte die Aktion, getragen von der gesamten Institution, gestartet werden. Die intendierte Außenwirkung wäre ohne dieses kollegiale Fundament nicht denkbar gewesen.

Am Beginn der strategischen Planung des Projekts stand die Frage der Außendarstellung, die Bedeutung, Stärken und Leistungen der Bibliothek hervorheben sollte. Dieser an sich selbstverständliche Marketinggedanke steht zwangsläufig in einem gewissen widersprüchlichen Spannungsverhältnis zum Gegenstand von Bestandserhaltungsprojekten: Der Zerfall von Büchern ist Anlass eines Programms, für das dennoch nicht mit dem Zerfall von Büchern geworben werden darf!

Ungeachtet des bekannten Phänomens, wonach erst und vor allem Katastrophenmeldungen die Bevölkerung elektrisieren und Interesse an den sonst (zu) geräuschlosen Bibliotheken und Archiven wecken, wollte die Stadtbibliothek nicht mit Negativbotschaften, sondern mit positiv besetzten Aussagen auf sich aufmerksam machen. Plakativ gesagt, bedeutete dies: Weg vom reinen Bittsteller, der in gewohnt-bibliothekarischer Bescheidenheit an die Förderer herantritt, hin zum Image des unverzichtbaren Dienstleisters, der seine Förderer konstruktiv einbindet. Dies erschien insbesondere für die geplante Kontaktaufnahme mit Unternehmen wichtig, für deren Marketingkonzept eine Werbe-

⁶ Aus dem regulären Etat zuzüglich eines anteiligen Landeszuschusses können in der Regel sechs bis acht Einzelrestaurierungen pro Jahr finanziert werden.

kampagne mit betrieblichen Defiziten undenkbar wäre. Dass die Bibliothek hier zumeist ungenügend oder oft gar nicht bekannt war, verschaffte diesem Aspekt erhöhte Bedeutung.

3.2 Kultivieren

Erstmalige Wahrnehmung und dauerhafte Aufmerksamkeit waren also elementar abhängig von selbstbewusstem Auftritt und positiver Ausstrahlung der Bibliothek. Das zu erreichen, hieß, ihre Bedeutung und Leistung herauszustellen, für Stadtgemeinde und Region, für Schulen, Universität und Verwaltung, für Wissenschaft und Forschung über die lokalen und regionalen Grenzen hinaus. In Mainz konnte man hierfür unmittelbar an den Festakt zum 200-jährigen Jubiläum der städtischen Bibliothek im Oktober 2005 anknüpfen. Vorausgegangen waren intensive Monate historischer Rückbesinnung und Selbstvergewisserung der ältesten Bibliothek dieser Stadt mit ihrem Herkommen aus der 1477 gegründeten Universität und deren spätmittelalterlicher Büchersammlung. Das Ergebnis fand seinen Niederschlag in der Festschrift, die in der Breite des thematischen Zuschnitts und der Materialfülle maßgeblich die bibliothekarische Orientierung der Institution dokumentiert (Ottermann & Fliedner, 2005).

Selbst- und Außenwahrnehmung – der innere und äußere Bezugsrahmen waren abgesteckt und damit die entscheidenden Voraussetzungen für die nun einzuleitenden strategischen Folgeschritte geschaffen – eng miteinander verquickt und voneinander abhängig: Zielgruppenbestimmung und Objektauswahl.

Wie in anderen Häusern auch, sollte das Mainzer Projekt möglichst offen und attraktiv für alle sein, doch zugleich die spezifischen Möglichkeiten und Gegebenheiten in der Gutenbergstadt im Blick haben: Privatpersonen und Institutionen, Firmen, Kreditinstitute, soziale und kulturelle Vereinigungen, Mitglieder historischer Vereine, der Freundeskreis der Bibliotheken der Stadt Mainz, Bildungseinrichtungen, Angehörige der Universität und anderer Forschungsinstitute, Wissenschaftler und Akademiker, Lehrende und Studierende, Buchhistoriker, Sammler und Bibliophile, Benutzer, ehemalige und aktuelle Mitarbeiter, Korrespondenzpartner, kulturell engagierte und interessierte Bürger aus Stadt und Region. Entsprechend weit musste das Themenspektrum der Objekte sein, die in das Patenprogramm aufgenommen wurden. Aus dem Bestand von ca. 300 000 Drucken aus der Frühzeit des Buchdrucks bis zum frühen 20. Jahrhundert wurden Titel der Bereiche Theologie, Jura, Geschichte, Klassische Philologie, Literatur und Sprache, Geografie, Kunst und Architektur, Medizin und Gesundheit, Mathematik und Astronomie mehrheitlich des 16. und 17. Jahrhunderts ausgewählt. Breites Interesse wurde generell

bei Drucken mit Mainzer Impressum vermutet; sie wurden entsprechend dem Sammlungs- und Erhaltungsauftrag der Bibliothek besonders stark berücksichtigt. Forschungsrelevante Themenbereiche, „Bücher, die die Welt bewegten“, seltene oder sogar unikale Titel aus der Rarasammlung gehörten zu den bevorzugten Kandidaten. Die Berücksichtigung der Volkssprachen neben lateinischen und griechischen Drucken und die Auswahl bedeutender europäischer Druckorte und Offizinen stellten wichtige Aufnahmekriterien dar, ebenso wie exemplarspezifische Aspekte: persönliche und institutionelle Provenienzen von lokalem Interesse oder überregionaler Bedeutung, Makulatur, Einbände und Gebrauchsspuren, die von der Geschichte und Rezeption des Einzelstücks Zeugnis ablegten und seinen besonderen Wert begründeten.

Die Restaurierungskosten für das Einzelobjekt bewegten sich im Mainzer Projekt zwischen 700 und 1500 €; nur selten ergaben sich nach Einholung dreier unabhängiger Kostenvoranschläge aus freien Werkstätten signifikante Abweichungen. Preise dieser Größenordnung bedurften der Vermittlung und provozierten Fragen nach Verhältnismäßigkeit und Rechtfertigung – dank sorgfältiger Recherchen zum kulturgeschichtlichen Wert der Objekte und den in jedem Einzelfall begründbaren Auswahlkriterien war das bibliothekarische Fachpersonal darauf vorbereitet.

Die heterogenen Zielgruppen mit unterschiedlichen wirtschaftlichen Möglichkeiten vor Augen, entschied sich die Stadtbibliothek für ein in vielen Bibliotheken eingeführtes gestuftes Spendenmodell, bei dem Institutionen oder Privatpersonen eine Patenschaft komplett übernehmen oder sich anteilig beteiligen können. Nach der Erfahrung des zurückliegenden Jahrzehnts suggerierte der Terminus Patenschaft irrtümlich die Verpflichtung zum Eingehen einer dauerhaften Finanzierung. Dieses in der Öffentlichkeit vereinzelt entstandene Missverständnis wurde durch einen erklärenden Passus auf der Webseite der Stadtbibliothek ausgeräumt.

Als nächstes stand die Wahl der geeigneten Präsentationsformen und -foren an. Zum Projektstart dieses für Mainz gänzlich neuen Angebots war ein speziell darauf konzentrierter Impuls nötig. Das allgemeine Bestandserhaltungskonzept der Stadtbibliothek seit Mitte der 1980er-Jahre konnte – nicht zuletzt durch einen Beitrag in der 2005 erschienenen Festschrift (Lang-Edwards & Ottermann) – als weithin bekannt vorausgesetzt werden. Es bildete die Grundlage, an die nun ein eigener Dauerflyer zur „Buchpatenaktion“⁷ anknüpfen konnte, der unter dem weniger innovativen als programmatischen Titel „Zukunft mit Tradition“ erschien (Wissenschaftliche Stadtbibliothek

7 Die Finanzierung wurde durch den Freundeskreis der Bibliotheken der Stadt Mainz und die Mainzer Bibliotheksgesellschaft e. V. ermöglicht.



Abb. 1: „Buchpatienten“ © M. Steinmetz.

Mainz, 2006). Eine hohe Auflage, hochwertiges Material und zeitlose Aussagen schufen die Voraussetzung für langfristige Einsetzbarkeit ohne Gefahr des schnellen Verlusts von Attraktivität und Aktualität. Der Flyer ist auch heute, nach über zehn Jahren, noch im Einsatz. Garant positiver Wahrnehmung war zunächst das professionelle Foto auf dem Deckblatt – es wirkte trotz des dafür gewählten Motivs dreier beschädigter Bücher einladend und regte die Neugier an, mehr über Inhalte und Schicksale dieser Exemplare zu erfahren.

Überzeugend wirkte auch die im Text sich anschließende Darstellung, deren selbstbewusster Duktus unter Wiederaufnahme des Titels Verankerung in der Tradition, Bewährung in der Gegenwart und Orientierung an den Herausforderungen der Zukunft zusammenführt:

Mit Stolz hat die Mainzer Stadtbibliothek im Jahr 2006 ihr 200-jähriges Jubiläum als kommunale Einrichtung gefeiert. Mit Stolz verweist sie auf ihre historischen Wurzeln, die bis zur 1477 gegründeten Universität Mainz zurückreichen. Ihre Handschriften und alten Drucke stammen zum größten Teil aus den Beständen der alten Universitätsbibliothek – sie haben das Gesicht der Bibliothek über Jahrhunderte bestimmt und prägen heute entscheidend das Profil der Wissenschaftlichen Stadtbibliothek. [...] Dieses Eigentum verpflichtet zu Schutz und Erhaltung des einzigartigen Erbes. (Wissenschaftliche Stadtbibliothek Mainz, 2006, S. 2)

Das Interesse an der Stadtbibliothek als selbstbewusst auftretender Institution sollte damit geweckt und die persönliche Inpflichtnahme von Adressaten durch den abschließenden Appell provoziert werden. Der Text richtete sich direkt an mögliche Förderer und bezog sie mit ihrem Engagement in die Erhaltung des kulturellen Erbes ein: „Als Buchpaten investieren Sie in die Herkunft unserer Bücher und sichern sie für die Zukunft unserer Leser!“ (Wissenschaftliche Stadtbibliothek Mainz, 2006, S. 2).

Einvernehmlich fiel in der Vorbereitungsphase von Ausstellung und Patenaktion die Entscheidung für eine gedruckte Hochglanzbroschüre als einmaliges attraktives Werbemittel zum Projektstart. Ganzseitigen Bildern der ersten (Buch-)„Patienten“ wurden kurze Informationen auf Titel- und Exemplarebene sowie die Einordnung in den kulturgeschichtlichen Kontext gegenübergestellt, gefolgt von Angaben zu Schadensbildern, Umfang und Kosten der geplanten Behandlung (Ottermann, 2006a) – orientiert an dem seit 1989 aus der ULB Düsseldorf bekannten Modell,⁸ das seither immer wieder mit ähnlichen Inhalten und Formen von anderen Bibliotheken adaptiert und abgewandelt worden ist. Unter befreundeten Bibliotheken fand die Mainzer Entscheidung für das traditionelle Druckmedium Beachtung und Nachahmung.⁹ Die Broschüre, erschienen innerhalb der bibliothekseigenen Schriftenreihe, wurde als zweite tragende Säule innerhalb der Marketingstrategie der Bibliothek an Institutionen und Privatpersonen verschickt, über die regionale Presse beworben und lag sowohl für das Stammpublikum der Bibliothek als auch für Ausstellungsbesucher frei aus.

Ein drittes Element – neben Flyer und Broschüre – stellte der Internetauftritt dar: Auf der Webseite der Stadtbibliothek entstand ein neu geschaffener

⁸ Das Pilotprojekt „Buchpaten gesucht“ von 1989 wurde 1998 in einer zweiten Projektphase unter identischem Titel mit einer gedruckten Begleitpublikation beworben (Finger, 1998). 2004 startete ein Gemeinschaftsprojekt hessischer Bibliotheken mit einer Werbebroschüre (Hähner, Junkes-Kirchen, Riethmüller, Schmidt & Wurzel, 2004).

⁹ Die Universitäts- und Landesbibliothek Darmstadt übernahm das Modell für ihr zeitnah geplantes Buchpatenprojekt im selben Jahr (Schellhaas & Uhlemann, 2006). Im Folgejahr erschien die gedruckte Broschüre zur Rostocker Aktion (Heeg, 2007).

Einstieg unter den Stichworten „Buchpatenschaften“ und „Bestandserhaltung“, der über das Projekt informierte und die ersten 16 Objekte in Text und Bild präsentierte. Technische Angaben über Zahlungsmodalitäten und Kontaktadressen sollten die Entscheidung für eine aktive Beteiligung unterstützen. Mit der Einrichtung der Webpräsenz ging die Verpflichtung zu einer arbeitsintensiven, akribischen Pflege der jeweiligen Seiten einher. Der Spendenstand zu den einzelnen Objekten sollte tagesaktuell gehalten und bei Bedarf sollten rasch neue Objekte eingestellt werden können.

3.3 Ernten

Das Konzept der Bibliothek ging auf: Die ersten Patenschaften wurden schon am Tag der Ausstellungseröffnung übernommen und schon wenige Monate nach Projektstart konnten mehrere „Patienten“ ihre Reise in die Restaurierungswerkstätten antreten. Wesentlichen Anteil an diesem Erfolg hatten die dichte Berichterstattung in der Tagespresse von Stadt und Umland und die Aufmerksamkeit, die dem Projekt von Rundfunk und Fernsehen entgegengebracht wurde. Unmittelbar nach Start des Programms lud der Privatsender „K3 Kulturkanal Rheinland-Pfalz“ Direktion und Abteilungsleitung zu einem Interview über das Buchpatenprojekt ein und auch der Nachfolger dieses Privatkanals, „Gutenberg TV“, berichtete noch fünf Jahre später über die Aktion.¹⁰

Ruth Slenczka (2006) merkt in ihrer Besprechung zur begleitenden Restaurierungsausstellung von 2006 an, dass die Frage nach den Erfolgsmechanismen des Mainzer Buchpatenprojekts „das Geheimnis der Bibliothek bleiben“ möge. Mit ihrer Vermutung, wonach die „gute Öffentlichkeitsarbeit und ansprechende Präsentation“ dafür ursächlich gewesen sein könnten, dürfte den Kern getroffen haben. Die Einladung der Bereichsleiterin zur Vorstellung des Projekts auf dem Leipziger Bibliothekskongress im Jahr 2010 kann als Indiz für die bundesweite Beachtung in der Bibliothekswelt gewertet werden (Ottermann, 2010).

Bemerkenswert in der Anfangsphase war vor allem die Spendenbereitschaft von Privatpersonen, die vielfach Finanzierungen in vierstelliger Höhe zusagten – aus Liebe zum Medium Buch, aus Verbundenheit mit der Institution, aus gesellschaftlicher Verpflichtung. Der institutionelle Zuspruch blieb ver-

10 Das Interview mit Christian Meinel als Redakteur von „K3“ wurde 2006 zweimal innerhalb der Serie „rheingeschaut“ gesendet. Die Ausstrahlung des Gesprächs zwischen Redakteur Karsten Pachollek und den Vertretern der Stadtbibliothek erfolgte am 21.12.2011 in der Sendung „gut gelebt. Rheinland-Pfalz heute“.

gleichsweise zurückhaltend und wurde nach anfänglichen Übernahmen weiter rückläufig.¹¹ Als Konstante über ein Jahrzehnt mit ermutigender Verstetigungstendenz erwies sich hingegen das Engagement der rotarischen Vereinigungen in Mainz, deren Einsatz für den Erhalt des kulturellen Erbes ungeachtet jährlich wechselnder Präsidenten anhielt und eine dauerhafte Bindung an die Bibliothek begründete. Neben den Großspendern im institutionellen und privaten Bereich wurden vor allem Teilpatenschaften sehr unterschiedlichen Ausmaßes übernommen. Im Interesse einer Verhältnismäßigkeit des Verwaltungsaufwands empfahl die Bibliothek im persönlichen Gespräch mit Interessierten einen Mindestbetrag in Höhe von 50 Euro, was in aller Regel akzeptiert wurde.

Im Herbst 2006 hatten bereits 10 von 16 Objekten Paten gefunden, für zwei weitere waren Teilpatenschaften übernommen worden. Die Webpräsenz musste laufend ergänzt und aktualisiert werden, neue Kostenvoranschläge für weitere Objekte wurden eingeholt, die Beschreibungen erarbeitet und auf der Webseite als künftiger Hauptwerbepattform eingestellt. Gedruckte Werbematerialien reduzierten sich in der Folge auf Präsentationsmappen, die auf Anfrage oder eigeninitiativ verschickt wurden.

3.4 Gutes tun – und darüber reden!

Projekte haben ihre Hochzeiten und ihre Durststrecken. Damit sie nicht austrocknen, müssen die Projektbetreiber dafür sorgen, dass Institution und Anliegen im Gespräch bleiben. Auch in Mainz ebnete der Spendenfluss nach der Aufbruchseuphorie der ersten Monate vorübergehend ab – Anlass genug, mit neuen Formaten auf das unverändert drängende Anliegen aufmerksam zu machen. Durch Kabinettausstellungen kleinsten Zuschnitts, in denen einzelne Objekte beworben wurden, sorgte die Bibliothek dafür, dass jeder Besucher des Hauses auf das Projekt „gestoßen“ wurde. Bis heute hat sich diese vergleichsweise unaufwändige Präsentation, die im Laufe der Jahre stetig optimiert wurde, als wirkungsvoll erwiesen. Die Einführung eines Spendenbarometers, das tagesgenau über den Fortgang des Projekts informiert, wird als besonders attraktiv wahrgenommen. Als im August 2013 die Spendensumme von 50 000 Euro erreicht war, war dies Anlass für eine Pressemeldung.

Dass Veranstaltungen, Ausstellungseröffnungen und Lesungen von Bibliothek und Freundeskreis seit zehn Jahren genutzt werden, um auf die Aktion hinzuweisen und Spendengelder zu sammeln, zählt zu den eher stillen, aber

¹¹ Ähnliches konnten die Verantwortlichen an der ULB Düsseldorf bei ihrer zweiten Projektstaffel von 1998 beobachten (Schirra, 2001).

gleichermaßen effektiven Marketingstrategien. Was immer seitdem an PR-Maßnahmen geleistet wurde und wird, verfolgt ein doppeltes Ziel: zum einen, Mäzenatentum öffentlich zu machen, den bisherigen Spendern zu danken und den aktuellen Projektstand zu präsentieren – zum anderen, damit untrennbar verbunden, dem Projekt durch Erreichung neuer Zielgruppen zusätzliche Dynamik zu verleihen.

Personen und Institutionen, die sich für eine Patenschaft interessieren, werden nach Abschluss der Restaurierung zu einem Presse- und Fototermin eingeladen. Kulturdezernat und Bibliotheksdirektion sprechen bei jeder dieser Veranstaltungen den Dank der Stadt für bürgerschaftliches Engagement aus und betonen die Unverzichtbarkeit solcher Spendenbereitschaft in Zeiten finanzieller Engpässe. Die Buchpaten dürfen dann „ihr Patenkind“ als erste in die Hand nehmen und sich – sofern sie das möchten – zu den Beweggründen der Patenschafts-Übernahme äußern. Im Laufe der Jahre entwickelte sich dieser Teil der Pressetermine zu einer zunehmend gern genutzten Gelegenheit zur intensiven Beschäftigung mit den ausgewählten Werken, ihren Autoren, ihren Inhalten und ihren Geschichten. Die Motivationen und Bezugspunkte, die dabei deutlich wurden, waren auch für die Vertreter der Bibliothek aufschlussreich und oftmals berührend, weil sie das Maß an Identifikation mit dem Paten-Objekt deutlich machten. Die genannten Aspekte reichten vom Interesse an Drucken bestimmter Orte und Offizinen,¹² gestaltenden Buchkünstlern über geografische, sprachliche oder thematische Anknüpfungspunkte mit Stationen der eigenen Biografie, Affinitäten zu klösterlichen Provenienzen oder Interesse an den Vorbesitzern.

Trotz der engen Taktung von Presseterminen ähnlichen Zuschnitts ließ die Intensität der Bild- und Textberichterstattung in der lokalen Tagespresse nie nach. Sie hat eine Doppelfunktion als Danksagung und Werbung, wobei sich die mediale Präsenz ortsbekannter Persönlichkeiten und Gruppen aus Universität, Politik und Medizin als Multiplikatoren zusätzlich werbewirksam erwies und mehrfach ganz unerwartete Unterstützung mobilisierte. Gleiches gilt für die Veröffentlichung der Spenderliste auf der Internetseite der Bibliothek. Sofern die Paten ihre Einwilligung dazu geben, werden sie hier namentlich genannt und während der Laufzeit einer Buchpatenschaft auch dem konkreten Objekt zugeordnet, was nachweislich motivierend auf interessierte Besucher

12 Der mit Abstand größte private Förderer der Mainzer Buchpatenschaften ist ein überregional bekannter Kölner Bibliophiler und Sammler historischer Druckerzeugnisse aus der Domstadt. Für sein Engagement wurde er durch den Mainzer Oberbürgermeister geehrt. Der Kontakt zu dem Mäzen geht auf Vorträge der Bereichsleiterin vor der Bibliophilen-Gesellschaft in Köln zurück.

dieser Seiten wirkt. Einen Gewinn bringen über alle Jahre regelmäßige Berichte in Fachorganen oder lokalen Zeitschriften, die sich großer Verbreitung in der Region erfreuen. Exemplarisch sei hier die früh gezogene Zwischenbilanz „Buchkunst trifft Bürgersinn“ vom Herbst 2006 genannt, in der die Mechanismen gelungener Patenschaften so konkret beschrieben wurden, dass den Paten auch ohne Namensnennung eine Wiedererkennung möglich war (Ottermann, 2006b).

Bei entsprechendem Interesse bieten die Projektverantwortlichen als symbolische Dankesgesten den Paten z.B. Magazinführungen, Präsentationen wertvoller Handschriften und Drucke, eintägige Hospitationen in der Hausbuchbinderei oder die Vermittlung von Besuchen in einer Restaurierungswerkstatt an. Positiv aus dem Rahmen fällt der Wunsch einer engagierten Großspenderin, die ihre regelmäßige Unterstützung an die Veröffentlichung von Miszellen zur inhaltlichen und exemplarspezifischen Bedeutung des restaurierten Buches durch die Bibliothek oder durch von ihr vermittelte Wissenschaftler knüpft – ein ungewöhnliches, aber unterstützenswertes Anliegen, dem in aller Regel gern entsprochen wird!

Runde Geburtstage wurden in mehreren Fällen zum Anlass für die Umwidmung von Geschenken zu Spenden für eine Buchpatenschaft genommen. Den Anstoß hatte hier ausnahmslos die Berichterstattung in der Presse gegeben. Eine ausgeprägte Bindung an das Gesamtprojekt und die jeweiligen „Patenkinder“ kommt auch in der Initiative einer Mainzer Bürgerin zum Ausdruck, die seit einer ersten derartigen Geburtstagsspende regelmäßig gemeinsam mit ihren Freunden Patenschaften eingeht und sich in Vor- und Nachbereitung der Pressetermine mit den Objekten beschäftigt. Andere Paten erbitten sich Vorträge durch die Abteilungsleitung vor dem eigenen Freundeskreis oder im öffentlichen Rahmen und auch diese Wünsche werden im Bewusstsein des wechselseitigen Nutzens erfüllt.

Unerfüllt hingegen müssen mitunter Initiativen von Förderern bleiben, die kein für sie geeignetes Objekt im laufenden Programm zu finden glauben und stattdessen um Angebote zu eigenen, oft sehr speziellen Themen bitten. Hier sind die Grenzen des vertretbaren Aufwandes für die Fachabteilung in der Regel überschritten, weshalb eine solche Anfrage meist abschlägig beschieden, das gewünschte Thema aber für die nächste Projektrunde im Auge behalten wird.

Als „Frischzellenkur“ für das ins Stocken geratene Projekt erwies sich im Frühjahr 2015 die Einführung eines neuen Werbeformats: Im Quartalsrhythmus wurde eines der zur Disposition stehenden Bücher mit einem eigenen Flyer unter dem Label „Unser aktueller Buchpatient“ herausgehoben und über den städtischen Kulturverteiler weithin bekanntgemacht. Das ausgewählte Objekt

wurde jeweils für drei Monate im Eingangsbereich der Bibliothek ausgestellt und die tägliche Aufführung im lokalen Kulturkalender garantierte stabile Wahrnehmung durch die Tagespresse.

Im Blick auf das bevorstehende zehnjährige Jubiläum der Patenaktion bündelte die Bibliothek zur Jahresmitte 2016 noch einmal ihre Werbestrategien, machte im städtischen Intranet, auf Mailinglisten und Blogs auf ihre „Longseller“ aufmerksam, präsentierte sich auf dem Wissenschaftsmarkt der Mainzer Wissensallianz, legte einen neuen Werbeflyer auf (Wissenschaftliche Stadtbibliothek Mainz, 2016a) und erreichte einen neuen Höhepunkt in der medialen Präsenz bei lokaler Presse und Fernsehen (Rischke, 2016).

Im Oktober des Jahres belief sich der Gesamtspendenstand auf mehr als 67 000 Euro, mit denen innerhalb eines Dezenniums 58 Restaurierungen finanziert werden konnten (Wissenschaftliche Stadtbibliothek Mainz, 2016b). Dies war die stolze Bilanz, mit der die Bibliothek am 30. November in ihre Ausstellung *10 Jahre „Patient Buch sucht Paten“ – Ein Erfolgsmodell feiert Jubiläum* ging, um die ehemaligen „Patienten“ im restaurierten Zustand mit ihren „Krankenakten“ zu präsentieren und sich bei den versammelten Paten zu bedanken.

4 Rechnet sich das alles?

Dass Buchpatenaktionen ohne hohen Personaleinsatz und Zeitaufwand nicht funktionieren, war auch in Mainz bekannt, die innerbetrieblichen Belastungen waren zu erahnen. Niemand hatte jedoch die tatsächliche zeitliche Belastung abschätzen können. Sie resultierte für Fachabteilung und Öffentlichkeitsarbeit aus permanenter Pflege des Patenprojekts mit der Notwendigkeit kurzfristiger inhaltlicher und medialer Aktualisierung und Ergänzung und strahlte maßgeblich auf die Haushaltsabteilung aus – durch Kontrolle und Verwaltung des Mitteleingangs, Zuordnung unvollständiger Überweisungen zum gewünschten Patenobjekt, Anlage von Geschäftspartnern und Ausstellung von Spendenbescheinigungen. So verstummte die Frage „Rechnet sich das alles?“ trotz anfänglicher Grundverständigung auf das Projekt nie ganz. Direktion und Projektleitung, die einen Abbruch der Maßnahme zu keinem Zeitpunkt in Erwägung gezogen hatten, mussten innerhalb der Belegschaft immer wieder um Verständnis werben, um das kollegiale Einvernehmen zu sichern.

Aus bibliothekarischer Perspektive ruft die Frage der Kosten-Nutzen-Relation nach einer differenzierten Antwort auf zwei Ebenen: Dass der Restaurierungsetat durch das Patenprojekt nahezu verdoppelt wurde, ist für eine Bibliothek des Mainzer Zuschnitts unstrittig ein herausragender Erfolg. Er allein trägt jedoch nicht bei der Hinterfragung von Aufwand und Nutzen. Was sich rech-

net, erschöpft sich für Non-Profit-Organisationen nicht im Monetären! Was sich für die Öffentlichkeitsarbeit einer Bibliothek rechnet, ist vor allem das, was sich langfristig auszahlt.

5 Fazit: Beziehungszauber

Bezogen auf Buchpatenprojekte wie das hier exemplarisch vorgestellte Mainzer Modell bemisst sich die Positiv-Bilanz an drei dauerhaften Erfolgen: Stärkung der Wahrnehmung, Schaffung von Verständnis, Stiftung von Beziehungen. Durch eine Patenaktion mit kontinuierlicher Medienpräsenz und öffentlichkeitswirksamen Informationsveranstaltungen wird die Bibliothek als Bewahrerin des kulturellen Erbes verstärkt wahrgenommen. Die damit einhergehende Verbreitung von konservatorischem Grundlagenwissen bringt das Thema Bestandserhaltung weiten Kreisen erstmals nahe und schafft Verständnis für die Dringlichkeit des Engagements bei der Bewahrung des schriftlichen Kulturguts. In diesem Bewusstsein übernommene Patenschaften führen zu einer persönlichen Identifikation der Paten mit ihren „Patenkindern“ und begründen nachhaltige wechselseitige Beziehungen zwischen Mäzenen und Bibliothek.

„Freunde und Förderer binden – individuell, emotional, alltagspraktisch – und brauchen Zeit, Zuwendung in einem ganz altmodischen Sinn“ (Siebenhaar, 2001, S. 158). Diese Bindung nicht als Belastung wahrzunehmen, sondern sich der Herausforderung zu stellen und sie auszuhalten, gelingt in dem Maße, wie sie von der Bibliothek positiv konnotiert wird, als Chance zum Eingehen sozialer Beziehungen, die nicht nur in finanzieller Hinsicht bereichernd wirken.

In Anlehnung an Thomas Mann spricht Klaus Siebenhaar vom „Beziehungszauber“. Wer ihn erleben und seine Früchte ernten will, muss sich Zeit für Gespräche als vertrauensbildende Maßnahmen nehmen. Eben daran erweist sich die Professionalität bibliothekarischer Öffentlichkeitsarbeit im Bereich der Bestandserhaltung: sich sensibel einzulassen auf Freunde und Förderer, sie mit ihren individuellen Bedürfnissen ernstzunehmen, sich ihnen zuzuwenden. Der damit entfaltete Beziehungszauber ist es, der uns berechtigt, die Frage „Rechnet sich das alles?“ zu bejahen: „Ja, Buchpatenprojekte rechnen sich, weil sie sich auszahlen!“

Literatur

Banholzer, I. & Seefeldt, J. (1995). Von Bibliotheken, Sponsoren und Stiftungen: Neue Wege bei der (Mit-)Finanzierung. *Buch und Bibliothek – BuB*, 47(5), 446–454.

- Feldmann, R. (2002). *Marketing, Fundraising, Sponsoring und Mäzenatentum*. Abgerufen von <http://www.uni-muenster.de/Forum-Bestandserhaltung/grundlagen/fin-feldmann.html>
- Finger, H. (1998). *Buchpaten gesucht – zweite Buchpatenaktion* (Schriften der Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf, 29). Düsseldorf: Universitäts- und Landesbibliothek.
- Hähner, U., Junkes-Kirchen, K., Riethmüller, M., Schmidt, W. R. & Wurzel, T. (Red.) (2004). *Zerrissen – zernagt – zerfallen: Bestandsschäden in Bibliotheken; Hessische Bibliotheken suchen Buchpaten; Eine Ausstellung der wissenschaftlichen Bibliotheken anlässlich des Hessischen Bibliothekstages Friedberg 2004*. Frankfurt a. M. Abgerufen von http://publikationen.ub.uni-frankfurt.de/files/4045/Zerrissen_zernagt_zerfallen.pdf
- Heeg, J. (Hrsg.). (2007). *Bücher brauchen Paten: Aktion Buchpatenschaften 2005/2006; Eine Initiative der Universitätsbibliothek Rostock zur Erhaltung des schriftlichen Kulturguts* (Veröffentlichungen der Universitätsbibliothek Rostock, 138). Rostock: Universität.
- Lang-Edwards, A. & Ottermann, A. (2005). Restaurieren heißt verstehen: Zwanzig Jahre Buchrestaurierung im Dialog zwischen Restauratorin und Bibliothekarin. In A. Ottermann & S. Flidner (Hrsg.), *200 Jahre Stadtbibliothek Mainz* (Veröffentlichungen der Bibliotheken der Stadt Mainz, 52, S. 199–209). Wiesbaden: Harrassowitz.
- Ottermann, A. (2006a). „Patient Buch sucht Paten“: Eine Buchpatenaktion der Wissenschaftlichen Stadtbibliothek Mainz (Veröffentlichungen der Bibliotheken der Stadt Mainz, 53). Mainz: Stadtbibliothek.
- Ottermann, A. (2006b). Buchkunst trifft Bürgersinn: Buchpatenaktion der Wissenschaftlichen Stadtbibliothek Mainz; eine Zwischenbilanz. *Mainz, Vierteljahreshefte für Kultur, Politik, Wirtschaft, Geschichte*, 26(3), 76–80.
- Ottermann, A. (2010). „Patient Buch“ sucht Paten: Ein aktueller Klassiker. Abgerufen von https://opus4.kobv.de/opus4-bib-info/files/742/Leipzig_2010_Patient_Buch.pdf
- Ottermann, A. & Flidner, S. (Hrsg.). (2005). *200 Jahre Stadtbibliothek Mainz* (Veröffentlichungen der Bibliotheken der Stadt Mainz, 52). Wiesbaden: Harrassowitz.
- Ottermann, A. & Lang-Edwards, A. (1989). Denkmalschutz für alte Bücher: Buchrestaurierung für die Stadt Mainz. *Imprimatur, N. F.* 23, 225–245. Abgerufen von <http://www.uni-muenster.de/Forum-Bestandserhaltung/grundlagen/ottermann.html>
- Rehm, C. (1999). Die Sponsoring-Falle und der Förderverein: Anmerkungen zur Problematik der Fremdfinanzierung von Kulturinstituten öffentlicher Hand. In D. Jank (Hrsg.), *Fundraising für Hochschulbibliotheken und Hochschularchive: Beiträge einer Potsdamer Tagung vom 13. 11. 1998* (S. 31–44). Wiesbaden: Harrassowitz.
- Rischke, D. (Red.). (2016, 10. August, 17:30). *Zu Gast bei der „Buchdoktorin“* [Fernseübertragung, Mainz, SAT.1 LIVE]. Abgerufen von <http://www.1730live.de/zu-besuch-bei-der-buchdoktorin>
- Schellhaas, K. & Uhlemann, S. (2006). *Buchpaten gesucht: Eine Aktion der Universitäts- und Landesbibliothek Darmstadt*. Darmstadt: Universitäts- und Landesbibliothek.
- Schirra, D. (2001). *Buchpatenschaftsprogramme als Instrument für die Erhaltung und Restaurierung historischer Buchbestände* (Bd. 1–2). Nicht veröffentlichte Hausarbeit, Fachhochschule, Fachbereich Bibliotheks- und Informationswesen, Köln.
- Siebenhaar, K. (2001). „Beziehungszauber“: Zur Praxis privater und privatwirtschaftlicher Kulturförderung. In H. Hoffmann (Hrsg.), *Kultur und Wirtschaft: Knappe Kassen – neue Allianzen* (S. 151–159). Köln: DuMont.
- Slenczka, K. (2006). *Bestandserhaltung und Öffentlichkeitsarbeit in der Stadtbibliothek Mainz* [Ausstellungsberichterstattung]. Abgerufen von <http://www.uni-muenster.de/Forum-Bestandserhaltung/forum/slenczka.html>

- Weller, E., Paul, C., Paschmann, J., Mörschbach, V., Kneifel, F. & Gans, S. (2002). *Buchpatenschaftsinitiativen: Eine Möglichkeit zur Realisierung der Bestandserhaltung*. [Betreuung: A. Sorbello Staub]. Nicht publizierte Projektarbeit, Bibliotheksschule, Frankfurt a. M.
- Wissenschaftliche Stadtbibliothek Mainz. (2006). *Zukunft mit Tradition: Aktion Buchpatenschaft* [Flyer]. Mainz: Stadtbibliothek. Abgerufen von http://www.mainz.de/microsite/bibliotheken/medien/download/Flyer_Buchpatenschaftsprojekt.pdf
- Wissenschaftliche Stadtbibliothek Mainz. (2016a). „*Patient Buch sucht Paten*“ [Flyer]. Mainz: Stadtbibliothek. Abgerufen von http://www.mainz.de/microsite/bibliotheken/medien/download/Flyer_Patient_Buch_sucht_Paten.pdf
- Wissenschaftliche Stadtbibliothek Mainz. (2016b). *Aktuelle Buchpatenschaften*. Abgerufen von <http://www.mainz.de/microsite/bibliotheken/aktuelle-buchpatenschaften.php>

Alle Internetquellen wurden zuletzt am 26. 11. 2016 aufgerufen.



Bibliotheksmanagement

Cornelia Vonhof

Bürgerbeteiligung in Bibliotheken

Eine neue Form der Kundenorientierung?

Abstract: Bürgerbeteiligung wird zunehmend zu einem zentralen Thema in Politik und Verwaltung, dennoch besetzen Bibliotheken in Deutschland dieses Thema derzeit noch nicht aktiv. Anhand von Fallbeispielen beleuchtet der Beitrag, welche Ziele mit Bürgerbeteiligungsprozessen verfolgt werden, welche Chancen, aber auch welche Grenzen und Risiken sich erkennen lassen, in welchem Verhältnis das Konzept der Bürgerorientierung zur Kundenorientierung steht und was es sowohl für die interne Organisation wie für das Selbstverständnis einer Organisation bedeutet.

1 Einführung

Bürgerbeteiligung und die Gestaltung von Beteiligungsprozessen wird zu einem zunehmend wichtigen Thema für Politik und Verwaltung. Bibliotheken als Teilorganisationen der öffentlichen Verwaltung besetzen dieses Themenfeld bislang nur zögerlich und wenig offensiv. Der Beitrag beleuchtet die zentralen Merkmale und Ziele von Bürgerbeteiligung, untersucht die Treiber für die wachsende Bedeutung des Themas und benennt Chancen und Risiken.

Im Mittelpunkt steht die Frage, in welchem Verhältnis das Konzept der Bürgerorientierung zu dem der Kundenorientierung steht und inwieweit Bürgerbeteiligung dazu beitragen kann, ein weitreichenderes Verständnis von Kundenorientierung zu entwickeln. Anhand ausgewählter Beispiele wird analysiert, welche Beteiligungsansätze in Bibliotheken derzeit zu finden sind.

2 Was ist Bürgerbeteiligung?

Bürgerbeteiligung kann viele Formen annehmen. Nicht nur die des Gangs zur Wahlurne, der Teilnahme an einer Demonstration oder der Gründung von Interessengemeinschaften – von einer Bürgerinitiative bis zu einer Partei. Seit den 1990er Jahren ist eine zunehmende Verbreitung informeller Formen der Bürgerbeteiligung zu beobachten. Die Bereitschaft von Bürgerinnen und Bürgern, sich zu beteiligen, steigt in den letzten Jahren. Parallel dazu werden Krisen-

szenarien der repräsentativen Demokratie intensiv thematisiert (Neunecker, 2016, S. 17–21; Glaab, 2016, S. 4). Zur Krisenbeschreibung zählt, dass seit etwa zwei Jahrzehnten die Beteiligungsquote zum Beispiel an Kommunalwahlen kontinuierlich rückläufig ist (Güllner, 2013). Aber auch, wenn sich immer weniger Menschen durch ihre Wahlbeteiligung für die Mitgestaltung ihrer Stadt engagieren, so definieren es andererseits dennoch knapp 20 % als „Bürgerpflicht“, sich „an der Gemeindepolitik [zu] beteiligen, z. B. an Bürgergesprächen“ (Petersen, 2013, S. 37).

Vor diesem Hintergrund richtet der vorliegende Beitrag den Blick auf informelle Verfahren,¹ die vor allem im kommunalen Bereich Raum greifen und die den Fokus auf Dialog und Deliberation legen.

Deliberation bezeichnet dabei den Prozess des inhaltlichen Austauschs mit dem Ziel einer gemeinsamen Meinungsbildung: Die Bürger wägen in Diskussionen alternative Positionen ab und sollen dabei die Bereitschaft mitbringen, sich vom besseren Argument überzeugen zu lassen. (Bertelsmann Stiftung, 2012, S. 3)

Diese neuen Formen der Bürgerbeteiligung verfolgen – anders als die formalen Verfahren – nicht die Sicherstellung der Rechtmäßigkeit eines öffentlichen Verfahrens oder Vorhabens. Sie zielen vielmehr darauf, Akzeptanz zu gewinnen, Konflikte zu vermeiden und vor allem das in der Gesellschaft vorhandene Wissen und die Erfahrungen zu erschließen.

Funktionen, die informeller Bürgerbeteiligung zugeschrieben werden, fasst Manuela Glaab (2016, S. 6–7) in drei Dimensionen:

- Bürgerbeteiligung soll die Input-Legitimation von Politik stärken: Die aktive Beteiligung am politischen Willensbildungsprozess soll ihren Positionen und Forderungen Gehör verschaffen.
- Bürgerbeteiligung soll die Throughput-Legitimation von Politik verbessern: Offene und transparente Entscheidungsprozesse sollen für bessere Information und Einbezogenheit sorgen. Dies gilt sowohl bezogen auf das politisch-administrative Handeln und die Rechenschaftspflicht der Politik wie auch den grundsätzlichen Zugang zu Information für alle.
- Bürgerbeteiligung soll die Output-Legitimation von Politik erhöhen: Durch die Einbeziehung von Bürgern als Experten in eigener Sache und die Pluralität dieser Expertise kann die Problemlösungskapazität erhöht werden und damit zu besseren Lösungen beitragen.

¹ Klassische Beteiligungsmechanismen der direkten Demokratie, wie Volksentscheide, Referenden und Bürgerbegehren sowie formelle und gesetzlich geregelte Verfahren zur Beteiligung, wie sie im Bereich Infrastruktur oder Bau regelmäßig und routinemäßig durchzuführen sind, werden nicht betrachtet.

Zu beobachten ist, dass so verstandene Bürgerbeteiligung vorrangig im kommunalen Bereich stattfindet und dort an Bedeutung gewinnt. Dies lässt sich zum Beispiel ablesen an einer in den letzten Jahren sprunghaft gestiegenen Anzahl von Publikationen² zum Thema, die Anleitungen bieten zur Gestaltung von Beteiligungsprozessen, an Studien, die Haltungen, Ziele oder Wirksamkeit von Beteiligungsprozessen untersuchen oder an den zahlreichen Fachkonferenzen, die v. a. Akteure im kommunalen Bereich adressieren.

Die Erklärungsmuster, warum sich vorrangig die kommunale Ebene des Themas annimmt, weisen zwei Argumentationslinien auf: Zum einen wird festgestellt, dass die Fragestellungen, die in einer Kommune anstehen, weniger komplex seien, die Bürger durch eine direkte Betroffenheit eine höhere Motivation verspürten, sich einzubringen, sie die politischen Akteure oft persönlich kennen und durch die größere Nähe zwischen lokaler Politik, Verwaltung und Bürgern ein dialogorientierter Austausch eher gelingen könnte (Vetter, 2011). Zum anderen wird die Begründung in einem sich wandelnden Selbstverständnis von Kommunen gesehen. Die Ausrichtung auf Binnenmodernisierung und Kundenorientierung nach marktwirtschaftlichen Grundsätzen, wie sie als Leitidee des Neuen Steuerungsmodells³ angestrebt wurde, wird zunehmend in Frage gestellt. Das neue „Zauberwort der Verwaltungsreform“ heißt seit den 2000er Jahren „Governance“. Mit ihm wird eine stärkere Partizipation der Bürger angestrebt. Die traditionelle hierarchische Steuerung einer Verwaltung soll nicht mehr nur durch Anreiz und Wettbewerb (also betriebswirtschaftliche Konstrukte) erfolgen, sondern durch die Nutzung netzwerkartiger Strukturen, die Bürger und weitere Stakeholder einbeziehen (Holtkamp, 2012; Jann & Wegrich, 2004).

Gleichzeitig stellt das Leitbild der Governance das Verständnis von Kundenorientierung in Frage: So standen sich in der Philosophie des Neuen Steuerungsmodells Kunden und Serviceempfänger auf der einen Seite und der Staat bzw. die Kommune als Produzenten von Produkten und Serviceleistungen auf der anderen Seite gegenüber. Ziel war es, das Dienstleistungsverständnis der Verwaltung so zu entwickeln, dass der Leistungserstellungsprozess auf die Kunden ausgerichtet und optimiert wird. Eine Partizipation der Bürger über deren Kundenrolle hinaus war dabei jedoch nicht vorgesehen.

² Eine Sammlung von Handreichungen, Leitlinien und Materialien findet sich auf der Seite des Netzwerks Bürgerbeteiligung. <http://www.netzwerk-buergerbeteiligung.de/>

³ Zur Darstellung der historischen Entwicklung des Neuen Steuerungsmodells und seines Bibliotheksbezugs siehe Vonhof (2012).

3 Neues Rollenverständnis für die Bürger

Mit dem Governance-Leitbild war ein Paradigmenwechsel von der Kundenorientierung zur Bürgerbeteiligung verbunden, der eine Erweiterung des Kundenbegriffs bzw. eine Neudefinition der Rolle von Bürgern voraussetzte. Schon Ende der 1990er Jahre unterschied Bogumil (1999, S. 52) drei idealtypische Rollen des Bürgers in der Kommune:

- Der Bürger als politischer Auftraggeber
- Der Bürger als Adressat der Leistungserstellung (Kunde, Klient, Untertan)
- Der Bürger als Mitgestalter des Gemeinwesens, als Koproduzent bei der Leistungserstellung

Überträgt man diese Sichtweise auf die heutige Diskussion zur Bürgerbeteiligung, so wird deutlich, dass Bürgerbeteiligung nicht einfach ein neuer Begriff für Kundenorientierung ist, sondern eine wesentliche Rollenerweiterung impliziert.

Der Bürger in diesem Verständnis hat nicht mehr die passive Rolle eines Kunden, der „staatliche Leistungen kundenfreundlich verpackt empfängt“ (Mauch, 2014, S. 22). Vielmehr übernimmt er idealtypisch eine aktiv gestaltende bzw. mitgestaltende Rolle. Diese bezieht sich konsequenterweise sowohl auf die Problemdefinitionen als auch auf die Entwicklung von Lösungswegen.

Die Lösung gesellschaftlicher, ökonomischer und ökologischer Probleme wird damit immer mehr das Resultat eines gelungenen Zusammenwirkens von institutionellen Regelsystemen und der Selbststeuerungsfähigkeit der beteiligten Akteure. (Mauch, 2014, S. 20)

Beteiligungsprozesse dienen idealtypisch nicht nur der Einbindung in die Meinungsbildung und Entscheidungsfindung, sondern verfolgen zugleich den Anspruch, individuelles und kollektives Lernen zu ermöglichen und zu fördern. Im besten Fall gelingt es, den Prozess so zu gestalten, dass Bürger ihr Wissen als Experten einbringen können und Vertreter von Verwaltung und Politik dieses Wissen aufgreifen, um angesichts zunehmender Komplexität, wachsenden Zeitdrucks, eines Informationsüberangebots und gleichzeitiger Ungewissheit zu besseren Ergebnissen zu kommen. Wenn es zugleich gelänge, Verständnis zu schaffen für rechtliche Rahmenbedingungen, denen öffentliche Entscheidungsträger unterliegen, und für die Komplexität von Abwägungsprozessen zwischen widersprüchlichen Interessen, dann böte Bürgerbeteiligung sogar die Chance, als Sozialisationsprozess zu wirken.

Die obige Zustandsbeschreibung einer zunehmend komplexer und zugleich unsicherer werdenden Umwelt, in der neue Formen und Formate der Problemlösung erforderlich sind, hat in der aktuellen Managementdiskussion

einen Namen erhalten: Solche Situationen und Umwelten werden mit dem Akronym „VUCA“ (Bennett & Lemoine, 2014) beschrieben. Es steht für *volatility, uncertainty, complexity, ambiguity*. Ansätze, die im Management für einen Umgang mit solchen Situationen diskutiert werden, lassen sich unter der großen Überschrift „agile Methoden“ zusammenfassen. Eine wesentliche Überzeugung, die dem Einsatz agiler Methoden zugrunde liegt, ist die, dass es gerade in VUCA-Umwelten weder einem Kunden noch einem Anbieter möglich ist, zu Beginn eines Entwicklungsprozesses genau zu formulieren, wie dessen Ergebnis – ein neues Produkt oder eine neue Dienstleistung – aussehen oder wie das richtige Vorgehen bei einer Problemlösung sein soll. Darauf reagieren agile Methoden,⁴ indem sie in kurzen Zyklen iterativ vorgehen, intensiv Feedback aller Beteiligten – v. a. der Kunden – einholen, daraus lernen, das Vorgehen sowie die Produkte verbessern und letztlich für den Kunden anhand von Prototypen sicht- und erlebbar machen, wie eine Lösung aussehen könnte. Kernpunkt ist, dass Entwicklungen nicht nur vom Kunden her gedacht, sondern dass Kunden als Experten beteiligt werden.

4 Formen und Intensitäten von Bürgerbeteiligung

Die Intensität einer solchen Partizipation kann sehr unterschiedlich gestaltet werden. Zur systematischen Einordnung von Partizipationsformen sind seit Ende der 1960er Jahre verschiedene Modelle entwickelt worden, die Stufen der Beteiligungsintensität unterscheiden. Alle Modelle dienen letztlich dazu, den am Partizipationsprozess Beteiligten die jeweiligen Spiel- und Entscheidungsräume transparent zu machen. Dies gilt für diejenigen, die Beteiligung gewähren (Politik, Verwaltung, Bibliothek), und für diejenigen, die an Beteiligung interessiert sind oder diese einfordern (Bürger, Kunden).

So unterscheidet das Modell der „Ladder of Citizen Participation“, das von Arnstein 1969 in den USA entwickelt wurde, acht Stufen⁵ der Beteiligung, die

⁴ Als wichtigste agile Methoden sind zu nennen: Scrum, Kanban und Design Thinking. Wesentliche Grundlagen agiler Methoden sind im Agilen Manifest und den Prinzipien zusammengefasst: <http://agilemanifesto.org/iso/de/manifesto.html>. Eine Übertragung auf den öffentlichen Sektor liefert das Forum Agile Verwaltung: <https://agile-verwaltung.org/was-bedeutet-agile-verwaltung/was-heisst-agile-verwaltung/>

⁵ Die acht Stufen sind: Manipulation, Therapy, Informing, Consulting, Placation, Partnership, Delegated Power, Citizen Control (Arnstein, 1969, S. 217).

in drei Gruppen zusammenfasst werden. Trotz dieser Tiefe der Differenzierung beurteilt sie das Modell als „Simplification“ (S. 217). Dennoch tendieren spätere Modelle dazu, noch gröbere Raster vorzuschlagen, da diese für die praktische Arbeit eher geeignet erscheinen. Die International Association for Public Participation (2014) hat mit dem Public Participation Spectrum ein fünfstufiges Modell⁶ vorgelegt, das von „informieren“ bis „ermächtigen“ reicht. Noch pragmatischer gehen verbreitete Modelle vor, die nur drei Stufen unterscheiden: Information, Beteiligung und Kooperation (Keppler, 2010, S. 9).

5 Bibliotheken – Kundenorientierung und Bürgerbeteiligung

Kundenorientierung war und ist ein zentraler Leitbegriff für Bibliotheken jedweder Sparte⁷ und so ist kundenorientiert zu sein ein Anspruch, der offensiv vertreten wird. Dabei gewinnt für die Öffentlichen Bibliotheken erst Ende der 1970er Jahre mit der „benutzerorientierten Bibliothek“ von Heinz Emunds (1976) der Blick auf den Benutzer an Bedeutung. Nun nämlich wurde nicht nur der Bestand so präsentiert, wie man glaubte, dass es den Benutzerinteressen entspräche, neu war auch, dass Emunds Berechnungsmethoden entwickelte, die dazu dienen sollten, die Bestandsentwicklung am durch Nutzungsdaten nachgewiesenen Benutzerinteresse zu orientieren. Gleichwohl blieben auch diese Ansätze ausschließlich bestandsbezogen. Zehn Jahre später, mit dem Einstieg in die Marketingorientierung des Bibliothekssektors, wurde dies kritisch gesehen:

Das Konzept [der dreigeteilten Bibliothek] beinhaltet keine wirkliche Benutzerorientierung, sondern es spiegelt eher das Bild wider, das sich der Bibliothekar vom Benutzer und seinen Wünschen und Interessen macht. Eine Bibliothek, die auf den Bedarf der Bevölkerung eingehen und auch die erreichen will, die der Bibliothek fernbleiben, darf sich nicht auf die Analyse der Ausleihhäufigkeit bestimmter Bestandsgruppen beschränken und sich ansonsten auf ‚bibliothekarische Intuition‘ verlassen. (Borchardt, Flodell, Milz, Reinhardt & Reiter, 1987, S. 27)

Das bundesweite Projekt zur Entwicklung einer Marketingkonzeption für Öffentliche Bibliotheken war ein erster Schritt auf dem Weg, um Kundenorien-

⁶ Diesem Vorbild eines fünfstufigen Moduls folgten auch deutsche Autoren, u. a. Wickrath (1992) und Lüttringhaus (2012).

⁷ Analog zur Skizzierung der Entwicklungen der Verwaltungen im kommunalen Bereich sollen auch im Folgenden kommunale Bibliotheken im Mittelpunkt der Betrachtung stehen.

tierung im Handeln zu verankern und instrumentell zu unterfüttern. In diesem Kontext, wie dann später bei der Entdeckung des Themas Strategieentwicklung, wurden aufwändige Analysen durchgeführt, um Kunden, Stakeholder und Mitbewerber kennenzulernen (Vonhof, 2012). Heute werden in vielen Bibliotheken Instrumente zum Management der Kundenbeziehungen eingesetzt. Dies reicht von unterschiedlichsten Ausprägungsformen des Beschwerdemanagements über Kundenbefragungen und Servicegarantien bis zu umfassenden Qualitätsmanagementkonzepten.

Gleichwohl sind hierbei jedoch zwei Feststellungen zu treffen: Zum einen ist zu beobachten, dass ausgerechnet im Handlungsfeld Kundenmanagement die Intensität des strukturierten und instrumentengestützten Vorgehens geringer ausgeprägt ist als in anderen Managementfeldern (Mundt & Vonhof, 2007). Zum anderen werden Bibliotheksnutzer in erster Linie als Objekte der Analyse und Beobachtung verstanden und als Empfänger von Leistungen. Sie werden als Kunden angesprochen und in diesem Sinne bestmöglich bedient. Sie werden aber nicht beteiligt in dem Sinne, dass sie eine aktive Rolle bei der Identifikation von Problemen oder der Entwicklung von Lösungsstrategien übernehmen würden. Diese Erweiterung ihrer Rolle hin zu einer dezidierten (Bürger-)Beteiligung findet erst in den letzten Jahren verstärkt statt.

6 Participatory Library – Beteiligungsorientierte Bibliothek

Der Begriff „participatory library“ wurde von Lankes, Silverstein und Scott 2006 geprägt. Sie beschreiben damit, wie Web-2.0-Tools Wege eröffnen, um Bibliothekskunden auch am Kerngeschäft einer Bibliothek zu beteiligen, z. B. indem sie Katalogdaten anreichern oder durch eigene Inhalte zu Repositorien („Community Repositories“) beitragen. Die damit ausgelöste Diskussion fokussierte sich zu Beginn v. a. auf technologische Aspekte, die mit dem aus Web 2.0 abgeleiteten Begriff Library 2.0⁸ umrissen wurden. Casey und Savastinuk setzten jedoch schon früh einen weiteren Rahmen und definierten „Library 2.0“ als

[...] a model for library service that encourages constant and purposeful change, inviting user participation in the creation of both the physical and the virtual services they want, supported by consistently evaluating services. It also attempts to reach new users and

⁸ Die Bezeichnung „Library 2.0“ wurde im Jahr 2005 von Michael Casey in seinem Blog Library Crunch geprägt.

better serve current ones through improved customer-driven offerings. (Casey & Savastinuk, 2006, S. 40)

Diesem nicht nur auf technologische Aspekte ausgerichteten partizipatorischen Ansatz folgten weitere Autoren (Nguyen, 2015, S. 477). Auch wenn Web-2.0-Tools als wesentliche Treiber und Ermöglicher von Partizipation angesehen werden, so finden doch viele beteiligungsorientierte Aktivitäten am physischen Ort Bibliothek statt. So identifiziert Hvenegaard Rasmussen (2016, S. 547 f.) denn auch drei charakteristische Merkmale partizipatorischer Bibliotheken, die sowohl für den digitalen wie für den physischen Raum gelten:

- From access to user participation
- From one-way communication to dialogue
- From clients to partners

Er stellt fest, dass Partizipation in den letzten zehn Jahren zu einem gesellschaftlichen Buzzword geworden sei – sowohl in der Industrie, in der Kunden an der Entwicklung neuer Produkte beteiligt werden, als auch in der öffentlichen Verwaltung – und er stellt die Frage, warum Bibliotheken ihre Nutzer involvieren und beteiligen sollten? Als Antwort bietet er die folgenden Aspekte an:

- Aus Perspektive der Institution Bibliothek ist Partizipation ein Weg, um Kunden an die Bibliothek zu binden und damit den existenziellen Herausforderungen durch Budgetkürzungen und der grundsätzlichen Infragestellung von Bibliotheken aufgrund alternativer Medienanbieter zu begegnen.
- Aus gesellschaftlicher Perspektive besteht die Notwendigkeit, dass Bibliotheken wie andere öffentliche Dienstleister ihren Einsatz von Steuergeldern legitimieren. Partizipation kann dabei drei Funktionen übernehmen: „[...] participation as audience development, participation as a catalyst for cultural diversity and participation as a competitive resource“ (Hvenegaard Rasmussen, S. 550).
- Aus Nutzer-Perspektive ermöglicht Partizipation das Schaffen eines Zugehörigkeitsgefühls, die Bildung von sozialem Kapital und den Abbau sozialer Spannungen.

7 Die praktische Beteiligungsarbeit in Bibliotheken

Im Folgenden werden einige Beispiele für Beteiligungsinitiativen und Beteiligungsansätze vorgestellt, die in Bibliotheken praktiziert werden. Zu deren

Intensität der Beteiligung				
	Informieren	Konsultieren	Kooperieren	Ermächtigen
Ziele der Beteiligung aus Sicht der Verwaltung	Ausgewogene und objektive Informationen, um Verständnis für Probleme, Alternativen, Möglichkeiten und/oder Lösungen zu wecken	Einholen von Meinungen, Ideen, Feedback zu Alternativen und/oder Entscheidungen	Umfassende Partnerschaft bei Entscheidungen, Entwicklung von Alternativen und Auswahl von Lösungen	Endgültige Entscheidung liegt bei den Bürgern
Rolle der BürgerInnen / Nutzen für BürgerInnen	Informationsempfänger werden auf dem Laufenden gehalten, haben aber keinen Einfluss	Berater Anerkennung der Anliegen und Erwartungen, Information, wie der Input Entscheidungen beeinflusst	Aktiv Mitarbeitender Ratschläge und Empfehlungen, Entwicklungen von Alternativen, die so weit als möglich berücksichtigt werden	Entscheider Entscheidungen der Bürger werden umgesetzt

Abb. 1: Stufen der Beteiligungsintensität. Eigene Darstellung in Anlehnung an International Association for Public Participation (2014).

Systematisierung wird ein Stufenmodell der Beteiligungsintensität verwendet, das in einem studentischen Projektseminar im Wintersemester 2015 an der Hochschule der Medien in Anlehnung an das Public Participation Spectrum der IAP2 (International Association for Public Participation) entwickelt wurde. Dieses vierstufige Modell hat sich in der Praxis bewährt, denn es ist einerseits differenziert genug, um Intensitätsstufen und damit auch Zielformulierungen für einen Beteiligungsprozess zu definieren, andererseits ist es noch handhabbar. Das Modell benennt die Intensitätsstufen „informieren“, „konsultieren“, „kooperieren“ und „ermächtigen“. Zu jeder Intensitätsstufe werden Ziele der Beteiligung aus Sicht der Bibliothek formuliert (z. B. Stufe „konsultieren“: Einholen von Meinungen, Ideen, Feedback zu (Entscheidungs-)Alternativen). Zu jeder Intensitätsstufe wird darüber hinaus die Rolle bzw. der Nutzen für die Bürger skizziert (z. B. Stufe „konsultieren“: Rolle: Berater; Nutzen: Anerkennung der Anliegen und Erwartungen, Information, wie der Input des Bürgers die Entscheidungen beeinflusst).

7.1 Beteiligungsstufe Informieren

Ob „informieren“ bereits eine Form der Beteiligung ist, ist umstritten. Unstrittig ist jedoch, dass informieren eine Voraussetzung für Beteiligung ist. Bleibt es

jedoch ausschließlich bei einer unidirektionalen Informationsvermittlung, dann ist es durchaus berechtigt, die Beteiligungsabsicht und -funktion in Zweifel zu ziehen.

Informationsmaßnahmen schaffen Transparenz und ermöglichen es, sich eine Meinung zu bilden und überhaupt wahrzunehmen, dass es Anlässe und Möglichkeiten zur Beteiligung gibt. Darauf können intensivere Formen der Beteiligung aufbauen. Bibliotheken nutzen vielfältige Formen von Informationsmedien (Flyer, Plakate, Presse, Websites, Newsletter, Soziale Medien). Veranstaltungen und Web-2.0-Technologien ermöglichen durch eine dialogische Kommunikation bereits den Übergang von Information zu Konsultation. Als Beispiel für eine Veranstaltung, die sowohl das Ziel hatte zu informieren wie auch den Übergang zur Stufe „konsultieren“ zu gestalten, sei eine Veranstaltung der Stadtbücherei Tübingen genannt. An einem „Langen Samstag“ wurden an verschiedenen Aktionsständen in den Räumen der Bibliothek aktuelle und potenzielle Dienstleistungen der Bibliothek vorgestellt mit dem Ziel, mit den Bürgern ins Gespräch zu kommen über deren Präferenzen, Wünsche und Erfahrungen. Deutlich wurde dabei, dass z. B. ein individuelles Ranking von Dienstleistungen erst nach einer Informationsphase möglich wird, da eine Reihe bereits angebotener Dienstleistungen den Kunden der Bibliothek nicht bekannt war (Seidl & Vonhof, 2016).

7.2 Beteiligungsstufe Konsultieren

Konsultative Verfahren haben das Ziel, möglichst vielfältige Anregungen und Vorschläge einzuholen. Dabei sollen sowohl die Problemstellungen geklärt als auch neue Lösungswege, Alternativen und Folgewirkungen identifiziert werden. Die beratende Funktion steht hier im Mittelpunkt. Verbunden damit ist, transparent zu machen, ob und wie Empfehlungen, die von den Bürgern ausgesprochen werden, von den Entscheidungsträgern in ihre Entscheidungsprozesse einbezogen werden. Eine Konsultationsfunktion findet sich in vielen Verfahren zur Beteiligung: Zukunftskonferenzen, Beiräte, Befragungen, Fokusgruppen oder Veranstaltungen mit beratendem Charakter. Als Beispiel sei hier die Universitätsbibliothek Rostock genannt, die mit Studierenden einen Design-Workshop zur Gestaltung von Lernräumen durchgeführt hat. Ziel war es, mit einfachen handwerklichen Mitteln (z. B. Möbelschablonen aus Papier) und in kurzer Zeit von den Benutzern bildlich zu erfahren, welche Raumanforderungen für sie wichtig sind (Ilg, 2016).⁹

⁹ Siehe auch den Beitrag *Lernraum Hochschulbibliothek als Managementaufgabe* von J. Ilg in diesem Band.

Ebenfalls der Beteiligungsstufe „konsultieren“ ist die Arbeit mit LEGO Serious Play® zuzuordnen, die in der Stadtbücherei Tübingen eingesetzt wurde. Noch stärker als beim Design-Workshop geht es bei dieser Methode darum, auch unbewusste Ideen und Erwartungen thematisieren zu können. Dies gelingt durch die Einbindung des Spielens in einen zielorientierten Prozess (Seidl & Vohnhof, 2016).

Einen sehr umfassenden Konsultationsprozess hat die Cleveland Public Library¹⁰ durchlaufen. Gestützt auf einen „Community Engagement Plan“ arbeitet die Bibliothek seit 2014 daran, ihre Benutzer und die Bevölkerung in ihrem Einzugsbereich einzubeziehen und bei der Beantwortung der Frage, wie die Bibliotheken auf Veränderungen in ihrem Umfeld reagieren sollten, zu beteiligen. Mit einem breiten Set an Methoden wird daran gearbeitet, bis 2019, dem 150-jährigen Jubiläum der Bibliothek, das Dienstleistungsportfolio zu überarbeiten (Cleveland Public Library, 2015).

7.3 Beteiligungsstufe Kooperieren

Kooperieren als Beteiligungsstufe strebt eine umfassende Partnerschaft an, bei der Ratschläge und Empfehlungen der Beteiligten soweit als möglich berücksichtigt werden. Beispiele aus Bibliotheken, die auf dieser weitgehenden Beteiligungsstufe agieren, sind rar gesät. Ein erfolgreicher Einsatz setzt eine tiefgreifende Kulturveränderung und ein neues Selbstverständnis der Verantwortlichen und der Mitarbeiter voraus. Methoden, die eine Kooperation mit Bürgern im Verständnis dieser Beteiligungsstufe unterstützen, erfordern eine systematische und konsequente Vorgehensweise: Bürger müssen in den gesamten Prozess der Identifikation und Beschreibung einer Problemlage, in die Entwicklung von Lösungen und letztlich auch in die Implementierung und Evaluation einer Lösung eingebunden werden.

Methoden, die den Anspruch erheben, dies zu tun, werden, wie oben dargestellt, unter dem Begriff agile Methoden zusammengefasst. Für den Bereich von Bibliotheken sind bisher nur wenige Beispiele für den Einsatz von Design Thinking¹¹ als einer dieser agilen Methoden zu finden. Prominentestes Beispiel

¹⁰ Die Cleveland Public Library verfügt über eine Zentralbibliothek und 26 Zweigstellen (<http://cpl.org/>).

¹¹ Design Thinking ist ein Ansatz, der durch einen strukturierteren Prozess zur Entwicklung neuer und vor allem nutzerzentrierter Lösungen führt. Eine Lösung aus Nutzersicht zu entwickeln und dabei die Nutzer im gesamten Entwicklungsprozess aktiv einzubeziehen, ist der Kern des Ansatzes. Aus der Erfahrung der Aarhus Public Library mit Beteiligungsmethoden entstand im Austausch mit der Chicago Public Library und unterstützt durch die Bill und Melinda Gates Foundation das Toolkit „Design Thinking for Libraries“ (IDEO, 2014).

für die Arbeit mit Design Thinking ist Dokk1, die neue Zentralbibliothek in Aarhus. Hier wurden die Nutzer im gesamten Planungsprozess für die neue Bibliothek konsequent einbezogen.

Der Ansatz von Design Thinking weist sechs Phasen auf, die ein möglichst interdisziplinär besetztes internes Projektteam durchläuft. Die Phasen 1 bis 3 dienen der Formulierung der Herausforderung und Problemlagen und v. a. dem genauen Verständnis der Bedürfnisse der Zielgruppe. Dazu werden verschiedene Methoden der Beobachtung und Befragung der Zielgruppen sowie Kreativmethoden angewandt. In den Phasen 4 bis 6 wird eine Lösung für die Herausforderungen und Problemlagen erarbeitet. Das Besondere und Ungewohnte ist die Arbeit in kurzen Zyklen (Iterationen), in denen Lösungsideen in Prototypen sichtbar und verstehbar gemacht werden. Diese werden der Zielgruppe zum Feedback vorgelegt, verworfen, neu entwickelt oder verbessert. Diese Iterationen in engem Kontakt mit Vertretern der Zielgruppen sollen dazu führen, dass Produkte und Dienstleistungen entwickelt werden, die tatsächlich die Probleme der Zielgruppe lösen. Bürger sind in einem solchen Prozess als Ideengeber, Entscheider und Experten in eigener Sache intensiv eingebunden. Ohne ihren Beitrag ist eine passgenaue Lösung nicht zu erreichen. Dem Beispiel von Aarhus folgen derzeit weitere Bibliotheken wie die Stadtbibliothek Würzburg, die diese Methode zur Planung einer neuen Stadtteilbibliothek einsetzen wird (Bergmann & Flicker, 2016).

7.4 Beteiligungsstufe Ermächtigen

In dieser am weitesten gehenden Beteiligungsstufe liegt die endgültige Entscheidung bei den Bürgern. Von ihnen getroffene Entscheidungen werden durch die Bibliothek umgesetzt. Selbstverständlich setzen hier zuvor klar kommunizierte rechtliche oder finanzielle Rahmenbedingungen eine Grenze. Beispiele im Bibliotheksbereich sind nur spärlich zu finden. Anführen ließe sich hier das Modell der Patron-Driven Acquisition oder die Gestaltung von Angeboten und Dienstleistungen in Makerspaces oder Repair-Cafés, die in weitgehend eigener Verantwortung von Bürgern liegen (Giersberg, 2014).

8 Erfolgsfaktoren, Voraussetzungen, Konfliktfelder

Damit Beteiligung gelingt, ist eine Reihe von Erfolgsfaktoren und Voraussetzungen zu benennen. Als wichtigste ist sicherlich ein grundsätzlich verän-

deres Selbstverständnis der Institution und damit der Mitarbeiter zu identifizieren. Mauch (2014) beschreibt das für die öffentliche Verwaltung so:

Sie wird stärker als bisher gesellschaftlich wirken und ein Profil einnehmen, das als Sozial- und Prozessarchitekt charakterisiert werden kann. Dazu gehört es, soziale, politische und ökonomische Prozesse zu koordinieren, Wissen zur Verfügung zu stellen, Lernräume einzurichten und diese so zu gestalten, dass in ihnen ein Wissensaustausch erfolgen und ein wechselseitiges Verstehen und Lernen sowie ein gemeinsames Handeln ermöglicht werden kann. (S. 173)

Bei dieser neuen Rollenbeschreibung wird deutlich, dass sich Bibliotheken problemlos als Orte in Kommunen positionieren könnten, die eine wichtige und aktive Aufgabe in kommunalen Beteiligungsprozessen übernehmen: Sie stellen Wissen zur Verfügung, sie gestalten Lernräume, in ihnen findet Wissensaustausch statt. In dieser Funktion können Bibliotheken das Thema Bürgerbeteiligung in ihrer Kommune¹² vorantreiben.

Blickt man nun aber auf die Bibliothek als eigenständige Organisation, die ihre eigenen Stakeholder beteiligen will, so gilt auch hier: Die infrastrukturellen Voraussetzungen sind bereits vorhanden. Zu schaffen sind die kulturellen und organisationalen Voraussetzungen. Wie schwierig und aufwändig die erfolgreiche Gestaltung kultureller Transformationen in Organisationen ist, muss an dieser Stelle nicht ausgeführt werden. Klar ist aber, dass auf Seiten der Bibliothek eine Beteiligungsoffenheit und auf Seiten der Bürger eine Beteiligungsbereitschaft bestehen oder aber entwickelt werden muss. Damit einher geht die Veränderung von mentalen Modellen, Arbeitsroutinen und Handlungsmustern und letztlich eine Neuausrichtung des individuellen beruflichen Selbstverständnisses eines jeden Mitarbeiters. Je intensiver die Beteiligung sein soll, desto mehr Verantwortung, Entscheidungsspielräume und Kompetenzen müssen aus der Bibliothek heraus an die Bürger gegeben werden.

Damit werden die Funktion und Bedeutung von Expertenwissen sowie beruflicher und fachlicher Erfahrungen als bisher unstrittige Grenzlinie zwischen innen (der Bibliothek) und außen (den Bürgern oder Kunden) in Frage gestellt oder zumindest verwischt. Bürger in Beteiligungsprozessen müssen als „Parallel-experten“ akzeptiert und in dieser Rolle wertgeschätzt werden (Mauch, 2014, S. 53).

Zugleich entstehen neue Aufgabenfelder, die aber völlig andere Kompetenzen erfordern. Gefragt ist nun die Kompetenz, Beteiligungsprozesse zu ermöglichen und zu steuern. Diese wiederum setzt zum Beispiel ein in der Bibliothek geteiltes Wissen über Beteiligungsintensitäten, Beteiligungsformate und Methoden zur praktischen Organisation von Beteiligungsprozessen voraus. Vor

¹² Gleiches gilt selbstverständlich auch für Wissenschaftliche Bibliotheken in ihrem Umfeld.

allem sind Kommunikations- und Moderationskompetenz gefragt gegenüber Bürgern, die nun nicht mehr nur als Kunden agieren. Ob eine so radikale Neudefinition der Rollen der Bibliotheksmitarbeiter tatsächlich gewollt ist, muss im Vorfeld einer Beteiligungsinitiative intensiv diskutiert werden. Hier sind sehr kontroverse Positionen zu erwarten. Wird diese Klärung jedoch nicht proaktiv herbeigeführt – egal mit welchem Ausgang –, dürfte der Schaden für die Bibliothek nach innen und nach außen kaum absehbar sein.

Wenn eine solch radikale Neudefinition der Rollen von Bibliotheksmitarbeitern gelingen soll, wird dies zwangsläufig Auswirkungen auf die gesamte Kultur und Organisation der Bibliothek haben. Es ist nicht davon auszugehen, dass Mitarbeiter, die sich in Beteiligungsprozessen mit Externen in eine ganz neue Rolle einfinden und in dieser dialogorientiert, partnerschaftlich und lernend arbeiten, in ihren sonstigen Arbeitsbereichen bereit sind, starre und tradierte Strukturen zu akzeptieren.

Erfolgsfaktoren und Voraussetzungen erfordern einen zweiten Blick und dieser muss in Richtung Bürger gehen und beleuchten, wer die Bürger sind, die sich in Beteiligungsprozesse einbringen. Als Binsenweisheit festzuhalten ist, dass „die Bürger“ keine homogene Gruppe sind, sondern Teilöffentlichkeiten darstellen, die durchaus unterschiedliche, auch partikulare, Interessen vertreten. Neben dem Phänomen, dass Lobbygruppen gezielt Beteiligungsprozesse nutzen, um ihre Interessen zu platzieren, ist zu beachten, dass die Beteiligungsbereitschaft generell stark milieugeprägt ist. Eine Untersuchung des Städtetags Baden-Württemberg aus dem Jahr 2010¹³ macht deutlich, dass sich bestimmte Milieus sehr selbstbewusst und artikulationsstark einbringen, während andere Bevölkerungskreise kaum bzw. nur unterdurchschnittlich erreicht werden. Menschen mit Migrationshintergrund sind bei allen Beteiligungsformen deutlich unterrepräsentiert; teilweise sind sie überhaupt nicht vertreten (Städtetag Baden-Württemberg, 2012, S. 28).

Die Untersuchung zeigt, dass die „Bürgerliche Mitte“, die „Konservativ-Etablierten“ und die „Liberal-Intellektuellen“ bei Bürgerbeteiligungsprozessen stark vertreten sind. Die „Prekären“, die „Konsum-Hedonisten“, die „Experimentalisten“ und die „Adaptiv Pragmatischen“ sind bei Beteiligungsprozessen tendenziell schwach vertreten. Obwohl die Beteiligungsverfahren in allen Milieus ähnlich bekannt sind, fühlen sich statusniedrige, wenig gebildete Milieus „nicht willkommen“ und engagieren sich deshalb nicht. Damit grenzen sich diese Menschen selbst aus und werden nicht erreicht. Ziekow, Gabriel, Remer-

¹³ Der Untersuchung liegt das Konzept der Sinus-Milieus zugrunde. Vgl. auch den Beitrag von F. Schade *Das Leben der anderen – Chancen und Grenzen der Zielgruppensegmentierung mit Lebensstil- und Milieutypologien* in diesem Band.

Bollow, Buchholz und Ewen (2013, S. 191) spitzen das Repräsentanzproblem in Beteiligungsprojekten auf zwei Aspekte zu:

- Es besteht eine Überrepräsentanz von Bevölkerungsgruppen, die über ein hohes Maß an Kommunikations- und Organisationsfähigkeit verfügen.
- Die Nutzung von Beteiligungsangeboten erfolgt (v. a. bei umstrittenen Projekten) vorrangig durch Personen, die gegenüber entsprechenden Projekten eher kritisch, allenfalls neutral eingestellt sind; zugleich sind explizite Befürworter eines Projekts regelmäßig unterrepräsentiert.

Für Bibliotheken liegen keine verallgemeinerbaren Aussagen vor, welche Milieus vorrangig zu ihren Kunden zählen.¹⁴ Dadurch, dass die Gestaltung von Beteiligungsprozessen in Bibliotheken noch ganz am Anfang steht, liegen erst recht keine verlässlichen Daten dazu vor, wer sich an diesen beteiligt. Es ist jedoch damit zu rechnen, dass auch in Bibliotheken nicht alle Milieus in gleichem Maß Beteiligungsangebote annehmen würden. Daher gilt auch für sie die Herausforderung, Vorgehensweisen zu entwickeln, um möglichst alle Bevölkerungskreise zu aktivieren. Daher ist – trotz aller Freiwilligkeit – einerseits bei der Auswahl der Formate und andererseits bei der Auswahl der Kommunikationskanäle ein Augenmerk darauf zu richten, dass gerade solche Personengruppen angesprochen werden, die dazu neigen, sich durch ihre Selbstselektion auszuschließen. Denkbar sind zur Gegensteuerung letztlich aufwändige Methoden wie eine direkte Ansprache von Zielgruppen, bei denen eine Unterrepräsentanz erwartet wird, deren Mobilisierung über Peergroups oder Schlüsselpersonen bis hin zu der im Bibliotheksbereich nicht unbekannten Form einer aufsuchenden Beteiligung. Denkbar ist auch, nach dem Zufallsprinzip ausgewählte Bürger anzusprechen und für ein Beteiligungsprojekt zu gewinnen.

9 Gestaltung von Beteiligungsprozessen

Beteiligungsprozesse sind aufwändig und bergen in vielerlei Hinsicht Risiken. Eine stringente und strategische Planung scheint daher angezeigt. Diese lässt sich in folgende Handlungsfelder gruppieren:

9.1 Strategische Grundsatzfragen

Gelingende Beteiligung ist darauf angewiesen, dass im Vorfeld jeder öffentlichen Aktion eine interne Klärung erfolgt, welche Ziele mit einem Partizipa-

¹⁴ Exemplarische Untersuchungen liegen vor von Krauß-Leichert und Schade (2011), Schade (2011, 2012) und Sztatki (2010).

tionsprozess angestrebt werden, welche Intensität der Beteiligung daher angemessen ist, wie mit Ergebnissen aus dem Prozess umgegangen werden soll und wie sich, davon abgeleitet, Rolle und Selbstverständnis der Verantwortlichen und der Mitarbeiter verändern muss und wird.

Dabei sollte klar herausgearbeitet werden, ob ein Partizipationsprozess als singuläres Ereignis verstanden wird, das zum Beispiel im Kontext einer Neubauplanung oder einer Strategieentwicklung eingesetzt wird, oder ob Partizipation im Sinne agiler Methoden zur selbstverständlichen Umgangsform mit den Kunden werden soll.

Zur strategischen Klärung gehört auch, sich bewusst zu werden, dass – je nach Beteiligungsintensität – erhebliche personelle Kapazitäten bereitgestellt werden müssen, um die Prozesse zu gestalten. Hier muss bei begrenzten Ressourcen eine neue Prioritätensetzung vorgenommen werden.

9.2 Operative Steuerung von Beteiligungsprozessen

Für die erfolgreiche Steuerung eines Beteiligungsprozesses ist es unerlässlich sicherzustellen, dass nicht nur die erforderlichen personellen Kapazitäten, sondern auch die erforderlichen Kompetenzen vorliegen. Dies umfasst Kompetenzen für die praktische Durchführung von Beteiligungsformaten, aber auch die Kompetenz, Bürger zu aktivieren.

Eine zielgenaue Auswahl passender Formate und Methoden setzt sowohl die Kenntnis von Formaten und ihren Rahmenbedingungen voraus als auch, im besten Fall, persönliche Erfahrung mit diesen. Die Vielfalt der bislang entwickelten und angewandten Formate ist groß, sodass je nach Beteiligungsabsicht oder angestrebter Beteiligungsintensität eine reiche Auswahl zur Verfügung steht.¹⁵ Dabei werden einzelne Formate häufig einer bestimmten Intensitätsstufe zugeordnet. Gleichwohl können die meisten Formate variabel eingesetzt werden. So kann eine Zukunftskonferenz zur Konsultation dienen, aber auch ein Element der Kooperation sein. Diese Feststellung führt wieder zurück auf die strategische Grundsatzfrage nach dem angestrebten Ziel des Partizipationsprozesses. Unmittelbar verknüpft mit dem ausgewählten Format ist die Frage nach Ort, Zeitpunkt und Zeitraum eines Beteiligungsverfahrens. Ausgehend vom gewählten Format kann in einem weiteren Schritt die Analyse der Zielgruppen und die Entwicklung von an sie angepassten Ansprachestrategien erfolgen, um dem Anspruch zu genügen, der Vielfalt der Beteiligten gerecht zu werden.

¹⁵ Verwiesen sei hier auf das Netzwerk Bürgerbeteiligung, das Handreichungen bereitstellt: <http://www.netzwerk-buergerbeteiligung.de/>

9.3 Evaluation von Beteiligungsprozessen

Auch wenn eine Reihe von Bürgerbeteiligungsverfahren begleitend beforscht wurde, ist die Evaluation von Beteiligungsprozessen ein noch vergleichsweise wenig bestelltes Feld. Ein verbindliches Set an Indikatoren, das Erfolg oder gar Wirkung von Beteiligungsprozessen misst, liegt noch nicht vor. Dennoch stellt Mauch (2014, S. 130) fest, dass Beteiligungsprozesse, denen die strategische Ausrichtung fehlt, Gefahr laufen, schnell wieder aus dem Blickfeld zu verschwinden. Um das zu verhindern, seien nicht nur Strukturen zu schaffen, sondern Beteiligungsprozesse strategisch zu steuern, was bedeutet, sie in ein (hoffentlich) bestehendes Controlling einzubinden.

Im Folgenden wird der Versuch unternommen, mögliche Indikatoren, die sowohl eine interne wie externe Perspektive aufweisen, zur Diskussion zu stellen:

Mögliche Indikatoren für die interne Perspektive:

- Grad der Akzeptanz der Beteiligungsstrategie bei den Mitarbeitern
- Grad der Zufriedenheit mit den erreichten Ergebnissen bei den Mitarbeitern
- Grad der Zufriedenheit mit der Gestaltung des Prozesses

Mögliche Indikatoren für die externe Perspektive:

- Engagementquote (Anteil der aktiven Teilnehmer an angefragten/potenziellen Teilnehmern)
- Grad der Zufriedenheit mit der Gestaltung des Prozesses
- Quote der Umsetzung von Bürgervorschlägen
- Diversität/Repräsentativität der Teilnehmer
- Entwicklung der Kundenzufriedenheit durch Beteiligungsmaßnahmen

Letztlich wird eine Evaluation aber qualitativ prüfen müssen, ob Bürgerbeteiligung ihre Funktion erfüllt hat, durch

- die Input-Legitimation: indem die aktive Beteiligung am (politischen) Willensbildungsprozess Positionen und Forderungen der Beteiligten Gehör verschafft,
- die Throughput-Legitimation: indem offene und transparente Entscheidungsprozesse für bessere Information und Einbezogenheit sorgen,
- die Output-Legitimation: indem durch die Einbeziehung von Bürgern als Experten in eigener Sache und die Pluralität dieser Expertise die Problemlösungskapazität erhöht wird und bessere Lösungen gefunden werden (Glaab, 2016, S. 6 f.).

Wenn diese Funktionen in Beteiligungsprozessen erfüllt werden, dann besteht die Chance, den Weg für ein umfassenderes Verständnis von Kundenorientierung im öffentlichen Sektor und in Bibliotheken zu ebnen.

Literatur

- Arnstein, S. R. (1969). A ladder of citizen participation. *Journal of the American Institute of Planners*, 35(4), 216–224.
- Bennett, N. & Lemoine, G. J. (2014). What a difference a word makes: Understanding threats to performance in a VUCA world. *Business Horizons*, 57(3), 311–317.
- Bergmann, J. & Flicker, A. (2016). Ein Ort für Kreativität, Mitgestaltung, Inspiration: Würzburg plant mithilfe der Methode „Design Thinking“ eine neue Stadtteilbibliothek. *BuB – Forum Bibliothek und Information*, 68(8/9), 487–481. Abgerufen von <http://b-u-b.de/wp-content/uploads/2016-08.pdf>
- Bertelsmann Stiftung. (2012). *Politik beleben, Bürger beteiligen: Charakteristika neuer Beteiligungsmodelle* (2. Aufl.). Gütersloh: Bertelsmann.
- Bogumil, J. (1999). Auf dem Weg zur Bürgerkommune?: Der Bürger als Auftraggeber, Mitgestalter und Kunde. In H. Kubicek (Hrsg.), *Multimedia @ Verwaltung* (S. 51–61). Heidelberg: Hüthig.
- Borchardt, P., Flodell, C., Milz, M., Reinhardt, K. & Reiter, G. (1987). *Eine Marketingkonzeption für Öffentliche Bibliotheken*. Berlin: Deutsches Bibliotheksinstitut.
- Casey, M. E. & Savastinuk, L. C. (2006). Library 2.0: Service for the next generation library. *Library Journal*, 131(14), 40–44.
- Cleveland Public Library. (2015). *CPL150: Community Vision Plan*. Abgerufen von <http://cpl150.org/>
- Emunds, H. (1976). Die dreigeteilte Bibliothek: Nah-, Mittel- und Fernbereich in der strikt benutzerorientierten Bestands-Präsentation; Erfahrungen aus Münster. *BuB – Forum Bibliothek und Information*, 28(3), 269–288.
- Giersberg, D. (2014). *Kreativwerkstätten des 21. Jahrhunderts: Makerspaces in Bibliotheken*. Abgerufen von <https://www.goethe.de/de/kul/bib/20440837.html>
- Glaab, M. (2016). *Politik mit Bürgern – Politik für Bürger: Bürgergesellschaft und Demokratie*. Wiesbaden: Springer.
- Güllner, M. (2013). *Nichtwähler in Deutschland*. Bonn: Friedrich-Ebert-Stiftung.
- Hvenegaard Rasmussen, C. (2016). The participatory public library: The Nordic experience. *New Library World*, 117(9/10), 546–556. doi:10.1108/NLW-04-2016-0031
- Holtkamp, L. (2012) *Verwaltungsreformen* (Grundwissen Politik). Wiesbaden: Springer.
- International Association for Public Participation. (2014). *IAP2's Public Participation Spectrum*. Abgerufen von http://c.ymcdn.com/sites/www.iap2.org/resource/resmgr/Foundations_Course/IAP2_P2_Spectrum.pdf
- IDEO. (2014). *Design Thinking for Libraries: A toolkit for patron-centered design*. Abgerufen von <http://designthinkingforlibraries.com/>
- Ilg, J. (2016). Mehr Spielräume: Methoden der partizipativen Lernraumgestaltung. *Bibliothek. Forschung und Praxis*, 40(3), 347–360. doi:10.1515/bfp-2016-0064
- Jann, W. & Wegrich, K. (2004). Governance und Verwaltungspolitik. In A. Benz (Hrsg.), *Governance: Regieren in komplexen Regelsystemen; Eine Einführung* (S. 193–214). Wiesbaden: Springer.

- Keppler, D. (2010). *Forschungs- und Diskussionsstand Regionale Beteiligung von Bürgern und Bürgerinnen*. Berlin: Technische Universität.
- Krauß-Leichert, U. & Schade, F. (Hrsg.). (2011). *Den Kunden im Focus: Eine Milieustudie zur Profilierung des Produkt- und Dienstleistungsportfolios der Stadtbibliothek Bremen*. Unveröffentlichte Projektarbeit, Hochschule für Angewandte Wissenschaften Hamburg, Department Information, Hamburg.
- Lankes, R. D., Silverstein, J. & Scott, N. (2006). *Participatory networks: The library as conversation*. Chicago, IL: American Library Association.
- Lüttringhaus, M. (2012). *Handbuch Aktivierende Befragung: Konzepte, Erfahrungen, Tipps für die Praxis*. Bonn: Verlag Stiftung Mitarbeit.
- Mauch, S. (2014). *Bürgerbeteiligung: Führen und Steuern von Beteiligungsprozessen*. Stuttgart: Boorberg.
- Mundt, S. & Vohnhof, C. (2007). Managementinstrumente in deutschen Bibliotheken: Eine bundesweite Untersuchung zu Einsatz und Verbreitung. *Bibliothek. Forschung und Praxis*, 31(3), 318–325. doi:10.1515/BFUP.2007.318
- Neunecker, M. (2016). *Partizipation trifft Repräsentation*. Wiesbaden: Springer.
- Nguyen, L. C. (2015). Establishing a participatory library model: A grounded theory study. *The Journal of Academic Librarianship*, 41(4), 475–487. doi:10.1016/j.acalib.2015.03.018
- Petersen, T. (2013). *Gespaltene Demokratie: Politische Partizipation und Demokratiezufriedenheit vor der Bundestagswahl 2013*. Gütersloh: Bertelsmann.
- Schade, F. (2011). Das Dilemma mit der Bibliothek für alle: Das neue Sinus-Modell, die Aussagekraft von sinus-basierten Sekundärstudien und die Zielgruppensegmentierung auf der Grundlage der microm Geo Milieus. *BuB – Forum Bibliothek und Information*, 63(5), 403–409. Abgerufen von <http://b-u-b.de/archiv/>
- Schade, F. (2012). Chancen und Grenzen der Marktsegmentierung auf der Grundlage von Milieustudien für Öffentliche Bibliotheken. In U. Georgy & F. Schade (Hrsg.), *Praxishandbuch Bibliotheks- und Informationsmarketing* (S. 207–229). München: De Gruyter Saur.
- Seidl, T. & Vohnhof, C. (2016). Neue Wege der Bürgerbeteiligung in Bibliotheken: Erarbeitung der Stakeholder-Bedürfnisse mit der Methode LEGO Serious Play; Ein Praxisprojekt in der Stadtbibliothek Tübingen. *BuB – Forum Bibliothek und Information*, 68(8/9), 482–487. Abgerufen von <http://b-u-b.de/wp-content/uploads/2016-08.pdf>
- Städtetag Baden-Württemberg. (2012). *Hinweise und Empfehlungen zur Bürgermitwirkung in der Kommunalpolitik*. Stuttgart: Städtetag Baden-Württemberg.
- Szlatki, M. (2010). Kundenorientierung!: Doch wer sind unsere Zielgruppen?; Eine explorative Lebensstil-Studie für eine neue Qualität der Zielgruppenbetrachtung in Bibliotheken. In T. Becker & C. Vohnhof (Hrsg.), *Gut ist uns nie gut genug: Instrumente zur Qualitätsentwicklung und Qualitätssicherung für die ausgezeichnete Bibliothek* (S. 219–242). Wiesbaden: Dinges & Frick.
- Vetter, A. (2011, 7. Februar). Lokale Politik als Rettungsanker der Demokratie. *Aus Politik und Zeitgeschichte*, (7/8). Abgerufen von <http://www.bpb.de/apuz/33489/lokale-politik-als-rettungsanker-der-demokratie?p=all>
- Vohnhof, C. (2012). Die Bibliothek als Betrieb. In K. Umlauf & S. Gradmann (Hrsg.), *Handbuch Bibliothek: Geschichte, Aufgaben, Perspektiven* (S. 266–285). Stuttgart: Metzler.
- Wickrath, S. (1992). *Bürgerbeteiligung im Recht der Raumordnung und Landesplanung* (Beiträge zum Siedlungs- und Wohnungswesen und zur Raumplanung, Bd. 141). Münster: Inst. für Siedlungs- und Wohnungswesen.

Ziekow, J., Gabriel, O., Remer-Bollow, U., Buchholz, F. & Ewen, C. (2013). *Evaluation und Begleitforschung „Runder Tisch Pumpspeicherwerk Atdorf“* (Forschungsbericht BWPlus, Förderkennzeichen: BWU 11002). Abgerufen von <https://www.baden-wuerttemberg.de/fileadmin/redaktion/dateien/PDF/Evaluation-und-Begleitforschung-Runder-Tisch-Pumpspeicherwerk-Atdorf.pdf>

Alle Internetquellen wurden zuletzt am 13. 01. 2017 aufgerufen.

Susan Einax

Strategisches Management in Bibliotheken

Von der Vision zur Realisierung

Abstract: Die Notwendigkeit einer strategischen Ausrichtung einer öffentlichen Einrichtung, welche einem Träger unterstellt ist, wird zwar betont, ist aber dennoch oft von nachgelagerter Bedeutung. Dies wird vor allem damit begründet, dass die Erstellung eines strategischen Konzeptes ressourcenbindend und zeitaufwändig ist. Nichtsdestotrotz lohnt sich die Etablierung eines strategischen Bewusstseins, um zielorientiertes Handeln in jeder Bereichsebene zu fördern. Die Praxis zeigt, dass die Herausforderung dabei nicht etwa in der Aufstellung von Leitbildern und Visionen liegt, sondern eher in der Formulierung und erfolgreichen Umsetzung einer daraus abgeleiteten Strategie. Eine entsprechende Methodenkompetenz stellt hierfür einen entscheidenden Erfolgsfaktor dar. Dieser Beitrag soll aufzeigen, welche Methoden und Instrumente sich aus betriebswirtschaftlicher Sicht für Bibliotheken eignen und so zu einer erfolgreichen Strategieumsetzung beitragen können.

1 Einleitung

Entscheidungsorientierte Kostenrechnung, Geschäftsprozessanalyse und strategisches Management sind betriebswirtschaftliche Ansätze, die unternehmerisches Handeln in hohem Maße prägen. In öffentlichen Einrichtungen, die nicht gewinnorientiert agieren, wurden ökonomische Instrumente lange außen vor gelassen und führten ein stiefmütterliches Dasein. Die rasanten technologischen und gesellschaftlich-politischen Veränderungen sowie die stetige Zunahme der Informations- und Kommunikationsgeschwindigkeit, insbesondere in den letzten zwei Jahrzehnten, haben aber nicht nur auf den privatwirtschaftlichen Bereich einen nachhaltigen Einfluss, sondern auch auf den öffentlichen Dienstleistungssektor. Schlagworte hierbei sind Globalisierung, EU, Internet, Digitalisierung, mobile Endgeräte, Suchmaschinenteknologie, Cloud-Systeme usw. All dies erfordert ein Anpassen von etablierten Strukturen an ein dynamisches Umfeld. Geeignete Anpassungsmechanismen sind notwendig, um die Überlebens- und Handlungsfähigkeit von Unternehmen und Institutionen zu gewährleisten. Die in diesem Zusammenhang in den Unternehmen erfolgreich etablierten Steuerungselemente und Methoden können hier den öffentlichen Einrichtungen als Ansatzpunkt dienen.

Strategisches Management bedeutet, vorausschauend Erfolgspotenziale zu erkennen, zu erschließen und für sich nutzbar zu machen. Mit anderen Worten hat man damit ein Instrument zur Schaffung und Erhaltung der besten Voraussetzungen für den zukünftigen Erfolg einer Institution in der Hand. Inwieweit dies auch für Bibliotheken eine tragfähige Herangehensweise ist, wurde in zahlreichen Aufsätzen u. a. von Hobohm und Umlauf (2002) sowie von Ball (2011), Naumann (2013), Poll (2004) und Penny (2005) eingehend beleuchtet. Weiterführende Publikationen zeigen, dass mittlerweile sowohl internationale (Steinsieck, 2013; Vonhof, 2014) als auch nationale Bibliotheken strategische Management-Ansätze aktiv nutzen und so ihre Zukunft bewusst steuern (Mundt & Vonhof, 2007; Mittrowann, Motzko & Hauke, 2011). Diverse Fachvorträge und Veröffentlichungen auf den Homepages von Bibliotheken zeugen ebenfalls von der Brisanz dieses Themas. Methoden, die im Zuge dessen in der bibliothekarischen Praxis eine breite Anwendung finden, werden ausführlich u. a. in Bauer (2013), Ceynowa und Coners (2002), Schade (2010) und Hobohm und Umlauf (2002) beschrieben. Des Weiteren nähern sich z. B. Naumann (2013), Poll (2003) und Vonhof (2012) der Frage, inwieweit eine Bibliothek als öffentliche Einrichtung mit einem privatwirtschaftlichen Unternehmen vergleichbar ist. Brandtner (2015) hebt in seinem Beitrag hervor, dass die bisher angenommene Existenzsicherheit von Universitätsbibliotheken durch das Angehören an eine übergeordnete wissenschaftliche Einrichtung zunehmend in Frage gestellt wird. Hierbei kommt es mehr und mehr auf die richtige Strategie an, was wiederum neue Anforderungen an das Bibliotheksmanagement stellt, um die Überlebensfähigkeit einer bibliothekarischen Einrichtung sicherzustellen.

2 Strategischer Managementkreislauf – Ein wenig Theorie

Grundsätzlich werden fünf Phasen unterschieden, die in Abb. 1 in Form eines Kreislaufdiagramms dargestellt sind (vgl. u. a. Camphausen, 2013; Hinterhuber, 2011).

Phase 1 hat das Ziel, einen Zukunftsentwurf im Sinne einer Vision aufzustellen. Visionen folgen in der Regel einem eher abstrakt formulierten Leitbild und münden in die Konkretisierung durch abgeleitete Ober- und Unterziele.¹

¹ Ziele sollten grundsätzlich „SMART“ sein: spezifisch, messbar, erreichbar, realistisch und zeitlich befristet (vgl. u. a. Camphausen, 2013).



Abb. 1: Strategischer Managementkreislauf.

Die Vision richtet den Fokus auf ein gemeinsames Ziel, für das es sich auf allen Ebenen einer Organisation einzusetzen lohnt. Sie gibt dadurch eine übergeordnete Orientierung. Mit der Zielbildung liefert diese Phase Antworten auf die Fragen:

- Was wollen wir erreichen?
- Wo wollen wir hin?

In der zweiten Phase erfolgt eine umfassende Analyse der Ausgangssituation der Bibliothek hinsichtlich interner Leistungsfähigkeit und externer Gegebenheiten sowie eine Analyse der zukünftigen Entwicklungen. Diese Ist-Analyse beantwortet Fragen wie:

- Was können wir leisten?
- Worin sind wir gut?
- Welche globalen, technischen, demografischen, sozio-kulturellen, politischen, rechtlichen und ökonomischen Gegebenheiten beeinflussen unser Tun und Handeln?
- Was erwartet die Umwelt von uns?
- Welche Anspruchsgruppen gibt es überhaupt?
- Welche Zielgruppen kommen in Frage?
- Welche Anforderungen haben diese einzelnen Gruppen?
- Welche zukünftigen Entwicklungen tangieren unsere Arbeit?

Die dritte Phase dient der eigentlichen Strategieformulierung und stellt eine Art Wegbeschreibung zur Erreichung der formulierten Ziele dar. Gleichzeitig erhält man Antworten auf folgende Fragen:

- Wie stellen wir uns auf, um Erfolg zu haben?
- Wie wollen wir dorthin?
- Welche Ressourcen brauchen wir?

Was nützt aber die beste Strategie, wenn es nicht zu einer Realisierung kommt. Phase 4 beschäftigt sich mit der Implementierung der ausgearbeiteten Strategie und sollte konkrete Antworten auf die folgenden Fragen liefern (Hobohm & Umlauf, 2002):

- Wie setzen wir die Strategie um?
- Was sind die einzelnen Schritte?
- Welche Maßnahmen sind zu ergreifen?
- Was sind die Etappenziele?
- Zu welchen Zeitpunkten sollten welche Ergebnisse vorliegen?

Die letzte Phase beinhaltet die Evaluation und Erfolgskontrolle mit einer gegebenenfalls erforderlichen Anpassung der Strategie und/oder der Ziele. Denn nichts ist so sicher, wie die zukünftige Unsicherheit. Und darauf sollte man bestmöglich reagieren können. Im Fokus stehen hierbei die Fragen:

- Haben wir unser Ziel erreicht?
- Ist unsere Vision Wirklichkeit geworden?
- War es die richtige Strategie?
- Sollten andere Maßnahmen ergriffen werden?
- Sind die Ziele noch zeitgemäß?

Dies entspricht einer idealtypischen Vorgehensweise, welche allerdings in der Praxis an ihre Grenzen stößt. Zwischenfälle, Vernetzungen und Interdependenzen sowie die jeweils einzigartige Einrichtungssituation erfordern situationspezifische Lösungen. Dennoch wird durch das Verankern einer strategischen Denk- und Herangehensweise oft ein unbewusst strategisches Handeln gefördert (Mussnig, 2013).

3 Kritische Erfolgsfaktoren – Woran scheitert die erfolgreiche Umsetzung in der Praxis?

Zeitmangel, Ressourcendefizite und Begründungsdruck sind häufig angeführte Hinderungsgründe für das Anstoßen eines Strategieprozesses. Die Hektik des Alltagsgeschäfts und der Fokus auf das operativ Dringliche führen in der bib-

liothekarischen Praxis oftmals zu Ad-hoc-Entscheidungen, die nur ein Reagieren anstatt Agieren möglich machen. Dennoch gibt es in der Praxis zahlreiche Beispiele, in denen Leitbilder aufgestellt, Ziele abgeleitet und sogar Strategien und Strategiepläne formuliert wurden (Beispiele in Steinsieck, 2013). Der entscheidende Schritt aber hin zu einer erfolgreichen Realisierung der erarbeiteten Strategie wird häufig nicht konsequent verfolgt. Hierfür gibt es vielschichtige Gründe. Ein Hauptgrund liegt in der fehlenden Erarbeitung von operationalen Plänen, die für eine detaillierte Umsetzung notwendige Voraussetzung ist. Ein weiterer Grund ist die fehlende Transparenz und dialogische Kommunikation. Transparenz, eine offene Kommunikationskultur und eine breite Mitarbeiterbeteiligung führen dazu, dass sich das gesamte Kollegium mit der Vision und den strategischen Zielen identifiziert (Kolbusa, 2013; Zimmer, 2014). Damit wird dem natürlichen Abwehrmechanismus gegenüber Neuerungen bzw. Veränderungen erfolgreich entgegenwirkt. Denn eine erfolgreiche Umsetzung einer Strategie kann a priori nicht ohne die breite Belegschaft stattfinden. Sie ist es, die schließlich die aus der Strategie abgeleiteten Aufgaben durchführt und somit maßgeblich zum Gelingen beiträgt. Eine weitere Hürde ist, dass langjährig etablierte Strukturen, Prozesse und Abläufe als unantastbar gelten und in der strategischen Planung oft nicht berücksichtigt werden.

Des Weiteren gilt es, Zielkonflikte zu erkennen und zu vermeiden. Bei konfliktären Zielbeziehungen, die in Bibliotheken durch viele widersprüchliche Interessen nicht selten anzutreffen sind, ist eine Priorisierung der Ziele unbedingt erforderlich (Camphausen, 2013).² Ein ganz entscheidender Faktor für die erfolgreiche Implementierung von strategischen Ansätzen ist, dass die Akteure in den Bibliotheken sowohl auf der strategischen als auch auf der operativen Ebene über entsprechende Kompetenzen verfügen bzw. dass diese aufgebaut werden (Zimmer, 2014). Eine fundierte Kenntnis geeigneter Methoden und Instrumente ist für jede einzelne Phase im Managementkreislauf ein entscheidendes Erfolgskriterium.

4 Methoden und Instrumente – Eine kleine Auswahl

Ohne die sichere Kenntnis von Methoden und Instrumenten ist die Handlungsfähigkeit in einem strategischen Managementprozess nicht gegeben. Methoden sind Arbeitstechniken, die der umfassenden Informationsbeschaffung, -auf-

² Miteinander in Konflikt stehende Ziele können sich z. B. durch die Ausrichtung auf kunden- bzw. nutzerorientiertes Handeln und die gleichzeitige Verfolgung von ökonomischen Erfolgskriterien ergeben.

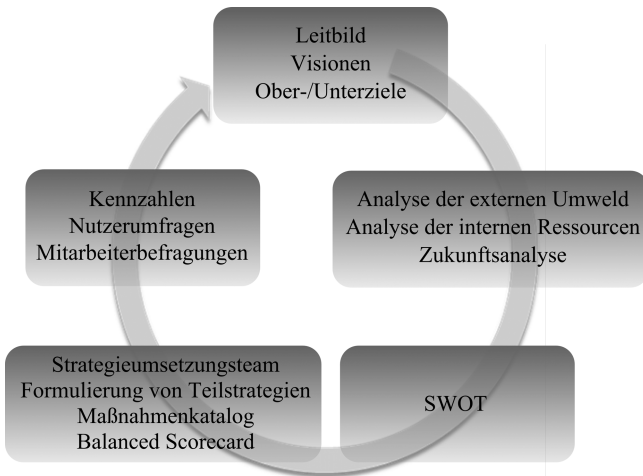


Abb. 2: Einordnung von Methoden in das Phasenmodell.

bereitung und -visualisierung dienen. Die daraus gewonnenen Erkenntnisse stellen jeweils eine Entscheidungshilfe beim weiteren Durchlaufen des Fünf-Phasenmodells in Abbildung 1 dar. Abbildung 2 zeigt für die jeweilige Phase ausgewählte Methoden.

Im Rahmen dieses Beitrages liegt der Fokus auf den Methoden und Instrumenten der zweiten (Strategische Analyse) und der vierten Phase (Strategieumsetzung) des Managementkreislaufes. Hinsichtlich der restlichen Phasen (Zielbildung, Strategieformulierung und Kontrolle) verweise ich auf die Ausführungen in der Literatur. Auf die Methoden der Zielbildung im bibliothekarischen Kontext und die Stärken-Schwächen-Chancen-Risiken-Analyse (SWOT-Analyse) als Standardmethode zur Strategieformulierung in Bibliotheken wird ausführlich bei Hobohm und Umlauf (2002) eingegangen. Die Instrumente der letzten Phase sind z. B. Nutzerbefragungen und Mitarbeiterumfragen und werden von Siegfried und Nix (2014) sowie von Umlauf, Fühles-Ubach und Seadle (2013) behandelt. Kennzahlen und Indikatoren als Kontrollinstrumentarium für die erfolgreiche Umsetzung von Strategien und Zielen werden u. a. von Ceynowa und Coners (2002) erörtert.

4.1 Methoden der strategischen Analyse

Die Management-Literatur weist zum Thema der strategischen Ist-Analyse einer Organisation eine Fülle an vielfältigen Instrumenten auf. In Tab. 1 sind einige der Methoden aufgeführt, die für den Einsatz in Bibliotheken als geeig-

Tab. 1: Auswahl von Methoden der strategischen Analyse.

Analyse des externen Umfeldes	Analyse der internen Ressourcen	Analyse der zukünftigen Entwicklungen
Chancen-Risiken-Analyse	Stärken-Schwächen-Analyse	Szenario-Technik
Stakeholderanalyse	Zufriedenheitsanalyse	Trendanalyse
Zielgruppenanalyse	Unternehmenskulturanalyse	Zukunftskonferenz
Benchmarking	Kompetenzportfolio	
	ABC-Analyse	
	Kostenstrukturanalyse	
	Prozessanalyse	
	Lebenszyklusanalyse	
	Nutzungsmatrix	

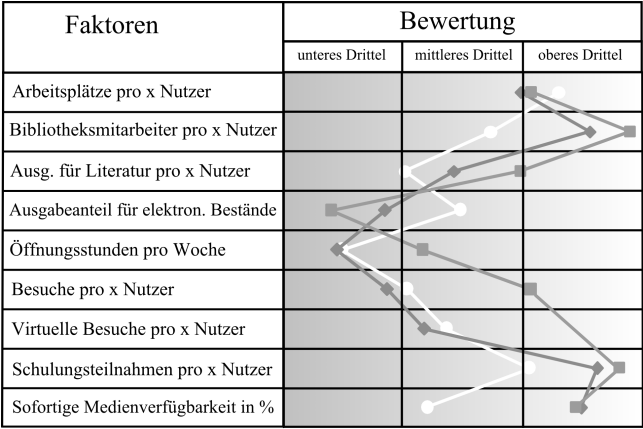


Abb. 3: Profilgrafik mit drei Profilen in Anlehnung an eine BIX-Profilgrafik.

net erscheinen und z. T. zur Anwendung kommen (Camphausen, 2013; Gausemeier & Plass, 2014).

Für Stärken-Schwächen-Analysen eignen sich Profilgrafiken, so wie sie auch beim Bibliotheksindex verwendet und jeder teilnehmenden Bibliothek zur Verfügung gestellt wurden. Auf einen Blick sind so die eigenen Stärken und Schwächen hinsichtlich der untersuchten Indikatoren ersichtlich. Für die eigene interne Analyse können sog. Stärken-Schwächen-Profile dahingehend erweitert werden, dass die Entwicklung der Stärken und Schwächen der eigenen Bibliothek entweder im Jahresvergleich durch die Integration von Profilen mehrerer Jahre oder im direkten Vergleich mit ausgewählten Bibliotheken durch die Integration in eine Grafik dargestellt werden (siehe Abb. 3).

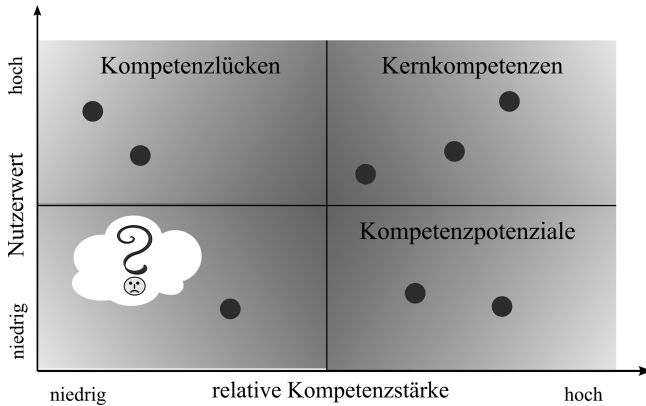


Abb. 4: Kompetenz-Portfolio, nach Gausemeier und Plass (2014) und Hinterhuber (2011).

Ein viel verwendetes Instrument für die interne Analyse stellt die Portfolio-Methode dar, bei der verschiedene Untersuchungsobjekte in einem zweidimensionalen Feld nach verschiedenen Beurteilungskriterien positioniert werden (Gausemeier & Plass, 2014). Eine entsprechende Adaption der Beurteilungskriterien auf die Bibliotheksbranche findet man z. B. bei Naumann (2013), Schade (2010) und Hobohm und Umlauf (2002). Exemplarisch sei hier die Portfolio-Matrix für das Bestandsmanagement mit Umsatz (Ausleihen/Bestand) und Aktivierungsgrad (Anteil der mind. einmal im Jahr genutzten Exemplare) als Kriterien angeführt. Eine andere Möglichkeit besteht darin, die vorhandenen Kompetenzen einer Organisation und ihren Wert für den Nutzer in einem Portfolio abzubilden, was in Abb. 4 dargestellt ist.

Anhand des Kompetenz-Portfolios gewinnt die Bibliothek einen Überblick über die vorhandenen Kernkompetenzen, über existierende Kompetenzlücken und über nicht aktivierte Kompetenz-Potenziale, aus denen Zielsetzungen und Handlungsstrategien abgeleitet werden können.

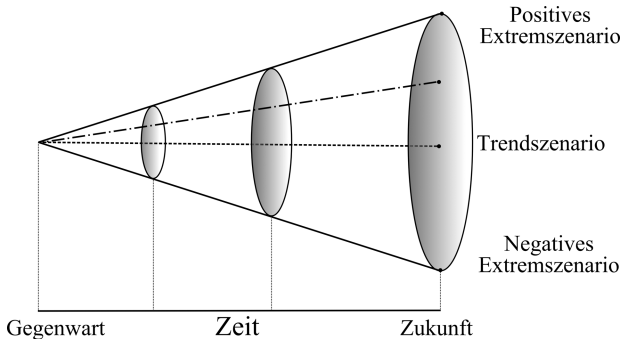
Die Nachfragestruktur einer Bibliothek lässt sich anschaulich in Form einer Nutzungsmatrix visualisieren. Eine solche Matrix bildet die Nutzungsintensität von Dienstleistungen durch die verschiedenen Zielgruppen ab und ist in Abb. 5 dargestellt. Damit können folgende Fragen beantwortet werden: Was sind die meist genutzten Services einer Bibliothek? Werden diese auch von den Zielgruppen genutzt, für die sie konzipiert wurden? Welche Dienstleistungen sind mittlerweile überflüssig? Wer sind die besonders aktiven Nutzer?

Entsprechende Anordnungsschemata sind auch geeignet, um den Aufwand bestimmter Abteilungen bzw. Mitarbeiter in Bezug auf die angebotenen Dienstleistungen der Bibliothek darzustellen. Abb. 6 zeigt hierfür ein Beispiel. Anhand von Abb. 5 und 6 lassen sich dann Aufwand-Nutzen-Verhältnisse ableiten.

		Zielgruppen		
Dienstleistungen				
Dienstleistungen				
Dienstleistungen				
Dienstleistungen				

Abb. 5: Nutzungsmatrix.

		Abteilungen		
Dienstleistungen				
Dienstleistungen				
Dienstleistungen				
Dienstleistungen				

Abb. 6: Aufwandsmatrix.**Abb. 7:** Trichter-Modell nach Mussnig und Mödritscher (2013) sowie Welge und Al-Laham (2012).

Als weitere Entscheidungsunterstützung können Methoden der Prozessmodellierung dienen. Damit wird die Prozess- und Ablauforganisation von komplexen Leistungserstellungsprozessen bzw. Geschäftsgängen grafisch visualisiert und die Aufdeckung von Ineffizienzen erleichtert (Schmelzer, 2013).

Ein nicht zu unterschätzender Erfolgsfaktor besteht in der Analyse der Unternehmens- bzw. Bibliothekskultur. Im Rahmen von Mitarbeiterbefragungen und -gesprächen, Workshops sowie Beobachtungen können Werte, Normen und Denkhaltungen in Erfahrung gebracht werden, die in der Organisation vorherrschen. Eine Strategie kann nur dann erfolgreich umgesetzt werden, wenn sie mit der gelebten Arbeitskultur in der Organisation im Einklang steht. In diesem Zusammenhang können über Profilgrafiken beispielsweise die jeweiligen Ausprägungen der Kunden-, Mitarbeiter-, Leistungs- und Innovationsorientierung in der Bibliothek abgebildet werden (Gausemeier & Plass, 2014).

Hinsichtlich der Analyse der zukünftigen Entwicklungen sind Trendbeobachtungen und Zukunftskonferenzen wichtige Instrumente, um das eigene Wissen über die Zukunft zu erweitern. Diese kommen auch im Bereich des Innovationsmanagements in Bibliotheken zum Einsatz (Fingerle & Mumenthaler, 2016; Hobohm, 2009). Die Szenario-Technik als eine Möglichkeit der Zukunftsanalyse bildet alternative Zukunftsbilder in Form eines Trichtermodells

ab (vgl. Abb. 7). Diese vorausschauende Analyse gestattet ein Abschätzen der multiplen Zukunft und erhöht damit die zukünftige Handlungsfähigkeit.

Die Informationen, die aus der umfassenden Ist-Analyse gewonnen wurden, bilden nun die Basis für die Formulierung einer Strategie. Dafür eignet sich insbesondere die Methode der SWOT-Analyse, die ausführlich im Kontext für Bibliotheken bei Hobohm und Umlauf (2002) sowie Bauer (2013) diskutiert wurde.

4.2 Methoden der Strategieumsetzung

Die Realisierung ausgearbeiteter Strategien in Form von Strategiepapieren und -konzepten stellt eine Art Scheideweg im strategischen Management dar. Häufig stoppt der Strategieprozess in der Praxis mit der Formulierung des Strategiepapieres. Dies gilt sowohl für privatwirtschaftliche Unternehmen als auch für öffentliche Einrichtungen (Steinsieck, 2013; Welge & Al-Laham, 2012). Für eine erfolgreiche Umsetzung der Strategie sind folgende Instrumente zielführend:

- Strategieumsetzungsteams
- Formulierung von Teilstrategien
- Maßnahmenkataloge
- Balanced Scorecard

Strategieumsetzungsteams bündeln die Kernkompetenzen für die nun anstehende Überführung der strategischen Planung in die mittelfristige und operative Planung. An erster Stelle erfolgt die Zerlegung der Hauptstrategie in Teilstrategien unter Berücksichtigung lokaler Gegebenheiten und Strukturen (sog. „Strategie der kleinen Schritte“). Daraus abgeleitet ergibt sich die Spezifizierung und Konkretisierung von Maßnahmen, Rollen und Aufgaben bis auf die Ebene des Tagesgeschäftes. Als Ergebnis wird ein detaillierter Maßnahmenkatalog schriftlich formuliert, der für alle Beteiligten eine Art Ausführungsrichtlinie darstellt (Kolbusa, 2013; Welge & Al-Laham, 2012).

Alternativ lässt sich der Umsetzungsplan für eine Strategie mittels einer Balanced Scorecard formulieren. Die Balanced Scorecard ist ein Managementinstrument, das die Vision und Strategie einer Einrichtung in konkrete Ziele, Kennzahlen und Maßnahmen überführt. Balanced Scorecards haben Eingang in die Bibliothekswelt durch die Arbeiten von Ceynowa und Coners (2002), Hobohm und Umlauf (2002) sowie Penny (2005) gefunden.

5 Fazit

Strategisches Management ist ein Ansatz für die Verbesserung der Zukunftsfähigkeit von Wissenschaftlichen Bibliotheken. Durch die Auseinandersetzung

mit der eigenen Leistungsfähigkeit im Kontext eines dynamischen Umfeldes und die Förderung einer zielorientierten Denkweise gelingt es, Strategien zur aktiven Steuerung der eigenen Zukunft zu entwickeln. Hinter der strategischen Planung und Steuerung einer Bibliothek verbirgt sich ein ganzheitlicher Denkansatz, der alle hierarchischen Ebenen einer Institution einbezieht und eine entsprechende Herausforderung an die Kompetenzen in den Bereichen des Personal-, Projekt-, Innovations-, Qualitäts-, Informations- und Veränderungsmanagements stellt.

Ein entscheidender Faktor ist, dass strategisches Denken und Handeln ein Teil der Organisationskultur wird. Für Bibliotheken bedeutet dies in erster Linie, dass ausgehend von der strategischen Führungsebene eine transparente und offene Kommunikationskultur geschaffen wird. Dies ist die Grundlage für eine breite Akzeptanz der strategischen Ziele und der Strategieentwicklung bei allen Beteiligten. Dadurch wird quasi eine motivationsfördernde, kollektive Energie generiert, die für den notwendigen Umsetzungswillen sorgt. Wird die so entstandene Energie in Strategieumsetzungsteams gebündelt, besitzt eine Bibliothek die notwendige Kraft für die Ausgestaltung operativer Pläne. Gelingt es in diesem Zuge, eine entsprechende Methodenkompetenz aufzubauen, sind die bestmöglichen Voraussetzungen für einen erfolgreichen Strategieumsetzungsprozess gegeben, damit Visionen nicht nur Visionen bleiben.

Literatur

- Ball, R. (2011). Können Wissenschaftliche Bibliotheken strategisch gesteuert werden? Ausschlaggebend: Strategie und Management des Trägers. In A. Mittrowann, M. Motzko & P. Hauke (Hrsg.), *Bibliotheken strategisch steuern: Projekte, Konzepte, Perspektiven* (S. 149–154). Bad Honnef: Bock + Herchen.
- Bauer, S. (2013). *Instrumente der Strategieentwicklung an Bibliotheken* (Berliner Handreichungen zur Bibliotheks- und Informationswissenschaft, 344). Berlin: Institut für Bibliotheks- und Informationswissenschaft. Abgerufen von <http://edoc.hu-berlin.de/series/berliner-handreichungen/2013-344>
- Brandtner, A. (2015). Wandel – Krise – Transformation: Herausforderungen für Universitätsbibliotheken am digitalen Informationsmarkt. In R. Ball & S. Wiederkehr (Hrsg.), *Vernetztes Wissen. Online: Die Bibliothek als Managementaufgabe; Festschrift für Wolfram Neubauer zum 65. Geburtstag* (S. 63–75). Berlin/Boston: De Gruyter Saur.
- Camphausen, B. (2013). *Strategisches Management: Planung, Entscheidung, Controlling*. München: Oldenbourg.
- Ceynowa, K. & Coners, A. (2002). *Balanced scorecard für wissenschaftliche Bibliotheken* (Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie: ZFBB, Sonderhefte, 82). Frankfurt am Main: Klostermann.
- Fingerle, B. I. & Mumenthaler, R. (2016). *Innovationsmanagement in Bibliotheken*. Berlin/Boston: De Gruyter Saur.

- Gausemeier, J. & Plass, C. (2014). *Zukunftsorientierte Unternehmensgestaltung: Strategien, Geschäftsprozesse und IT-Systeme für die Produktion von morgen*. München: Hanser.
- Hinterhuber, H. H. (2011). *Strategische Unternehmensführung* (Teil 1: Strategisches Denken: Vision – Ziele – Strategie, 8., neu bearb. und erw. Aufl.). Berlin: E. Schmidt.
- Hobohm, H.-C. & Umlauf, K. (Hrsg.). (2002 ff.). *Erfolgreiches Management von Bibliotheken und Informationseinrichtungen* (Loseblattausgabe). Hamburg: Dashöfer.
- Hobohm, H.-C. (2009). Wie werden innovative Ideen aufgespürt und umgesetzt: Qualitative Erhebung zu Environmental Scanning und Trendbeobachtung an deutschen Bibliotheken. *BuB – Forum Bibliothek und Information*, 61(6), 454–459. Abgerufen von <http://b-u-b.de/archiv/>
- Kolbusa, M. (2013). *Umsetzungsmanagement: Wieso aus guten Strategien und Veränderungen häufig nichts wird*. Wiesbaden: Springer Gabler.
- Mitrowann, A., Motzko, M. & Hauke, P. (2011). *Bibliotheken strategisch steuern: Projekte, Konzepte, Perspektiven*. Bad Honnef: Bock + Herchen.
- Mundt, S. & Vohnhof, C. (2007). Managementinstrumente in deutschen Bibliotheken: Eine bundesweite Untersuchung zu Einsatz und Verbreitung. *Bibliothek: Forschung und Praxis*, 31(3), 318–325. doi:10.1515/BFUP.2007.318
- Mussnig, W. & Mödritscher, G. (Hrsg.). (2013). *Strategien entwickeln und umsetzen: Speziell für kleine und mittelständische Unternehmen*. Wien: Linde International.
- Naumann, U. (2013). Serviceportfolios von Bibliotheken im Umbruch: Herausforderungen an Management und Organisation; Ein Überblick zur Thematik aus betriebswirtschaftlicher Sicht. In A. Degkwitz (Hrsg.), *Personal- und Organisationsentwicklung in Bibliotheken* (S. 13–44). Berlin/Boston: De Gruyter Saur.
- Penny, N. (2005). An approach to strategic planning and strategy management at national libraries. *Alexandria*, 17(3), 149–156. doi:10.1177/095574900501700305
- Poll, R. (2003). Bibliotheksmanagement und Bibliothekspolitik: Kann man die „Wirkung“ von Bibliotheken messen? Internationale Projekte zu „impact“ und „outcome“ in öffentlichen und wissenschaftlichen Bibliotheken. In H. Benkert, B. Rosenberger & W. Dittrich (Hrsg.), 92. *Deutscher Bibliothekartag in Augsburg 2002: Die Bibliothek zwischen Autor und Leser* (Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie: ZFBB, Sonderhefte, 84, S. 357–369). Frankfurt am Main: Klostermann.
- Poll, R. (2004). Bibliotheksmanagement. In R. Frankenberger & K. Haller (Hrsg.), *Die moderne Bibliothek: Ein Kompendium der Bibliotheksverwaltung* (S. 93–116). München: De Gruyter Saur.
- Schade, F. (2010). Die Portfolio-Analyse: Ein Instrument zur Profilierung von Bibliotheksbeständen. *BuB – Forum Bibliothek und Information*, 62(5), 404–409. Abgerufen von <http://b-u-b.de/archiv/>
- Siegfried, D. & Nix, S. J. (2014). *Nutzerbezogene Marktforschung für Bibliotheken: Eine Praxiseinführung*. Berlin/Boston: De Gruyter Saur.
- Schmelzer, H. J. & Sesselmann, W. (2013). *Geschäftsprozessmanagement in der Praxis: Kunden zufriedenstellen, Produktivität steigern, Wert erhöhen*. München: Hanser.
- Steinsieck, A. (2013). Strategieentwicklung als Methode modernen Bibliotheksmanagements: Ein internationaler Überblick. *Perspektive Bibliothek*, 2(2), 104–128. doi:10.11588/pb.2013.2.11245
- Umlauf, K., Fühles-Ubach, S. & Seadle, M. (Hrsg.). (2013). *Handbuch Methoden der Bibliotheks- und Informationswissenschaft: Bibliotheks-, Benutzerforschung, Informationsanalyse*. Berlin/Boston: De Gruyter Saur.

- Vonhof, C. (2012). Die Bibliothek als Betrieb. In K. Umlauf & S. Gradmann (Hrsg.), *Handbuch Bibliothek: Geschichte, Aufgaben, Perspektiven* (S. 266–286). Stuttgart [u. a.]: Metzler.
- Vonhof, C. (2014). Creating Future?!: Strategisches Management in US-Bibliotheken; Ein systematisierender Blick über den Tellerrand. *O-bib: Das offene Bibliotheksjournal*, 1(1), 124–145. doi:10.5282/o-bib/2014H1S124-145
- Welge, M. K. & Al-Laham, A. (2012). *Strategisches Management: Grundlagen – Prozess – Implementierung*. Wiesbaden: Springer Gabler.
- Zimmer, M. (2014). *Strategisches Management in Bildungseinrichtungen* (Studienreihe Bildungs- und Wissenschaftsmanagement, 15). Münster [u. a.]: Waxmann.

Alle Internetquellen wurden zuletzt am 07.02.2017 aufgerufen.

Arvid Deppe

Nachhaltiges Projektmanagement in Bibliotheken

Erfahrungssicherung durch Debriefing

Abstract: Projektarbeit ist heute in vielen Bibliotheken eine etablierte Organisationsform. Bei allen Vorteilen, die ein klar abgesteckter Projektrahmen bieten kann, birgt er auch Stolpersteine. Gerade die zeitliche Begrenzung von Projekten und die damit zusammenhängende, oft fehlende personelle und inhaltliche Kontinuität bringen die Gefahr mit sich, dass mit Projektende Teile des im Projekt generierten – insbesondere impliziten – Wissens verloren gehen. Projekt-Debriefings stellen Versuche dar, dieses schwer zugängliche Erfahrungswissen systematisch zu sichern und in den Wissenskreislauf der Einrichtung zu integrieren. Während sie in Industriebetrieben, v. a. in projektorientierten Unternehmen, sehr verbreitet sind, haben sie in Bibliotheken bisher kaum Eingang gefunden. In diesem Beitrag sollen der Komplex des Projekt-Debriefings vorgestellt und ein Blick auf eine mögliche Umsetzung und auf besondere Herausforderungen in Bibliotheken gewagt werden.

1 Einführung

1.1 Hintergrund

In vielen Bibliotheken wird die traditionelle hierarchische Aufbauorganisation mittlerweile durch eine Vielzahl von flexibleren Strukturen ergänzt. Nicht nur im Rahmen der steten Eruierung möglicher Aufgabenfelder für Bibliotheken wird auf Projekte gebaut; auch klassische bibliothekarische Aufgaben finden sich vermehrt in vergleichbarer Organisationsform realisiert („Maßnahmen“ bzw. „Interne Projekte“). Projekte zeichnen sich u. a. durch Einmaligkeit und Abgeschlossenheit aus.

Eine besondere Herausforderung, die daraus erwächst, ist die gezielte Sicherung des im Projektverlauf erworbenen Wissens und seiner effizienten Nachnutzung. Dabei geht es nicht nur um die Weitergabe von konkretem Prozess- oder Faktenwissen, sondern v. a. um „implizites“ Erfahrungswissen, das oft themenübergreifende Relevanz aufweist.

Ein nachhaltiges Projektmanagement sollte daher um Methoden bemüht sein, das Wissen, insbesondere komplexere, nicht bereits explizit vorliegende

und damit schwerer fassbare Wissensinhalte zu reflektieren und zu sichern, um gewinnbringend darauf zurückgreifen zu können. Sogenannte Debriefing-Techniken können hier helfen.

1.2 Definition und Abgrenzung

Debriefing gehört in den Bereich des operativen Wissensmanagements und bezeichnet die systematische Erhebung von Mitarbeiterwissen nach Beendigung eines Projektes oder Prozesses, um dieses zu bewahren und für folgende Projekte nachnutzbar zu machen. Im Fokus steht dabei weniger das explizite oder potenziell explizierbare Faktenwissen, sondern das in der Regel implizite (Projekt-)Erfahrungswissen, das sich in den Köpfen der Mitarbeiter befindet.¹ Es umfasst Wissensarten wie Kontextwissen, Netzwerkwissen, Handlungswissen oder ziel- und wertebezogenes Wissen (Erlach, Orians & Reisach, 2013, S. 52). Ziel von Debriefing-Methoden ist es, dieses implizite, individuelle Wissen in explizites, kollektives Wissen zu überführen.

Für die Projektnacharbeit existiert eine Reihe von teils synonymen Begriffen, wobei man grundsätzlich zwei Arten unterscheiden kann. Zum einen sind Projekt-Review, Projekt-Bericht, Abschluss-Meeting etc. zu nennen. Sie sind Teil des formellen Projektabschlusses im Sinne des Auftraggebers, sichern v. a. explizites Faktenwissen und/oder evaluieren das Projekt.

Debriefing hingegen ist nicht Teil des Projekts selbst. Es ist nicht notwendig, um ein Projekt zum Ende zu bringen, sondern dient der Einrichtung, die aus dem Projekt lernen will. Dabei werden die Begriffe Debriefing(-Workshop), Projekt-Retrospektive, After Action Review, Post Mortem Review, Manöverkritik und Erfahrungssicherungs-Workshop weitgehend synonym verwendet. Der eng verwandte Begriff des Lessons Learned wird oft ebenfalls bedeutungsgleich genutzt, teils aber auf die Dokumentation von Projekterfahrungswissen begrenzt (Eppler, 2007, S. 73; Vollmar, 2008), vom Workshop-Setting gelöst (Heitmann, 2013, S. 262) und/oder nicht auf das Projektende beschränkt, sondern an wichtige Projektphasen/Meilensteine gekoppelt (Rensing & Despres, 2015, S. 5).

¹ Zum Begriff des expliziten und impliziten Wissens vergleiche Nonaka und Takeuchi (1995).

2 Die Methode des Debriefing

Projekt-Debriefing ist eingebettet in einen Wissenskreislauf aus den vier Kernaktivitäten Wissen erzeugen, Wissen speichern, Wissen verteilen und Wissen anwenden (Voigt & Garrel, 2009, S. 65).²

Dieses sehr schematische Verständnis vernachlässigt zwar die Interaktion und die fließenden Übergänge der Kernaktivitäten, eignet sich aber als Heuristik zur Darstellung verschiedener Aspekte.

2.1 Wissen erzeugen

Als Verknüpfung von Techniken zur Reflexion eines Projekts kann Debriefing sehr verschieden aussehen. Auch hinsichtlich der Zielsetzung (auf welches Wissen wird in welcher Tiefe abgezielt) und – zeitlichen und finanziellen – Ressourcen unterscheiden sich Debriefings. Im Kern geht es dabei immer um vier Punkte³ (Eppler, 2007, S. 74; Vahs & Weiland, 2013, S. 389):

- Erfolge: Was ist gut gelaufen?
- Fehler: Was ist schlecht gelaufen?
- Erkenntnisse: Was lernen wir daraus?
- Umsetzung: Wie setzen wir das Gelernte in Zukunft um?

Die Techniken, die dabei zum Einsatz kommen, können sich in Inhalt/Methode, Breite (Sammlung) und Tiefe (Analyse) unterscheiden und von Plan- und Rollenspielen über Diskussionen (Gruppe/Paar) bzw. narrative Methoden sowie expressive Instrumente (z. B. Zustimmungsskalen) bis hin zu verschiedenen Visualisierungstechniken (Stimmungskurve, Project-Maps, Walk'n'Write u. a.) reichen.

2.2 Wissen speichern/sichern

Wenngleich ein großer Teil der Lernerfahrung aus Debriefing-Workshops in der Interaktion selbst liegt,⁴ scheint eine personenunabhängige Sicherung des

² Andere unterscheiden Prozess- von Darstellungsmethoden des Erfahrungslernens und zählen Debriefing zum ersten, wogegen Dokumentation für sie ein anderer Strang ist (Eppler & Schindler, 2002).

³ Diese können natürlich unterschiedlich ausgestaltet werden, etwa: „Auf welche Erfahrungen sind wir stolz?“, „Auf welche Erfahrungen hätten wir verzichten können?“, „Auf welche Barrieren stießen wir im Laufe des Projektes?“, „Wie wurden diese Hürden genommen?“ etc.

⁴ Schilcher hält die Dokumentation sogar nicht nur für schwierig, sondern gar für wenig sinnvoll, da sie unpersönlich ist und damit den interaktiven Kern des Austausches von Erfahrungswissen verfehlt (2009, S. 350 f.).

Wissens hinsichtlich der Nachhaltigkeit sinnvoll. Diese Verdichtung und Dokumentation der oft vielschichtigen und komplexen Ergebnisse stellt eine besondere Herausforderung dar. Der geeignete Weg hängt auch von den potenziellen Adressaten der Informationen ab. Ein einfacher Weg kann die direkte Dokumentation der Workshop-Ergebnisse im Sinne eines Protokolls sein. Ergebnisse, Einschätzungen etc. werden systematisiert, zusammengefasst und es werden aus ihnen „Lernpunkte“ für die Einrichtung herausgezogen.

Andere Methoden sind stärker auf externe Adressaten und die Verbindung von personalem und organisationalem Wissen ausgerichtet. Zwei von ihnen seien kurz angerissen:

- a) Der Mikroartikel (Reinmann-Rothmeier & Eppler, 2008, S. 96–99; Willke, 2001) ist eine strukturierte Form der Erfassung von individuellen Lernerfahrungen. In Analogie zu einem wissenschaftlichen oder journalistischen Artikel werden auf einer halben Seite bis maximal drei Seiten Thema/Headline, Story/Lernanlass, Grundlegende Einsicht, Folgerungen und Anschlussfragen formuliert.
- b) Das Story-Telling gehört zu den narrativen Methoden und ist der qualitativen Sozialforschung entlehnt. Durch erweitertes, nicht-exaktes Umschreiben wird Erfahrungswissen in Geschichten dokumentiert, die als Transportmedium für Wissen, Werte und Normen (Schilcher, 2009, S. 354, 363) wie auch problematischer Inhalte dienen (Frielingsdorf, 2013, S. 261 f.) und zugleich ein Analyseinstrument darstellen (S. 257).

In mehreren Phasen werden aus individuellen Erfahrungen in Form von halbstrukturierten Interviews/Narrationen durch Qualitative Inhaltsanalysen Kurzgeschichten, die mit Originalzitaten der Interviewten sowie Anmerkungen der Erstellenden versehen sind und über Vorträge, Workshops u. ä. Verbreitung finden (Heitmann, 2013, S. 266 f.). Entsprechend stellen die Dokumente weniger ein Nachschlagewerk als eine Grundlage für Diskussionen dar. Im Projektkontext könnten sie bereits im Vorfeld relevante Fragen aufwerfen und für bestimmte Themen sensibilisieren.

So tiefgreifend und analytisch derartige narrative Methoden sind, so schwierig und ressourcenintensiv sind sie auch (Schilcher, 2009, S. 357). Meines Erachtens ergeben sie deshalb v. a. bei sehr großen Projekten und/oder bei großem Wandel wie umfassenden Umstrukturierungen („Change Management“) Sinn, bei denen der Kern der Einrichtung erfasst und bewahrt werden soll. In vereinfachter Form sind sie allerdings auch als Dokumentation von Debriefings denkbar.⁵

⁵ So haben etwa Mittelman und Schatzl (2014, S. 147 f.) die verkürzte Methode „Storytelling One Day“ entwickelt.

Diese unterschiedlichen Formen der Dokumentation stehen nur exemplarisch für eine Vielzahl möglicher Wege der Verdichtung und Verschriftlichung. Zur Sicherung des Wissens gehört aber darüber hinaus auch die Frage, wo dies geschehen soll. Hierzu bieten sich sowohl die Integration in bestehende Systeme der Bibliothek, z. B. zur Qualitätssicherung, als auch eigene projektspezifische Dokumentationen an (Projekt-Handbuch, Projekt-Bibliothek). Üblich sind hier etwa Erfahrungsdatenbanken, CMS, Dokumenten-Management-Systeme, Groupware-Systeme oder Wikis (Rensing & Despres, 2015, S. 7). Schilcher will solch technische Infrastruktur nicht als Speicher/Archiv verstanden wissen, sondern als unterstützenden Rahmen, der Träger von Erfahrungswissen zu identifizieren hilft (2009, S. 353). Meines Erachtens ist die Speicherfunktion jedoch insofern bedeutsam, als ein Erfahrungsträger und sein Wissen nicht unbegrenzt verfügbar sind. Hinzu kommt, dass archivierte Dokumentationen eine sinnvolle Grundlage für Evaluierungen oder Meta-Analysen darstellen können.

2.3 Wissen verteilen

Idealerweise wird das gesicherte Wissen innerhalb der Bibliothek direkt in Maßnahmen überführt und darin wirksam. Jenseits der direkten Anwendung müssen bei der Verteilung v. a. die Ebene der Problemstellung und der entsprechende Adressatenkreis berücksichtigt werden: Sollen ein interner Projektkreis, Führungskräfte, zukünftige Projektleiter, Entwickler, Berater oder Mitarbeiter in anderen Projekten informiert werden? Soll das Wissen aktiv vermittelt oder lediglich vorgehalten werden?

Wichtig ist die Aufnahme in die jeweiligen praxisrelevanten Dokumente der Bibliothek – wie QM-Handbücher, Verfahrensanweisungen etc. – die Veröffentlichung über interne Kommunikationswege (Mailverteiler, Intranet, interne Fortbildung) und/oder Raum für direkten Austausch (Voigt & Garrel, 2009, S. 65).

2.4 Wissen anwenden

Für die gezielte Anwendung und Nachnutzung des Wissens in der Projektplanung oder in bestimmten Projektphasen können je nach Einrichtung entweder spezielle Abteilungen verantwortlich zeichnen (Personalabteilung, Projektbüro, Drittmittel-Verwaltung) oder bestimmte Fortbildungsinhalte oder Coachingformate etabliert werden (Voigt & Garrel, 2009, S. 65 f.).

Um langfristig erfolgreich zu sein, muss das Debriefing fest in den Wissenskreislauf der Bibliothek und in ihre Aufbau- und Ablauforganisation integriert werden. Im Sinne der Nachhaltigkeit muss außerdem eine Implementierung auf strategischer Ebene angestrebt werden, etwa durch Integration in die strategischen Ziele der Bibliothek und/oder der übergeordneten Einrichtung.

3 Einführung eines Debriefings

Um Debriefings in der eigenen Bibliothek zu testen, bietet sich zunächst die Durchführung eines Piloten an, in dessen Rahmen z. B. ein klar abgegrenztes und abgeschlossenes Projekt über einen halben Tag durch eine externe Moderation debrieft wird.

Weil ein Debriefing zum einen für jedes Projekt im Einzelnen wertvoll ist, zum anderen nur ein Gesamtkonzept der Erfahrungssicherung den Erfahrungstransfer dauerhaft gewährleisten kann, sollte Debriefing mittelfristig nicht auf einzelne Projekte begrenzt werden. Eine breitere Einführung muss dann schrittweise erfolgen und beinhaltet verschiedene Entscheidungen, die getroffen und kommuniziert werden müssen. So ist etwa die Frage zu klären, wem das Debriefing dienen soll: Nützt es in erster Linie den Projektmitarbeitern des debrieften Projektes selbst bei der Verbesserung ihrer Zusammenarbeit oder sollen aktuelle und künftige Projektleitung(en) ihre Arbeit reflektieren und optimieren? Können darüber hinaus Schnittstellen oder Abläufe in der Bibliothek reibungsloser gestaltet oder innovative Ideen weiterentwickelt werden etc.?

Des Weiteren sollten transparente Kriterien entscheiden, welche Projekte bevorzugt debrieft werden. Werden Drittmittelprojekte priorisiert, spielen Komplexität, Kosten, Laufzeit oder strategische Ausrichtung/Priorität eine Rolle oder sollten zunächst besonders erfolgreiche oder erfolglose Projekte teilnehmen?

Hinzu kommen weitere Fragen, die es zu klären, und Entscheidungen, die es zu treffen gilt: Soll das Debriefing freiwillig oder verpflichtend sein? Welche Form soll es annehmen und wie soll es dokumentiert werden? In wessen Verantwortung liegt es kurz-/langfristig und wer führt es durch? Sollen externe Moderatoren beauftragt oder soll intern in Weiterbildung investiert werden und wo soll das Wissen ggf. verankert werden?

3.1 Exemplarischer Aufbau/Workshop-Format

Trotz der Vielfalt möglicher eingesetzter Methoden und dem teils sehr unterschiedlichen zeitlichen Umfang ist der Aufbau von Debriefing-Workshops häu-

fig vergleichbar.⁶ Der Moderator bereitet sich inhaltlich und methodisch vor und nimmt die Nachbereitung zusammen mit der verantwortlichen Stelle zur Weiterverarbeitung der Ergebnisse vor. Der eigentliche Workshop teilt sich in verschiedene Phasen, in denen schrittweise versucht wird, aus den gemachten Erfahrungen Lernziele und aus diesen Maßnahmen für die Bibliothek abzuleiten:

Einem a) Einstieg, in dem Erwartungen und Ziele formuliert und offene Fragen geklärt werden, folgen ein b) Projektrückblick und das c) systematische Sammeln von Erfahrungen und deren anschließende Bewertung. Auf dieser Basis können d) Ursachen für bestimmte Verläufe analysiert und erste Handlungsoptionen erarbeitet werden, die schließlich in e) die Formulierung konkreter Maßnahmen übergehen, bevor der Workshop mit einer f) Feedbackrunde formal abgeschlossen wird. Methodisch kann dabei in jeder Phase abhängig von Gruppengröße, Zeitrahmen und Projekthalt auf verschiedene Workshop-Tools zurückgegriffen werden (siehe etwa Andler, 2015).

Auf diese Weise kommen Erfahrungen aus verschiedenen Bereichen zusammen; Voigt und Garrel nennen Kultur, Projektmanagement, Prozess, Organisation sowie Ressourcen/Mitarbeiter (2009, S. 64).

3.2 Mögliche Probleme und Herausforderungen

Faktoren, die den Debriefing-Erfolg hemmen können, finden sich auf verschiedenen Ebenen (u. a. Vahs & Weiland, 2013, S. 388 f.; Schilcher, 2009, S. 349; Eppler & Schindler, 2002, S. 60). Bei den beteiligten Individuen können fehlende Motivation, z. B. aufgrund von fehlender Identifikation, aber auch Mangel an erkennbarem Nutzen ebenso negativ wirken wie die fehlende Bereitschaft, Fehler zuzugeben und/oder das eigene Wissen zu teilen. Darüber hinaus kostet ein Debriefing Zeit, die oft nicht in der Projektplanung einberechnet ist. Weitere Probleme können in der Dokumentation selbst und/oder deren fehlender Nutzung liegen.

Entsprechende Grundvoraussetzungen für ein Gelingen ergeben sich hieraus: So muss der Nutzen klar kommuniziert und das Debriefing zeitnah durchgeführt werden, um eine möglichst hohe Identifikation zu ermöglichen. Die Zeit hierfür sollte grundsätzlich bereits bei der Projektplanung berücksichtigt werden. Eine möglichst hohe Fehlerkultur innerhalb der Einrichtung kann die

⁶ Der hier geschilderte mögliche Ablauf folgt im Wesentlichen ProWis (2016) sowie Voigt und Garrel (2009, S. 62f.)

Bereitschaft zur konstruktiven Kritik steigern.⁷ Dabei nicht nur auf Fehler zu fokussieren, sondern auch Erfolge zu feiern, kann zusätzlich motivierend wirken.

4 Fazit

Bibliotheken sind nicht nur bei der Suche nach zukunftsfähigen Aufgabenfeldern vermehrt auf die Projektform angewiesen. Auch intern werden Aufgaben immer wieder in Projekten realisiert. Durch die tendenziell geringere personelle und inhaltliche Kontinuität über Projekte hinaus gerät dabei zugleich die Nachhaltigkeit des erworbenen Wissens in Gefahr.

Systematisches Debriefing kann Bibliotheken helfen, dieses Wissen zu sichern und dabei aus gemachten Erfahrungen zu lernen („Lernende Organisation“). Hierdurch können nicht nur für zukünftige Projekte Fehler vermieden und Projektabläufe optimiert, sondern ggf. auch Projekte effizienter in den bibliothekarischen Regelbetrieb überführt werden. Durch gezielte Nutzung auch von Misserfolgen wird der Wert eines Projekts nicht allein auf dessen Output reduziert. Debriefing vermittelt zudem eine Form der Wertschätzung, indem es Mitarbeiter als Wissensträger in den Mittelpunkt rückt, und hilft zudem bei der Etablierung einer fehlertoleranten Unternehmenskultur.

Auf der anderen Seite sind Debriefings zeitlich und personell aufwändig, ihre Resultate oft nicht unmittelbar ersichtlich und auf sinnvolle und nachhaltige Implementierung angewiesen, um Lerneffekte zu erreichen.

Als Wissens Einrichtung und -infrastruktur ist es für Bibliotheken gleichermaßen wichtig, das eigene Wissen zu pflegen. Gleichzeitig stellen Projekt-Debriefings für sie insofern eine besondere Herausforderung dar, als Projekte hier neben anderen Geschäftsprozessen laufen. Als Folge sind besonders interne Projekte oft nicht klar definiert und fließend in Zeiträumen, Ressourcen, Zielstellungen, Aufgaben, Verantwortlichkeiten und Rollen. Debriefings können nicht nur helfen, diese Schieflagen zu identifizieren, sondern – sofern institutionell verankert – selbst strukturgebend auf interne Projekte wirken.

Literatur

Andler, N. (2015). *Tools für Projektmanagement, Workshops und Consulting: Kompendium der wichtigsten Techniken und Methoden* (6., überarb. und erw. Aufl.). Erlangen: Publicis Publ.

7 Zur Steigerung der eigenen Fehlerkultur vgl. z. B. Reinmann-Rothmeier (2001).

- Eppler, M. J. (2007). Werkzeugkiste: Debriefing – Lernen aus Erfolgen und Fehlern (Teil 10). *Organisationsentwicklung: Zeitschrift für Unternehmensentwicklung und Change Management*, 26(1), 73–77.
- Eppler, M. J. & Schindler, M. (2002). Vom Debriefing zum kontinuierlichen Erfahrungslernen. *Organisationsentwicklung: Zeitschrift für Unternehmensentwicklung und Change Management*, 21(1), 58–71.
- Erlach, C., Orians, W. & Reisach, U. (2013). *Wissenstransfer bei Fach- und Führungskräftewechsel: Erfahrungswissen erfassen und weitergeben*. München: Hanser.
- Frielingsdorf, A. (2013). Storytelling. In T. Steiger & E. Lippmann (Hrsg.), *Handbuch angewandte Psychologie für Führungskräfte* (Bd. 1, S. 253–264). Berlin [u. a.]: Springer.
- Heitmann, K. (2013). *Wissensmanagement in der Schulentwicklung: Theoretische Analyse und empirische Exploration aus systemischer Sicht*. Wiesbaden: Springer.
- Mittelmann, A. & Schatzl, G. (2014). Durch Storytelling implizites Projektwissen heben und weitergeben. In R. Pircher (Hrsg.), *Wissensmanagement, Wissenstransfer, Wissensnetzwerke: Konzepte, Methoden, Erfahrungen* (S. 139–149). Erlangen: Publicis Publ.
- Nonaka, I. & Takeuchi, H. (1995). *The knowledge-creating company: How Japanese companies create the dynamics of innovation*. New York, NY: Oxford Univ. Press.
- Reinmann-Rothmeier, G. (2001). *Wissensmanagement lernen: Ein Leitfaden zur Gestaltung von Workshops und zum Selbstlernen*. Weinheim: Beltz.
- Reinmann-Rothmeier, G. & Eppler, M. J. (2008). *Wissenswege: Methoden für das persönliche Wissensmanagement*. Bern: Huber.
- Rensing, C. & Despres, L. (2015). *eBusiness Lösung: Methoden des Wissensmanagements zur Verbesserung der Projektarbeit im Unternehmen*. Darmstadt-Dieburg. Abgerufen von <http://www.mittelstand-digital.de/MD/Redaktion/DE/PDF/methoden-wissensmanagement>
- Schilcher, C. (2009). Management von Erfahrungswissen. In F. Keuper & F. Neumann (Hrsg.), *Wissens- und Informationsmanagement: Strategien, Organisation und Prozesse* (S. 339–370). Wiesbaden: Gabler.
- Vahs, D. & Weiland, A. (2013). *Workbook Change Management: Methoden und Techniken* (2., überarb. Aufl.). Stuttgart: Schäffer-Poeschel.
- Voigt, S. & Garrel, J. v. (2009). Erfahrungssicherungsworkshops. In K. Mertins & H. Seidel (Hrsg.), *Wissensmanagement im Mittelstand: Grundlagen – Lösungen – Praxisbeispiele* (S. 61–67). Berlin [u. a.]: Springer.
- Vollmar, G. (2008). *Projekt-Debriefing: Wertvolles Erfahrungswissen bewahren*. Abgerufen von http://gabriele-vollmar.de/download/Debriefing_2Seiten_270108.pdf
- Willke, H. (2001). *Systemisches Wissensmanagement* (2., neubearb. Aufl.). Stuttgart: Lucius & Lucius.

Alle Internetquellen wurden zuletzt am 07.12.2016 aufgerufen.

Ulrich Naumann

Kosten- und Leistungsrechnung

Ein Beitrag zu Betriebsentscheidungen in einer Bibliothek

Abstract: Bei der Anwendung der Kosten- und Leistungsrechnung (KLR) müssen einige grundsätzliche Abweichungen zu den in den Erwerbswirtschaften eingesetzten Rechnungsverfahren beachtet werden. Die Kenntnis der Methodik der KLR dient dazu, aufgrund der Sachziele der Bibliothek die Ausprägung einer bibliotheks-bezogenen KLR zu definieren, um entsprechende Steuerungsinformationen zu erhalten. Im Beitrag werden einige kostenrechnerische Besonderheiten des Betriebes „Bibliothek“ bei der Gestaltung der KLR-Parameter behandelt.

1 Einleitung

Für die Bibliotheken wird in entsprechenden Veröffentlichungen die Bedeutung einer Kosten- und Leistungsrechnung für die Steuerung des Betriebes betont (Kortzfleisch, 1968; für die allgemein-öffentlichen Bibliotheken z. B. Pauleweit, 1998; für die Wissenschaftlichen Bibliotheken z. B. Ceynowa, 1998b; Ceynowa & Coners, 1999). Es muss eine bibliotheksbezogene KLR für zielentsprechende Steuerungsinformationen definiert werden.

2 Grundlagen der Kosten- und Leistungsrechnung: Kostenarten, Kostenstellen und Kostenträger

Mit der KLR wird die Wirtschaftlichkeit der betrieblichen Leistungserstellung geprüft: Welche Leistungen sind mit welchen Kosten an welchem Ort erbracht worden? Ohne Vorgaben des Unterhaltsträgers kann die KLR völlig frei nach den bibliotheksinternen Erkenntniszielen gestaltet werden. In jedem Fall sind die drei Grundlagen zu schaffen, die als Kostenarten-, Kostenstellen- und Kostenträrgliederung (was – wo – wofür) bezeichnet werden. Die Kosten (als in Geld bewerteter Güterverzehr) beziehen sich ausschließlich auf die in einer Rechnungsperiode für die Leistungserstellung entstandenen Kosten und sind insofern im Rechnungswesen von den Ausgaben und vom Aufwand abzugrenzen.

2.1 Kostenarten

Die Kostenarten weisen überschneidungsfrei alle dem Betrieb für die Leistungsherstellung entstandenen Kosten nach. Die Gliederung der Kostenarten ist freigestellt. Man wird beispielsweise die Kostenart Personal weiter in die verschiedenen Beschäftigtengruppen (Beamte, Tarifangestellte, Zeit- und Hilfskräfte) aufgliedern. Ähnliches gilt für die Materialbeschaffung und die Raumkosten.

In dieser betriebsinternen Rechnung stört es nicht, dass etwa die Kosten für Studentische Hilfskräfte von der Verwaltung regelmäßig als Sachkosten ausgewiesen werden oder die Personalkosten nicht direkt aus dem Bibliothekshaushalt finanziert werden. Für die Kostenartenrechnung müssen die entsprechenden Sach- und Personalkosten von der übergeordneten Verwaltung mitgeteilt werden. Falsch wäre es, alle von anderen bezahlten Kosten ganz herauszulassen, weil damit eine wichtige personalbezogene Steuerinformation zu den Gesamtkosten einzelner Dienstleistungen fehlen würde. Bei den Personalkosten genügt es, mit geringem Genauigkeitsverlust mit Durchschnittssätzen zu arbeiten.

Regelmäßig wird in der Kostenartengliederung der Bibliothek die Position „kalkulatorische Abschreibungen“ nicht berücksichtigt, da im Gegensatz zu den Erwerbswirtschaften hierfür keine Rückstellungen in den Bibliothekshaushalten erfolgen. Den Kostenarten werden aufgrund von Belegen konkrete Beträge zugeordnet (Kostenartenrechnung). Eine gut durchdachte und den Analysebedürfnissen der Bibliothek angepasste Kostenartengliederung ist somit ein wesentlicher Baustein für die Unterstützung bei betrieblichen Entscheidungen.

Die Kostenarten Medienkosten und Lagerkosten sind in Bibliotheken ein besonderes Problem, das mit der Methodik der KLR kaum zu lösen ist. Für die Medienbeschaffungen wird ein erheblicher Teil der Bibliothekssachmittel ausgegeben. Für 78 deutsche Universitätsbibliotheken lag dieser Anteil 2015 bei der Mehrzahl der Bibliotheken (62) bei über 80 %.¹

Welcher Kostenstelle sollen diese Kosten nun zugeordnet werden? Verwendet werden die mit diesen Mitteln beschafften Medieneinheiten in der Medienerschließung und der Benutzung, aber sie werden nicht wirklich „verzehrt“

¹ Quelle: Deutsche Bibliotheksstatistik 2015, Werte „Ausgaben für Erwerbung“ (Nr. 149) und „sonstige sächliche Ausgaben“ (Nr. 154). Der Wert wäre sicherlich etwas nach unten zu korrigieren, wenn, wie kostenrechnerisch korrekt, alle tatsächlich von der Bibliothek verbrauchten Kosten in den sonstigen sächlichen Ausgaben enthalten wären, auch die von anderen Stellen getragenen Kosten.

im Sinne der Kostendefinition, da sie physisch erhalten bleiben und weiter verwendet werden können. Sie sind sozusagen nur der notwendige „Rohstoff“ für die Erschließung und die Benutzung. Die Zuordnung der Medienbeschaffungskosten zur Kostenstelle „Zugangsbearbeitung“ würde also die Kostenstellenrechnung erheblich verzerren, ohne einen Erkenntnisgewinn zu erzielen. Es bleibt daher nichts anderes übrig, als die gesamten Medienkosten ungeschlüsselt als Merkposten in die Betriebsrechnung zu übernehmen. Die fehlende Zurechenbarkeit zu einer Kostenstelle hindert jedoch nicht, die Wirtschaftlichkeit und den Nutzen des Medienerwerbs zu analysieren und zu verbessern, etwa durch Standing Orders, Approval Plans oder Patron-Driven Acquisition.²

Die Kostenartenrechnung zeigt bei genauerer Aufschlüsselung auch, welche Kosten die Lagerung der Medien verursacht. Neben Sachkosten etwa für die Ausstattung mit Regalen und Fördertechnik können auch die Raumkosten (Energiekosten, Reinigungskosten usw.) belegt werden. Kostenrechnerisch relevant ist, dass in großen Bibliotheken der Raumbedarf für die Medienspeicherung im Vergleich zum übrigen Flächenverbrauch sehr hoch ist. Bei 71 Universitätsbibliotheken der Deutschen Bibliotheksstatistik 2015 (Nr. 11: Gesamtnutzfläche und Nr. 15: Magazinbereiche) liegen die Magazinflächenanteile bei jeweils 5 Bibliotheken über 50 % bzw. über 40 %, bei 15 Bibliotheken über 30 % und bei weiteren 17 Bibliotheken über 20 %.³

Wo sollen diese Kosten für die Medienlagerung zugerechnet werden? Sicherlich nicht im Magazinbereich, da keine Steuerungsmöglichkeit für die Kostenentwicklung in dieser Kostenstelle gesehen werden kann. Ebenso ist eine Zurechnung für die einzelne Medienausleihe nicht sinnvoll. Auch hier bleibt verständlicherweise nichts anderes übrig, als die Kosten für die Medienlagerung wie die Medienkosten pauschal in das Betriebsergebnis zu übernehmen. Die fehlende Zurechenbarkeit behindert jedoch nicht die Möglichkeit, die auf den Magazinbereich entfallenden Kosten einer Wirtschaftlichkeitsanalyse zu unterziehen und beispielsweise zur Energieeinsparung die Anschaffung von Beleuchtungsautomaten vorzusehen.

² Eine Lösung wäre auch, den Terminologie-Sprung in der Haushaltssystematik zu wagen und die Erwerbungskosten nicht zu den Sachausgaben, sondern zu den Investitionen zu rechnen. Tatsächlich handelt es sich ja bei Bibliotheken um Investitionen in den Bestand, der dann die Dienstleistungsprozesse ermöglicht. Die Ansätze von Funk (1975, S. 57–61, kalkulatorische Abschreibungen) und Ceynowa (1998a, S. 46 f., Zuordnung zu den Fachreferaten) halte ich für nicht zielführend.

³ Laut DBS-Vorgaben sollen unter Nr. 15 nur geschlossene Magazine gemeldet werden, während die Medienaufstellung in den Freihandbereichen unter Nr. 12: Benutzungsbereiche eingerechnet wird.

2.2 Kostenstellen

Bei der zweiten Grundlage, der Kostenstellengliederung, wird über die Aufteilung der Kosten auf einzelne betriebliche Arbeitsbereiche entschieden. Auch hier ist die Bibliothek bei der Entscheidung über die Bildung von Kostenstellen völlig frei. Bei allgemein-öffentlichen Bibliotheken könnten die Kostenstellen grob in die Hauptbibliothek und die Zweigstellen gegliedert werden, Wissenschaftliche Bibliotheken können hier ihre funktionale Aufbauorganisation (Beschaffung, Erschließung, Benutzung, IT-Dienste, Leitung, Verwaltung) abbilden. In jeder funktionalen Kostenstelle kann die Untergliederung fortgeführt werden, beispielsweise in der „Benutzung“ in Lesesaal, Informationsstelle, Ausleihstelle, Fernleihstelle usw. Die Untergliederung in weitere Kostenstellen ermöglicht eine noch genauere Verteilung der Kosten und eine noch feinere Kostenanalyse. Den Kostenstellen werden konkrete Werte zugeordnet, die teilweise durch Schlüsselungen ermittelt werden (Kostenstellenrechnung). Ebenso wie bei der Kostenartenfestlegung ist eine gut durchdachte und den Analysebedürfnissen der Bibliothek angepasste Kostenstellengliederung ein wesentlicher Baustein für die Unterstützung bei betrieblichen Entscheidungen.

2.3 Kostenträger

Die dritte Grundlage ist die Kostenträgerrechnung. Hier kann ermittelt werden, wie hoch die Stückkosten für jedes Element eines Dienstleistungsprozesses sind (Kostenträgerstückrechnung). Die Kostenträgerstückrechnung ist für die Bibliothek von hohem Erkenntnisinteresse, weil Kenntnisse der Stückkosten für den optimalen Einsatz der vorhandenen Ressourcen nötig sind.

Kostenträger können mit Produkten gleichgesetzt werden. Armstrong, Kotler und Harker (2009, S. 17) definieren alles zum marktfähigen Produkt, was in einem Markt zum Gebrauch oder Verbrauch angeboten werden kann, was einen Wunsch oder ein Bedürfnis befriedigt (physische Objekte, Dienstleistungen, Personen, Orte, Organisationen oder Ideen), wobei entscheidend ist, dass dieses Produkt an einen Dritten, einen außerhalb des Betriebes Stehenden, abgegeben wird. Wollte man diesen marktorientierten Produktbegriff für bibliothekarische Produktkataloge heranziehen, könnte man sich nur auf Produkte beziehen, die unmittelbar als Dienstleistungen gegenüber Dritten erfolgen: beispielsweise der Moment der Übergabe eines Mediums an einen Benutzer, die synchrone (mündliche) und asynchrone (schriftliche) Informationsarbeit, direkte und indirekte Nutzerschulungen, das Bereitstellen von Arbeitsmöglichkeiten in der Bibliothek einschließlich des dort frei zugänglichen Bestandes und auch das Bereitstellen online zugänglicher Medien (aber nicht die Medien

selbst!). Da nur wenige bibliothekarische Tätigkeiten in einem solchen Produktkatalog aufgeführt werden können, hätte das erhebliche negative Auswirkungen auf eine ergebnisorientierte und für Steuerungszwecke geplante bibliotheksbezogene KLR.

Für das nutzungsorientierte Kostenmanagement in Bibliotheken, das auf eine Verringerung des notwendigen Ressourcenverbrauchs durch betriebsinterne Steuerung aller beeinflussbaren Kosten zielt, muss in den Produktkatalogen der Bibliotheken der sonst entstehende erhebliche Gemeinkostenblock durch die Definition weiterer „Produkte“ zerlegt werden. In den Bibliotheken sind drei Kostenbereiche (Naumann, 2013, S. 30 f.) zu unterscheiden:

- Die Bereitstellungskosten: Sie entstehen durch den vorhandenen Bestand *ohne* Neuerwerb von Medien und *ohne* dass die Bibliothek als Gebäude mit ihren Beständen genutzt wird.
- Die Potenzialkosten: Sie entstehen, wenn das Potenzial für eine Dienstleistung *ohne* Interaktion mit den Nutzern geschaffen wird.
- Die Prozesskosten: Sie entstehen bei konkreten Dienstleistungen in der Interaktion mit den Nutzern.

Da die Ausleihe eines Buches nicht die Dienstleistung (das Produkt) ist, sondern nur der Moment des Überreichens des Mediums an den Benutzer (als persönliche Dienstleistung für den Menschen), sind die Kosten, die bis zu diesem Moment anfallen, Bereitstellungs- oder Potenzialkosten. Der Lesesaal ist als solcher kein Produkt, sondern nur die Nutzung eines Arbeitsplatzes ist das Produkt. Ein geöffneter, beheizter und beleuchteter Lesesaal erzeugt nur Bereitstellungs- und Potenzialkosten. Erst wenn ein Nutzer den Raum für seine Arbeit benutzt, entstehen Prozesskosten, und je voller der Lesesaal ist, desto wirtschaftlicher ist der Kostenaufwand. Da die Nutzer verschieden lang den Lesesaal nutzen, können die Kosten des Produkts „Ermöglichen der Lesesaalnutzung“ nicht exakt oder mit einer aufwändig geführten Statistik ermittelt werden.

Die weitere Differenzierung der Bereitstellungs- und Potenzialkosten ist von hoher Relevanz für eine steuernde Kostenanalyse: Unter die nicht direkt Prozessen zurechenbaren Kosten fallen etwa 70 % der Personalkosten, etwa 80 % der Sachkosten und etwa 90 % der Raumkosten. Eine Umlage dieser Kosten auf die wenigen nutzerinduzierten Prozesse würde keine verwertbaren Ergebnisse bringen. Ein einfaches Beispiel: Verteilt man die Gesamtkosten einer Bibliothek (20 Mio. Euro) nur auf den Kostenträger „Ausleihe“ mit 200 000 Einheiten, würde jede Ausleihe 100 Euro Stückkosten verursachen. Dieses Ergebnis hat keinerlei Steuerungspotenzial.

Es muss daher mit umfangreicheren Produktkatalogen gearbeitet werden, die auch die Bereitstellungs- und Potenzialkosten berücksichtigen. Der Pro-

duktkatalog der Freien Universität Berlin legt 39 bibliotheksbezogene „Produkte“ fest, von denen 24 der Bereitstellung und dem Potenzialaufbau und (nur) 15 den Dienstleistungen zugeordnet werden. Die 39 Produkte gliedern sich in sechs Produktgruppen. Drei Gruppen repräsentieren im Wesentlichen die Bereitstellungs- und die Potenzialkosten, drei Gruppen die Prozesskosten (Naumann, Nowak & Rabe, 2008).

In den allgemein-öffentlichen Bibliotheken wird allerdings mit weitaus weniger Produkten gearbeitet. Meist sind es nur zwei bis drei Produkte, die im Rahmen der verbindlichen Produktkataloge der Gemeinden⁴ als bibliotheksbezogene Produkte ausgewiesen sind. Hierzu gibt es auch einen Modellvorschlag von Bußmann (1998, S. 133), der weitere Differenzierungen zulässt.

Die KLR, die nur die Kosten und ihre Verteilung festhält, muss notwendigerweise um eine auf den definierten „Produkten“ aufbauende Betriebsstatistik ergänzt werden. In Verbindung mit einer Zeiterfassung für die Herstellung der einzelnen Produkte ist so eine relativ genaue interne Kostenanalyse als Kostenträgerstückrechnung möglich.

2.4 Der Betriebsabrechnungsbogen

Der Betriebsabrechnungsbogen (BAB) ist eine Matrix der Kostenarten und Kostenstellen. In der ersten senkrechten Spalte sind alle Kostenarten aufgeführt, in der obersten waagerechten Zeile alle Kostenstellen. Kostenarten und Kostenstellen können bei Bedarf mit Umrechnungen verfeinert werden. Dies zeigt die Flexibilität, mit der die KLR durch die Auswahl geeigneter Parameter für die Kostenarten und die Kostenstellen betriebliche Entscheidungen unterstützen kann.

Im BAB werden in erster Linie die einer Kostenstelle direkt zurechenbaren Kosten (Einzelkosten), in zweiter Linie aber die nicht direkt zurechenbaren Kosten (Gemeinkosten) auf die einzelnen Kostenstellen verteilt. Um die jeweiligen Anteile der einzelnen Kostenstellen an diesen Gemeinkosten zu berechnen, wird mit Verteilungsschlüsseln gerechnet. Jede Gemeinkosten-Schlüsselung (Weber, o. J.) beeinträchtigt die Genauigkeit der Kostenrechnung, da nie die Richtigkeit eines verwandten Schlüssels bewiesen werden kann (Verrechnung von Heizkosten anhand von Quadratmetern oder von Kubikmetern?). Da-

⁴ In Berlin werden nur drei Produkte verwendet: Bereitstellung und Entleihung von Medien, Beratung und Vermittlung von Sachinformation und Vermittlung von Medien- und Informationskompetenz und Leseförderung.

Ein Beispiel:

				„Kostenträger“		
Kostenart	Schlüssel	Hilfskosten	Vorkosten	Erwerb	Erschließung	Benutzung
Kostenart	Belege			200.000	200.000	200.000

Hilfskosten (Verrechnung als Gemeinkosten)

Energie	qm	100.000	→ 10.000	15.000	15.000	60.000
Reinigung	qm	60.000	→ 6.000	9.000	9.000	36.000

Vorkosten (Verrechnung als Gemeinkosten)

Vorkosten-GK	Personen		16.000	→ 4.000	4.000	8.000
Direktion	Personen		120.000	→ 30.000	30.000	60.000
Verwaltung	Personen		60.000	→ 15.000	15.000	30.000

Selbstkosten				573.000	573.000	394.000
--------------	--	--	--	---------	---------	---------

Abb. 1: Betriebsabrechnungsbogen © U. Naumann.

her muss es vorrangiges Ziel sein, den Einzelkostenanteil bei den Kostenstellen zu maximieren, um die Unschärfe der Schlüsselungen zu reduzieren.

Der BAB benutzt auch Hilfskostenstellen und Vorkostenstellen, um allgemeine Kosten und Kosten von Querschnittsfunktionen (Leitung, IT-Dienste und Verwaltung) zu verteilen. Im Schema liegen Hilfskostenstellen und Vorkostenstellen am Anfang, um von dort aus die Kosten mit Schlüsseln auf die Hauptkostenstellen zu verteilen. Hierbei kann auch ein mehrstufiges Verfahren angewendet werden (Abb. 1).

Die Schlüssel sollen die Gemeinkosten möglichst verursachungsgerecht zuordnen. Wenn jede Hauptkostenstelle mit den Direktionskosten im Umfang der dort beschäftigten Mitarbeiter belastet wird, erscheint dies auf den ersten Blick „kostengerecht“. Bei näherem Hinsehen erweist sich ein solcher Schlüssel als problematisch, da schon aufgrund der Personalstruktur in der Zugangsabteilung und in der Benutzung unterschiedliche arbeitsaufwändige Tätigkeiten etwa im Personalmanagement nötig werden, etwa bei befristeten Arbeitszeitverkürzungen oder bei Telearbeitsanträgen. Bei einem undifferenzierten Schlüssel „Beschäftigte der Hauptkostenstelle“ werden die verschiedenen Arbeits- und Kostenanteile in den Hauptkostenstellen ungenau ausgewiesen. Wieder hängt es vom Erkenntnisinteresse ab, ob diese Ungleichheiten

kostenrechnerisch in einer differenzierteren Schlüsselung berücksichtigt werden oder nicht.

Ähnliches kann zu den Raumkosten mit einem Schlüssel „qm/Arbeitsbereich“ festgestellt werden. Bei der Kostenart Reinigungsleistungen als Unterkostenart der Raumkosten weiß man, dass der Nutzerbereich und der Mitarbeiterbereich unterschiedlich oft gereinigt werden. Wenn die Kosten für die Gebäudereinigung nicht von Interesse sind, kann hier auf allen Flächen mit dem pauschalen qm-Ansatz gearbeitet werden.⁵ Bei Überlegungen zur Kosteneinsparung oder Verbesserung von Reinigungsleistungen muss man über genauere berechnete Werte verfügen.

Die Schlüsselung der Gemeinkosten ist erkennbar kein triviales Problem. Ihre Qualität ist mitentscheidend für die Aussagefähigkeit der Kostenanalyse.

2.5 Die Berücksichtigung der Arbeitszeit in der Kostenrechnung

Aus der Kostenartenrechnung gewinnen wir einen Überblick über die Zahlungen pauschaliert und differenziert nach einzelnen Besoldungs- und Vergütungsgruppen. Für die steuernde Kostenanalyse müssen die Arbeitskosten hinzugerechnet werden. Es muss feststellbar sein, wie viel Arbeitszeit der einzelne Mitarbeiter für die Herstellung von „Produkten“ verbraucht hat.

In manchen Fällen ist die Berechnung relativ einfach. Wenn zum Beispiel die Bibliotheksleitung nur Managementaufgaben im Rahmen der Planung, Organisation und Kontrolle wahrnimmt, können die Personalkosten für die Leitung insgesamt in die Vorkostenstelle „Direktion, Leitung“ übernommen werden und im Schlüsselverfahren auf die einzelnen Hauptkostenstellen verrechnet werden. Ähnliches gilt bei den direkten Einzelkosten für Mitarbeiter, die ausschließlich für eine Vorleistung oder bei nur einem Prozess eingesetzt werden, etwa das Magazinpersonal oder die Mitarbeiter in der Leihstelle.

Bei multifunktional eingesetzten Mitarbeitern, die beispielsweise sowohl in der Zugangsbearbeitung als auch in der Auskunft eingesetzt werden, erfordert die Kostenanalyse ein Registrieren der jeweiligen Arbeitsanteile, um die Personalkosten für die einzelnen „Produkte“ zu erfassen. Probleme kann hier in der Bibliothek der Ausschluss einer Leistungs- und Verhaltenskontrolle bieten, da für die einzelne Person nicht festgestellt werden darf, wie lange sie an

⁵ Wegen des flächenmäßig großen Anteils der Büchermagazine sollten die Reinigungskosten für die Magazine ganz aus der Kostenverteilung herausgenommen werden, um eine Verzerrung zu vermeiden.

einzelnen Produkten gearbeitet hat. Methodisch könnten hier vorab ermittelte Arbeitszeitschätzungen und Zeitstudien, die zu pauschalierten Werten für die Herstellung eines einzelnen Stücks führen, eingesetzt werden. Für eine relativ genaue Kostenbetrachtung scheinen solche „theoretischen“ Zeitangaben ausreichend, da diese Kostenbetrachtung nicht für Kalkulationszwecke genutzt werden soll.⁶

2.6 Das Rechnungsverfahren

Für die Verarbeitung der Rechnungsgrößen wird für Bibliotheken unter den vielen Kostenrechnungssystemen nur das vergangenheitsbezogene Verfahren mit Vollkosten in Betracht kommen. Das Prinzip, alle periodenbezogenen Kosten des Betriebs in die Rechnung einzubeziehen, wird trotz der Nichtberücksichtigung von Erwerbungskosten und Speicherkosten erfüllt, da diese Kosten in der entscheidungsorientierten Auswertung der Kostenrechnungsergebnisse keine Rolle spielen. Die von Ceynowa und Coners (1999) für die Bibliotheksanwendung propagierte Prozesskostenrechnung ist als dauerhaft noch aufwändiger einzuschätzen, sodass es für Kostenkontroll- und Entscheidungszwecke genügen dürfte, mit dem vergangenheitsbezogenen Vollkosten-Verfahren zu arbeiten.

3 Kostenanalyse

Die wesentlichen Parameter aus der KLR bzw. der Zeiterfassung können mit EXCEL-Programmen bearbeitet werden. Hierbei können (unter Heranziehen der Werte aus der Bibliotheksstatistik) der Arbeitszeitaufwand und die Kosten für einzelne Bibliotheksprodukte oder der kumulierte Arbeitszeitaufwand und die Kosten für Produktgruppen (verdichtete Steuerungsinformationen) ermittelt werden. Bei mehrjähriger gleichförmiger Verarbeitung der Daten aus der KLR kann auch ein periodenbezogener Vergleich angestellt werden, um zu prüfen, ob bestimmte Steuerungsmaßnahmen, die man aufgrund früherer Ergebnisse veranlasst hat, eine Wirkung zeigen. Wenn mehrere Bibliotheken mit demselben System arbeiten, lassen sich auch für Vergleichs- und Steuerungszwecke die verschiedenen bibliotheksbezogenen Ergebnisse gegenüberstellen.⁷

⁶ Bei Automobilwerkstätten werden für die Rechnung einzelne Arbeitswerte (als Bruchteil einer Stunde) benutzt, die in der Regel vom Hersteller festgelegt werden.

⁷ Detaillierte Ergebnisse in grafischer Darstellung bei Naumann (2015, S. 64–67).

4 Fazit

Festzuhalten bleibt, dass die KLR immer nur eine Entscheidungshilfe sein kann, niemals aber aufgrund der reinen Zahlenwerte eine Entscheidung für das Aufgeben oder Beibehalten eines „Produkts“ getroffen werden kann. Hierbei spielen auch bibliothekspolitische Überlegungen eine Rolle, die weit entfernt vom reinen kostenrechnerischen Denken sein können. Aber warum in der Managementlehre der KLR eine so prominente Steuerungsfunktion im Betrieb und somit auch für eine Bibliothek zugesprochen wird, dürfte deutlich geworden sein.

Literatur

- Armstrong, G., Kotler, P. & Harker, M. J. (2009). *Marketing: An introduction* (9. Aufl.). Harlow, UK: Pearson Publishing.
- Bußmann, I. (1998). Produkt- und Leistungsbeschreibung für Bibliotheken. In K. Pauleweit (Red.), *Wege zu einer bibliotheksgerechten Kosten- und Leistungsrechnung* (S. 123–137). Berlin: Deutsches Bibliotheksinstitut.
- Ceynowa, K. (1998a). Die Kosten bibliothekarischer Tätigkeiten und Dienstleistungen: Entwurf einer prozeßorientierten Kostenrechnung für die Universitäts- und Landesbibliothek Münster. In K. Pauleweit (Red.), *Wege zu einer bibliotheksgerechten Kosten- und Leistungsrechnung* (S. 41–64). Berlin: Deutsches Bibliotheksinstitut.
- Ceynowa, K. (1998b). Von der Kostenverwaltung zum Kostenmanagement: Überlegungen zum Steuerungspotential einer Kostenrechnung für Hochschulbibliotheken. *Bibliotheksdienst*, 32(2), 236–287.
- Ceynowa, K. & Coners, A. (1999). *Kostenmanagement für Hochschulbibliotheken* (Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie: ZfBB, Sonderhefte, 76). Frankfurt am Main: Klostermann. Englische Ausg u. d. T.: *Cost management for university libraries* (IFLA Publications, 104). München: Saur, 2003.
- Funk, R. (1975). *Kostenanalyse in wissenschaftlichen Bibliotheken: Eine Modelluntersuchung an der Universitätsbibliothek der Technischen Universität Berlin*. Pullach b. München: Verl. Dokumentation.
- Kortzfleisch, H. v. (1968). Gutachten über Rationalisierungsmöglichkeiten in wissenschaftlichen Bibliotheken. In Deutsche Forschungsgemeinschaft, *Rationalisierung in wissenschaftlichen Bibliotheken* (S. 13–84). Bonn und Boppard: Boldt.
- Naumann, U., Nowak, S. & Rabe, H. (2008). Die Einführung der Kosten- und Leistungsrechnung im Bibliothekssystem der Freien Universität Berlin. *Verwaltung und Management*, 14(4), 208–212.
- Naumann, U. (2013). Serviceportfolios von Bibliotheken im Umbruch: Herausforderungen an Management und Organisation; Ein Überblick zur Thematik aus betriebswirtschaftlicher Sicht. In A. Degkwitz (Hrsg.), *Personal- und Organisationsentwicklung in Bibliotheken* (Bibliothek: Monographien zu Forschung und Praxis, 2, S. 13–44). Berlin/Boston: De Gruyter.

- Naumann, U. (2015). *Betriebswirtschaftslehre und Bibliotheksmanagement – oder: Wie viel Betriebswirtschaftslehre verträgt die Bibliothek?* [Essay für einen Vortrag beim Berliner Bibliothekswissenschaftlichen Kolloquium des Instituts für Bibliotheks- und Informationswissenschaft der Humboldt-Universität zu Berlin am 12. 05. 2015]. Abgerufen von http://userpage.zedat.fu-berlin.de/unaumann/Naumann_Betriebswirtschaftslehre-und-Bibliotheksmanagement-v1.pdf
- Pauleweit, K. (Red.). (1998). *Wege zu einer bibliotheksgerechten Kosten- und Leistungsrechnung* (dbi-Materialien, 167). Berlin: Deutsches Bibliotheksinstitut.
- Weber, J. (o. J.). Gemeinkostenschlüsselung. In *Gabler Wirtschaftslexikon*. Abgerufen von <http://wirtschaftslexikon.gabler.de/Archiv/175/gemeinkostenschluesselung-v4.html>

Alle Internetquellen wurden zuletzt am 07. 01. 2017 aufgerufen.

Milena Pfafferott

Sicherheit als Managementfaktor

Abstract: Sicherheit in Bibliotheken hat viele Gesichter: Diebstahlsicherung, Brandschutz, Alarmanlagen oder die Richtlinien zur Einrichtung von Arbeitsstätten sind nur einige davon. Die große Herausforderung besteht nun darin, die vielfältigen Sicherheitsaspekte möglichst ohne Reibungsverluste in den Bibliotheksalltag zu integrieren. Hier sind Bibliotheksmanager gefragt, die in ihren Zuständigkeitsbereichen, ihren Abteilungen oder in der gesamten Bibliothek die sicherheitsrelevanten Themen erkennen, auf die Tagesordnung bringen und dabei die heterogenen Befindlichkeiten aller Beteiligten berücksichtigen.

In diesem Kapitel werden die unterschiedlichen Aspekte von Sicherheit klassifiziert und ihre Relevanz für Bibliotheken skizziert. Anhand zweier Managementfelder werden die Einflussmöglichkeiten der Leitungsebenen aufgezeigt und mit Praxisbeispielen hinterlegt.

1 Einleitung

Im Grunde spielt Sicherheit eine viel größere Rolle als man allgemein denkt. Allerdings merkt man das häufig erst dann, wenn sie nicht mehr existiert oder an der einen oder anderen Stelle Lücken hat. Betrachtet man die Arbeitsaufgaben und die damit verbundenen Risiken, so können Bibliotheken im Vergleich zu anderen Berufsgruppen als risikoarme Arbeitsplätze bezeichnet werden (Joint, 2007). Die Zahl der schweren Arbeitsunfälle ist gering, die Zahl der Arbeitsunfähigkeitstage infolge von Arbeitsunfällen liegt unter dem Durchschnitt (Techniker Krankenkasse, 2016, S. 100), es geschehen kaum schwere Unfälle, und auch Brände – meist als der größte Feind von Bibliotheken gesehen – treten selten auf. Nichtsdestotrotz oder gerade deshalb lohnt sich ein Blick auf die Bereiche, in denen Sicherheit direkt oder indirekt zu beachten ist.

2 Sicherheit in Bibliotheken

Zunächst zur Frage: Was ist Sicherheit? Sicherheit in einem Unternehmen

[...] ergibt sich aus der Absicherung schützenswerter Wert- bzw. Schutzobjekte gegen die potenzielle Möglichkeit, dass eine Bedrohung eine oder mehrere Schwachstellen ausnutzt und so ein materieller oder immaterieller Schaden entsteht. (Müller, 2015, S. 129–131)

Bezogen auf die Wert- und Schutzobjekte in Bibliotheken können folgende Sicherheitskategorien definiert werden:

- Gebäudesicherheit und Sicherheit von ortsfesten Anlagen
- Sicherheit von Beständen, Einrichtungen und mobiler Technik
- Arbeitsschutz und Sicherheit der Personen
- Sicherheit von Prozessen, Dienstleistungen und Organisation

Diese Kategorien sollen im folgenden Abschnitt näher beleuchtet und gleichzeitig sollen die Einflussmöglichkeiten der Führungskräfte skizziert werden.

2.1 Gebäude und ortsfeste Anlagen

Das Bibliotheksgebäude oder die Räumlichkeiten, in denen sich die Bibliothek befindet, sind ein Wertobjekt für sich. Gleiches gilt für die ortsfesten technischen Anlagen, z. B. Buchrückgabe, Klima- oder Lüftungsanlage, automatische Transportanlagen, Rollregalanlagen. Für die Sicherheit dieser Objekte sorgen u. a. vorbeugender und abwehrender Brandschutz (Kabat, 2009), Gebäudetechnik, Einbruchmeldeanlagen, die äußere Hülle, die innere Struktur, die Zugangswege oder die allgemeine Lage des Gebäudes.

Im Regelfall befindet sich das Gebäude in Zuständigkeit der Trägereinrichtung, die damit für Wartung und Instandhaltung der Anlagen oder Erfüllung der brandschutztechnischen Voraussetzungen verantwortlich ist. Auch die ortsfesten Anlagen können in den Zuständigkeitsbereich des Trägers fallen; beispielhaft sei die Prüfung von Rollregalanlagen aller Art genannt (Krieger, 2014, S. 87). Eher wenig Einfluss hat die bibliothekarische Führungskraft auf die Lage des Gebäudes, selbst bei einem Neubau wird es da nur bedingten Spielraum geben.

Schäden am Gebäude können von außen verursacht werden, z. B. durch Starkregen oder Einbruch, wobei Schwachstellen an der äußeren Hülle ausgenutzt werden können. Hier wird eine Einflussmöglichkeit der Führungskräfte deutlich: Das Verschließen aller äußeren Öffnungen, also Türen, Fenster, Oberlichter, muss organisatorisch geregelt werden. Gleiches gilt für die Verschlussicherheit innerhalb des Gebäudes; interne Bereiche und damit mögliche Zugangswege zu technischen Anlagen dürfen nur befugten Personen zugänglich sein.

Noch wichtiger ist die korrekte Benutzung der Brandschutzabschlüsse, also beispielsweise Brandschutztüren, die im alltäglichen Betrieb als störend empfunden und daher gerne verkeilt oder auf andere Weise aufgestellt werden. Solche Dinge müssen z. B. durch Dienstanweisungen verhindert werden, noch besser wäre eine technische Ertüchtigung der Türen mit Kopplung an die

Brandmeldeanlage (Deutsches Institut für Normung, 2011: DIN EN 54-1:2011-06, Einleitung). Ein Klassiker in Sachen Sicherheitsdienstleistung ist das Verbot von Wasserkochern oder Kaffeemaschinen am Arbeitsplatz, teilweise sogar festgeschrieben in der Brandschutzordnung (Deutsches Institut für Normung, 2014a, DIN 14096:2014-05).

2.2 Bestände, Einrichtung und mobile Technik

Die Bestände sind das Herzstück einer Bibliothek, mindestens durch ihren monetären Wert, aber auch durch immaterielle Relevanz. Ihre Sicherheit wird bereits vielerorts durch Notfallpläne oder Maßnahmen der Bestandserhaltung berücksichtigt (Maibach, 2009). Weniger Beachtung finden meist andere Werte wie die Einrichtung der Bibliothek, z. B. Sitzgruppen, Arbeitskabinen, Regale oder die mobile Technik, z. B. EDV-Technik (hierunter fallen auch große Server, sofern sie im Einflussbereich der Bibliothek stehen) oder Scanner.

Die Trägereinrichtung ist hier an mindestens einer Stelle verantwortlich, nämlich bei der Umsetzung von Prüfungen der ortsveränderlichen elektrischen Geräte, die regelmäßig erfolgen muss (Deutsche Gesetzliche Unfallversicherung, 2005).

Gefährdungen treten auch auf durch unsachgemäßen Umgang mit den Objekten, höhere Gewalt, Verschleiß, Defekte oder mutwillige Angriffe. Häufig sind Schäden an diesen Objekten eine Folge von Schwachstellen am Gebäude, z. B. Wassereintritt durch Decken oder Fenster, Brandschäden oder Verluste durch Diebstahl (Nikolaizig & Schwarzer, 2015, S. 37 ff.). Die Sicherheitsfragen sind ggf. eng miteinander verzahnt, was auch in Notfallplänen erkennbar ist, in denen die Sicherheit der Bestände im Gesamtkontext zur Sicherheit des Gebäudes betrachtet wird.

Sicherheit in dieser Kategorie wird u. a. durch die Benutzungsregularien der Bibliothek insgesamt oder für besondere Bereiche oder Bestände gesondert realisiert; klassische Fragestellung ist in diesem Zusammenhang z. B. die Mitnahme von Jacken und Taschen oder der Konsum von Getränken und Lebensmitteln im Lesesaal. Der Umgang der Mitarbeiter mit Beständen oder mobiler Technik kann durch Dienstleistungsanweisungen geregelt werden.

2.3 Arbeitsschutz und Sicherheit der Personen

Arbeitsschutz und Sicherheit der Benutzer bedeuten im Prinzip: Sicherheit von Personen. Die Sicherheit kann durch diverse Einflüsse gestört werden: Schwachstellen am Gebäude oder an technischen Anlagen, Kontamination von

Beständen, Defekte mobiler technischer Geräte, mutwillige Einflüsse von außen.

Gegenüber dem Arbeitnehmer hat der Arbeitgeber wesentliche Pflichten (§ 3 Arbeitsschutzgesetz (ArbSchG)):

Der Arbeitgeber ist verpflichtet, die erforderlichen Maßnahmen des Arbeitsschutzes unter Berücksichtigung der Umstände zu treffen, die Sicherheit und Gesundheit der Beschäftigten bei der Arbeit beeinflussen. Er hat die Maßnahmen auf ihre Wirksamkeit zu überprüfen und erforderlichenfalls sich ändernden Gegebenheiten anzupassen. Dabei hat er eine Verbesserung von Sicherheit und Gesundheitsschutz der Beschäftigten anzustreben. (Deutschland. Bundesministerium der Justiz und für Verbraucherschutz, 1996)

Zu diesen Pflichten gehören u. a. die Erstellung einer Gefährdungsbeurteilung (Krieger, 2007), das Festlegen und Überprüfen von geeigneten Maßnahmen, die Unterweisung der Arbeitnehmer und die Dokumentation all dieser Abläufe (Deutsche Gesetzliche Unfallversicherung, 2013).

Auch den Nutzern ist der Leiter einer Bibliothek oder die Trägereinrichtung verpflichtet. Keiner Person, die das Gebäude und seine Angebote nutzt, darf dadurch eine Gefahr drohen. Das reicht vom Beseitigen von Stolperfallen bis hin zur Alarmierung im Brandfall. In Bibliotheken gibt es zwar meist eine Trennung zwischen öffentlichen und nichtöffentlichen Bereichen, der Lesesaal ist jedoch beispielsweise sowohl Aufenthaltsort für die Nutzer als auch Arbeitsort für die Mitarbeiter und muss daher für beide Gruppen sicherheitsgerecht gestaltet sein.

2.4 Prozesse, Dienstleistungen und Organisation

Die Schutzmaßnahmen bzgl. dieser Aspekte sind meist am deutlichsten spürbar und werden doch selten als solche wahrgenommen. Sie verstecken sich in den unterschiedlichen Geschäftsgängen, in Qualitätsstandards für diverse Dienstleistungen oder in alltäglichen Arbeitsabläufen. Etwas formalisierter gesprochen: Die Betriebsfähigkeit soll jederzeit erhalten bleiben. Nach DIN EN ISO 22301 bedeutet das, eine Organisation zu befähigen,

die Belieferung mit Produkten oder Dienstleistungen nach einem Zwischenfall mit Betriebsunterbrechung auf akzeptablen, zuvor festgelegten Niveaustufen fortzusetzen. (Deutsches Institut für Normung, 2014b, DIN EN ISO 22301:2014-12)

Bibliotheken sind Dienstleistungseinrichtungen – wenn sie gehindert werden, diese Dienstleistungen zu erbringen, oder wenn ihre Betriebsfähigkeit angegriffen wird, sind die Bibliotheken an ihrer empfindlichsten Stelle getroffen.

Schwachstellen können z. B. individuelle Ausnahmenregelungen sein, die das Gesamtsystem in Frage stellen, oder ein Ausfall des Bibliothekssystems und in dessen Folge die Arbeitsunfähigkeit der Ausleihe. Im Falle eines größeren Notfall- oder Schadensereignisses stehen weitere Geschäftsprozesse auf Messers Schneide, auch personeller Ausfall an entscheidender Stelle und damit verbundene Arbeits- oder Entscheidungseinschränkungen für Dezernate, Abteilungen oder Teams können zur substantiellen Beeinträchtigung der Betriebsfähigkeit führen.

3 Sicherheit managen

Management findet auf allen Ebenen statt und betrifft Einrichtung, Unterhalt, Ausrichtung, Betrieb und Entwicklung der Bibliotheken. Ganz oben steht die Trägereinrichtung, die hier außen vor bleiben soll. In der Hierarchieebene darunter befindet sich die Bibliotheksleitung, die sowohl die disziplinarische als auch fachliche Leitung der Bibliothek ausübt. Die dann folgenden Ebenen, z. B. Dezernats- oder Abteilungsleitungen, haben fachliche und nur noch eingeschränkte disziplinarische Führungsaufgaben. Eingeschränkte fachliche Leitungsaufgaben nehmen Team- oder Gruppenleitungen wahr, lediglich situative Führungsfunktionen werden durch temporäre Führungskräfte, z. B. Diensthabende im Spätdienst, wahrgenommen. Je tiefer man in die Managementebenen taucht, umso weniger Entscheidungsbefugnisse sind den jeweiligen Führungskräften noch gegeben, sie werden immer mehr zu ausführenden Organen.

An welchen Stellen übt das Management einer Bibliothek nun Einfluss auf die Sicherheit aus? Im Folgenden sollen zwei Managementfelder vor dem Hintergrund dieser Frage betrachtet werden: betriebliches Kontinuitätsmanagement und Personalmanagement.

3.1 Betriebliches Kontinuitätsmanagement (BKM)

Zunächst ein kurzer Exkurs: Eine Bibliothek läuft gut und „dümpelt“ – sicherheitstechnisch gesehen – friedlich vor sich hin, man kann sich dieses System mit seinen Schutzobjekten wie ein Pendel vorstellen. Plötzlich kommt eine Kraft von außen, z. B. ein Starkregenereignis oder ein Ausfall der Bibliotheks-IT, und das Gesamtsystem Bibliothek gerät aus dem Gleichgewicht. Je besser eine Bibliothek in Sachen BKM aufgestellt ist, umso schneller greifen vorbereitete Maßnahmen – es kommt wieder Ruhe ins System und der Normalbetrieb wird wieder hergestellt.

Betriebliches Kontinuitätsmanagement ist definiert als

ganzheitlicher Managementprozess, der potenzielle Bedrohungen für Organisationen und die Auswirkungen ermittelt, die diese Bedrohungen, falls sie umgesetzt werden, womöglich auf die Geschäftsabläufe haben und der ein Gerüst zum Aufbau der Belastbarkeit einer Organisation im Verbund mit der Fähigkeit einer effektiven Reaktion, die die Interessen ihrer zentralen Interessensgruppen, das Ansehen, die Marke und die wertschöpfenden Tätigkeiten sichert, bereitstellt. (Deutsches Institut für Normung, 2014b, DIN EN ISO 22301:2014-12)

BKM oder Business Continuity Management (BCM) ist zentraler Bestandteil des Krisenmanagements (Thießen, 2014, S. 14).

Im Bibliothekskontext wird BKM häufig in Form von Notfallplänen umgesetzt und ist in etlichen Bibliotheken bereits etabliert (Guth & Gerlach, 2009). Dazu gehören u. a. die Benennung der beteiligten Personen und deren Stellung, z. B. die Bibliotheksleitung, Abteilungsleitungen und ggf. besonders befähigte Personen. Neben der Personenauswahl müssen Verantwortlichkeiten sowie Rechte und Pflichten festgeschrieben werden, z. B. wer im Ereignisfall Informationen an welche Stellen weitergeben darf.

Ebenfalls zur Vorbereitung gehören einige entscheidende Fragen:

- Wo ist die Bibliothek an welcher Stelle anfällig?
- Welche Folgen haben Störungen und welches Ausmaß nehmen die Folgen an?
- Welche Informationen liegen vor und welche müssen eingeholt werden?
- Welche materiellen Ressourcen sind vorhanden und auf welches Personal mit welcher Ausbildung kann zurückgegriffen werden?
- Wie muss das Personal informiert werden?

Besonders bei dem letzten Punkt sei darauf hingewiesen, dass sich Schadensereignisse selten an Bürosprechzeiten halten oder sich für Hierarchieebenen interessieren. Deshalb müssen nicht nur die Leitungsebenen in die Maßnahmen involviert sein, sondern auch und gerade die Arbeitsebenen darunter, vor allem die Personen, die als temporäre Führungskräfte eingesetzt sind.

Im Ereignisfall muss schnell ein Überblick über die Schwere des Schadens und notwendige Kompensationsmaßnahmen gewonnen werden können. Hier zahlt sich eine gute Vorbereitung aus, denn für wahrscheinliche Ereignisse können Kompensationsszenarien oder alternative Verfahrensweisen vorbereitet und im Vorfeld das Personal entsprechend geschult werden, z. B. in Fragen der Bestandserhaltung (Willich, 2001, S. 56).

Im Nachhinein müssen die existierenden Konzepte überprüft und ggf. angepasst werden. Viele Konzepte entstehen alleine am Reißbrett und erst die

praktische Anwendung deckt Lücken oder offene Fragen auf. An dieser Stelle sei auf die Notwendigkeit von Übungen oder anderen Maßnahmen, wie z. B. Planspielen, hingewiesen.

Betriebliches Kontinuitätsmanagement in Bibliotheken ist jedoch viel mehr als Notfallplanung für z. B. Hochwasserereignisse. Die gesamten Abläufe, Geschäftsprozesse und Strukturen einer Einrichtung müssen eingehend betrachtet werden und sowohl in ihrer Wertigkeit als auch in dem potenziellen Schaden, den ein Ausfall zur Folge haben würde, gewichtet werden. Es ist Aufgabe der Bibliotheksleitung, das gesamte BKM der Bibliothek zu erarbeiten, kontinuierlich zu prüfen und weiterzuentwickeln. Für die einzelnen Bereiche kann das durch Dezernats- oder Abteilungsleitungen übernommen werden. Grundsätzlich ist zu beachten, dass alle Akteure einbezogen werden müssen, um den Erfolg bestimmter Maßnahmen zu garantieren. Je besser die Bibliotheksleitung und die darunterliegenden Managementebenen ihr Gebäude, ihre Dienstleistungen und die Arbeitsaufgaben in ihrem Einflussbereich kennen und je besser das Personal in die intrabibliothekarischen Prozesse eingebunden ist, umso weniger Schwierigkeiten treten bei unvorhergesehenen Schadensereignissen auf – alle Beteiligten verfügen über eine fundierte Flexibilität, die sich spontan abrufen lässt und es ermöglicht, vorab durchdachte Lösungen an neue Szenarien anzupassen.

An dieser Stelle ein kleiner Ausflug in die Praxis: Bei einer der Kernaufgaben von Bibliotheken handelt es sich im Wesentlichen um bestandsbezogene Dienstleistungen, teilweise auch um die Bereitstellung von Aufenthalts- oder Lernräumen. Angenommen, der Ausfall des Bibliothekssystems kann als wahrscheinlich angesehen werden. Im Falle einer solchen Störung soll die Dienstleistung „Ausleihe und Rückgabe“ erhalten werden. Dafür können Blanko-Tabellen mit bestimmten Pflichtfeldern auf den Rechnern vorbereitet werden, die weiterhin das automatische Erfassen des Barcodes mit dem Handscanner und das Einlesen der Benutzerkarte ermöglichen. Sobald die Störung behoben ist, können die Daten in das Ausleihsystem übertragen werden. Noch spannender wird das Ganze, wenn nicht nur das Ausleihsystem, sondern die EDV insgesamt gestört ist. Für diesen Fall sollten ausgedruckte Listen vorbereitet werden, in die die Daten händisch eingetragen werden. Zu beachten ist dabei das Eigeninteresse der Bibliothek, Bücher entweder zu behalten oder sie nur dokumentiert an Nutzer herauszugeben. Aus Bibliothekssicht hat eine behelfsmäßige Ausleihverbuchung also oberste Priorität. Die Nutzer allerdings wollen sicher sein, dass die von ihnen zurückgegebenen Bücher auch wirklich von ihrem Benutzerkonto entfernt werden. Hier müssen beide Interessen bei der Planung gleichermaßen berücksichtigt werden, um sowohl Bestandsverluste als auch Konflikte zu vermeiden.

3.2 Personalmanagement

Zu den Aufgaben im Personalmanagement gehören u. a. die Folgenden (Süß, 2013):

- Personalbedarfsermittlung
- Auswahl von Mitarbeitern
- Beurteilung der Mitarbeiterleistung
- Personalentwicklung
- Personalführung
- Entwicklung eines Anreizsystems

Personalmanagement lässt sich noch weiter untergliedern: in kulturbetriebsbezogenes und mitarbeiterbezogenes Management (Hausmann, 2013). Dabei haben betriebsbezogene Maßnahmen den Organisationszweck und ggf. wirtschaftliche Faktoren im Blick, in Bibliotheken beispielsweise den reibungslosen Verlauf der Ausleihprozesse oder die kundenfreundliche Erweiterung der Öffnungszeiten. Mitarbeiterbezogene Maßnahmen können die Bedürfnisse und individuellen Ziele des Personals in den Mittelpunkt stellen und damit die Arbeitszufriedenheit und Motivation erhöhen. Manchmal hängen die beiden Ziele auch direkt zusammen, z. B. kann eine Verbesserung der internen Kommunikation und eine Erhöhung der Identifikation der Mitarbeiter mit dem Unternehmen eine Steigerung der Benutzerzufriedenheit bewirken (Günter, 2013) und führt gleichzeitig auch zu einer höheren Arbeitszufriedenheit, weil die Mitarbeiter sich durch verbesserte interne Kommunikation besser mitgenommen fühlen (Brockerohoff, 2016, S. 2 ff.).

So weit, so gut. Aber wo kommt nun die Sicherheit ins Spiel? Eine zentrale Stellschraube, um Sicherheit und Personalmanagement zu verbinden, ist die direkte Kommunikation mit dem Personal – klassisch in Form einer Unterweisung. Diese muss bei Neuaufnahme oder Wechsel der Tätigkeiten, mindestens jedoch einmal jährlich erfolgen (Deutsche Gesetzliche Unfallversicherung, 2013) und nach §12 ArbSchG arbeitsplatz- bzw. aufgabenbezogene Anweisungen oder Erläuterungen beinhalten. Die Unterweisung ist eine Pflichtaufgabe des Arbeitsgebers, hat aber keinen vorgefertigten methodischen Rahmen. Im Gegenteil: Es kann sogar sehr sinnvoll sein, sich hinsichtlich dieser Gestaltung an den lokalen Rahmenbedingungen und individuellen Bedürfnissen des Personals zu orientieren (Pfafferoth, 2012) – der Vorgesetzte sollte sich im Übrigen auch über Durchführung und Inhalte informieren lassen, wenn die Unterweisung zentral über die Trägereinrichtung durchgeführt wird.

Werfen wir einen kurzen Blick auf die bereits genannten Wert- und Schutzobjekte und überlegen, welche Inhalte in Form einer Unterweisung vermittelt werden könnten:

- Sicherheit von Gebäuden und ortsfesten Anlagen
- Sicherheit von Beständen, Einrichtung und mobiler Technik
- Arbeitsschutz und Sicherheit von Personen
- Prozesse, Dienstleistungen und Organisation

Um die Sicherheit von Gebäuden und Anlagen zu gewährleisten, sollten die Mitarbeiter z.B. über Maßnahmen des vorbeugenden Brandschutzes, wie Rauchverbot oder Verbot der Nutzung nichtgeprüfter elektrischer Geräte, informiert werden. Die Verschlussicherheit sollte ebenso thematisiert werden wie die Kontrolle besonders gefährdeter Bereiche, z.B. Kellerräume bei entsprechenden Wetterlagen. Die regelmäßige Prüfung, die Wartung und die Instandhaltung der baulichen Einrichtungen oder festen Anlagen werden durch Fachfirmen durchgeführt; über die Tatsache, dass, wann und durch wen geprüft wird, sollten die Mitarbeiter jedoch informiert sein.

Im Umgang mit Beständen sind bibliothekarische Mitarbeiter meistens gut geschult und sorgsam. Nichtsdestotrotz können spezielle Unterweisungen zum Notfallmanagement, wie beispielsweise zum Verpacken und Transportieren durchfeuchteter Bestände, nicht schaden. In die Sichtkontrolle der zugänglichen Kabel vor Inbetriebnahme elektrischer Geräte muss ebenfalls unterwiesen werden. Die Einweisung in die Bedienung neu beschaffter Technik, seien es Kopierer, Digitalisierungsgeräte oder neue Verbuchungstechnik, sollte selbstverständlich sein und dient sowohl dem Schutz dieser Technik und der Verlustsicherheit der damit verbuchten Bestände als auch der Arbeitszufriedenheit der Mitarbeiter.

Der Themenkomplex Arbeitsschutz und Sicherheit von Personen hat insofern besondere Relevanz, weil dadurch Menschenleben bzw. die körperliche Unversehrtheit aller Akteure sichergestellt werden soll. Unterweisungsinhalte können hier beispielsweise die Freihaltung von Flucht- und Rettungswegen, die organisatorischen Abläufe bei Auslösen der Brandmeldeanlage oder das ergonomisch gerechte Heben und Tragen von Lasten sein.

Ein weiterer Berührungspunkt von Sicherheit und Personalmanagement ist die Auswahl von Mitarbeitern für bestimmte Tätigkeiten. Aus dem vorhandenen Pool an Mitarbeitern kann bzw. muss eine bestimmte Anzahl Personen zu Ersthelfern (Deutsche Gesetzliche Unfallversicherung, 2013), Brandschutzhelfern oder Sicherheitsbeauftragten (Deutsche Gesetzliche Unfallversicherung, 2006) ausgebildet werden. Dabei ist es von großem Vorteil, wenn die ausgewählten Personen ein Eigeninteresse und eine gewisse Motivation, mindestens jedoch keine Anti-Haltung gegenüber diesen Themen und den Aufgabenbereichen haben. Ein Brandschutzhelfer, der für sich bereits vor der Ausbildung kategorisch ausschließt, jemals einen Feuerlöscher zu bedienen, ist

schlichtweg nicht geeignet! Ebenfalls zu berücksichtigen ist, dass diese Personen entweder freie Kapazitäten haben sollten oder es ihnen durch Umverteilung von Arbeitsaufgaben ermöglicht werden sollte, diese Aufgaben wahrzunehmen (Deutsche Gesetzliche Unfallversicherung, 2006). Diese Rahmenbedingungen hat die Führungskraft zu prüfen und ggf. entsprechend zu gestalten.

Als weiterer Punkt neben Information und Beauftragung von Mitarbeitern sei die Berücksichtigung diverser Faktoren beim Einsatz des Personals bzw. der „geräuschlosen“ Führung, d. h. einer Personalführung, die durch die Gestaltung von Arbeitsbedingungen oder Betriebsklima stattfindet, genannt. Diese Aspekte finden hier Berücksichtigung, weil sie im Themenkomplex Arbeitssicherheit in Form von psychischen Faktoren und Belastungen relevant sind. Vergegenwärtigt man sich, in welcher Form psychische Belastungen auftreten und welche Folgen sie haben, werden auch Ansatzpunkte für das Personalmanagement deutlich. Im Folgenden sollen nur zwei Gesichtspunkte betrachtet werden: der Stellenwert von Arbeitszufriedenheit und -motivation sowie Burnout.

Betrachten wir zunächst einen unmotivierten Mitarbeiter: Er hat hohe Fehlzeiten, sticht nicht durch große Kreativität hervor, stört das Betriebsklima und sorgt dadurch womöglich für eine schlechte Außenwahrnehmung der Bibliothek und ist mit hoher Wahrscheinlichkeit auch nicht besonders zufrieden mit seiner Arbeit. Wie kann eine Führungskraft diesen Sachverhalt ändern und den Mitarbeiter wieder für seine Arbeit motivieren? Es existieren mehrere Möglichkeiten (Bundesverband der Unfallkassen, 2005, S. 72 ff.):

- Persönliche Faktoren: Befähigung des Mitarbeiters, Aus- und Fortbildung, gezielte (Weiter-)Entwicklung von Kompetenzen, Möglichkeit für Aufstieg und Perspektiven aufzeigen
- Arbeitsaufgabe: Änderung der Arbeitsumgebungsbedingungen, Schaffen von Handlungsspielräumen, Umgestaltung der Arbeitsaufgaben und Schaffen neuer Herausforderungen (z. B. durch Rotation auf einen anderen Tätigkeitsbereich)
- Führungstätigkeit: motivieren, Rückmeldung geben (z. B. in Form von Mitarbeiter-Vorgesetzten-Gesprächen)
- Soziale Faktoren: innerbetriebliches soziales Gefüge schaffen oder verbessern (z. B. durch Teambildungsprozesse)

Motivierte Mitarbeiter identifizieren sich mit ihrem Arbeitsplatz, sind leistungsbereit und daher „widerstandsfähiger“, wenn es doch mal „im Getriebe knirscht“.

Eine hohe Arbeitsmotivation und große Begeisterung für den Beruf können allerdings auch ins Gegenteil umschlagen, wenn sie nicht entsprechend gepflegt werden: Burnout hat als Begriff in den letzten Jahren den Mainstream erreicht; man versteht darunter „ein den Menschen beherrschendes Gefühl kör-

perlicher, emotionaler und geistiger Erschöpfung, bedingt durch chronische Überbeanspruchung oder Überforderung“ mit den Symptomen emotionale Erschöpfung, reduzierte Leistungsfähigkeit bzw. Antriebsverlust und Depersonalisierung (Bundesverband der Unfallkassen, 2005, S. 89 f.). Es gibt vielfältige Ursachen: In Bibliotheken können das insbesondere Zeitdruck beim Bearbeiten von Anfragen, technische Probleme (Caputo, 1991, S. 62) oder der dauerhafte Personalabbau und die damit verbundene Steigerung der Arbeitsbelastung sein. Die Führungskräfte sollten beispielsweise darauf achten, dass ihre Mitarbeiter weder unter- noch überfordert werden, dass genug Gestaltungsspielraum für die Arbeitsorganisation ermöglicht wird und dass es innerhalb und zwischen den Dienstebenen transparente Strukturen und Kommunikationswege gibt (Bundesverband der Unfallkassen, 2005, S. 93 f.).

Ein Beispiel aus der Praxis: Besondere Belastungen, wie das Durchführen von Spätdiensten oder die Übernahme von Aufgaben im Rahmen von Abendveranstaltungen, können zu psychischen Belastungen führen. Für die spät-abendlichen Öffnungszeiten einer Universitätsbibliothek soll die Zahl der Mitarbeiter von drei auf zwei reduziert werden, wobei in erster Linie die Spätdienstbelastung des Personals minimiert werden soll. Nun fühlen sich einige Mitarbeiter mit dieser Regelung nicht wohl, da sie in dieser Konstellation stellenweise alleine an der Theke sitzen müssen, wenn der andere Kollege beispielsweise mit einem Nutzer im Gebäude unterwegs ist. Um die damit zusammenhängenden psychischen Belastungen der betroffenen Mitarbeiter zu verringern, entscheidet die Dezernatsleitung wie folgt: Mitarbeiter, die sich beim Dienst zu zweit unwohl fühlen, dürfen sich bei der zuständigen Abteilungsleitung melden, die diese Bedürfnisse im Dienstplan berücksichtigt und aus den betreffenden Mitarbeitern Dreierteams zusammenstellt. Auf diese Weise sind nicht nur Ängste reduziert, sondern auch das Gefühl, seine direkten Arbeitsbedingungen mitgestalten zu dürfen, sorgt für höhere Arbeitszufriedenheit.

Ein grundsätzlicher Punkt sei noch erwähnt: Nicht jede Person ist, obwohl die entsprechende Ausbildung absolviert oder eine Einarbeitung erfolgt ist, körperlich in der Lage, die Arbeitsaufgaben zu erfüllen. Die Gründe können entweder in der körperlichen Konstitution der Mitarbeiter liegen oder in den Gefährdungen, die beim Durchführen bestimmter Arbeiten auftreten können. Eine Verquickung beider Aspekte wäre z. B. der asthmakranke Mitarbeiter, der die Regale im Lesesaal abstauben soll.

4 Fazit

Jede der vielfältigen Aufgaben von Bibliotheken hat einen direkten oder indirekten Bezug zum Thema Sicherheit. Nicht immer steht dieser im Vorder-

grund der strategischen Überlegungen, häufig müssen Kompromisse zwischen Dienstleistungsangebot und Erfüllung sicherheitsrelevanter Anforderungen gefunden werden. Es ist Aufgabe der Bibliotheksleitung und der darunter angeordneten Führungsebenen, den Blick für die Sicherheit von Personen – sowohl der eigenen Mitarbeiter als auch der Nutzer der Bibliothek – und Beständen sowie baulichen und technischen Einrichtungen zu schärfen und ein betriebliches Kontinuitätsmanagement zu etablieren, das die Aufrechterhaltung von Dienstleistungen ermöglicht und die Akteure befähigt, in Ausnahmesituationen die richtigen Entscheidungen zu treffen. Eine gute und verstetigte Sicherheitskultur erspart einige Klimmzüge im Umgang mit unvorhersehbaren Ereignissen.

Literatur

- Brockerhoff, C. (2016). *Interne Kommunikation in der Bibliothek*. Berlin/Boston: De Gruyter.
- Bundesverband der Unfallkassen. (2005). *Psychische Belastungen am Arbeits- und Ausbildungsplatz: Ein Handbuch; Phänomene, Ursachen, Prävention* (GUV-I, 8628). München: Bundesverband der Unfallkassen. Abgerufen von <http://publikationen.dguv.de/dguv/pdf/10002/I-8628.pdf>
- Caputo, J. S. (1991). *Stress and burnout in library service*. Phoenix, Az.: Oryx Press.
- Deutsche Gesetzliche Unfallversicherung. (2005). *Elektrische Anlagen und Betriebsmittel: Unfallverhütungsvorschrift* (aktualisierte Ausg., DGUV-Vorschrift, 4). Berlin: DGUV. Abgerufen von <http://publikationen.dguv.de/dguv/pdf/10002/vorschrift4.pdf>
- Deutsche Gesetzliche Unfallversicherung. (2006). *Der Sicherheitsbeauftragte* (DGUV-Information, 211–021). Berlin: DGUV. Abgerufen von <http://publikationen.dguv.de/dguv/pdf/10002/I-8503.pdf>
- Deutsche Gesetzliche Unfallversicherung. (2013). *Grundsätze der Prävention: Unfallverhütungsvorschrift* (DGUV-Vorschrift, 1). Berlin: DGUV. Abgerufen von <http://publikationen.dguv.de/dguv/pdf/10002/1.pdf>
- Deutsches Institut für Normung. (2011). *Brandmeldeanlagen: Teil 1* (DIN EN 54-1:2011-06). Berlin: Beuth.
- Deutsches Institut für Normung. (2014a). *Brandschutzordnung: Regeln für das Erstellen und das Aushängen* (DIN 14096:2014-05). Berlin: Beuth.
- Deutsches Institut für Normung. (2014b). *Sicherheit und Schutz des Gemeinwesens: Business Continuity Management System; Anforderungen* (DIN EN ISO 22301:2014-12; ISO 22301:2012). Berlin: Beuth.
- Deutschland. Bundesministeriums der Justiz und für Verbraucherschutz. (1996). Gesetz über die Durchführung von Maßnahmen des Arbeitsschutzes zur Verbesserung der Sicherheit und des Gesundheitsschutzes der Beschäftigten bei der Arbeit (Arbeitsschutzgesetz – ArbSchG). Abgerufen von <http://www.gesetze-im-internet.de/bundesrecht/arbschg/gesamt.pdf>
- Günter, B. (2013). Alle zufrieden?! Besucherorientierung fängt beim Mitarbeiter an. In A. Hausmann & L. Murzik (Hrsg.), *Erfolgsfaktor Mitarbeiter: Wirksames*

- Personalmanagement für Kulturbetriebe* (2. Aufl., S. 199–210). Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden. doi:10.1007/978-3-658-01346-2_13
- Guth, C. & Gerlach, A. (2009). Notfallprävention und -planung: Schutz vor Gefahren durch Feuer, Wasser, Baumaßnahmen. In P. Hauke & K. U. Werner (Hrsg.), *Bibliotheken bauen und ausstatten* (S. 190–209). Bad Honnef: Bock + Herchen. urn:nbn:de:kobv:11-100102476
- Hausmann, A. (2013). Mitarbeiter als (wichtigste) Ressource: Rahmenbedingungen, Aufgabenfelder und Besonderheiten des Personalmanagement in Kulturbetrieben. In A. Hausmann & L. Murzik (Hrsg.), *Erfolgsfaktor Mitarbeiter: wirksames Personalmanagement für Kulturbetriebe* (2. Aufl., S. 39–60). Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden. doi:10.1007/978-3-658-01346-2_3
- Joint, N. (2007). Applying general risk management principles to library administration. *Library Review*, 56(7), 543–551. doi:10.1108/00242530710775935
- Kabat, S. (2009). Vorbeugender Brandschutz in Bibliotheken. *Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie: ZfBB*, 56(3/4), 185–194. doi:10.3196/1864295009563482
- Krieger, A. (Red.). (2007). *Beurteilung von Gefährdungen und Belastungen in Archiven*. Düsseldorf: Rheinischer Gemeindeunfallversicherungsverband. Abgerufen von http://www.microconservation.de/fileadmin/data/Links/PIN_32_-_Belastungen_in_Archiven_2007.pdf
- Krieger, A. (2014). *Arbeitssicherheit und Gesundheitsschutz in Archiven und Bibliotheken* (Prävention in NRW, 32). Düsseldorf: Unfallkasse Nordrhein-Westfalen. Abgerufen von https://www.unfallkasse-nrw.de/fileadmin/server/download/praevention_in_nrw/praevention_nrw_32.pdf
- Maibach, C. (2009). Notfallvorsorgekonzepte in Bibliotheken: Arbeitsergebnisse einer Masterarbeit. *Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie: ZfBB*, 56(3/4), 195–199. doi:10.3196/1864295009563497
- Müller, K.-R. (2015). *Handbuch Unternehmenssicherheit: Umfassendes Sicherheits-, Kontinuitäts- und Risikomanagement mit System*. Wiesbaden: Springer Vieweg. doi:10.1007/978-3-658-10151-0
- Nikolaizig, A. & Schwarzer, C. (2015). *Tatort Bibliothek: Bücherklau und Seitenraub*. Berlin: BibSpider.
- Pfafferott, M. (2012). Von Freud und Leid der Arbeitsschutzunterweisungen in Bibliotheken. *ABI Technik*, 32(2), 79–83. doi:10.1515/abitech-2012-0014
- Süß, S. (2013). Personalmanagement in Kulturbetrieben: Grundlegende Überlegungen und aktuelle Trends. In A. Hausmann & L. Murzik (Hrsg.), *Erfolgsfaktor Mitarbeiter: Wirksames Personalmanagement für Kulturbetriebe* (2. Aufl., S. 9–24). Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden. doi:10.1007/978-3-658-01346-2_1
- Techniker Krankenkasse. (2016). *Gesundheitsreport 2016: Gesundheit zwischen Beruf und Familie*. Hamburg: TK. Abgerufen von <https://www.tk.de/tk/broschueren-und-mehr/studien-und-auswertungen/gesundheitsreport-2016/855910>
- Thießen, A. (Hrsg.). (2014). *Handbuch Krisenmanagement* (2. Aufl.). Wiesbaden: Springer.
- Willich, P. (2001). *Bestandserhaltung als Aufgabe des Bibliotheksmanagements*. Berlin: Logos-Verlag.

Alle Internetquellen wurden zuletzt am 24. 02. 2017 aufgerufen.

Stefan Wiederkehr

Universitätsbibliothek, Sammlungen und Archive unter einem Dach

Eine Herausforderung für das Management

Abstract: Der Beitrag stellt am Beispiel der ETH Zürich dar, welche Chancen die organisatorische Vereinigung von Universitätsbibliothek, Sammlungen und Archiven eröffnet: Werden die Informationsdienstleistungen der Universität aus einer Hand erbracht, ist dies nicht nur ein attraktiver Service für die Kunden. Es entstehen auch ressourcenschonende Synergieeffekte und Effizienzgewinne. Gleichzeitig benennt der Beitrag die Herausforderungen, denen sich das Management bei der Integration unterschiedlicher Typen von traditionsreichen Informationseinrichtungen zu stellen hat. Im Zuge der Professionalisierung verfestigte sich die Spartenentrennung zwischen Bibliotheken, Sammlungen und Archiven und führte beim Personal zu unterschiedlichen, stark entwickelten beruflichen Identitäten. Daher sind gute Führung und Diversity Management zentrale Voraussetzungen für die erfolgreiche Gestaltung der notwendigen Veränderungsprozesse und die Entwicklung gemeinsamer Werte.

1 Einleitung

In den letzten zehn Jahren übertrug die Hochschulleitung der ETH-Bibliothek, der zentralen Universitätsbibliothek der ETH Zürich, die Verantwortung für eine Reihe von Sammlungen und Archiven, die zuvor im Organigramm an anderer Stelle angesiedelt waren. Es waren dies (in chronologischer Reihenfolge) das Max Frisch-Archiv, die Graphische Sammlung, „focusTerra“ – das erdwissenschaftliche Forschungs- und Informationszentrum der ETH Zürich einschließlich der später verselbstständigten Erdwissenschaftlichen Sammlungen –, das Thomas-Mann-Archiv und diejenigen Sammlungsobjekte, die sich unmittelbar in der Obhut des Kulturgüterschutzbeauftragten befanden (heute: Sammlung Sternwarte und Kunstinventar). Dazu kommt die Materialsammlung als Neugründung des Jahres 2010. Die Abteilung Alte und Seltene Drucke, die Kartensammlung, das Hochschularchiv und das Archiv des ETH-Rats sowie das Bildarchiv sind traditionellerweise Teil der ETH-Bibliothek. Daneben existiert an der ETH Zürich weiterhin ein knappes Dutzend Sammlungen und Archive, die einem Departement zugeordnet sind oder eine andere, von der ETH-Biblio-

theik unabhängige, Trägerschaft haben (Neubauer, 2014; Habel & Wiederkehr, 2015).

Der folgende Beitrag macht im ersten Teil deutlich, welche Chancen und Synergien die Integration von Sammlungen und Archiven in eine Universitätsbibliothek mit sich bringt. Im zweiten Teil werden die Herausforderungen benannt, denen sich das Management bei einer derartigen Integration gegenüber sieht.

2 Chancen

Die Entscheidung der Hochschulleitung, eine Reihe von Sammlungen und Archiven der ETH Zürich im Rahmen einer schrittweisen Reorganisation der ETH-Bibliothek anzuvertrauen, war in erster Linie durch die Einsicht motiviert, dass sich Bibliothek, Archiv und Sammlung im digitalen Zeitalter konvergent entwickeln (Wiederkehr, 2015a). Die traditionellen Trennlinien zwischen Original und Kopie sowie zwischen Text und nicht-textuellen Objekten, entlang derer sich diese drei Institutionstypen über Jahrhunderte hinweg ausdifferenziert hatten, verlieren rasant an Bedeutung. Stattdessen werden der Umgang mit großen Mengen maschinenlesbarer Metadaten, die Integration heterogener Ressourcen und deren nutzerfreundliche Bereitstellung in Discovery-Systemen, das Anbieten von Schnittstellen sowie der digitale Datenerhalt bzw. die Langzeitarchivierung wichtig – alles Gebiete, in denen aufgrund ähnlicher Anforderungen an effektive und effiziente Workflows ein hohes Synergiepotenzial zwischen Bibliotheken, Archiven und Sammlungen besteht. Das gilt in besonderem Maße auch für die eigentliche Digitalisierung analoger Informationsträger in einem dem konkreten Fall angemessenen Verhältnis von Qualität zu Quantität.

Diese Chancen werden an der ETH Zürich gesehen und genutzt. Das Wissensportal wird in seinem Endausbau den „Single Point of Access“ zu sämtlichen Informationsressourcen bilden (Neubauer & Piguet, 2014). Schon heute werden hier die Metadaten aus zahlreichen Quellsystemen nach einer Normalisierung zusammengeführt und für die Kunden zentral abfragbar gemacht. Darin liegt der nach außen sichtbarste Nutzen, aber auch nach innen entsteht eine Synergie für die Informatik-Dienste. Skaleneffekte und informationstechnologische Effizienzgewinne kommen außerdem dadurch zustande, dass für die Bildverwaltung in sämtlichen der ETH-Bibliothek angeschlossenen Einheiten die Plattform e-Pics und für die Metadaten der verschiedenen Archive dasselbe Archivinformationssystem eingesetzt wird. Die beiden Plattformen e-rara und e-manuscripta, die als nationale Kooperationsprojekte für die Publikation

von alten Drucken und handschriftlichen Quellen in technischer Hinsicht von der ETH-Bibliothek betrieben werden, beruhen auf der gleichen Technologie (Gasser, 2013). In keinerlei Hinsicht zielführend wären getrennte Wege von Bibliothek, Archiven und Sammlungen beim digitalen Datenerhalt gewesen, handelt es sich hier doch um einen Bereich, in dem Lösungen nicht nur implementiert, sondern durch informationswissenschaftliche Forschung erst entwickelt werden müssen (Töwe, 2015).

Die Synergien beschränken sich jedoch nicht auf IT-Fragen. Ein Kooperationsgewinn entsteht auch im Bereich rechtlicher Fragen. Die Kompetenzen im Bereich Urheberrecht, Lizenzierung, Sperrfristen und Schutz persönlicher Daten kommen, soweit bereits vorhanden, allen Beteiligten zugute oder aber müssen nur einmal aufgebaut werden. Werden die Informationsdienstleistungen der Universität aus einer Hand erbracht, können zudem die unterschiedlichen Kanäle zur Kundenbindung vielfältig bespielt und das Cross Media Marketing voll zur Geltung gebracht werden. Wiederum lässt sich Expertise an einer Stelle konzentrieren und arbeitsteilig zugunsten der Gesamtorganisation nutzbar machen (Kyburz, 2015).

Die Entscheidung, das DigiCenter der ETH-Bibliothek als zentralen Digitalisierungsdienstleister für die gesamte Hochschule zu positionieren, hat sich ebenfalls bewährt. Die Beschäftigten haben sich ein breites Know-how im Umgang mit großen Volumina, hohen Qualitätsansprüchen und verschiedenartigen Materialvorlagen erworben und verfügen über das technische Equipment, unterschiedlichste Anforderungen und Kundenwünsche zu erfüllen (Wiederkehr, 2015b).

3 Herausforderungen

So offensichtlich sich die Chancen einer organisatorischen Vereinigung von Bibliothek, Archiv und Sammlung unter einem Dach darstellen, gilt es doch auch, eine Reihe von Herausforderungen zu meistern.

Der entscheidende Erfolgsfaktor ist, die Bibliothekare, Archivare und Kuratoren für den Wandel zu gewinnen (Thomas & Ely, 1996; Gardenswartz & Rowe, 2010). Damit sind zwei große Themen gleichzeitig angesprochen: Zum einen will erfolgreiches Change Management in jeder Art von Einrichtung gut geplant und überlegt umgesetzt sein. Zum anderen haben wir es mit drei verschiedenen Berufsständen zu tun, die im Zuge ihrer Professionalisierung eigene Berufsbilder und Karrieremuster, Fachverbände und Kongresse, Publikationsorgane und letztlich Identitäten ausgebildet haben.

3.1 Drei Wege der Professionalisierung

In Deutschland setzte die Standardisierung der bibliothekarischen Ausbildung und Berufsvoraussetzungen bekanntlich mit dem preußischen „Erlass betreffend die Befähigung zum wissenschaftlichen Bibliotheksdienst“ noch im 19. Jahrhundert ein. Der Verein Deutscher Bibliothekarinnen und Bibliothekare wurde 1900 (seinerzeit als Verein Deutscher Bibliothekare) gegründet. Im selben Jahr fand der erste Bibliothekartag statt. Seit 1884 existiert mit dem *Zentralblatt für Bibliothekswesen* ein unbestrittenes Fachorgan, das nach seiner Weiterführung in der DDR 1991 in der *Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie* aufging. Der erste Deutsche Archivtag wurde 1899 veranstaltet. 1946 wurde der Verband deutscher Archivare gegründet (heute: Verband deutscher Archivarinnen und Archivare); er publiziert seit 1947 die Fachzeitschrift *Der Archivar*. Der Verband hatte aber regionale und spartenbezogene Vorläufer seit dem Ende des 19. Jahrhunderts, und die in Bayern beheimatete *Archivalische Zeitschrift* weist eine Kontinuität seit 1876 auf. Der Deutsche Museumsbund wurde 1917 aus der Taufe gehoben und führt seither Jahrestagungen durch. Vorangegangen war die Gründung der Zeitschrift *Museumskunde* 1905.

Stellt man zudem in Rechnung, wie sehr vorgezeichnete Beamtenlaufbahnen und das Tarifrecht in Deutschland die spartenübergreifende Mobilität zwischen verschiedenen Arten von Gedächtnisinstitutionen erschweren, wenn nicht gar verhindern (Wiederkehr, 2014, S. 23–31), wird deutlich, dass die Konvergenz von Bibliothek, Archiv und Sammlung im digitalen Zeitalter starke institutionelle Traditionen und unter den Bedingungen des Analogen lange eingewöhnte Denkmuster in Frage stellt.

Diese Argumentation lässt sich in zweierlei Hinsicht relativieren. Zum einen folgte die Professionalisierung im Bibliotheks-, Archiv- und Sammlungsbereich in der Schweiz nur teilweise dem deutschen Muster, sodass über lange Zeit eine größere Offenheit für Quereinsteiger gegeben war (Wick-Werder, 2010; Aus- und Weiterbildung, 2012). Dies dürfte bis heute Veränderungsprozesse begünstigen. Zum anderen ist die Gleichsetzung von Universitätssammlungen mit Museen auch in Deutschland nicht uneingeschränkt zulässig, da vielerorts der öffentliche Ausstellungsbetrieb fehlt und der Charakter einer Lehr- oder reinen Forschungssammlung im Vordergrund steht. Die spezifische Institutionalisierung und Netzbildung von wissenschaftlichen Universitätssammlungen ist ein Phänomen der jüngsten Vergangenheit. Die Koordinierungsstelle für wissenschaftliche Universitätssammlungen in Deutschland existiert seit 2012, ebenso die Gesellschaft für Universitätssammlungen. Die Reihe der regelmäßigen Sammlungstagungen setzte 2010 ein. Ein zentrales Fachorgan hat sich im deutschen Sprachraum noch nicht etabliert.

3.2 Folgen der Spartentrennung

Was bedeutet das nun für die Praxis an einer Universität? Die Bibliothek ist in der Regel deutlich größer und arbeitsteiliger organisiert als die Archive und Sammlungen es sind, die typischerweise von Einzelpersonen oder sehr kleinen Teams betreut werden. Dieser Größenunterschied bringt es mit sich, dass sich auch die proportionale Verteilung des Personals auf die verschiedenen Qualifikationsstufen unterscheidet. So fehlen in den kleinen Sammlungen und Archiven der Universitäten oft diejenigen Stellen, die in deutschen Bibliotheken dem mittleren und gehobenen Dienst zugeordnet wären. Der Anteil des wissenschaftlichen Personals ist in Universitätssammlungen und -archiven vergleichsweise höher als in den Universitätsbibliotheken. Es versteht sich von selbst, dass das einen Einfluss auf die Gruppendynamik sowie auf die Bedürfnisse und Arbeitshaltungen der Beschäftigten in den einzelnen Teams hat. Das Ineinandergreifen von Wissenschaft und Betrieb, das für Universitäten typisch ist und das auch jede Universitätsbibliothek kennt, findet sich in jeweils spezifischen Konstellationen auch in einzelnen Sammlungen und Archiven wieder. Dem hat das Management mit einem adäquaten Führungsstil und mit Kommunikations- und Motivationsformen zu begegnen, die an die jeweiligen Teams angepasst sind (Frey, 2002).

Im Zuge der Spartentrennung und je eigenständiger Ausbildungsgänge haben sich unterschiedliche Fachsprachen herausgebildet. So versteht mancher Kurator unter „inventarisieren“ die forschungsnahe Erschließung eines Objekts, die zeitintensiver und intellektuell anspruchsvoller ist als das, was im Bibliothekswesen „katalogisieren“ heißt. Derselbe Kurator spricht dann von „registrieren“, um diejenige Tätigkeit zu bezeichnen, die in der Bibliothek mit „inventarisieren“ gemeint ist. „Katalog“ bedeutet im Museum etwas anderes als in der Bibliothek, und einen spartenübergreifenden Konsens über „Dokumentation“ wird man vergebens suchen. In derartigen terminologischen Unterschieden lauert ein großes Potenzial für Missverständnisse, bis sich die Zusammenarbeit eingespielt hat. Auch die überregionale und internationale Vereinbarung von Erschließungsstandards und Datenformaten folgte in Bibliotheken, Archiven und Sammlungen jeweils eigenen Entwicklungslinien.

3.3 Profilierung durch Bestand oder Services?

Trotz der hier vertretenen These der Konvergenz von Bibliothek, Archiv und Sammlung im digitalen Zeitalter ist auf einen grundsätzlichen Unterschied in der Interessenlage hinzuweisen, wenn man die drei Einrichtungen idealtypisch fasst. Archive und Sammlungen verfügen über unikale Bestände. Deren zeitge-

mäße Erschließung und digitale Präsentation sowie die Fähigkeit, genuin digitales Material zu übernehmen und zu sichern, sind die zentralen Herausforderungen beim Sprung vom analogen ins digitale Zeitalter. Eine verstärkte Kundenorientierung ist damit zwar verbunden, aber das Monopol auf den unikatalen Bestand bleibt eine *raison d'être*, die Bibliotheken so nicht mehr haben. Letzteren droht, durch kommerzielle Suchmaschinen und Informationsvermittler sowie universitätsübergreifende Angebote wie Nationallizenzen substituiert zu werden. Im Übergang zu hervorragendem Service (und damit ist mehr gemeint als die Überwindung des Bonmots vom Nutzer als natürlichem Feind des Bibliothekars) sowie in der Konzentration auf ortsgebundene Dienstleistungen sieht daher manche mittlere Bibliothek zu Recht eine Überlebensstrategie im digitalen Zeitalter. Spätestens dann aber, wenn die radikale Abkehr von der Bestandsorientierung (Münch & Bergmann-Ostermann, 2012) damit einhergeht, das Selbstverständnis einer Bibliothek als Gedächtnisinstitution aufzugeben, ist dies für Kuratoren und Archivare nicht mehr nachvollziehbar.

4 Fazit

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass eine unfreundliche Übernahme von Archiven und Sammlungen durch die Universitätsbibliothek geringe Ausichten auf Akzeptanz hätte und die Mitarbeiterzufriedenheit gefährden würde. Konvergenz von Bibliothek, Archiv und Sammlung bedeutet im Erfolgsfall vielmehr, dass ein neuer Einrichtungstyp entsteht, der die Gemeinsamkeiten traditioneller Gedächtnisinstitutionen erkennt, gemeinsame Werte entwickelt, betriebliche Synergien nutzt und zugleich die Stärken, die sich aus der Diversität ergeben, in den Vordergrund stellt. Diversity Management im Sinne des konstruktiven Umgangs mit verhaltensbezogener Diversität ist denn auch der Schlüssel, das Personal für den Wandel zu gewinnen.

Literatur

- Aus- und Weiterbildung [Themenheft]. (2012). *Arbido*, (3). Abgerufen von http://arbido.ch/assets/files/arbido_3_2012.pdf
- Frey, B. S. (2002). Wie beeinflusst Lohn die Motivation? In B. S. Frey & M. Osterloh (Hrsg.), *Managing Motivation: Wie Sie die neue Motivationsforschung für Ihr Unternehmen nutzen können* (2., akt. u. erw. Aufl., S. 73–106). Wiesbaden: Gabler.
- Gardenswartz, L. & Rowe, A. (2010). *Managing diversity: A complete desk reference & planning guide* (3. Aufl.). Alexandria, VA: Society for Human Resource Management.

- Gasser, M. (2013). Über die Digitalisierung hinaus: Neue Angebote der Spezialsammlungen der ETH Zürich-Bibliothek. In H. Schmitt (Red.), *Kulturelles Kapital und ökonomisches Potential – Zukunftskonzepte für Archive: 82. Deutscher Archivtag in Köln* (S. 47–56). Fulda: Verband Deutscher Archivarinnen und Archivare.
- Habel, T. & Wiederkehr, S. (2015). *Sammlungen und Archive der ETH Zürich: Wissenschaftliches Erbe für die Forschung der Zukunft* (2., durchges. Aufl.). Zürich: ETH Zürich. doi:10.3929/ethz-a-010360372
- Kyburz, D. (2015). Social-Media-Kompetenzen in Bibliotheken. *Arbido*, (4), 33–35. Abgerufen von http://arbido.ch/assets/files/arbido_4_2015_low.pdf
- Münch, V. & Bergmann-Ostermann, H. (2012). Das Informationsmonopol der Bibliotheken ist gekippt: Quo vadis, bibliothekarisches Informationswesen? [Interview mit R. Ball und B. Lübbers]. *BIT online*, 15(5), 486–493. Abgerufen von <http://www.b-i-t-online.de/heft/2012-05-interview.pdf>
- Neubauer, W. (2014). Die Informationsinfrastrukturen an der ETH Zürich. *Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie: ZfBB*, 61(4/5), 224–230. doi:10.3196/1864295014614589
- Neubauer, W. & Piguet, A. (2014). Das Wissensportal der Bibliothek der ETH Zürich. In K. Söllner & W. Sühl-Strohmenger (Hrsg.), *Handbuch Hochschulbibliothekssysteme: Leistungsfähige Informationsinfrastrukturen für Wissenschaft und Studium* (S. 439–454). Berlin: De Gruyter Saur. doi:10.1515/9783110310092-041
- Thomas, D. A. & Ely, R. J. (1996). Making differences matter: A new paradigm for managing diversity. *Harvard Business Review*, 74(5), 79–90.
- Töwe, M. (2015). Von Forschungsdaten zu e-journals und zurück: Der Weg zum digitalen Datenerhalt an der ETH-Bibliothek. In R. Ball & S. Wiederkehr (Hrsg.), *Vernetztes Wissen. Online: Die Bibliothek als Managementaufgabe; Festschrift für Wolfram Neubauer zum 65. Geburtstag* (S. 159–171). Berlin: De Gruyter Saur. doi:10.1515/9783110435818-015
- Wick-Werder, M. (Red.). (2010). *Museumsberufe in der Schweiz: Anforderungsprofile basierend auf den Anforderungsprofilen für Museumsberufe in Europa*. Zürich: International Council of Museums. Schweizerisches Nationalkomitee. Kommission Ausbildung. Abgerufen von http://www.museums.ch/assets/files/dossiers_d/Publikationen/Museumsberufe_2010_D.pdf
- Wiederkehr, S. (2014). *Mitarbeitermotivation im öffentlichen Dienst am Beispiel der wissenschaftlichen Bibliotheken in Deutschland* (Berliner Handreichungen zur Bibliotheks- und Informationswissenschaft, 352). Berlin: Institut für Bibliotheks- und Informationswissenschaft. Abgerufen von <http://edoc.hu-berlin.de/series/berliner-handreichungen/2014-352>
- Wiederkehr, S. (2015a). Die „Strategie 2015 bis 2020“ für die Sammlungen und Archive der ETH Zürich. In R. Ball & S. Wiederkehr (Hrsg.), *Vernetztes Wissen. Online: Die Bibliothek als Managementaufgabe; Festschrift für Wolfram Neubauer zum 65. Geburtstag* (S. 181–188). Berlin: De Gruyter Saur. doi:10.1515/9783110435818-017
- Wiederkehr, S. (2015b). Digitalisierungsstrategien in den Sammlungen und Archiven der ETH-Bibliothek. *AKMB-news*, 21(1), 22–27. urn:nbn:de:bsz:16-akmb-319444

Alle Internetquellen wurden zuletzt am 26. 01. 2017 aufgerufen.

Martin Zangl

Zertifiziertes Qualitätsmanagement

Die Standards der Arbeitsgemeinschaft der
Kunst- und Museumsbibliotheken

Abstract: Seit 2007 bietet die Arbeitsgemeinschaft der Kunst- und Museumsbibliotheken (AKMB) ein Qualitätsmanagement-System mit mehr als 80 fachspezifischen Standards an, das in neun Themenfeldern Mindestanforderungen formuliert. Seit fast 10 Jahren dienen diese jährlich weiterentwickelten Standards als Grundlage zur Reflexion von Arbeitsabläufen und Sachverhalten – nicht nur in Kunst- und Museumsbibliotheken. Nach erfolgreicher Auditierung verleiht das Institut für Bibliotheks- und Informationswissenschaft der Humboldt-Universität zu Berlin anhand dieser Standards ein Qualitätsmanagement-Zertifikat. Eine bescheidene, aber durchaus nachhaltige Erfolgsgeschichte. Der Beitrag stellt auch eine Würdigung der Verdienste Konrad Umlaufs für die Entwicklung der Qualitätsstandards der AKMB und die Anwendung des Zertifizierungssystems dar.

1 Einleitung

Gegründet wurde die Arbeitsgemeinschaft der Kunst- und Museumsbibliotheken 1995 als Verein für die Interessenvertretung und für die Beratung der kleineren Kunst- und Museumsbibliotheken im deutschsprachigen Raum, die i. d. R. mit wenig Personal ausgestattet sind. Es ist Ziel der AKMB, die Leistungsfähigkeit dieser Einrichtungen durch verstärkte Kooperation zu verbessern. Heute zählt die Arbeitsgemeinschaft rund 260 institutionelle und persönliche Mitglieder (Arbeitsgemeinschaft der Kunst- und Museumsbibliotheken, 2016a).

2 Entwicklung der AKMB-Standards

Im Zuge einer der jährlichen Fortbildungen, die die AKMB mithilfe der Initiative Fortbildung für wissenschaftliche Spezialbibliotheken und verwandte Einrichtungen e. V.¹ organisiert, entstand 2003 die Idee zur Entwicklung von Stan-

¹ <http://www.initiativefortbildung.de>

dards für Kunst- und Museumsbibliotheken (Appel, 2009). In zwei moderierten Workshops im Juni und September 2006 formulierten engagierte Kollegen eine erste Version eines Kriterienkataloges. Moderiert und begleitet wurden die Workshops vom Soziologen und TÜV-QM-Auditor Meinhard Motzko. Der damalige Ausschreibungstext der Workshops beschreibt das Projekt wie folgt:

Möglich, dass in der Vergangenheit Standards und deren Entwicklung als eine eher theoretische Übung und sonst nichts begriffen wurden. Heute leben wir in stürmischen Zeiten, der Wandel ist allgegenwärtig, und häufig verlangen uns die Bedingungen an unserem Arbeitsplatz mehr ab, als wir meinen, leisten zu können. Hier sind Standards das geeignete Medium, sich in derartigen Phasen von Umbruch behaupten zu können – sie klären Schwerpunktsetzungen und Ausrichtungen nach außen und nach innen: Sie helfen auch dem Fachfremden, die Komponenten von Exzellenz bei einer Kunstbibliothek zu verstehen. Sie liefern dem Mittelgeber transparente und nachvollziehbare Daten über den Einsatz öffentlicher Ressourcen. Und, nicht zuletzt, sie ermöglichen eine „leitbildartige“ Verständigung der Mitarbeiter untereinander.

Voraussetzung für eine erfolgreiche Einführung von Standards ist, dass diese auf eine echte Lücke reagieren und mit realistischen Problemlösungen aufwarten. Unser Workshop wird in einem ersten Schritt zur Erarbeitung solcher „marktbestimmter“ Standards für Kunstbibliotheken führen. Es besteht Konsens darüber, dass hier jede Sammlung als einzigartig zu gelten hat (einerlei, ob sie nun öffentlich, ob sie zu einem Museum, einer Universität oder sonstigen Forschungseinrichtung gehörig oder als selbständige wissenschaftliche Spezialbibliothek ausgeprägt ist) und deshalb eigene Leistungs- und Evaluierungskriterien entwickeln sollte. Die Zielvorstellung der Trägerinstitution, die Art und der Umfang der Sammlung, das Spektrum von Dienstleistungen und Programmen, vor allem aber die Bedarfe ihrer Kunden werden dabei zu berücksichtigen sein. So heterogen sich die Landschaft der AKMB-Mitgliedsbibliotheken auch präsentiert, es lassen sich dennoch Gemeinsamkeiten feststellen, dieses insbesondere bei der Gruppe der eigentlichen Kunst- und Museumsbibliotheken. Da hier auch die Erarbeitung von Standards am häufigsten gewünscht wurde (das hat eine Umfrage der im März 2004 begründeten Fachgruppe Standards ergeben), richten wir unser Fortbildungsangebot zunächst an dieser Zielgruppe aus [...]. Der Prozess der gemeinsamen Entwicklung von Standards stellt eine große Herausforderung dar. Er markiert einen Meilenstein auf dem Weg, sich aus eigenem Antrieb auf Leistungsgarantien verständigen zu wollen. Standards gehen mit kontinuierlichen Verbesserungsprozessen einher; sie bilden die Grundlage für die Implementierung eines Qualitätssicherungssystems. Die Vergabe öffentlicher Mittel wird zukünftig an den Nachweis derartiger Qualitätssicherungssysteme gebunden sein. Diese Praxis ist in vielen Bereichen des öffentlichen Dienstleistungssektors bereits zur Realität geworden und wird vor dem Kunst- und Kulturbereich nicht Halt machen. (Morgenstern, 2006)

Diese Formulierungen beschreiben auch zehn Jahre später noch treffend die Voraussetzungen und Gegebenheiten in kleineren Bibliotheken und die Intentionen der Kollegen, die sich mit Qualitätsmanagement (QM) beschäftigen. Aktuell liegen die Standards der AKMB (2016c) in der 6. Version vor – die kontinuierliche Verbesserung wird nicht nur als Standard gefordert, sondern auch für das QM-Verfahren selbst durchgeführt. Einmal jährlich findet ein Treffen der

Fachgruppe und der aktiven Teilnehmer mit der Zertifizierungsstelle statt, um die Standards mit den Erfahrungen der bisherigen Audits zu überarbeiten, Formulierungen zu überdenken und eventuelle Anpassungen an technische und organisatorische Neuerungen zu diskutieren.

3 Modelle des QM in deutschen Bibliotheken

Grundproblem aller allgemeingültigen und branchenübergreifenden Qualitätsmanagementsysteme ist immer noch: Sie wurden primär aus betriebswirtschaftlichen Überlegungen für Wirtschaftsunternehmen entwickelt, nicht für Non-Profit-Organisationen. Obwohl Bibliotheken einerseits schon lange Vorreiter bei der Normierung sind – z. B. bei der Katalogisierung von Schrifttum –, gelten für sie noch zusätzliche Herausforderungen durch extrem unterschiedliche Trägerinstitutionen und Ausrichtungen. Die Spannweite der Bibliotheken, die beispielsweise allein in der AKMB organisiert sind, reicht von One Person Libraries ohne Publikumsverkehr bis zu Hochschulbibliotheken mit mehreren hundert Nutzern. Insgesamt führen die sehr verschiedenen Formen von Bibliotheksträgerschaften dazu, dass auch innerhalb eines Bundeslandes oder in gleichen Organisationsstrukturen wie Museumsbibliotheken einheitliche Qualitätsstandards fehlen. Gerade für Non-Profit-Organisationen gilt:

Die heterogenen und diffusen Auffassungen über „Qualität“, die vielfach sowohl für Sach- als auch für Dienstleistungen gültig sind, machen deutlich, dass es bis heute nicht gelungen ist, ein tragfähiges und allgemein akzeptiertes Qualitätsverständnis zu schaffen. (Bruhn, 2013, S. 30)

3.1 QM-Modelle in aktueller Anwendung in Bibliotheken

Bibliothekslösungen großer Landes- oder Universitätsbibliotheken sowie drittmittelgeförderter Bibliotheken haben die Möglichkeit, sich dem Qualitätsmanagement ihrer Trägerinstitution oder ihres Geldgebers anzuschließen. Oft geben diese Trägerinstitutionen ein bestimmtes Qualitätsmanagement-Verfahren bereits vor. Leiter kleinerer Bibliotheken, die sich mit Qualitätsmanagement beschäftigen, haben die Wahl zwischen sehr verschiedenen QM-Modellen mit ihren jeweiligen Vor- und Nachteilen. Im Folgenden sollen einige QM-Verfahren, die in den letzten Jahren im Bibliotheksbereich vermehrt eingesetzt wurden, beschrieben werden.

3.2 EN ISO 9001

Die am weitesten verbreitete und wohl bekannteste Norm für QM-Verfahren ist die EN ISO 9001. Sie wurde von der International Organization for Standardization (ISO) in Zusammenarbeit mit dem Comité Européen de Normalisation (CEN) entwickelt, 2015 auf den momentan gültigen Stand aktualisiert und in Kooperation mit dem Deutschen Institut für Normung (DIN) auch in deutscher Sprache veröffentlicht. Der deutsche Titel „Qualitätsmanagementsysteme – Anforderungen (ISO 9001:2015)“ sagt bereits aus, dass die Norm im Kern gar kein QM-Verfahren darstellt, sondern die Anforderungen an Qualitätsmanagement-Systeme beschreibt.

Die Norm formuliert Mindestanforderungen für Produkte und Dienstleistungen, die einerseits Kundenerwartungen, andererseits behördliche Anforderungen erfüllen sollen. Auch an das Managementsystem selbst ist die Forderung nach einem stetigen Verbesserungsprozess gestellt.

Die acht Grundsätze des Qualitätsmanagement-Modells der ISO 9001 sind (Deutsches Institut für Normung, 2015):

- Kundenorientierung
- Führung
- Einbeziehung der Personen
- Prozessorientierter Ansatz
- Systemorientierter Managementansatz
- Kontinuierliche Verbesserung
- Sachbezogener Entscheidungsfindungsansatz
- Lieferantenbeziehung zu gegenseitigem Nutzen

Die Zertifizierung in Deutschland geschieht durch die von der Deutschen Akkreditierungsstelle (DAkkS) zugelassenen Institute wie z. B. TÜV oder Dekra. Das Produkt oder die Dienstleistung ist für die Zertifizierung dabei nicht relevant – so erhält z. B. ein Sanitärinstallateur das gleiche Zertifikat wie eine Öffentliche Stadtbücherei.

3.3 EFQM

The European Foundation for Quality Excellence Model (EFQM) ist ein Qualitätsmanagement-System, das von einer gleichnamigen Stiftung entwickelt wurde. Die Stifter waren europäische Großunternehmen, u. a. Bosch, British Telecom, Ciba-Geigy, Renault, Volkswagen. Das EFQM-Modell ermöglicht eine ganzheitliche Sicht auf Organisationen:

Es bietet Organisationen Hilfestellungen für den Aufbau und die kontinuierliche Weiterentwicklung von umfassenden Managementsystemen. Die Unternehmen nutzen es als Werkzeug, um auf Grundlage von Selbstbewertungen Stärken und Verbesserungspotentiale zu ermitteln, anzuregen und ihren Geschäftserfolg zu verbessern. (D'heur, 2014, S. 93)

Dabei gelten acht allgemeine Grundkonzepte (Deutsche Gesellschaft für Qualität, 2013, S. 3):

- Dauerhaft herausragende Ergebnisse erzielen
- Nutzen für Kunden schaffen
- Mit Vision, Inspiration und Integrität führen
- Veränderungen aktiv managen
- Durch Mitarbeiter erfolgreich sein
- Kreativität und Innovation fördern
- Die Fähigkeiten der Organisation entwickeln
- Nachhaltig die Zukunft gestalten

Die Organisation und die Prozesse, die Verbesserungen bewirken sollen, werden in dem EFQM-Modell nicht weiter definiert. Allerdings ist die Selbstbewertung der Organisation ein wichtiges Element des Modells, denn sie bietet den Vorteil einer kritischen Analyse innerhalb der eigenen Institution. Zertifiziert wird durch ausgebildete EFQM-Assessoren – aber auch hier erhält z. B. ein Spielzeughersteller das gleiche Zertifikat wie eine Stadtverwaltung.

3.4 Servicequalität Deutschland

Mit dem Titel „Q-Initiative Service-Qualität Deutschland“ hat eine Kooperationsgemeinschaft von Verbänden und Vereinen ein QM-Managementsystem erarbeitet, das überwiegend im Tourismus-Marketing Anwendung findet. Gesellschafter der Kooperationsgemeinschaft sind u. a. die Tourismus-Marketing Baden-Württemberg GmbH, der Bayerische Hotel- und Gaststättenverband e. V., das Deutsche Seminar für Tourismus Berlin e. V. Es handelt sich dabei um ein branchenübergreifendes, „bundesweit bereitgestelltes, dreistufiges System zur schrittweisen Verbesserung von Dienstleistungen und Angeboten anhand praxisorientierter Instrumente“ (ServiceQualität Deutschland, o. J.).

Die Grundsätze des Verfahrens sind:

- Nachhaltige und schrittweise Verbesserung der Qualität bundesweit
- Kreation, Förderung und Kommunikation eines einheitlichen Standards
- Steigerung des Qualitätsbewusstseins
- Förderung der Zusammenarbeit zwischen Dienstleistungsbetrieben
- Verbesserung der Mitarbeiterfreundlichkeit und Kundenbindung
- Verbesserung des Preis-/Leistungsverhältnisses

Das QM-System arbeitet mit einem Drei-Stufen-Modell, für das jeweils ein Mitarbeiter als Qualitätsbeauftragter des Unternehmens geschult wird, z. B. in Stufe III u. a. zu den Themen:

- Ziele und Kennzahlenfestlegung
- SWOT-Analyse
- Nachhaltigkeitsbewusstsein
- Servicequellen-Analyse
- Beschwerdemanagement
- Kundenbefragung
- Mitarbeiterbefragung
- Führungskräftebefragung
- Definition der Service-Abläufe

Erst in Stufe III kommt ein externes Audit in Betracht, zertifiziert wird durch die Deutsche Gesellschaft zur Zertifizierung von Managementsystemen.

35 Bibliotheken sind bisher in Deutschland in Stufe I zertifiziert. Bei diesem QM-System steht die Dienstleistung im Vordergrund, die Branche ist dabei nicht definiert, ein Hotel wird bewertet wie eine Bibliothek.

3.5 QM-Verfahren mit selbstentwickelten Standards – „Branchenmodelle“

Mehrere Kooperationen von Bibliotheken haben QM-Verfahren nach einem ähnlichen Schema entwickelt. Gemeinsam erarbeitete fachspezifische Anforderungen bilden die Grundlage für ein Audit durch ausgebildete Fachkollegen. Anhand des Auditberichts entscheidet eine übergeordnete, möglichst wissenschaftliche Institution über eine Zertifizierung.

Bei diesen Projekten für die Informationseinrichtungen der Goethe-Institute, für Bibliotheken in der Autonomen Provinz Bozen in Südtirol, in Kunst- und Museumsbibliotheken und in niedersächsischen Öffentlichen Bibliotheken war Meinhard Motzko vom Praxisinstitut Motzko beteiligt.

Die drei Bausteine dieses Schemas – Standards, Auditierung, Zertifizierung – sollen im Folgenden am QM-Verfahren der AKMB näher beschrieben werden.

4 Das QM-System der AKMB

Die AKMB-Standards sind als Mindestanforderungen für folgende Bereiche formuliert (Arbeitsgemeinschaft der Kunst- und Museumsbibliotheken, 2016c):

- Ziele und Zielgruppen, Organisation
- Finanzen
- Bestand
- Dienstleistung
- Kommunikation und Marketing
- Kooperation und Netzwerke
- Personelle und Räumliche Rahmenbedingungen
- Technische Ausstattung

Sie dienen – nicht nur in Kunst- und Museumsbibliotheken (Zangl, 2012) – als Grundlage zur Reflexion von Arbeitsabläufen und Sachverhalten. Wie bei allen QM-Verfahren ist zu gewährleisten, dass die Einhaltung der Standards von den Auditoren in einer örtlichen Begehung bzw. anhand der Akteneinsicht gemessen und geprüft werden kann, so auch beim QM-System der AKMB:

Zur Überprüfung der Abläufe hinsichtlich der Erfüllung von Anforderungen und Richtlinien beinhaltet das Qualitätsmanagement-System der AKMB die Auditierung von Bibliotheken durch ausgebildete Fachkollegen und die Zertifizierung durch eine externe, wissenschaftliche Institution (Institut für Bibliotheks- und Informationswissenschaft). In der Auditierung geht es vorrangig um eine kritisch-konstruktive Begutachtung durch Bibliothekare auf kollegialer Ebene – nicht um die Suche nach Fehlern oder Schuldigen. (Arbeitsgemeinschaft der Kunst- und Museumsbibliotheken, 2016a)

Anhand von zuvor eingereichten Nachweisen sowie im Gespräch mit den Bibliotheksbeschäftigten vor Ort prüft der Auditor die Umsetzung der Standards und dokumentiert sie in einem Auditbericht. Seine Empfehlungen für Verbesserungen stellen die Grundlage für neue Qualitätsziele dar. Die Erfüllung der Standardanforderung wird im Auditbericht schriftlich bewertet. Dazu gibt es folgenden Bewertungsschlüssel:

- Erfüllung der Standardanforderung: 1 Punkt
- Nichterfüllung der Standardanforderung: 0 Punkte (Die Vergabe von 0 Punkten muss im Auditbericht begründet werden.)
- Übererfüllung der Standardanforderung um 100 %: 2 Punkte (Die Vergabe von 2 Punkten muss im Auditbericht begründet werden.)
- Pro Themenbereich ein Extrapunkt möglich: 1 Punkt (Es sind maximal 3 Extrapunkte möglich, die Vergabe muss im Auditbericht begründet werden.)

Für Projekte, die aufgrund von Konzepten bereits umgesetzt wurden, oder für besondere Initiativen haben die Auditoren die Möglichkeit, einen Extrapunkt pro Themenbereich zu vergeben – insgesamt maximal drei Extrapunkte. Mit diesen Übererfüllungs- und Extrapunkten erhalten Biblio-

theiken die Möglichkeit, spezifische Gegebenheiten und Projekte herauszustellen und eventuell nicht erfüllte Standards auszugleichen. (Arbeitsgemeinschaft der Kunst- und Museumsbibliotheken, 2016b)

Aus der Anzahl der auditierten Standards ergibt sich direkt die für eine erfolgreiche Zertifizierung notwendige Punktzahl. Standards, die bei einzelnen Bibliotheken evtl. nicht zutreffen, werden von den Auditoren aus der Auditprüfung herausgenommen. Die Anzahl der zu erfüllenden Standards (und damit die zu erreichende Punktzahl) reduziert sich individuell um diese „nicht auditierbaren“ Standards. Die Herausnahme einzelner Standards aus der Auditprüfung muss durch die Auditoren im Auditbericht begründet werden (Arbeitsgemeinschaft der Kunst- und Museumsbibliotheken, 2016b).

Der Auditbericht wird beim Institut für Bibliotheks- und Informationswissenschaft der Humboldt-Universität zu Berlin zur Prüfung eingereicht. Nach dem erfolgreichen Abschluss eines Qualitätsmanagement-Verfahrens erhält die geprüfte Bibliothek seit 2016 von Prof. Dr. Vivien Petras (bis 2015: Prof. Dr. Konrad Umlauf) ein drei Jahre gültiges Zertifikat.

Im Jahr 2011 wurden die AKMB-Qualitätsstandards außerdem den Anforderungen der damals aktuellen ISO 9001:2008 gegenübergestellt. Bei diesem Vergleich wurde sichtbar, dass alle AKMB-Standards einer ISO-Anforderung (Systemanforderung, Verantwortung der Leitung, Management von Ressourcen, Produktrealisierung, Messung/Analyse/Verbesserung) zugeordnet werden konnten und damit durchaus der Norm entsprechen, mit dem einen großen Vorteil: Die Inhalte sind auf die konkrete Arbeit in einer Kunst- und Museumsbibliothek ausgerichtet. Seit 2007 haben insgesamt 11 Audits stattgefunden.

5 Zusammenarbeit mit der Humboldt-Universität zu Berlin

Ein wesentlicher Punkt bei der Realisierung des QM-Verfahrens der AKMB war die Suche nach einer zertifizierenden Institution, die zwar unabhängig, aber keinesfalls fachfremd sein sollte. Die Suche führte schnell zum Institut für Bibliotheks- und Informationswissenschaft der Humboldt-Universität zu Berlin, deutschlandweit das einzige universitär wissenschaftlich, lehrende und forschende Institut dieser Art. Die Kontaktaufnahme mit Prof. Dr. Konrad Umlauf (mittlerweile emeritiert), war eine glückliche Fügung: In der Forschung von Prof. Umlauf standen die Themen Management und Bestandsaufbau im Vordergrund. Seine Lehrgebiete umfassten – keineswegs nur in Bezug auf

Öffentliche Bibliotheken – Marketing und Management von Bibliotheken, Öffentlichkeitsarbeit, Bestandsaufbau und Erwerbung, Buch- und Medienkunde, Bibliothekstypologie, Informationsaufbereitung, Leser- und Benutzerforschung. Insofern traf die AKMB mit ihrer Zertifizierungsanfrage hier auf offene Türen. Nach Abschluss eines offiziellen Kooperationsvertrages war Prof. Umlauf ein regelmäßiger engagierter Gastgeber für die Treffen der AKMB-Fachgruppe in Berlin – trotz seiner umfangreichen Termine und Verpflichtungen. Auch im Rahmen der Leipziger Bibliothekskongresse und der Deutschen Bibliothekartage zeigte Prof. Umlauf immer große Bereitschaft, sich mit der AKMB und den Auditoren über ihre Erfahrungen mit dem Verfahren auszutauschen. Seine konstruktive Kritik an Formulierungen der Standards, an der Auslegung durch die Auditoren in den Auditberichten und seine Übersicht über die Entwicklungen und Strömungen im Bibliothekswesen waren maßgeblich für die Weiterentwicklung der Standards und des QM-Verfahrens der AKMB.

6 Erfahrungen mit dem QM-Verfahren der AKMB

Exemplarisch für die bisher zertifizierten Bibliotheken schildern im Folgenden drei Bibliotheksleiterinnen ihre Erfahrungen mit dem QM-Verfahren der AKMB.

Kathrin Mayer, Institut für Moderne Kunst, Nürnberg

Wo steht die Bibliothek? Was passiert bei einem Audit? Welche Auswirkungen hat das? In welchem Verhältnis stehen Kosten und Nutzen? Kritik oder Anregung durch den Blick von außen – möchte man das? Ja! Die Herausforderung hat sich gelohnt und die Bibliothek des Instituts für moderne Kunst Nürnberg hat im Januar 2008 das erste Zertifikat überhaupt erhalten. Die Vorbereitung für ein Audit bedeutet die genaue Betrachtung der eigenen Arbeitsabläufe, deren schriftliche Fixierung und die Erstellung von Konzepten. Anhand des Kriterienkataloges können alle relevanten Themen erkannt und bearbeitet werden. Oft sind in den Bibliotheken bestimmte Abläufe bereits schriftlich fixiert, aber noch nicht unter einem bestimmten Aspekt eingeordnet, sodass keine klare Übersicht der Arbeitsbereiche gewonnen werden kann. Was zuerst Mehrarbeit, strukturelle Umstellung und Veränderung bedeutet, ist die Grundlage für einen künftig reibungsloseren Ablauf. In jedem weiteren Audit alle drei Jahre werden die Arbeitsabläufe erneut angeschaut, ergänzt, angepasst oder überarbeitet, was eine Optimierung des Tagesgeschäfts zum Ziel hat. Jedes Audit bedeutet demnach einen kontinuierlichen Verbesserungsvorgang. (Mayer, 2016, S. 67)

Irene Prähauser, Kunstuniversität Linz

Die Universitätsbibliothek der Kunstuniversität Linz hat sich als erste Universitätsbibliothek einem Audit unterzogen und sieht den generellen Nutzen des Systems zunächst in

der „internen Präzisierung“. Arbeitsweisen und Betriebsabläufe werden einer eingehenden Prüfung unterzogen und können klarer strukturiert und effizienter gestaltet werden. Die geforderte Dokumentation von Abläufen, Regeln und Konzepten führt zu höherer Transparenz und Nachvollziehbarkeit. Nebenbei entsteht ein praktisches „Nachschlagewerk“ für (neue) Mitarbeiter. Andererseits: Sowohl die eigene Auseinandersetzung mit den einzelnen Themen wie auch der Blick von außen durch konstruktiv-kritische Fachkollegen eröffnen Verbesserungspotenziale, bringen neue Ideen und Möglichkeiten der Weiterentwicklung. Außerdem bestätigt die Zertifizierung durch eine externe wissenschaftliche Institution die hohe Qualität des Bibliotheksbetriebes gegenüber der Trägerinstitution und den Nutzern. Demzufolge sind bei entsprechender Kommunikation eine erhöhte Wertschätzung und ein Imagegewinn zu erwarten. In Zusammenhang mit den bisherigen erfolgreich absolvierten Audits konnten in der Universitätsbibliothek außerdem viele konkrete, praxisrelevante Verbesserungsmaßnahmen und Neuerungen umgesetzt werden, wie zum Beispiel: Ausweitung der Öffnungszeiten, Anschaffung eines Medienrückgabeschranke außerhalb des Bibliotheksbereichs, Teilnahme an elektronischen Tauschbörsen, Einrichtung eines Gruppenarbeitsraumes. (Prähauser, 2016, S. 67)

Simone Moser, mumok Museum moderner Kunst Stiftung Ludwig, Wien

Sich auf ein Audit einzulassen, erschien anfangs als Wagnis: Der Zeitaufwand groß, die Sorge, ob es denn gelingt, auch. Jedoch ... Der Grundgedanke des von der AKMB entwickelten Qualitätsmanagementverfahrens lag von Beginn an in der Absicht, die vielfältigen Leistungen einer Bibliothek transparent zu machen sowie die Bibliothek auf fachlich kollegialer Ebene mit konstruktiver Kritik zu unterstützen. Unter diesen Rahmenbedingungen fiel die Entscheidung, sich dem QM-Verfahren zu stellen, leichter, zumal auch der Katalog der zu erfüllenden Standards als Prüfungsinstrument für vorhandene Prozesse sowie als Planungsinstrument für zukünftige Strategien eingesetzt werden kann. Die Bibliothek des mumok ließ sich also auf das Zertifizierungsverfahren ein. Bereits in der Vorbereitungsphase wurde das Arbeitsfeld durch uns selbst einer kritischen Prüfung unterzogen. Den Standards, die dann im Verlauf des Audits zur Prüfung kommen, liegen präzise Anforderungen zu Grunde. Was letzten Endes das Zertifizierungsverfahren der AKMB von anderen unterscheidet, ist die Tatsache, dass hier auch individuelle Aspekte zum Tragen kommen: Jede Bibliothek hat eigene Schwerpunkte oder Bereiche, die besonders gut funktionieren. Diese Leistungen können mit zusätzlichen Punkten bewertet werden. So war es auch bei uns. Der neutrale Blick der Auditoren auf unser Arbeitsfeld bestätigte uns in unseren Stärken, die sachlich konstruktiven Gespräche mit ihnen führten uns vor Augen, wo weiteres Potenzial liegt. Engagement und Aufwand haben sich bezahlt gemacht! Zu unserer Freude hat die mumok-Bibliothek das Zertifizierungsverfahren bereits mehrmals bestanden. (Moser, 2016)

7 Fazit

Das in der Ausschreibung des Workshops (siehe oben) umrissene Versprechen, dass die Vergabe öffentlicher Mittel zukünftig an den Nachweis derartiger Qualitätssicherungssysteme gebunden sein wird, ist noch nicht Realität geworden;

gleichwohl ist festzustellen, dass in dem aktuellen und allgegenwärtigen Infragestellen von öffentlichen Leistungen und finanziellen Mitteln QM-Verfahren und Standards durchaus helfen können, sich in Phasen des Umbruchs zu behaupten.

Die Standards des AKMB stellen einen wertvollen Kriterienkatalog zur fachlichen Evaluation einer Kunst- und Museumsbibliothek dar, der auch für andere QM-Verfahren und für andere Bibliothekstypen beispielhaft und von Nutzen sein kann. Ein – mündlich überliefertes – Zitat von Prof. Konrad Umlauf bringt es auf den Punkt: „Das Alleinstellungsmerkmal dieses Qualitätsmanagementsystems ist der fachliche Dialog und die fachliche Empfehlung zur Weiterentwicklung einer Institution aufgrund inhaltlicher Standards.“

Literatur

- Appel, N. (2009). *Standards für Kunst- und Museumsbibliotheken: Das Qualitätsmanagementverfahren der Arbeitsgemeinschaft der Kunst- und Museumsbibliotheken (AKMB)*. Abgerufen von <http://archiv.ub.uni-heidelberg.de/artdok/volltexte/2009/708/> Arbeitsgemeinschaft der Kunst- und Museumsbibliotheken. (2016a). [Homepage]. Abgerufen von <https://www.arthistoricum.net/netzwerke/akmb/>
- Arbeitsgemeinschaft der Kunst- und Museumsbibliotheken. (2016b). *Qualitätsmanagement in Kunst und Museumsbibliotheken erstellt von der AKMB Arbeitsgemeinschaft der Kunst- und Museumsbibliotheken*. Abgerufen von https://www.arthistoricum.net/fileadmin/groups/arthistoricum/Netzwerke/AKMB/2016/1_QM_in_Kunst_und_Museumsbibliotheken.pdf
- Arbeitsgemeinschaft der Kunst- und Museumsbibliotheken. (2016c). *Qualitätsstandards der Arbeitsgemeinschaft der Kunst- und Museumsbibliotheken (AKMB)* (Version 6/Stand: Juli 2016). Abgerufen von https://www.arthistoricum.net/fileadmin/groups/arthistoricum/Netzwerke/AKMB/2016/2_Standards_6_klein.pdf
- Autonome Provinz Bozen Südtirol. (o. J.). *Qualität in Bibliotheken*. Abgerufen von <http://www.provinz.bz.it/kulturabteilung/bibliotheken/qualitaet-in-bibliotheken.asp>
- Bruhn, M. (2013). *Qualitätsmanagement für Dienstleistungen: Handbuch für ein erfolgreiches Qualitätsmanagement; Grundlagen, Konzepte, Methoden* (9., vollst. überarb. u. erw. Aufl.). Berlin, Heidelberg: Springer.
- Büchereizentrale Niedersachsen. (2017). *Bibliothek mit Qualität und Siegel*. Abgerufen von <http://www.bz-niedersachsen.de/bibliothek-mit-qualitaet-und-siegel.html>
- Deutsche Gesellschaft für Qualität. (2013). *Das EFQM Excellence Modell*. Abgerufen von <https://www.dgq.de/dateien/EFQM-Excellence-Modell-2013.pdf>
- Deutsches Institut für Normung. DIN-Normenausschuss Qualitätsmanagement, Statistik und Zertifizierungsgrundlagen. (2015). *Qualitätsmanagementsysteme: Anforderungen (ISO 9001:2015, deutsche und englische Fassung EN ISO 9001:2015, Stand: November 2015; DIN EN ISO; 9001)*. Berlin: Beuth.
- D'heur, M. (Hrsg.). (2014). *CSR and value chain management: Profitables Wachstum durch nachhaltig gemeinsame Wertschöpfung*. Berlin, Heidelberg: Springer Gabler.

- Mayer, K. (2016). Zertifizierte Bibliotheken berichten: Institut für Moderne Kunst Nürnberg. *KulturBetrieb*, 1, 67. Abgerufen von http://www.kulturbetrieb-magazin.de/fileadmin/user_upload/kulturbetrieb-magazin/magazin/KulturBetrieb-2016-Ausgabe-1-Februar.pdf
- Morgenstern, E. (2006). *Entwicklung von Standards für Kunst – und Museumsbibliotheken – Workshop*. Abgerufen von <http://www.initiativefortbildung.de/pdf/2006/standards.pdf>
- Moser, S. (2016). Kunstuniversität Linz. *KulturBetrieb*, 1, 67. Abgerufen von http://www.kulturbetrieb-magazin.de/fileadmin/user_upload/kulturbetrieb-magazin/magazin/KulturBetrieb-2016-Ausgabe-1-Februar.pdf
- Motzko, M. (o. J.). *Praxisinstitut Motzko* [Homepage]. Abgerufen von <http://www.praxisinstitut.de/motzko/>
- Prähauser, I. (2016). Zertifizierung für Kunst- und Museumsbibliotheken: Ein Instrument für Analyse und Orientierung der eigenen Arbeit. *KulturBetrieb*, 1, 66. Abgerufen von http://www.kulturbetrieb-magazin.de/fileadmin/user_upload/kulturbetrieb-magazin/magazin/KulturBetrieb-2016-Ausgabe-1-Februar.pdf
- ServiceQualität Deutschland. (o. J.). [Homepage]. Abgerufen von <http://www.q-deutschland.de/initiative/>
- Zangl, M. (2012). Qualitätsmanagement für Kunst- und Museumsbibliotheken – ein Anstoß für Krankenhausbibliotheken?! *GMS – Medizin – Bibliothek – Information*, 12(3).
urn:nbn:de:0183-mbi0002634

Alle Internetquellen wurden zuletzt am 23. 01. 2017 aufgerufen.

Bruno Bauer

Qualitätsmanagement und Zertifizierung in der Praxis

Aufwand und Nutzen am Beispiel der Universitätsbibliothek der Medizinischen Universität Wien¹

Abstract: An der Universitätsbibliothek (UB) der Medizinischen Universität Wien wurde 2012 mit der erstmaligen Zertifizierung gemäß ISO 9001:2008 der Prozess eines ständigen Verbesserungsmanagements gestartet. Zentrale Fragen der Norm betreffen Kundenorientierung, strategische Planung, Prozesssteuerung, kontinuierliche Verbesserung sowie die Lenkung von Dokumenten und Aufzeichnungen. Um den Anforderungen der Norm zu entsprechen, wurden zu folgenden Themen jeweils für die UB adäquate Arbeitsinstrumente entwickelt: Prozessdokumentation, Dokumentenlenkung, Fehler- und Verbesserungsmanagement, Lieferantenbewertung, Kunden-/Mitarbeiterzufriedenheit, Organigramm/Arbeitsplatzbeschreibung/Mitarbeitergespräche, Weiterbildung, Festlegung von Zielen sowie ein Qualitätsmanagementhandbuch. Weiters werden im Beitrag Erfahrungen bei der Vorbereitung für die internen und externen Audits sowie bei deren Durchführung angesprochen. Thematisiert werden auch die Weiterentwicklung des Zertifizierungsprozesses durch die 2016 erfolgte Implementierung der aktualisierten ISO 9001:2015, die auch Risikomanagement, Change Management und Wissensmanagement in den Fokus des Zertifizierungsprozesses rückt, sowie Aufwand und Nutzen des mittlerweile seit fünf Jahren betriebenen Zertifizierungsprozesses für Mitarbeiter und Kunden der UB.

1 Einleitung

Die Medizinische Fakultät der 1365 gegründeten Universität Wien wurde 2004 als Medizinische Universität Wien verselbstständigt. Sie ist heute mit fast 7 200 Studierenden und 2 600 Lehrenden die größte medizinische Ausbildungsstätte

¹ Der Beitrag orientiert sich an einer Präsentation des Autors im Rahmen einer Fortbildungsveranstaltung der Kommission für Service und Information (KSI) in Zusammenarbeit mit der Bibliotheksakademie Bayern zum Thema „Qualitätsmanagement in wissenschaftlichen Bibliotheken – ein Instrument zur Verbesserung der Kundenzufriedenheit?“ am 6. Juli 2016 an der Bayerischen Staatsbibliothek. <http://www.bib-bvb.de/web/ksi/fortbildung-am-06.07.2016>

im deutschsprachigen Raum. Mit diesen Dimensionen ist die Universität die größte medizinische Einrichtung in Österreich. Sie ist eine der führenden Medical Schools im EU-Raum und zuständig für das gesamte ärztliche Personal im Wiener Allgemeinen Krankenhaus (AKH), Europas größtem Krankenhaus.

Gleichzeitig mit der Errichtung der selbstständigen Medizinischen Universität Wien wurde die bisherige Österreichische Zentralbibliothek für Medizin zu deren UB (Bauer, 2005). Die Bibliothek, an der 35 Mitarbeiter (31,5 VZÄ) beschäftigt sind, gliedert sich in die Hauptbibliothek im AKH und die Zweigbibliotheken für Zahnmedizin bzw. Geschichte der Medizin. In den letzten Jahren wurden die digitalen Angebote und Services laufend ausgebaut (Bauer et al., 2009).

Im Jahr 2015 wurden mehr als 2 687 000 Euro für den Medienerwerb ausgegeben – davon 94 % für elektronische Medien. Weiters weist die Statistik mehr als 178 000 Entlehnungen und Verlängerungen aus, ca. 1 408 000 Downloads von Online-Artikeln sowie ca. 2 300 Teilnehmer an 124 Schulungsangeboten der UB.

Diese ist Mitglied im Österreichischen Bibliothekenverbund und Partner in der Kooperation E-Medien Österreich. Wichtige aktuelle Projekte sind die Implementierung eines neuen Bibliothekssystems im Rahmen des Österreichischen Bibliothekenverbundes (2013–2018), die Beteiligung am Hochschulraumstrukturmittelprojekt E-Infrastructures Austria (2014–2016), der Aufbau eines Repositoriums (2015/16) sowie seit 2015 die Tiefenerschließung der bedeutenden medizinhistorischen Bestände.

Im Entwicklungsplan der Medizinischen Universität Wien wurden diese und weitere Entwicklungsziele der Bibliothek festgehalten, darunter auch das vom Rektorat für sämtliche kundenorientierten Abteilungen definierte Ziel des Aufbaus eines Qualitätsmanagementsystems gemäß ISO 9001 (Medizinische Universität Wien, 2012, S. 59). 2011 erfolgte die Erstzertifizierung der Studienabteilung, 2012 wurde der Zertifizierungsprozess auch auf die UB übertragen und 2013 wurde auch das Koordinationszentrum für Klinische Studien (KKS) einbezogen. Begleitet und unterstützt wurde der Zertifizierungsprozess durch die Stabsstellen für Evaluierung und Qualitätsmanagement (QM) bzw. Prozessdokumentation und -entwicklung.

Als Vorteil für den Zertifizierungsprozess gemäß ISO 9001 erwiesen sich drei bereits vor dessen Start umgesetzte Projekte an der Medizinischen Universität Wien, bei denen auch die UB eingebunden war (Prozessdokumentation, Internes Kontrollsystem, Risikomanagement).

2 Anforderungen der Norm ISO 9001:2008

2.1 Grundsätzliches zur Norm ISO 9001:2008

Die internationale Norm ISO 9001:2008 fordert, dass Mindeststandards für die Gestaltung der Abläufe in einem Unternehmen erfüllt werden und so Kunden die zu erwartende Qualität geboten wird. Im Fokus der Norm stehen Aussagen über Qualität und Zuverlässigkeit von Leistungen und Lieferungen der Organisation, nicht aber die Zertifizierung von Produkten. Wesentliche Erfolgsvoraussetzung für die Implementierung eines QM-Systems gemäß ISO 9001:2008 ist die Entscheidung der Organisation für die damit verbundenen Verfahren zum Aufbau eines QM-Systems. Im Fokus stehen dabei das Umfeld der Organisation, Änderungen in diesem Umfeld und die damit verbundenen Risiken, die sich verändernden Erfordernisse, die besonderen Ziele der Organisation, ihre bereitgestellten Produkte, ihre angewendeten Prozesse sowie ihre Größe und Struktur. Die Norm ISO 9001:2008 stellt keine Anforderungen dahingehend, dass QM-Systeme einheitlich strukturiert oder einheitlich dokumentiert sein müssen. Allerdings sind die zentralen Fragen Kundenorientierung, strategische Planung, Prozesssteuerung, kontinuierliche Verbesserung sowie Lenkung von Dokumenten und Aufzeichnungen zu behandeln und adäquate Instrumente zu entwickeln bzw. einzusetzen. Diese können auch für unterschiedliche Bereiche einer zu zertifizierenden Organisation unterschiedlich gestaltet werden, wenn etwa unterschiedliche Produkte und Services entwickelt werden und mit unterschiedlichen Lieferanten- und Kundengruppen zusammengearbeitet wird, wie es etwa bei Studienabteilung, UB und KKS an der Medizinischen Universität Wien der Fall ist.

2.2 Instrumente des QM

Die folgende Darstellung orientiert sich an der Situation der UB und beschreibt die eingesetzten Instrumente.

2.2.1 Prozessdokumentation

Sämtliche kundenrelevanten Prozesse wurden erstellt und in die Prozesslandkarte der Medizinischen Universität Wien eingearbeitet; sie werden nunmehr regelmäßig – zumindest jährlich – überprüft und überarbeitet. Die Bibliotheksmitarbeiter müssen mit der Prozesslandkarte im Intranet vertraut sein und wis-

sen, wie die Abläufe in den Prozessen funktionieren, für die sie verantwortlich bzw. zuständig sind.

2.2.2 Dokumentenlenkung

Der Netzwerkordner der UB zur Ablage von Dokumenten und Aufzeichnungen wurde gemäß der vorgegebenen Teamstruktur neu strukturiert. Die Mitarbeiter haben Zugriff auf jeweils benötigte Vorlagendokumente. Sämtliche Dokumente im Netzwerklauferwerk werden mit Informationen zu Version, Ersteller, Pfad, Erstellungs- und Druckdatum gelenkt.

2.2.3 Fehler- und Verbesserungsmanagement

Für das Fehler- und Verbesserungsmanagement wurde eine QM-Datenbank eingerichtet. Sie ist zentraler Bestandteil des Beschwerde- und Fehlermanagements und ein wichtiges Element des betrieblichen Vorschlagswesens. Sie ist als wichtiger Beitrag zum kontinuierlichen Verbesserungsprozess zu sehen.

2.2.4 Lieferantenbewertung

Zur Bewertung der Lieferanten wurde eine Gliederung nach Produktkategorien – Print-Bücher, E-Ressourcen, Fernleihe und Dokumentenlieferung, EDV-Wartung & Service, Verbrauchsgüter – vorgenommen. Sämtliche Lieferanten werden jährlich nach bestimmten Kriterien – Preise und Rabatte, Schnelligkeit der Lieferung bzw. des Services, Umgang mit Reklamationen, Kontakt und Freundlichkeit – gemäß einer fünfteiligen Skala beurteilt. Bei einer schlechten Bewertung sind entsprechende Maßnahmen zu ergreifen.

2.2.5 Kunden-/Mitarbeiterzufriedenheit

2011 wurde von der UB erstmals eine Kundenbefragung durchgeführt, in der die Gesamtzufriedenheit der befragten Benutzer mit dem Bibliotheksangebot ermittelt wurde. Seither wird jeweils zum Ende einer jeden Rektoratsperiode eine vergleichbare Befragung durchgeführt, wofür die Infrastruktur des universitären Campus-Systems genutzt wird.

Die Mitarbeiterzufriedenheit wird in regelmäßigen Abständen von der Personalentwicklung für alle Mitarbeiter der Medizinischen Universität Wien erhoben. Für den Zertifizierungsprozess werden die entsprechenden Teilergebnisse für die Mitarbeiter der UB herangezogen.

2.2.6 Organigramm/Arbeitsplatzbeschreibung/Mitarbeitergespräche

Auch der Nachweis eines effizienten Personaleinsatzes stellt ein wesentliches Kriterium im Zertifizierungsprozess dar. Um diesem Anspruch gerecht zu werden, erfolgen laufend Aktualisierungen von Organigramm und Arbeitsplatzbeschreibungen der Mitarbeiter. Ein weiterer Fokus liegt auf regelmäßigen (jährlichen) Mitarbeitergesprächen, deren Durchführung im universitären Campus-System dokumentiert wird.

2.2.7 Weiterbildung

Der Fortbildungsbedarf zur Stärkung der Mitarbeiterkompetenz wird im Zuge der Mitarbeitergespräche ermittelt, wobei als Ziel durchschnittlich vier Fortbildungstage pro Mitarbeiter festgelegt wurden. In diesem Zusammenhang werden Angebote der Personalentwicklung der Medizinischen Universität Wien, der Österreichischen Nationalbibliothek (Brain Pool), sonstige Fortbildungsveranstaltungen etwa der Vereinigung Österreichischer Bibliothekarinnen & Bibliothekare sowie Teilnahmen an Konferenzen und Tagungen berücksichtigt. Von den Mitarbeitern sind kurze Berichte über die besuchten Veranstaltungen zu verfassen, die über das Intranet allen Bibliotheksmitarbeitern zugänglich sind. Die besuchten Veranstaltungen werden auch in einer Fortbildungsdatenbank erfasst.

2.2.8 Festlegung von Zielen

Gemeinsam mit der Universitätsleitung wurden messbare Qualitätsziele der UB unter Orientierung an den Kriterien des Bibliotheksindex (BIX) festgelegt.

- Kategorie 1: Bedarfsgerechte Literaturversorgung und Erschließung der Medien und Ressourcen
- Indikator 1.1: „Anteil der Ausgaben für elektronische Medien an den Gesamtausgaben für Medien in %“
- Kategorie 2: Effizienter Einsatz der finanziellen Mittel für E-Ressourcen

- Indikator 2.1: „E-Book-Nutzung: Downloads pro Student“
- Indikator 2.2: „E-Journal-Nutzung: Downloads pro VZÄ Wissenschaftliches Personal“
- Indikator 2.3: „Ausgaben für elektronische Medien pro Download“
- Kategorie 3: Förderung der Informationskompetenz der Benutzer
- Indikator 3.1: „Schulungsteilnahmen pro 1000 primäre Nutzer“
- Kategorie 4: Förderung der Mitarbeiterkompetenz
- Indikator 4.1 „Fortbildungstage pro Mitarbeiter“
- Kategorie 5: Optimierung der Bibliotheks- und Informationsinfrastruktur
- Indikator 5.1: „Physische Bibliotheksbesuche pro Kopf der primären Nutzergruppe“
- Kategorie 6: Kundenzufriedenheit
- Indikator 6.1: „Wert laut BenutzerInnenbefragung“

2.2.9 QM-Handbuch und Management Review

Ein zentrales Instrument für den Zertifizierungsprozess ist das QM-Handbuch. Dieses beinhaltet Informationen zum Unternehmen (Medizinische Universität Wien bzw. UB), zur Unternehmenspolitik (Vision und Leitbild von Medizinischer Universität Wien bzw. UB), zu den messbaren Unternehmenszielen (UB), zur Selbstverpflichtungserklärung der obersten Leitung, zu Zuständigkeiten und Verantwortlichkeiten, zur Dokumentenlenkung, zum Management von Ressourcen, zur Prozesslandkarte und zu den Prozessen sowie zum mindestens einmal jährlich durchzuführenden Management Review.

3 Zertifizierungsverfahren gemäß ISO 9001

3.1 Implementierung des Zertifizierungsverfahrens an der UB

Im Dezember 2011 erfolgte das Kick-off-Meeting, vorbereitet von der Stabsstelle Evaluierung und QM sowie einer externen Beraterfirma, die die Bibliothek bis zum externen Audit begleitet und beraten hat. Zunächst wurde nur die Hauptbibliothek auditiert, die Zweigbibliotheken mit ihren doch zum Teil stark abweichenden Anforderungen – unterschiedliche Prozesse, Kunden, Lieferanten – wurden erst im Folgejahr 2013 in das Auditierungsverfahren einbezogen.

Nach der Projektkonzeption im Januar 2012 erfolgten bis April 2012 Prozesschecks und -messungen, die neuen Standards der Dokumentenlenkung wurden eingeführt, das Managementhandbuch wurde vorbereitet und eine Audit-

Checkliste erstellt. Im Mai 2012 erfolgte dann das interne Audit, durchgeführt von der Stabsstelle Evaluierung und QM mit Unterstützung der externen Beraterfirma, in dessen Rahmen alle Prozesse des QM-Systems der UB (wie auch der anderen auditierten Abteilungen der Medizinischen Universität Wien) auditiert wurden. Das Feedback im daraus resultierenden internen Auditbericht, in dem alle Abweichungen (Majors & Minors) sowie Verbesserungspotenziale und Hinweise festzuhalten sind, wurde in den folgenden Wochen abgearbeitet und im Juni 2012 konnte planmäßig erstmals an der UB ein externes Audit durchgeführt werden. Dieses bestand aus einer Dokumentenprüfung im Rektorat (Stufe-1-Audit) und einer Vor-Ort-Auditierung an der UB (Stufe-2-Audit). Im Oktober 2012 wurde der externe Auditbericht mit dem Vermerk „ohne Abweichungen, ohne Auflagen“ übermittelt und erstmals die Zertifizierungsurkunde verliehen (Bauer, Cepicka & Stowasser-Bloch, 2013). Nach demselben Muster erfolgen seither jährlich Überwachungsaudits und alle drei Jahre ein Re-Zertifizierungsverfahren (Bauer, 2013).

Das gesamte Procedere des Zyklus der Zertifizierung gemäß ISO 9001 dient dem Ziel, QM als Prozess der ständigen Verbesserung zu begreifen und zu betreiben.

3.2 Auditberichte

Die Ergebnisse der internen und externen Auditierung werden in Auditberichten festgehalten, wobei von den Auditoren Rückmeldungen in folgenden Kategorien gegeben werden:

- Abweichung (A) steht für eine Abweichung von einem Normpunkt oder vom definierten Prozess; sie wird unterschieden in Major bzw. Minor
- Hinweis (H) steht für einen Hinweis des Auditors, der Verbesserungspotenzial aufweist. Die Hinweise sind von den jeweiligen Prozessverantwortlichen durchzusehen, auf ihre Relevanz zu überprüfen und gegebenenfalls umzusetzen
- Punkte, die als besonders positiv zu bewerten sind, werden ebenfalls im Bericht erfasst und mit einem Pluszeichen (+) entsprechend gekennzeichnet

Im Bericht zum internen Audit, in dessen Rahmen im Mai 2016 vier Tage lang sämtliche kundenrelevanten Prozesse der UB auditiert worden sind, finden sich 165 Auditnotes, von denen 84 in die Kategorie positive Rückmeldungen (+), 82 in die Kategorie Hinweise (H) entfallen. Von den Auditoren wurde keine einzige Abweichung registriert. Die folgenden Beispiele stammen aus dem Bericht zum internen Audit 2016:

- Prozess Formalerschließung von Medien durchführen: „Der Prozess ist gut dokumentiert und konnte anhand der Formalerschließung des Buches Ingrid Kollak (Hg.): „Menschen mit Demenz durch Kunst und Kreativität aktivieren“ nachgewiesen werden.“ [+]
- Prozess Buchentlehnung durchführen: „Der Verbesserungsvorschlag aus dem letzten Audit: „Bei Prozessschritt 13 ist „Aleph“ zu hinterlegen.“ wurde umgesetzt.“ [+]
- Prozess Entlehnung von Medien durchführen: „Die Abkürzung RFID bei Prozessschritt 11 sollte im Abkürzungsverzeichnis erläutert werden.“ [H]
- Prozess Administration bibliotheksspezifischer Software: „Durch das UB Wiki sind die Mitarbeiter der UB Med über Änderungen, Neuerungen informiert.“ [+] [H]

4 Zusätzliche Anforderungen durch die Norm ISO 9001:2015

Die neue Norm ISO 9001:2015, die die bisher gültige Norm ISO 9001:2008 ablöst, wurde im September 2015 veröffentlicht; seither ist eine dreijährige Übergangsfrist in Kraft, sodass das Ende der Umstiegsphase auf September 2018 festgelegt ist.

An der Medizinischen Universität Wien wurde im Spätherbst 2015 die Entscheidung für einen sofortigen Umstieg mit dem nächsten für 2016 vorgesehenen Überwachungsaudit getroffen.

Im Dezember 2015 wurden die in das Zertifizierungsverfahren gemäß ISO 9001 involvierten Abteilungsleiter an der Medizinischen Universität Wien von der Stabsstelle Evaluierung und QM über die neue Norm informiert, im Januar 2016 erfolgte eine Schulungsveranstaltung für alle Bibliotheksmitarbeiter. Zwischen Januar und April 2016 wurden alle Prozesse und sonstigen Unterlagen im Hinblick auf die neue Norm geprüft und, soweit erforderlich, überarbeitet. Im Mai 2016 fanden das interne Audit und im Juni 2016 das externe Audit, jeweils gemäß ISO 9001:2015, statt.

Die neue Norm unterscheidet sich in einigen Punkten wesentlich von der ISO 9001:2008. Neben Änderungen in Struktur und Terminologie rücken folgende Themen in den Fokus: Verstehen der Erfordernisse und Erwartungen interessierter Parteien (Interessensgruppen/Kontext der Organisation), risikobasiertes Denken, das Wissen der Organisation (Wissensmanagement), dokumentierte Informationen sowie die Steuerung von extern bereitgestellten Prozessen, Produkten und Dienstleistungen.

Neben einer Überprüfung sämtlicher an der UB eingesetzter Instrumente auf die Anforderungen der neuen Norm wurden einige neue Instrumente entwickelt.

4.1 Risikobasiertes Denken

In der neuen Norm kommt dem Management von Risiken und Chancen eine große Bedeutung zu. Organisationen sollen durch risikobasiertes Denken dabei unterstützt werden, kundenorientierte Chancen wahrzunehmen und die dabei entstehenden Risiken zu bewältigen. Wesentliches Ziel ist es, systematisch Schadensfälle zu verhindern und Chancen durch das Setzen gezielter Handlungen zu nutzen.

An der UB wurden sämtliche Prozesse hinsichtlich ihrer Risiken überprüft und die Ergebnisse dokumentiert; des Weiteren wurden Maßnahmen festgehalten, um das Eintreten von Schadensfällen zu vermeiden.

4.2 Wissensmanagement

Die UB ist Partner in zahlreichen nationalen und internationalen Projekten und Initiativen, in deren Rahmen häufig Wissensdatenbanken erstellt werden, die jeweils allen Partnerinstitutionen zugänglich sind. Für Projekte und Initiativen, bei denen Wissensdatenbanken entstehen, wurde ein Dokumentationsblatt erstellt, in dem folgende Informationen einzutragen sind: Titel bzw. Zweck des Projektes bzw. der Initiative, Kontaktdaten von externen Koordinatoren der Wissensdatenbank, Informationen zu Inhalten, Struktur und Zugänglichkeit der Wissensdatenbank, beteiligte Mitarbeiter der UB und Erfassungsdatum.

4.3 Kontext der Organisation

Für die verschiedenen Interessensgruppen der UB wurde eine Matrix erstellt, auf der die Bedürfnisse sowie Erwartungen an die Bibliothek vermerkt wurden. Des Weiteren erfolgte eine Identifizierung von Produkten und Dienstleistungen der Bibliothek für diese Interessensgruppen. Eingetragen wurden auch Maßnahmen zum Monitoring der Erwartungen sowie Risiken und Chancen, die sich in diesem Kontext ergeben.

Im Fall der UB wurden als maßgebliche Interessensgruppen das Rektorat, die Studierenden sowie die Lehrenden der Medizinischen Universität Wien

identifiziert, weiters Studierende, Lehrende und Forschende anderer Bildungseinrichtungen, externe Partner (etwa wissenschaftliche Fachgesellschaften, die der Bibliothek Dauerleihgaben überlassen haben) sowie die interessierte Öffentlichkeit (Absolventen der Universität, Alumni, niedergelassene Ärzte und Therapeuten).

5 Aufwand und Nutzen von QM

Der Aufwand für die Implementierung und den Betrieb eines QM-Verfahrens gemäß ISO 9001:2008 bzw. ISO 9001:2015 ist vor allem personeller Natur. Neben der Involvierung der für QM und Prozessdokumentation zuständigen universitären Stabsstellen werden an der UB der Medizinischen Universität Wien alle Bibliotheksmitarbeiter zeitlich durch die jährlich durchgeführten systematischen Prozess-Reviews intensiv beansprucht. Dazu kommt der personelle Aufwand für die QM-Beauftragte der UB, der während des Semesters der Auditierung zirka 20 Wochenstunden (0,5 VZÄ), während des restlichen Jahres 10 Wochenstunden (0,25 VZÄ) beträgt. Dem ist allerdings gegenüberzustellen, dass den von der QM-Beauftragten bearbeiteten Themen, insbesondere Prozessdokumentation und Verbesserungsmanagement, auch ohne Zertifizierungsprozess gemäß ISO 9001 eine hohe Aufmerksamkeit zu widmen wäre.

Die Verankerung dieser Themen in ein Verfahren zur laufenden Qualitätssteigerung bringt wesentliche Vorteile:

- Gewährleistung schneller, reibungsloser und einheitlicher Abläufe
- Bekenntnis zur ständigen Verbesserung
- Kenntnis und Steuerbarkeit der Prozesse
- Verbindliche und transparente Regelungen und Verantwortlichkeiten
- Bemühungen um systematisches Handeln
- Kenntnis der Kundenanforderungen
- Hilfestellung von außen

Zeitgleich mit dem Start des Zertifizierungsprozesses wurde auf Initiative der Bibliotheksleitung ein QM-Team an der UB etabliert, dem die stellvertretende Leiterin (in ihrer Rolle als QM-Beauftragte der UB) und fünf jeweils auf zwei Jahre bestellte Mitarbeiter der UB angehören. Das QM-Team hat die Aufgabe, den Qualitätsgedanken an der UB auch in der auditfreien Zeit aufrechtzuerhalten, das Know-how der Mitarbeiter zu nutzen und einen kontinuierlichen Verbesserungsprozess zu gewährleisten. Der Arbeitsschwerpunkt des QM-Teams liegt auf der Beschäftigung mit der Verbesserungsdatenbank. Die Relevanz der eingebrachten Vorschläge wird überprüft und gegebenenfalls werden Umset-

zungsmöglichkeiten erarbeitet und dem Bibliotheksleiter zur Entscheidung vorgelegt.

Das ständige Fehler- und Verbesserungsmanagement, das mittels Verbesserungsdatenbank in den Fokus gerückt wurde, hat sich als besonders positiver Aspekt erwiesen, der mit dem Zertifizierungsprozess einhergegangen ist. Mit diesem Instrument wird eine strukturierte Bearbeitung von Fehlern, Anregungen und Verbesserungshinweisen gewährleistet, wie an Beispielen deutlich wird, die früher mit dem Argument: „Das liegt nicht in unserem Zuständigkeitsbereich,“ wahrscheinlich nicht weiterverfolgt worden wären, z. B.:

- „Es sollte geklärt werden, ob in der historischen Sammlung zur Schadensbegrenzung die vorhandenen Pulverfeuerlöscher durch CO₂-Feuerlöscher ausgetauscht werden können.“ Diese Anregung wurde von der UB an das Facility Management herangetragen. Daraufhin wurde ein Austausch im Rahmen der geplanten Ersatzanschaffungen vereinbart.
- „Im Hinblick auf die gesellschaftliche Verantwortung sollte für die verwendeten Drucker anhand von Informationen der Hersteller überprüft werden, ob CO₂ neutrales Drucken angeboten wird.“ Diese Anregung wurde von der UB an das ITSC² bezüglich Prüfung und Weiterverfolgung herangetragen.

Die Fehlermeldungen und Verbesserungsvorschläge werden in eine Access-Datenbank eingetragen, die folgende Felder umfasst:

- Fortlaufende Nummer
- Datum der Erfassung
- Anregung von
- Aufgabe ergibt sich aus
- Anlass/Problem
- Verbesserungsvorschlag
- Lösung
- Verantwortliche Personen; eventuell externer Partner
- Zu erledigen bis
- Erledigt am
- Eventueller Verzögerungsgrund
- Status
- Kontrolle

Bei den als *offen* in der Datenbank verzeichneten Meldungen und Vorschlägen werden folgende Status unterschieden:

² ITSC – IT Systems & Communications, IT-Dienstleister der Medizinischen Universität Wien.

- Geprüft, nicht weiterverfolgt
- In Arbeit
- Verzögert (Ursache zumeist Ressourcenmangel)

Von Januar 2012 bis August 2016 wurden insgesamt 273 Einträge in der Verbesserungsdatenbank registriert, davon wurden 249 positiv erledigt oder (insbesondere aus Ressourcenmangel) für eine eventuell spätere Umsetzung zurückgestellt, 24 sind derzeit in Bearbeitung.

Argumente, die gegen die Etablierung eines QM-Verfahrens gemäß ISO 9001 an Bibliotheken vielfach genannt werden, sind deren Herkunft aus der verarbeitenden Industrie, deren Tendenz zur Bürokratisierung, die Schwierigkeit, (alle wichtigen) Bibliotheksleistungen in Kennzahlen abzubilden, hoher Aufwand bei fraglichem Nutzen sowie deren relativ geringe Verbreitung im Universitätsbereich.

Für die Medizinische Universität Wien ist allerdings anzumerken, dass das Allgemeine Krankenhaus der Stadt Wien (Universitätskliniken) als wichtiger Partner der Medizinischen Universität Wien selbst zertifiziert ist und demnach das Zertifikat gemäß ISO 9001 und dessen Hintergründe bei einem Großteil der Wissenschaftler und Hochschullehrer der Medizinischen Universität Wien bekannt sind.

Für Bibliotheken, die die ISO 9001 anwenden wollen, sind einige Punkte anzuführen, die einen Einstieg erleichtern:

- Normierung vieler Prozesse durch das Bibliotheksverwaltungssystem
- Umfangreiches Set an Kennzahlen (Bibliotheksstatistik)
- Vertrautheit mit Leistungsmessung (bisher BIX)
- Erfahrungen mit Kundenbefragungen

Mit der Implementierung des Zertifizierungsprozesses gemäß ISO 9001 wurde die im Entwicklungsplan verankerte Zielvorgabe des Rektorates der Medizinischen Universität Wien für die Universitätsbibliothek erfolgreich umgesetzt. Nach fünf Jahren praktischer Erfahrung im Zertifizierungsverfahren kann aus der Sicht der UB ein positives Resümee gezogen werden. Dabei handelt es sich nicht mehr nur um ein Thema von Rektorat und Bibliotheksleitung, sondern es ist mittlerweile auch im bibliothekarischen Alltag angekommen, wie aus Rückmeldungen von Bibliotheksmitarbeitern über ihre Einschätzung des Prozesses der ständigen Verbesserung gemäß ISO 9001 an die Bibliotheksleitung deutlich wird:

- Der Aufwand für die ISO-Zertifizierung hat sich gelohnt, weil jeder weiß, wie er in bestimmten Situationen zu agieren hat.
- Die Zertifizierung ist vor allem für die Mitarbeiter in den dezentralen Einrichtungen sowie für Teilzeitbeschäftigte ein großer Vorteil. Früher hatten diese

einen Informationsnachteil gegenüber Vollzeitbeschäftigten am Hauptstandort der Bibliothek, die hier die Chance haben, (fast) alles mitzubekommen.

- Für neue Mitarbeiter ist die Verschriftlichung der Abläufe und Regelungen ein großer Vorteil beim beruflichen Einstieg an unserer Bibliothek.

Neben der UB der Medizinischen Universität Wien, an der seit 2012 erfolgreich ein QM-System gemäß ISO 9001:2008 aufgebaut und weiterentwickelt wird, orientieren sich weitere Hochschulbibliotheken im deutschsprachigen Raum an dieser internationalen Norm. Zu nennen sind in diesem Zusammenhang zwei Bibliotheken, über die Erfahrungsberichte publiziert worden sind: die Technische Universität München (Becker & Leiß, 2009; Becker, 2011) sowie die Bibliothek der Pädagogischen Hochschule Freiburg (Scheuble, 2013).

6 Fazit

Während Zertifizierungen gemäß der Norm ISO 9001 vor allem in der Industrie gängige Praxis sind, wird dieses Instrument des Qualitätsmanagements an Bibliotheken nach wie vor nur wenig genutzt. Die Universitätsbibliothek der Medizinischen Universität Wien wurde als eine der ersten Wissenschaftlichen Bibliotheken im deutschsprachigen Raum ISO-zertifiziert. Die Norm ISO 9001 stellt keine Anforderungen dahingehend, dass Qualitätsmanagementsysteme einheitlich strukturiert oder einheitlich dokumentiert sein müssen. Allerdings sind die zentralen Fragen Kundenorientierung, strategische Planung, Prozesssteuerung und kontinuierliche Verbesserung zu behandeln und adäquate Instrumente zu entwickeln und einzusetzen. Zentrale Punkte des Zertifizierungsverfahrens sind Prozessdokumentation, Dokumentenlenkung, Fehler- und Verbesserungsmanagement, Lieferantenbewertung, Kunden- sowie Mitarbeiterzufriedenheit, effizienter Personaleinsatz (Organigramm, Arbeitsplatzbeschreibung, Mitarbeitergespräche), Weiterbildung, Festlegung von Zielen sowie die Erstellung eines Qualitätsmanagementhandbuchs und die Durchführung von Management Reviews. Seit der erstmaligen Zertifizierung der Universitätsbibliothek der Medizinischen Universität Wien im Jahr 2012 aufgrund einer im Entwicklungsplan verankerten Vorgabe des Rektorates der Medizinischen Universität Wien werden Instrumente des Qualitätsmanagements laufend verbessert und in jährlichen internen und externen Audits überprüft; die Ergebnisse werden in Auditberichten festgehalten und dienen der weiteren Verbesserung.

Während die Audits zunächst nach den Vorgaben der Norm ISO 9001:2008 durchgeführt worden sind, wurde das Zertifizierungsverfahren 2016 erstmals gemäß Norm ISO 9001:2015 durchgeführt. Die neue Norm stellt zusätzliche Anforderungen an risikobasiertes Denken, Wissensmanagement sowie Fragen zum Kontext der Organisation. Viele der im Zertifizierungsverfahren zu behandelnden Themen, insbesondere Prozessdokumentation und Verbesserungsmanagement, wäre auch ohne Zertifizierungsprozess eine hohe Aufmerksamkeit zu widmen. Für Bibliotheken, die eine Zertifizierung gemäß Norm ISO 9001 anstreben, wird der Einstieg dadurch erleichtert, dass für viele Prozesse eine Normierung durch das Bibliotheksverwaltungssystem vorgegeben ist, dass ein umfangreiches Set an Kennzahlen vorhanden ist und dass Leistungsmessung sowie Erfahrungen mit Kundenbefragungen an vielen Bibliotheken etabliert sind.

Literatur

- Bauer, B. (2005). Die Neuorganisation des österreichischen Universitätswesens: Die neuen staatlichen und privaten Medizinuniversitäten und ihre Bibliotheken. *Medizin – Bibliothek – Information*, 6(1), 51–54. Abgerufen von http://www.agmb.de/mbi/2005_1/bauer2.pdf
- Bauer, B. (2013). Aufbau eines Qualitätsmanagementsystems an der Universitätsbibliothek der Medizinischen Universität Wien: Aufwand und Nutzen einer Zertifizierung gemäß ISO 9001:2008 an einer wissenschaftlichen Bibliothek. *GMS Medizin – Bibliothek – Information*, 13(3), Doc28. doi:10.3205/mbi000292
- Bauer, B., Cepicka, K., Dollfuß, H., Erasmus, E., Hartl, M. & Lotter, R. (2009). Universitätsbibliothek der Medizinischen Universität Wien – größte Medizinbibliothek Österreichs: Hybridbibliothek als Zukunftskonzept. *GMS Medizin – Bibliothek – Information*, 9(2–3), Doc55. doi:10.3205/mbi000183
- Bauer, B., Cepicka, K. & Stowasser-Bloch, K. (2013). Qualitätsmanagement und Zertifizierung der Universitätsbibliothek der Medizinischen Universität Wien gemäß ISO 9001:2008. *Mitteilungen der Vereinigung Österreichischer Bibliothekarinnen und Bibliothekare*, 66(1), 118–131. Abgerufen von <http://eprints.rclis.org/19562/>
- Becker, C. (2011). Qualitätsmanagement in Bibliotheken am Beispiel der Universitätsbibliothek der Technischen Universität München. (Berliner Handreichungen zur Bibliotheks- und Informationswissenschaft, 295). Berlin: Institut für Bibliotheks- und Informationswissenschaft. Abgerufen von <http://edoc.hu-berlin.de/series/berliner-handreichungen/2011-295/PDF/295.pdf>
- Becker, C. & Leiß, C. (2009). Qualitätsmanagement in Universitätsbibliotheken: Als erste deutsche Universitätsbibliothek wurde die Bibliothek der TU München im April 2007 von TÜV SÜD nach DIN EN ISO 9001:2000 zertifiziert. *Bibliotheksforum Bayern*, 3(3), 172–177.
- Medizinische Universität Wien. (2012). Entwicklungsplan der Medizinischen Universität Wien. *Mitteilungsblatt der Medizinischen Universität Wien*, Studienjahr 2011/12, 16. Stück,

- Nr. 19. Abgerufen von https://www.meduniwien.ac.at/web/fileadmin/content/serviceeinrichtungen/rechtsabteilung/mitteilungsblaetter_2011-12/mtb_1_st16.pdf
- Qualitätsmanagementsysteme – Anforderungen (ISO 9001:2008 + Cor. 1:2009) (konsolidierte Fassung): Quality management systems – requirements: Systèmes de management de la qualité – exigences.* (2009). Wien: Austrian Standards Institute. (ÖNORM EN ISO 9001 + Cor. 1).
- Qualitätsmanagementsysteme – Anforderungen (ISO 9001:2015): Quality management systems – requirements: Systèmes de management de la qualité – exigences.* (2015). Wien: Austrian Standards Institute. (ÖNORM EN ISO 9001).
- Scheuble, R. (2013). Gut ist nicht gut genug: Über die Einführung eines QM-Systems nach DIN EN ISO 9001:2008 an der Bibliothek der Pädagogischen Hochschule Freiburg. *ABI Technik*, 33(4), 196–207. doi:10.1515/abitech-2013-0032

Alle Internetquellen wurden zuletzt am 26. 11. 2016 aufgerufen.



Bestandsmanagement

Reinhard Altenhöner

Aspekte des Bestandsaufbaus im digitalen Zeitalter

Eine Herausforderung für sammlungsorientierte Bibliotheken

Abstract: Konventionelle Regeln des Bestandsaufbaus geraten im Zeitalter der „Digitalen Transformation“ in Bewegung: Kaum eine der herkömmlichen Kategorien rund um den Sammlungsbegriff, die langzeitige Verfügbarhaltung von Medien, die „hausbezogene“ Sichtbarkeit von Suchsystemen, die Erwerbungsformen greifen noch – und das gilt grundsätzlich für alle Bibliothekstypen. Der Beitrag beschäftigt sich – nach einer knappen Analyse der Ausgangssituation – thesenhaft zugespitzt mit den Konsequenzen insbesondere für sammlungsbetonte Bibliotheken.

1 Einleitung

Konrad Umlauf hat in seiner langjährigen Arbeit viele Themen aufgegriffen, wohl kaum aber eines mit solcher Intensität wie den Bestandsaufbau bzw. auch das Management von Beständen in Bibliotheken. Seine besondere Leistung liegt hier neben allen anderen in der systematischen Durchdringung, d. h. in diesem Fall berechenbaren Verknüpfung zwischen allgemeinen Anforderungen, Nutzungszahlen und der eigentlichen Auswahl des jeweiligen Objekts für den Bestand einer Bibliothek. Diese „Theorie und Praxis“ des Bestandsaufbaus (zuletzt 2006 und 2002–2014), die sich vorwiegend an den Profilen Öffentlicher Bibliotheken mit einem in der Regel kaum ausgeprägten Archivierungsauftrag ausrichtet, hat er auch für die Bedingungen des digitalen Publizierens angepasst und problematisiert (Umlauf, 2012, S. 115 ff.).

Zunächst scheint dies insofern nicht so schwierig, als digitale Angebote jedenfalls in der Frage ihrer Bereitstellung wie physische Objekte behandelt werden können: Entscheidend ist ihre Bereitstellung vor Ort und für die Leihe. Diese Situation ändert sich aber zunehmend und sie ändert sich noch radikaler für sammlungsbetonte Bibliotheken mit Archivauftrag.

Der folgende Beitrag versteht sich also einerseits als Danksagung an Konrad Umlauf, andererseits aber auch als Beitrag zur und Fortführung der Debatte um den Bestandsaufbau im digitalen Zeitalter. Dabei geht es zwar auch um einzelne Aktionsbereiche oder neue Modelle der Umsetzung, mehr aber um

wesentliche Prinzipien und daraus ableitbare Konsequenzen – um aus einer Analyse der Tradition heraus die hybride Bibliothek und die Konsequenzen für den Bestandsaufbau und sein Ergebnis, die Sammlung, zu bestimmen.

Unstrittig ist wohl, dass konventionelle Regeln des Bestandsaufbaus im Zeitalter der „Digitalen Transformation“ in Bewegung geraten sind: Kaum eine der herkömmlichen Kategorien rund um den Sammlungsbegriff, die langzeitige Verfügbarhaltung von Medien, die „hausbezogene“ Sichtbarkeit von Beständen in Suchsystemen, die Erwerbungsformen selbst greifen noch ohne Vorbehalte und das gilt grundsätzlich gleichermaßen für alle Bibliothekstypen. Dabei stellt die „Sammlung“, aktiv gewendet das Sammeln, Auswählen, Entscheiden, ein wesentliches Element dar.¹

2 Sammlung

Der Begriff der Sammlung wird in der deutschen Bibliotheksprofessionalität eher zurückhaltend benutzt, wesentlich breiter wird er in der Museumsszene verwendet, und zwar sowohl um Typologien zu bilden (Schausammlung, Forschungssammlung, Universitätssammlung, Zoologische Sammlung, ...) als auch um die Tätigkeit des Sammelns zu beschreiben. Wenn Zedler in seinem Universallexikon (1733) bündig definiert, es handele sich bei der (Bücher-) Sammlung um einen „Büchervorrath“, und diesen mit der Bibliothek gleichsetzt, wird deutlich, warum der Terminus vergleichsweise unbestimmt ist.² Allerdings wird er schon 1733 als durchaus sinnhafte „Ansammlung“ verstanden, die inhaltliche Merkmale aufweist; dies wird am Beispiel von existierenden Bibliotheken und der sie auszeichnenden Bestände dokumentiert.

Die „Sammlung“ als Fokus seines Handbuchs historischer Buchbestände hat Bernhard Fabian (1991) deutlich formuliert, ohne allerdings über eine pragmatische Definition hinauszugehen. Eine gewisse Renaissance erlebt der Terminus durch eine Vielzahl von Arbeiten zu historischen Sammlungen und in diesem Zusammenhang mit dem stark gewachsenen Interesse an der Provenienzforschung und an der zumindest virtuellen Rekonstruktion solcher Sammlungen (Weber, 2009; Ottermann, 2016).

¹ Dieses erstarkende Interesse spiegelt sich auch in entsprechenden Tagungen zur Rolle der Sammlung und der Bibliothek im digitalen Zeitalter (Schulze, 2016; Wawra, 2015).

² Der Begriff der Sammlung kommt hier allerdings in unserer modernen Konnotation nicht vor.

Während bei Fabian inhaltliche Aspekte den Charakter einer Sammlung bestimmen und dabei die „Zerlegungen“, die Generationen von Bibliothekaren an übernommenen Sammlungen vollzogen haben, bestehen bleiben (müssen), stellt sich die Frage, ob nicht präzisere Eigenschaften und Bedingungen beschrieben werden können, die eine Sammlung charakterisieren.

Degkwitz (2014) hat den Versuch gemacht, in drei wesentlichen Kennzeichen die Sammlung zu bestimmen. Dieser Ansatz soll hier zugrunde gelegt und ausgebaut werden:

- Nach Degkwitz sind Sammlungen zunächst durch definierte Profile gekennzeichnet, die von Personen, durch thematische Schwerpunkte oder auch material- oder sprachbasierte Eigenschaften bestimmt sind. Hier findet also bereits eine Präzisierung des Fabian’schen Ansatzes statt: Zwar findet sich bei Fabian bereits in den einzelnen Artikeln eine Aufschlüsselung nach „Sondersammlungen“, verstanden als in der Bibliothek separierter Bestand neben dem Hauptbestand, im Kern aber wird dort der Begriff der „Sammlung“ relativ beliebig verwendet. Die Frage der Separierung einer Sammlung in der Bibliothek spielt also, folgt man Degkwitz, keine explizite Rolle mehr. Das Voraussetzen eines Profils als Bestimmunggrundlage einer Sammlung bedeutet zum einen, dass eine Sammlung keine mechanische Größe ist, sondern durch inhaltliche Parameter qualifiziert ist, und zum anderen, dass dieses Profil transparent gemacht werden muss, sei es durch die Benennung der Person, die Beschreibung eines thematischen Schwerpunkts oder auch die materialspezifische Zuordnung.³
- „Sammlungen befinden sich im Regelfall im Besitz oder sind Eigentum der Bibliotheken, die Sammlungen betreuen. Oft sind Sammlungen Anlass und Auslöser für die Gründung von Bibliotheken gewesen und von daher oft zufällig entstanden“ (Degkwitz, 2014, S. 413). Ob das zufällige Element hier die Bibliothek oder die Sammlung ist bzw. ob hier beide gleichgesetzt werden, bleibt offen. Im Fall einer Zusammenhäufung von diversen Sammlungen als Auslöser einer Bibliothek wird man diese als zunächst zufällig bezeichnen können, eine Ansammlung, für die die Bezeichnung „Sammlung“ nicht ohne weiteres trägt. In der weiteren Entwicklung kann sich dies aber ändern. Wesentlich ist, dass die Sammlung einer Bibliothek fest zugeordnet ist, die – darf man annehmen – grundsätzlich die öffentliche Zugänglichkeit der Sammlung garantiert.

³ Dass insbesondere material- oder sprachbasierte Profile sehr unscharf sein können, liegt auf der Hand: Ein Sprachencode für die Profilierung einer Sammlung reicht nicht aus; wenn so verfahren wird, dann nur durch die Verbindung mit einer Einrichtung, siehe unten.

- Degkwitz beschreibt die fachliche Betreuung der Sammlungen und ihre aktive Weiterentwicklung, die etwa sammlungsrelevante Ergänzungen (primär) oder ergänzende Literatur (sekundär) umfasst. Die Bibliothek übernimmt also langfristig (d. h. personenübergreifend) Verantwortung für die Sammlung, sie erschließt und strukturiert den Bestand und garantiert ihren dauerhaften Erhalt und die verlässliche Verfügbarkeit der Sammlungsinhalte für die zukünftige Nutzung.

Bei näherem Hinsehen greifen alle drei Kennzeichen eng ineinander und werden vor allem durch ein verbindendes Element zusammengehalten: Die Sammlung erfüllt einen konkret bestimmbar (Be-)Nutzungszweck und adressiert (hoffentlich) ein konkretes Benutzungsinteresse. In einer Ausgangssituation mag dies der (ursprüngliche) Besitzer selbst sein, in einem erweiterten Sinn aber folgt die Sammlung Leitprinzipien, die sie für einen angedachten Nutzer oder eine Nutzergruppe relevant machen. Erst hier entfaltet unter Umständen Jahrhunderte andauerndes Sammeln seine Wirkung. Der besondere Wert der Sammlung entspringt dabei der immanenten Annahme, dass das einzelne Objekt als atomarer Bestandteil der Sammlung einen Mehrwert durch seine Verortung in einer Gruppe „gleichartiger“ Objekte erhält. Knoche (2015) spricht hier den epistemologischen Mehrwert an, da Einzelobjekte in Sammlungen einen Kontext bekommen – als Anknüpfungspunkt zu vergleichenden Untersuchungen. Damit steigern die Einzelobjekte die Bedeutungsdimension der Sammlung.

Sammlungszusammenhänge können sich in einer geschlossenen physischen Aufstellung abbilden; in der Regel aber werden solche Zusammenhänge gleich welcher Art über die Erschließung abgebildet. Schon zu Zeiten des Zettelkatalogs eröffnete dies Möglichkeiten zur „Entdeckung“ weiterer Informationsmaterialien; in der Phantasie von Nutzern und Bibliothekaren spielt die „Serendipity Search“ als (virtuelles) Wandeln am Regal eine große Rolle. Die Erhaltung dieser Qualität bedeutet aber auch, dass die Zugänglichkeit einer Sammlung immer wieder aufs Neue auf den Prüfstand gestellt und verbessert werden muss – das kann die Konversion von Altersschließungsdaten bedeuten, mehr aber noch die Digitalisierung und die Nutzung der sich hieraus ergebenden datenanalytischen Möglichkeiten.

Eine Sammlung ist also durch ein konkret formulierbares thematisches oder organisatorisches Profil gekennzeichnet; ihr Bestand ist einer Einrichtung zugeordnet, die kontinuierlich die dauerhafte Sicherstellung ihrer Verfügbarkeit übernimmt und i. d. R. ihren weiteren Ausbau betreibt. Mit dieser grundlegenden Bestimmung rückt die Frage in den Mittelpunkt, was die Pflege einer Sammlung in Bibliotheken konkret ausmacht.

3 Sammeln in Bibliotheken⁴

Es liegt auf der Hand, dass der Terminus „Sammlung“ besonders gut im Rückblick auf traditionelle Erwerbung funktioniert. Was zeichnet also den aktiven Vorgang des Sammelns – jenseits einer reinen Beschreibung des Prozesses selbst – im traditionellen Verständnis druck- oder materialorientierten Sammelns aus? Erstaunlich ist, dass dieser Aspekt der Sammlung, also die Frage, wie es zu der Auswahlentscheidung kommt, einen vergleichsweise geringen Aufmerksamkeitswert genießt, die entsprechende systematische Diskussion ist erst spät und unter dem Druck aufziehender Veränderungen in Gang gekommen.

Die Auswahl von Objekten für die Sammlung gehört typologisch in das Aufgabenfeld der Erwerbung, die neben Kaufprozessen auch andere „Methoden“ der Erwerbung (Tausch, Geschenk, heute ergänzt durch Lizenzierung, Open Access (OA) usw.) kennt. Kern dieses Prozesses investiven Handelns in Bibliotheken (Rösch, 2012, S. 94 ff.) ist die Auswahlentscheidung.

Diese Auswahlentscheidung ergibt sich aus einem von verschiedenen Faktoren bestimmten Auswahlprozess, der idealerweise in einem Erwerbungsprofil zusammengeführt ist: Neben den (antizipierten) Erwartungen der Benutzer sollten die Qualität und die aktuelle Bedeutung der Publikation ebenso berücksichtigt werden wie der zukünftige Wert der Publikation und als limitierender Faktor das Anschaffungsbudget der Bibliothek (Altenhöner & Schrimpf, 2014, S. 297).

Die dahinterliegende Leitidee, Nutzeranforderungen zu erfüllen, und der Erfüllungsgrad, den die Bibliothek in ihrem Tun erreicht, wird idealerweise gemessen – etwa über „das Ausleihverhalten, aber auch proaktiv durch Abfragen, Sammlung von Wünschen usw.“ (Dorfmueller, 1989, S. 36 ff.). Gesammeltes Material wird den Nutzern im Allgemeinen solange angeboten, wie es nachgefragt wird; erlischt das Interesse, werden die Informationsobjekte aus dem unmittelbaren Angebot herausgenommen, verlagert oder ggf. sogar vernichtet – so jedenfalls die schon bei Dorfmueller zusammengefasste Sicht.⁵ Demgegenüber steht grundsätzlich der Typ der Archivbibliothek, die eine auf Dauer ange-

⁴ Dieser Abschnitt orientiert sich an meinem mit Sabine Schrimpf 2014 publizierten Aufsatz und übernimmt inhaltlich entspr. gekennzeichnete einzelne Passagen (Altenhöner & Schrimpf, 2014).

⁵ Die aktuelle Diskussion zur Deakquisition von Medien bezieht sich einerseits auf die Verlagerung und Konzentration von Beständen aus mehreren Bibliotheken auf einen Sammlungsbestand, andererseits tatsächlich aber auch auf die Ausscheidung von Material aus dem Bestand einer Bibliothek. Die Diskussion verdeutlicht, dass die Bereitschaft steigt, die Ortsorientierung einer Bibliothek, die dazu zwingt, Bestände auch lokal vorhalten zu müssen, in Frage zu stellen (Kempf, 2015, S. 375 f.).

legte, archivische Funktion übernimmt mit dem Anspruch, das gesammelte Material langfristig auch über einen absehbaren Bedarf hinaus zu erhalten. Entsprechende Bibliotheken sind in der Regel staatlich mandatiert (Pflicht-exemplarbibliotheken), die gesammelten Inhalte müssen möglichst vollständig dokumentiert sein und der Nachwelt ungeschmälert überliefert werden, eine inhaltliche Auswahl im Rahmen des Sammelns findet hier nicht statt (Altenhöner & Schrimpf, 2014, S. 297 ff.). Andere Bibliotheken übernehmen für bestimmte Sammlungen vergleichbare Funktionen, etwa die an der Sammlung Deutscher Drucke beteiligten Bibliotheken, FID-Betreiber, aber letztlich auch alle Bibliotheken, die eine Sammlungsverantwortung im o. g. Sinne wahrnehmen oder explizit übernommen haben.

Tragender Gedanke einer Sammlung ist also einerseits die Vollständigkeit der Objekte aus einem definierten Segment, andererseits aber – und dies ist der eigentliche Zweck der Sammlung – die verlässliche, auf Dauer angelegte Verfügbarkeit des jeweiligen Objekts bzw. der ganzen Sammlung. Dieser Gedanke, also die verlässliche Verfügbarkeit, bestimmt ganz wesentlich den Sammlungsgedanken und er gilt so durchaus nicht nur institutionell für einzelne Bibliothekstypen, sondern auch für die Bereiche einer Bibliothek, denen die Charakteristik einer Sammlung im o. g. Sinn zukommt.

Wenn im Fall der gesetzlich mandatierten Archivbibliothek jedenfalls bis heute Auswahlentscheidungen wenn überhaupt nur formal begründet vorkommen, so ist die Entwicklung einer Sammlung doch ganz wesentlich von der Auswahl geprägt; hieran hängt die Entstehung des rollenprägenden Leitbildes des Fachreferates (Enderle, 2012; Rothe, Johannsen & Schäffler, 2015, S. 199 ff.), das die konkrete operative Umsetzung der Erwerbspolitik vor Ort besorgt (Dorfmueller, 1989, S. 36 ff.). Dabei soll die Gesamtheit der zur Sammlung gehörenden Stücke, i. e. der vor Ort vorhandene Bestand, die nächste Beschaffung bestimmen – sei es lückenschließend oder auch ergänzend zur Abrundung.

Selbstverständlich ist dieses Bezugssystem an Bedingungen geknüpft, etwa „die Unabhängigkeit der Bibliothek (und ihrer Entscheidungsträger) mit dem Ziel, die Bibliothek als organisch gewachsenes Ganzes zu gestalten (Dorfmueller, 1989, S. 37; Heber, S. 52 u. 64). Die wichtigsten Grundsätze der Auswahl sind die inhaltlich-thematische und die materielle Vollständigkeit, die Kontinuität und schließlich die Ausgewogenheit“ (Altenhöner & Schrimpf, 2014, S. 315).

Die Diskussion von Erwerbsprofilen ab den 1990er Jahren bereichert diesen Ansatz um den Versuch, metrische Größen bei der Bestimmung des Solls (Zielzahlen, Etatmittel) einzubeziehen und damit einen höheren Grad an Planbarkeit und Verbindlichkeit zu erreichen (Rothe, Johannsen & Schäffler, 2015, S. 185 ff.). Bei näherem Hinsehen erweisen sich viele der Mechanismen zur Auswahl als wenig systematisierbar und schwer von außen oder nachträg-

lich bewertbar. Dies mag der Grund dafür sein, dass heute nur noch wenige Erwerbungsprofile in gepflegter und publizierter Form existieren (grundsätzlich: Dorfmueller, 1989, S. 156 ff.; der heutige Stand: Rothe, Johannsen & Schäffler, 2015, S. 185 ff.)⁶ und sich nur teilweise mit lizenzpflichtigen E-Medien auseinandersetzen (Hammerl, Moravetz-Kuhlmann & Schäffler, 2009, S. 311). Im Mittelpunkt steht hier allerdings nicht die Auswahl, sondern die operative Abwicklung beim Bezug von Materialien in Konsortien. Die bibliothekarischen Auswahlabläufe werden so im Wesentlichen nicht verändert (Hammerl, Moravetz-Kuhlmann & Schäffler, 2009, S. 308; Rothe, Johannsen & Schäffler, 2015, S. 190 ff.; Altenhöner & Schrimpf, 2014, S. 316 f.; Göttker & Wein, 2014⁷). Auch bei Gantert als neuester zusammenfassender Publikation bestätigt sich dieser Befund: Hier werden verschiedene „neue“ Erwerbungsformen subsummiert, die den Bestandsaufbau in seiner traditionellen Ausprägung verändern und die Implementierung neuer Prozessschritte erfordern, aber die Auswahl selbst und die Voraussetzungen für die Aufnahme in den Bestand bleiben vage. Interessant ist, dass hier die Gegebenheiten des Marktes als Faktor stärker pointiert werden; die Frage der langfristigen Verfügbarkeit aber und des Vermögens der Bibliothek, diese sicher zu stellen, wird nicht gestellt (Gantert, 2016, S. 131 ff., 162 ff.). Aussagen zur Auswahl von webspezifischen Publikationen oder eine Reflexion von Kriterien für ihre Auswahl gibt es kaum (Ansätze bei Kempf, 2015, S. 387 f.; Grundlegendes bei Rothe, Johannsen & Schäffler, 2015, S. 195 f.).⁸

6 Die Bayerische Staatsbibliothek (BSB) und die Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz (SBB-PK) pflegen diese Profile mehr oder weniger dicht und konkret; aber ein Profil von 2001 (UB Konstanz), dort für einzelne Fächer niedergelegt, muss nur deshalb nicht aktualisiert werden, weil es eher einen groben Rahmen beschreibt und keine Festlegungen enthält, Beispiel: <http://www.ub.uni-konstanz.de/fileadmin/Dateien/Fachreferenten/Jochum/ERZ-Erwerbungsprofil.pdf>. Von einer systematischen Dokumentation wie etwa in den USA, wo die Library of Congress bereits 2000 (S. 82–104) ihre Strategie zur Bildung digitaler Sammlungen umfänglich dokumentiert hat, oder einem laufenden Verzeichnis wie dem *Directory of collection development policies on the Web* (Mazin, o.J.) kann in Deutschland keine Rede sein.

7 Das Werk ist eine Zusammenstellung verschiedener Aufsätze zum Thema, die sich auf Modelle der operativen Umsetzung von Erwerbsprozessen beziehen – und eben gerade nicht auf die Frage der Auswahl.

8 Explizite Beiträge zum Harvesting von Webpublikationen heben auf thematische Einschränkungen ab, also zum Beispiel landeskundliche Aspekte, oder aber auf die Urheber. Repräsentative Websites von Ministerien werden gesammelt, Angebote von lokaler Bedeutung nur in strenger Auswahl, private Websites nur exemplarisch (Jendral, 2012, S. 6 f.). Für die Schweiz, in der ein Konsortium von rund 30 Institutionen zusammen agiert, werden „relevante Websites mit Bezug zu Schweiz“ gesammelt (Signori, 2012, S. 25). Auch der zusammenfassende Blick auf internationale Ansätze, den Ravenwood, Matthews und Muir (2013, S. 297 ff., 302 f.) vornahmen, ergibt uneinheitliche Vorgehensweisen und Definitionen bei der Festlegung des Wertes von Publikationen und mangelnde Klarheit bei der Verantwortung für die Auswahl von digitalem Material für die Bewahrung.

Ganz wesentlich für die traditionelle Erwerbung ist ihre Orientierung an den lokalen Anforderungen der Benutzung (Kempf, 2015, S. 379 ff.); aus dieser Anforderung legitimiert sich ein Großteil der Aufwendungen von Bibliotheken. Nur in wenigen Bibliotheken wurde und wird explizit eine überregionale Ausrichtung propagiert (s. o.). Die lokale Ausrichtung kann daher mit den Ansprüchen, die eine spezifische Sammlung stellt, in Widerspruch geraten.

Traditionelle Auswahlverfahren haben wie gezeigt eine stark individuelle Prägung; die auswählende Person bildet aufgrund ihrer (fachlichen) Entscheidungen das Gesicht der Sammlung aus. Eingebettet in eine technisch angepasste Arbeits- und Organisationsstruktur⁹ prägt sie die Ausgestaltung der Sammlungen. Dieser Ablauf ist in Bibliotheken seit Jahrhunderten tradiert, ein großer Teil des personellen Aufwands in Bibliotheken entsteht noch immer aus diesen Prozessen.

Trotz aller Beschränkungen zeigen die Bemühungen um Erwerbsprofile klar, dass Bibliotheken um Transparenz bemüht sind; sie legen offen, was sie tun. Sie geben sich eine Richtschnur ihres Handelns im Sinne eines über die einzelne agierende Person hinausweisenden Handlungsleitfadens der Institution und eines Garantieversprechens gegenüber ihren Nutzern. Übersetzt in die Perspektive eines Nutzers heißt dies: Der vorhandene Bestand entspricht dem, was die Bibliothek für relevant erachtet und was unter dem Aspekt der Sammlung (bei allen Einschränkungen, die sich aus beschränkten Mitteln ergeben) für dauerhaft aufbewahrungswürdig angesehen und verfügbar gehalten wird.

Wie stellt sich das Sammeln nun in einem veränderten digitalen Umfeld dar?

4 Die digitale Herausforderung – Die Suche nach dem Mandat der Zukunft

Sehr deutlich wird von der bibliothekarischen Fachwelt die zunehmende Relevanz digitaler Publikationen als Veränderungsdruck auch für die Frage der Sammlung verstanden.¹⁰ Es gibt eine Vielzahl von Antworten, die sich an der hybriden Bibliothek als Denkmodell festmachen lassen.

Im Folgenden seien die Faktoren der Veränderung benannt.

⁹ Hierzu gehören schon heute Approval Plans, die die Fülle des Erscheinenden nach vereinbarten Kriterien vorfiltern. Sie stellen eine Auslagerung eines Teils der Auswahlkette dar und keinesfalls eine Abgabe bibliothekarischer Eigenständigkeit.

¹⁰ Dabei wird der Begriff der Sammlung oftmals nicht weiter reflektiert, sondern generisch als Vor-Ort-Bestand beschrieben. Dies kann, muss aber nach dem Gesagten nicht so sein.

4.1 Materialität und Medialität der Objekte

Unstrittig evident ist, dass digitale Objekte erhebliche unmittelbare Vorteile der Nutzung bieten. Allerdings bewirkt ihre „Materialität“ zumindest perspektivisch auch einen Verlust der traditionell gewohnten Szenarien: Zwar dominieren im Erwerbungspektrum der Bibliotheken noch immer druckähnliche Formate (abgeschlossene Dokumente), aber schon jetzt ist erkennbar, dass fortlaufende Sammelwerke ihren verbindlichen Charakter verlieren.

Zugleich ist zumindest prinzipiell das digitale Objekt zwar funktionsreicher, gleichzeitig aber instabiler: Hinsichtlich ihrer Nutzbarkeit und ihrer Kapazität, Informationsanlagerungen durch Verlinkungen aufzunehmen, sowie ihrer Möglichkeiten, datenanalytischer Auswertung unterzogen zu werden, bieten digitale Objekte einen Quantensprung erweiterter Möglichkeiten. Zugleich sind sie in viel höherem Maße Teilschritte in einem kontinuierlichen Prozess der wissenschaftlichen Auseinandersetzung: Sie werden online verändert, diskutiert, angereichert, kurz, sie interagieren. Gleichzeitig wandeln sich Sammelobjekte: Sie werden multimedial, instabil (anfällig für Veränderungen, ihre Zugreifbarkeit ist langfristig unsicher), Roh- und Primärdaten werden unmittelbar inkorporiert.

4.2 Angebotssituation: Pakete, Lizenzierung

Die Distributionskanäle für E-Journals, aber auch für die sog. E-Books orientieren sich sowohl hinsichtlich der Angebote als auch der Abnahme noch immer stark an Paket- oder Bundle-Strukturen. Insbesondere bei E-Book-Paketen ist deutlich, dass hier zwar thematische Gruppen existieren, die Paketzweisungen aber nicht vorherbestimmbar sind; vereinbart sind hier lediglich Stückzahlen. Eine inhaltliche Auswahlmöglichkeit für die Bibliothek besteht nur noch in einer groben thematischen Festlegung auf ein Abonnement, ein konkreter, objektbezogener Eingriff durch einen Fachreferenten findet in der Regel nicht mehr statt, die Daten werden automatisiert in die Nachweissysteme eingespielt. Es sei hier aber festgestellt, dass Veränderungen für diese Einstiegsmodelle schon deutlich im Gang sind (Rothe, Johannsen & Schäffler, 2015, S. 190 ff.)

4.3 Angebotsform

Prinzipiell entziehen sich aufgrund dieser Angebotsformen die Bestände einer Kategorisierung wie „in case“/„in time“. Sie sind zwar einerseits reine Poten-

zialbeschaffungen, d. h. sie werden jenseits eines konkreten aktuellen Bedarfs für zukünftige Nutzung beschafft, andererseits sind sie aber vom Verschwinden aus den Informationssystemen bedroht, wenn die Lizenzsituation sich verändert, der Paketzuschnitt anders wird oder die Infrastruktur des Anbieters ausläuft.¹¹ Insgesamt lässt sich feststellen, dass der Markt noch stark an den Verteilstrukturen konventioneller Erwerbungen orientiert ist. Eine prinzipiell innovative Distributionsform, Patron-Driven Acquisition, knüpft unmittelbar an das traditionelle System des Nutzerwunsches an und setzt diesen automatisiert um. Die Konsequenzen für die Sammlung dadurch, dass nach Vollzug ein Ankauf stattgefunden hat, bleiben aber offen.

4.4 Profil

Profil- und damit sammlungsbildende Aktivitäten sind im Rahmen einer Paketlizenzierung dieser Konstellation nur noch sehr eingeschränkt möglich. Zwar ließe sich die vollständige Abbildung einer Verlagsproduktion als basales Profil formulieren; den formulierten Ansprüchen an das, was eine Sammlung ausmacht, genügt dies aber nicht.

4.5 Langfristige Verfügbarkeit

Sowohl unter lizenzrechtlichen Gesichtspunkten als auch unter technisch-organisatorischen Gesichtspunkten gibt es bislang kein eingespieltes System der langfristigen Absicherung der Verfügbarkeit der digitalen Objekte. Dabei geht es um viel mehr als die bloße technische Verfügbarkeit einer Datei: Ihre dauerhafte Benutzbarkeit lebt von der kontinuierlichen Überprüfung ihrer Abspielbarkeit in zukünftigen Arbeitsumgebungen. Gleichzeitig müssen zum Verständnis des digitalen Objekts erforderliche Kontextinformationen vorgehalten werden, ergänzt um Wissen zu Rezeptionszusammenhängen aus der Entstehungszeit selbst, aber auch danach. Daneben sind schließlich auch praktisch relevante Informationen erforderlich, z. B. zu weiterer spezieller Software (Altenhöner & Schrimpf, 2014, S. 308 ff.). Ein ganz wesentlicher Unterschied zu früheren Auswahlabläufen in Bibliotheken besteht außerdem darin, dass

¹¹ Dies gilt in besonderem Maße für die OA-Publikationen, insbesondere dann, wenn sie von kleineren Repositorien stammen. Zur Aufgabe von Bibliotheken in diesem Zusammenhang Thiessen (2013, S. 9 ff.).

Entscheidungen über gleiche Objektgruppen immer wieder getroffen werden müssen, da im Fortgang der Zeit zumindest eine geminderte oder veränderte Qualität in Kauf genommen werden muss. Mit anderen Worten: Die initiale Auswahlentscheidung kostet vielleicht zu Beginn nur einen geringen Aufwand, sie kann aber nur dann aufrechterhalten werden, wenn die Bibliothek bereit und in der Lage ist, den Aufwand für wiederholte Kontrollen der Verfügbarkeit des Objekts und die kontinuierlichen Investitionen in die technische Infrastruktur zu tragen.

4.6 Topos der Vollständigkeit

Wie kaum etwas anderes bestimmt der Eindruck der Massenhaftigkeit die Perspektive auf die digitale Produktion. Die Ausweitung der potenziell sammlungsrelevanten neuen Formen wissenschaftlicher, gesellschaftlicher oder künstlerischer Produktion wird qualitativ wie quantitativ als erdrückend wahrgenommen. In der Diskussion rückt der Vollständigkeitsanspruch als Grundprinzip der Sammlung zunehmend in die Ferne (Niggemann, 2014, S. 410 f.); auch im modernisierten Sammelsystem der DFG wird eine präziser-einschränkende Definition des Terminus Vollständigkeit gefordert (Deutsche Forschungsgemeinschaft, 2011a, S. 5; dies., 2011b, S. 7). Deutlich ist also auch hier, dass die Auswahl zunehmend wichtig wird.

4.7 Durchlässigkeit zwischen der analogen und der digitalen Welt

Zusammenfassend: Sammeln im oben beschriebenen Sinn findet im Bereich digitaler Objekte bislang nur in Ansätzen statt. Die Sicherung der Langzeit-verfügbarkeit von digitalem Material wird nicht im Kontext des Bestandsaufbaus thematisiert, einen Bezug gibt es allenfalls bei der Absicherung lizenzpflichtigen Materials durch eine „geeignete Zugriffsform“ (Gantert, 2016, S. 149). Zunehmend stark sind die Bibliotheken da, wo sie retrospektiv Altbestände nicht nur retrodigitalisieren, sondern durch OCR und nachfolgende daten-analytische Verfahren und Vernetzungen mit Entitäten-Dateien in das Wissens- und Informationsgefüge unserer Zeit einweben.

Auch für „born-digital“ Bestände sind Ansätze erkennbar, zum Beispiel auf der lokalen Ebene, wenn die Bestände auf einem Hochschulrepositorium weltweit sichtbar gemacht werden und ihre Langzeitverfügbarkeit garantiert wird.

Dabei bieten digitale Objekte unter Sammlungsgesichtspunkten potenziell auch große Vorteile:

- Die Erwerbung/Sammlung kann theoretisch sehr viel granularer (auf Artekelebene oder in noch kleineren Einheiten) erfolgen.
- Eine Vorabeinsichtnahme/Relevanzprüfung ist sehr viel umfänglicher möglich.
- Nutzer und Produzenten können direkt in die Entscheidungen einbezogen werden (PDA); die Durchlässigkeit zwischen „in case“/„in time“ ist sehr viel höher.
- Initiierungs- und Prozesskosten sind potenziell sehr viel geringer, da automatisierbar.¹²

Natürlich ist insbesondere für die technisch-organisatorische Umsetzung erheblicher Aufwand zu leisten. Gleichzeitig sind aber im Vergleich zum Aufwand, der in die traditionellen Erwerbungsstrecken investiert wird, die im Bereich der digitalen Objekte bislang aufgebrauchten Anstrengungen wohl vergleichsweise relativ gering – jedenfalls dann, wenn man eine Vollkostenrechnung anstellen würde.

Bestandsaufbau im Allgemeinen und die Weiterentwicklung von Sammlungen im digitalen Zeitalter stellen also eine Aufgabe dar, die durchaus Anknüpfungsperspektiven an tradierte Abläufe enthält. Allerdings sind hierfür weitere Bedingungen und zum Teil deutliche Veränderungen zu formulieren.

5 Wie geht es weiter: Sammeln auf verlorenem Posten?

Der Wert des Sammelns, also der Auswahl einzelner Informationsobjekte in einen vorhandenen, definierten Korpus hinein, bleibt grundsätzlich bestehen. Für digitale Objekte gilt, dass dies kein statischer, zu einem bestimmten Zeitpunkt abgeschlossener Prozess ist: Die Objekte müssen immer wieder „angefasst“, auf ihre Verfüg- und Nutzbarkeit hin überprüft, ggf. aktualisiert und neu kontextualisiert werden. Bei der Auswahlentscheidung werden auch formale Kriterien greifen müssen, denn nur die technische Beherrschbarkeit der digita-

¹² Dass dies in Bibliotheken häufig umgekehrt wahrgenommen wird, hängt mit der mangelnden Verfügbarkeit der entsprechenden Workflows ebenso zusammen wie mit der Ungeübtheit der Akteure und den fehlenden Services.

len Publikation sichert ihre dauerhafte Verfügbarkeit (Altenhöner & Schrimpf, 2014, S. 313 ff.).

Hinzu kommt die andauernde Verbesserung ihrer (automatisierten) Erschließung; sie eröffnet zugleich immer gewichtigere Möglichkeiten der virtuellen Sammlungsabbildung, über ursprüngliche und moderne Überlieferungs-zusammenhänge hinweg (zerstreute Bibliotheken, Nachlässe), aber auch in gänzlich neuen Zusammenhängen anhand aktuellen Materials. Umso erstaunlicher ist, dass die Anstrengungen zur (automatisierten) Erschließung und Vernetzung insbesondere bei digitalen Materialien im Vergleich zur traditionellen Verzeichnung relativ klein ausfallen und sich auf wenige Einrichtungen beschränken.

Der Begriff der Sammlung und der Zuordnung eines Objekts zu ihr ist damit zunächst vor allem anderen ein Qualitätsindikator: Ein Objekt/eine Ressource wurde selektiert, sie ist gesichert zugreifbar und kontinuierlich kuratiert: Sie wird dauerhaft vorgehalten, ihre Verfügbarkeit im Sinne einer fortwährenden Benutzbarkeit wird garantiert.

Die systematische Erwerbung digitaler Publikationen einschließlich Websites im Ergänzung zu analogen Sammlungen zeigt exemplarisch Tuschling (2014, S. 55 ff.), indem sie paradigmatisch das Erwerbungsprofil einer Forschungsbibliothek beschreibt. Auf eine historische Sammlung bezogen würde das bedeuten, dass alle (digitalen) Publikationen zu einem Primärdatenkorpus, bspw. einem Missale des 14. Jahrhunderts, vorgehalten werden.

Dem (gepflegten) Sammlungs- oder Erwerbungsprofil und seiner Veröffentlichung – und dieses sollte jenseits aller Umsetzungsprobleme im Alltag laufend aktualisiert werden – kommt dabei ganz wesentlich die pragmatische Aufgabe der Funktionsbeschreibung der Bibliothek zu. Hier kristallisiert sich – jenseits der konkreten Dienste der Bibliothek – ihr Mandat heraus.

Für den Begriff der Sammlung bedeutet dies also eine schrittweise Neuinterpretation und Ausweitung; zwar bleiben Grundelemente bestehen, aber die Ausrichtung verändert sich. Auch wenn es die Perspektive der Vor-Ort-orientierten Erwerbung analog und digital noch lange geben wird, muss hier doch bewusst entschieden werden, welche Verantwortung die Bibliothek zu übernehmen bereit und in der Lage ist. Dabei gibt es angesichts der schieren Mengen einen Riss zwischen dem verfügbaren (und heute von den Bibliotheken über konsortiale Strukturen vermittelten) Informationsraum und der Sammlung bzw. den Sammlungen. Dieser löst sich aber dann auf, wenn beide Aktionsfelder (Informationsraum mit einem grundsätzlich globalen Anspruch, der kooperativ abgesichert wird, und die lokal betreute Sammlung) verknüpft sind. So wie die einzelne Bibliothek von einem gemeinsamen Informationsraum profitiert (diesen ggf. auf ihre Bedürfnisse zuschneidet im Sinne einer

Anpassung der Filter basierend auf einem gemeinsamen Index), wird sie umgekehrt ihren individuellen Beitrag leisten bei dem, was sie im Sinne einer Sammlung mit erhöhtem Einsatz tut.¹³

Diese Gedanken sind natürlich in keiner Weise neu und entsprechen in vielem dem konsortialen Handeln im Verbund oder in anderen Strukturen. Allerdings gibt es eine Reihe von Schwerpunktverlagerungen, die die dringend notwendige Beschleunigung dieses sicher langwierigen Prozesses erlauben.

Eine grundsätzliche nationale (und internationale) Zuständigkeitsabsprache ist dabei nur ein Schritt; entscheidender sind die Fokussierung der Sammlung und die explizite Deklaration der Verantwortlichkeit für analoge und digitale Objekte/Objektgruppen und ganze Klassen. In der Praxis bedeutet dies sicher auch, dass sich die Orientierung an Mengen als Ausweis der Größe und Bedeutung einer Bibliothek vermindern wird: Sammlungen sind unabhängig von ihrer Größe aufgrund der in sie investierten Arbeit relevant. Hilfreich wäre eine Charta im Sinne einer gemeinsamen Policy-Linie, die verbindlich vertiefte Erschließungs- und Kontextualisierungsstandards vorgibt, vor allem aber auch ausdrücklich die Erklärung enthält, dass die langfristige Vorsorge für das, was gesammelt wird, übernommen wird.¹⁴ Es ist längst überfällig, den Verwahrstatus einzelner per Metadatum identifizierbarer Objekte in den Metadaten zu kennzeichnen und zum Element in Austauschstandards zu erheben.

Die Sammlung von digitalem Material ermöglicht in erweiterter Weise die Interaktion mit den Nutzern der Daten: Dies auf den bloßen Moment der Reaktion auf eine spontane Anforderung zu reduzieren, greift zu kurz; schon jetzt sind wesentlich feinere Steuerungsformen möglich, wie das PDA-Projekt der Staatsbibliothek zu Berlin zeigt (Präßler, 2016). Diese Interaktion auszubauen und zu systematisieren, ist ein weiterer, lohnender Ansatz.

Ein weiteres Mittel ist der Mechanismus der Approval Plans, der, richtig parametrisiert, helfen kann, relevante digitale Objekte zu identifizieren. Dabei sollten auch bibliometrische Analysen einbezogen werden.

13 In diesem Sinne ist das Projekt *The Keepers Registry* vielleicht organisatorisch fragwürdig, weist aber den richtigen Weg, indem es eine Registry für international gesicherten Content vorhält: <https://thekeepers.org/>

14 Kempf (2015, S. 395) spricht hier von der „Allianz bestandsführender Bibliotheken“. Seiner Differenzierung in große und kleine Sammlungen mag der Verf. aber nicht folgen. Die kleine Sammlung müsste genauso Teil des Informationsraums sein, in den die große Sammlung hineinwirkt. Ist dies nicht eher als Prozess zu denken, der additiv/komplementär funktioniert? Auf seine weiteren Überlegungen zum „spartenübergreifende(n) Sammeln als Regelfall in der Online-Welt“ und dem „Erweiterten Sammlungs(objekt)begriff oder Bestandsaufbau im Zusammenhang mit ‚Virtuellen Forschungsumgebungen‘“ sei hier nur hingewiesen (S. 398 ff.).

In der immer wieder kontrastiv formulierten Frage nach dem bevorzugten Medium (Print/Online) belegen insbesondere die Kulturwissenschaften, dass es eine gelebte Koexistenz gibt; in den Fällen aber, in denen beide Formate ohne besonderen Mehrwert des Drucks vorliegen, sollte die Bibliothek die digitale Fassung bevorzugen. Gleichzeitig verpflichten die vorhandenen gedruckten Sammlungen die Bibliothek auch, die Durchlässigkeit zwischen beiden Welten herzustellen – dabei spielt die Digitalisierung eine große Rolle. In diesem Sinn weisen die Bibliotheken auch in die Vergangenheit und zeigen, wo die eine Welt in die andere reicht.¹⁵

In der langfristigen Perspektive wird der Informationsraum durch das Netz abgelöst werden; der Content steht im OA bereit; eines Zwischenhändlers für die Handhabung von Lizenzierungen bedarf es dann nicht mehr (Kempf, 2014, S. 391). Der entscheidende Beitrag der Bibliotheken wird zum einen die Arbeit mit dem Material sein, zum anderen aber die Sicherung seiner Verfügbarkeit über Generationen hinweg.

Wenn die Arbeit an der Sammlung sich aus ihrer Ortsbezogenheit löst, bedeutet das auch für die Nachweissysteme eine Veränderung: Die Relevanz des Katalogs als reiner Bestandsnachweis über die vor Ort verfügbaren Ressourcen hat sich schon heute weitgehend aufgelöst und deckt nur noch einen Ausschnitt des Nutzerinteresses ab, der auch anders im Sinne einer Teilsicht aus einem umfassenderen Suchinstrument heraus abbildbar wäre.

Literatur

- Altenhöner, R. & Schrimpf, S. (2014). Lost in tradition?: Systematische und technische Aspekte der Erwerbung von Internetpublikationen in Archivbibliotheken. In M. Hollmann & A. Schüller-Zwierlein (Hrsg.), *Diachrone Zugänglichkeit als Prozess: Kulturelle Überlieferung in systematischer Sicht* (Age of Access? – Grundfragen der Informationsgesellschaft, 4, S. 297–328). Berlin: De Gruyter Saur.
- Ceynowa, K. (2015). Von der Skandalösität des Sammelns: Bibliothek und „Wahrheit“. *Bibliotheks-Magazin*, 10(3), 50–55. Abgerufen von https://www.bsb-muenchen.de/fileadmin/pdf/publikationen/bibliotheksmagazin/BM2015_3.pdf

¹⁵ Diese enge Verbindung hat Klaus Ceynowa im Auge, wenn er das Skandalon des Sammelns in ein emphatisches Bekenntnis zur Bibliothek als Bewahrungsanstalt wandelt (Ceynowa, 2015). Dass die allgemeine Akzeptanz dessen ein mühsamer Weg ist, dem sich anzunähern lohnt, beschrieb in anderem Zusammenhang schon Kant in seiner Grundlegung zur Metaphysik der Sitten: „Es ist überall nichts in der Welt, ja überhaupt auch außer derselben zu denken möglich, was ohne Einschränkung für gut könnte gehalten werden, als allein ein guter Wille“ (Kant, 1977, S. 18).

- Degkwitz, A. (2014). Digitale Sammlungen – Vision eines Neubeginns. *Bibliothek: Forschung und Praxis*, 38(3), 411–416. doi:10.1515/bfp-2014-0064
- Deutsche Forschungsgemeinschaft. (2011a). *Infobrief. Zahlen und Fakten zur Forschungsförderung 02/2011*. Bonn: DFG. Abgerufen von http://www.dfg.de/download/pdf/dfg_im_profil/evaluation_statistik/programm_evaluation/ib02_2011.pdf
- Deutsche Forschungsgemeinschaft. (2011b). *Evaluierung des von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten Systems der Sondersammelgebiete: Empfehlungen der Expertenkommission SSG-Evaluation auf Grundlage der Ergebnisse der Evaluierungsuntersuchung der Prognos AG*. Bonn: DFG. Abgerufen von http://www.dfg.de/download/pdf/dfg_im_profil/geschaeftsstelle/publikationen/studien/studie_evaluierung_sondersammelgebiete_empfehlungen.pdf
- Dorfmueller, K. (1989). *Bestandsaufbau an wissenschaftlichen Bibliotheken*. Frankfurt am Main: Klostermann.
- Enderle, W. (2012). Selbstverantwortliche Pflege bibliothekarischer Bestände und Sammlungen: Zu Genese und Funktion wissenschaftlicher Fachreferate in Deutschland 1909–2011. *Bibliothek: Forschung und Praxis*, 36(1), 24–31. doi:10.1515/bfp-2012-0004
- Fabian, B. (1991). *Handbuch der historischen Buchbestände in Deutschland* (Vorwort). Hildesheim: Olms. Abgerufen von <https://fabian.sub.uni-goettingen.de/fabian?Vorwort>
- Gantert, K. (2016). *Bibliothekarisches Grundwissen* (9., vollst. neu bearb. und erw. Aufl.). Berlin/Boston: De Gruyter Saur.
- Göttker, S. & Wein, F. (Hrsg.). (2014). *Neue Formen der Erwerbung* (Bibliotheks- und Informationspraxis, 47). Berlin/Boston: De Gruyter Saur.
- Hammerl, M., Moravetz-Kuhlmann, M. & Schäffler, H. (2009). E-Medien im Profil: Digitaler Bestandsaufbau im Spannungsfeld von bestandsorientierter Erwerbspolitik und bedarfsorientierter Informationsvermittlung. *Bibliothek: Forschung und Praxis*, 33(3), 303–314. doi:10.1515/bfup.2009.034
- Heber, T. (2009). *Die Bibliothek als Speichersystem des kulturellen Gedächtnisses*. Marburg: Tectum.
- Jendral, L. (2012). Das Beispiel edoweb des Landesbibliothekszenentrums Rheinland-Pfalz. In Arbeitsgemeinschaft für wirtschaftliche Verwaltung, *Informationen Special: Webarchivierung* (S. 6–8). Eschborn: Selbstverlag.
- Kant, I. (1977). *Kritik der praktischen Vernunft: Grundlegung zur Metaphysik der Sitten* (Werkausgabe, Bd. 7). Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Kempf, K. (2014). Bibliotheken ohne Bestand?: Bestandsaufbau unter digitalen Vorzeichen. *Bibliothek: Forschung und Praxis*, 38(3), 365–397. doi:10.1515/bfp-2014-0057
- Kempf, K. (2015). Sammlung ade: Bestandsaufbau im digitalen Zeitalter. In K. Ceynova & M. Hermann (Hrsg.), *Bibliotheken: Innovation aus Tradition; Rolf Griebel zum 65. Geburtstag* (S. 371–408). Berlin [u. a.]: De Gruyter Open. doi:10.1515/9783110310511
- Knoche, M. (2015). Haben wissenschaftliche Bibliotheken noch einen Sammelauftrag? *O-bib: Das offene Bibliotheksjournal*, 2(4), 78–84. doi:10.5282/o-bib/2015H4S78-84
- Library of Congress. (2000). *LC21: A digital strategy for the Library of Congress*. Abgerufen von <https://www.nap.edu/read/9940/chapter/1>
- Mazin, B. (Hrsg.). (o. J.). *Directory of collection development policies on the Web*. Abgerufen von http://www1.uprh.edu/adco/cd_policy.html
- Niggemann, E. (2014). Sommerinterview von b.i.t.online. *BIT online*, 17(5), 409–418. Abgerufen von <http://www.b-i-t-online.de/heft/2014-05-interview-niggemann.pdf>
- Ottermann, A. (2016). *Die Mainzer Karmelitenbibliothek: Spurensuche – Spurensicherung – Spurendeutung* (Bd. 1–2, Berliner Arbeiten zur Bibliotheks- und Informationswissenschaft, 27). Berlin: Logos Verlag.

- Präßler, J. (2016). Nutzungsgesteuerte Erwerbung an der Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz (SBB-PK): Vom Experiment in die Routine. *Bibliotheksdienst*, 50(1), 69–78. doi:10.1515/bd-2016-0007
- Ravenwood, C., Matthews, G. & Muir, A. (2012). Selection of digital material for preservation in libraries. *Journal of Librarianship and Information Science*, 45(4), 294–308. Abgerufen von <https://dspace.lboro.ac.uk/2134/13423>
- Rothe, U., Johannsen, J. & Schäffler, H. (2015). Strategien des Bestandsaufbaus in der hybriden Bibliothek. In R. Griebel, H. Schäffler & K. Söllner (Hrsg.), *Praxishandbuch Bibliotheksmanagement* (Bd. 1, S. 184–204). Berlin/ Boston: De Gruyter Saur.
- Rösch, H. (2012). Die Bibliothek und ihre Dienstleistungen. In K. Umlauf & S. Gradmann (Hrsg.), *Handbuch Bibliothek: Geschichte, Aufgaben, Perspektiven* (S. 89–109). Stuttgart/Weimar: Metzler.
- Signori, B. (2012). Erschließung am Beispiel des Webarchivs Schweiz. In Arbeitsgemeinschaft für wirtschaftliche Verwaltung, *Informationen Special: Webarchivierung* (S. 25–29). Eschborn: Selbstverlag.
- Schulze, T. (2016). Die Zukunft des Sammelns an wissenschaftlichen Bibliotheken: Ein Tagungsbericht aus Weimar. *O-bib, Das offene Bibliotheksjournal*, 3(3), 64–69. doi:10.5282/o-bib/2016H3S64-69
- Thiessen, P. (2013). Sichtbarkeit von Open-Access-Monographien als Herausforderung: Zur Rolle und Aufgabe von Bibliotheken. *Perspektive Bibliothek*, 2(2), 4–35. doi:10.11588/pb.2013.2.11242
- Tuschling, J. (2014). *Bestandsaufbau für digitale Publikationen an Forschungsbibliotheken: Ein exemplarisches Erwerbskonzept* (Berliner Handreichungen zur Bibliotheks- und Informationswissenschaft, 383). Berlin: Institut für Bibliotheks- und Informationswissenschaft. Abgerufen von <http://edoc.hu-berlin.de/series/berliner-handreichungen/2014-383/PDF/383.pdf>
- Umlauf, K. (2002–2014). Medienkonzepte: Konzepte des Bestandsaufbaus [Vorlesungsskript] (Berliner Handreichungen zur Bibliothekswissenschaft, 79). Berlin: Institut für Bibliothekswissenschaft. Abgerufen von <http://www.ib.hu-berlin.de/%7Ekumlau/handreichungen/h79/>
- Umlauf, K. (2006). *Bestandsaufbau an öffentlichen Bibliotheken*. Frankfurt am Main: Klostermann.
- Umlauf, K. (2012). Medien in Bibliotheken. In K. Umlauf & S. Gradmann (Hrsg.), *Handbuch Bibliothek: Geschichte, Aufgaben, Perspektiven* (S. 110–121). Stuttgart: Metzler.
- Wawra, S. (2015). „Sammlungen wird es immer geben: Die Frage ist: Brauchen wir dazu die Bibliothek als Institution?“. *BIT online*, 18(3), 291–295. Abgerufen von <http://www.b-i-t-online.de/heft/2015-03-reportage-wawra.pdf>
- Weber, J. (2009). Sammlungsspezifische Erschließung: Die Wiederentdeckung der Sammlungen in den Bibliotheken. *Bibliotheksdienst*, 43(11), 1162–1178.
- Zedler, J. H. (1733). Bücher=Vorrath. In *Zedlers großes vollständiges Universal-Lexikon aller Wissenschaften und Künste* (Bd. 4, Sp. 1803–1838. Graz: Akad. Druck- u. Verlagsanst. Abgerufen von <http://www.zedler-lexikon.de/>

Alle Internetquellen wurden zuletzt am 29. 12. 2016 aufgerufen.

Dirk Weisbrod

Der Begriff des Originals im digitalen Zeitalter

Können digitale Objekte „echt“ und „einmalig“ sein?

Abstract: Für digitale Objekte gilt in einem verschärften Maße das, was Walter Benjamin mit seinem Begriff der Aura in Bezug auf die Reproduktion analoger Kunstwerke beschrieb. Nach Benjamin fällt selbst in der „höchstvollendeten Reproduktion“ eines aus: „das Hier und Jetzt des Kunstwerks – sein einmaliges Dasein an dem Orte, an dem es sich befindet“ (1963, S. 11). Im Zeitalter der digitalen Reproduzierbarkeit ist Benjamins Feststellung von besonderer Aktualität. Wenn etwa ein digitales Dokument in einem Schriftsteller-Nachlass selbst nur das Ergebnis von Reproduktionsprozessen ist und als solches beliebig oft kopiert werden kann, verliert die Vorstellung von der Echtheit und Einzigartigkeit eines solchen Dokumentes, wie sie sich im Begriff des „Originals“ ausdrückt, weitgehend ihren Sinn.

Literaturarchive und andere Gedächtnisinstitutionen müssen sich dieser Herausforderung stellen, wenn sie unikale Forschungsquellen wie etwa digitale Nachlässe adäquat überliefern wollen. Zum Nachweis und zur Dokumentation digitaler Originalität existieren zwar diverse Konzepte. Bei genauer Betrachtung der Lage stellt sich jedoch die Frage, ob man im digitalen Umfeld nicht ganz von der Verwendung des Begriffs „Original“ absehen sollte. Darauf versucht dieser Beitrag eine Antwort zu geben. Er greift damit ein Thema auf, das den Jubilar sehr beschäftigt, kann doch die informationswissenschaftliche Forschung hier Erkenntnisse gewinnen, die für die wissenschaftliche Praxis von wesentlicher Bedeutung sind.

1 Analoge Originalität und Aura

Es ist ein Essay, das viele Geisteswissenschaftler während ihres Studiums lesen mussten: Walter Benjamins „Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit“ (1963). Der Kulturphilosoph beschäftigt sich darin mit den Auswirkungen der technischen Reproduktion von Kunstwerken. Die Reproduktion durch Druck und vor allem Fotografie oder Film führt nach Benjamin zum Verfall der an die Einmaligkeit und Echtheit des originalen Kunstwerks gebundenen sogenannten „Aura“ und damit des Originalitätsbegriffs selbst. Dieser

Ansatz, so die Grundidee dieses Aufsatzes, lässt sich auf unikale Dokumente wie zum Beispiel Autografen und damit auch auf Nachlässe übertragen. Er öffnet damit eine Antwortperspektive auf die Frage, ob der Begriff des Originals in Bezug auf digitale Dokumente überhaupt noch verwendet werden kann. Dabei interessieren nicht Benjamins dezidiert marxistischer Standpunkt und die kultur- und gesellschaftspolitischen Implikationen, die er aus seiner Betrachtungsweise ableitet, sondern es interessiert lediglich die zu Beginn seines Essays skizzierte Krise des Originalitätsbegriffs.

Dort weist Benjamin nach, dass selbst bei der „höchstvollendeten Reproduktion“ eines ausfällt: „das Hier und Jetzt des Kunstwerks – sein einmaliges Dasein an dem Orte, an dem es sich befindet“ (1963, S. 11). Dieses einmalige Dasein¹ ist das Ergebnis der Geschichte des Kunstwerkes, ausgehend von seinem Ursprung, dem Entstehungsmoment, bis hin zur Gegenwart. Es äußert sich in physischen Veränderungen am Material – Benjamin nennt selbst die Patina als Beispiel für eine solche Veränderung – und den Besitzverhältnissen, die überliefert und tradiert werden. Die Reproduktion überträgt das Abbild des Originals auf eine andere materielle Grundlage.² Sie kann deswegen keine Echtheit und damit keine Originalität mehr besitzen. Benjamin fasst das so zusammen:

Die Echtheit einer Sache ist der Inbegriff alles von Ursprung her an ihr Tradierbaren, von ihrer materiellen Dauer bis zu ihrer geschichtlichen Zeugenschaft. Da die letztere auf der ersteren fundiert ist, so gerät in der Reproduktion, wo die erstere sich dem Menschen entzogen hat, auch die letztere: die geschichtliche Zeugenschaft der Sache ins Wanken. (Benjamin, 1963, S. 13)

Die vom Ursprung und der Tradition eines Kunstwerkes herrührende Zeugenschaft bezeichnet Benjamin als „Aura“, die er als „einmalige Erscheinung einer

1 Original und Einmaligkeit und damit auch der Begriff des Unikats hängen eng zusammen, obwohl sie zwei unterschiedliche Eigenschaften beleuchten: „Original“ weist auf den Ursprung eines Objektes zurück, seinen Urheber oder eine bestimmte Situation, in dem es entstanden ist. „Unikat“ bezieht sich auf die Einmaligkeit dieses Ursprungs und des daraus resultierenden Objektes (des Originals). Dieser Bezug ist auch in der folgenden Darlegung implizit enthalten, auch wenn ausschließlich vom Original gesprochen wird.

2 Benjamin führt noch andere Begründungen für das Verschwinden von Originalität durch Reproduktion an, etwa dass das Original durch fotografische oder filmische Abbildungen perspektivisch oder künstlerisch verfremdet und seiner „natürlichen Optik“ entzogen werden kann. Zudem wird es von seinem Ort gelöst und kann dem „Aufnehmenden“ – und somit der Masse – vervielfältigt entgegenkommen (Benjamin, 1963, S. 12). Für das hier behandelte Thema können diese Begründungen aber vernachlässigt werden, da sich über sie kein fruchtbarer Bezug zur digitalen Informationsverarbeitung herstellen lässt.

Ferne, so nah sie sein mag“ (1963, S. 15) definiert. Diese griffige Formulierung verweist auf die Bedeutung der materiellen Manifestation eines Kunstwerkes oder eines Autografs, etwa des Blattes Papier, auf dem Schiller seine „Ode an die Freude“ notierte. Ursprung (und damit Ferne), Geschichte und Gegenwart der Ode manifestieren sich vermittelt durch dieses Blatt Papier.

Nun bewegt sich Benjamin noch in einer ausschließlich analogen Welt. Lässt sich der Originalitäts-Begriff auch in ein digitales Umfeld transponieren? Kann man überhaupt von digitalen Originalen sprechen? Gibt es eine digitale „Aura“? Zur Beantwortung dieser Fragen soll ein dezidiert informationswissenschaftlicher Aspekt untersucht werden, der das Problem des „digitalen Originals“ deutlich hervortreten lässt. Dieser Aspekt, der den Versuch einer sicher nur bedingt möglichen Übersetzung Benjamin'scher Gedanken in die Informationswissenschaft darstellt, ist das Verhältnis von Information und Informationsträger und den daraus resultierenden Konsequenzen.

2 Digitale Reproduktion und das Verschwinden der Aura

Ob nun Kunstwerk oder Autograf – offensichtlich manifestiert sich Originalität im Vorhandensein eines Trägermaterials (etwa Papier und Tinte, Leinwand und Farbe, Stein usw.), auf dem eine Information³ dauerhaft und unveränderlich fixiert wird, wobei der Zeitpunkt der Fixierung mit einem einmaligen und deswegen auch fernen und unwiederholbaren Ereignis, dem Ursprung, in Verbindung steht („Da Vinci malt die Mona Lisa“, „Schiller dichtet die Ode an die

3 Benjamin verwendet den Begriff „Information“ nicht. Das verwundert wenig, da seinerzeit der Informationsbegriff noch wenig ausdifferenziert war. Begriffsbildende Werke wie die von Shannon (1949) oder Wiener (1948) erschienen erst nach seinem Tode. Um das Thema dieses Beitrags adäquat zu behandeln, wird ein einfacher Informationsbegriff verwendet. Es wird davon ausgegangen, dass der Sender (Künstler/Schriftsteller) Aussagen trifft, die als Information in Zeichen und Bildern (analog) oder Bits und Bytes (digital) codiert sind. Diese Information wird vom Empfänger durch Lektüre oder Betrachtung und gegebenenfalls vermittelt durch diverse Verarbeitungsprozesse (z. B. Entwicklung eines Fotos, Interpretation eines Bitstroms durch Software) aufgenommen. Andere wissenschaftliche Definitionen von Information, so wie sie etwa in Capurro (2000, Kapitel III) erörtert werden, bleiben davon unberührt. Selbstverständlich deckt dieses Verständnis von Information nicht alle Erscheinungen ab, die Benjamin beschreibt, z. B. das implizite Wissen um die Provenienz eines Kunstwerkes, seine Geschichte oder Vorbesitzer. Zur Illustration und Analyse der Problematik ist es aber mehr als ausreichend.

Freude“). Zudem transportiert der Informationsträger geschichtliche, zeitliche Einwirkungen. Das können Veränderungen am Trägermaterial sein, die von bestimmten Ereignissen herrühren oder mit dessen Besitzverhältnissen in Zusammenhang stehen (Kriegsschäden, Brandspuren vom Tabakgenuss eines der früheren Besitzer, Exlibris etc.). Die zeitliche Kontinuität des Originals vermag nur der Informationsträger zu garantieren – nicht aber die Information, die ja kopiert, fotografiert oder abgefilmt werden kann. Bei einem solchen Reproduktionsvorgang werden die Information (etwa der Text der Ode an die Freude) oder das Abbild des Autografs mitsamt der Information auf einen anderen Träger übertragen und fixiert. Der Fixierungsvorgang steht nicht mit dem ursprünglichen Ereignis in Verbindung, sondern ereignet sich vollkommen unabhängig davon. De facto entsteht ein neues Objekt, das mit der Geschichte und Tradition des Originals nichts mehr zu tun hat. Man kann es auch so formulieren: Für ein Autograf gilt Goethes Ausspruch von dem „Blatt, auf dem Seine Hand ruht“ (Goethe, 1833, Bd. 47, S. 183, Erste Zeile des Gedichtes „Zu einer Handschrift Friedrichs des Großen“), womit auch die „Aura“ dieses Autografs hinreichend beschrieben wäre – für die Reproduktion des Autografs gilt das nicht.

Es stellt sich nunmehr die Frage, ob sich eine solcherart verstandene Originalität durch digitale Medien transportieren lässt, ob „Aura“ auch an digitalen Objekten haften kann. Dazu stelle man sich einen zeitgenössischen Schiller vor, der die Ode an die Freude auf einem Laptop niederschreibt. Die fertige Ode speichert er als Word-Datei auf seiner Festplatte ab und versendet sie zusammen mit anderen Gedichten an einen Verlag, der Schillers neuesten Lyrikband herausgeben will. Was ist nun der „Ursprung“, das Autograf, das Original der Ode? Die Word-Datei, die Schiller an den Verlag schickte oder diejenige, die auf der Festplatte zurückblieb? Solch eine Frage ist nicht einfach zu beantworten, denn das Anhängen und Versenden der Datei war zugleich ein technischer, in diesem Falle digitaler, Reproduktionsvorgang, der ein identisches Objekt erzeugte. Man könnte sich nun für die Datei auf der Festplatte entscheiden, die ja ganz offensichtlich zuerst erstellt wurde. Aber auch sie selbst ist lediglich das Produkt diverser Reproduktionsprozesse, entstanden durch das Laden, Manipulieren und Speichern eines Bitstroms im Arbeitsspeicher und auf der Festplatte. Ebenso verhält es sich mit dem Rezeptionsvorgang. Der Rezipient kann die Festplatte nicht einfach wie ein Autograf in die Hand nehmen und lesen. Da die digitale Information binär codiert vorliegt, muss sie zunächst durch geeignete Soft- und Hardware interpretiert und für den Rezipienten sicht- und damit lesbar gemacht werden. Auch dazu muss die Information wieder in einen Kreislauf von Computerprozessen eingespeist werden, bei dem die Festplatte als Träger nur eine untergeordnete Rolle spielt.

Ganz offensichtlich findet eine dauerhafte und unveränderliche Fixierung zwischen Informationsträger und digitaler Information nicht statt. Festplatte, USB-Stick oder andere Trägermedien haben hier zwar noch die Funktion von Vehikeln für digitale Objekte; sie sind selbst aber nicht mehr Teil dieses Objektes, das selbst nur aus einer Kolonne immaterieller Zahlenketten besteht. Während ein analoges Objekt aus Informationsträger und Information besteht, ist das digitale Objekt nicht mehr als ein Bitstrom und damit nichts anderes als codierte Information.⁴

Das erklärt auch die Unmöglichkeit, den „Ursprung“ der digitalen „Ode an die Freude“ zu definieren. Ursprünglichkeit (und damit Originalität) im Benjamin'schen Sinne haftet am Träger, der unmittelbar rezipiert, angefasst, angeschaut oder gelesen werden kann und durch seine materielle Dauer historische Zeugenschaft ermöglicht. Diese materielle Dauer und damit Originalität geht durch die Loslösung der Information vom Träger mittels technischer Reproduktion verloren. Genau dieser Vorgang ist – wie oben beschrieben – in der digitalen Informationsverarbeitung ein permanenter. Der Ursprung eines digitalen Objektes ist eine Kette von Verarbeitungs- und Kopierprozessen, die losgelöst von einem Träger betrachtet werden müssen; die Produktions- und Existenzweise eines digitalen Objektes ist technische Reproduktion. Da die Prinzipien „digitale Trägerlosigkeit statt analoger Kontinuität durch Träger“ und „digitale Informationsreproduktion statt analoger Fixierung von Träger und Information“ gelten, verliert sich die Spur des Originals der digitalen Ode – und damit Benjamins „Aura“ – entlang einer Kette von Loslösungs- und Reproduktionsprozessen im Nichts. Stimmt man dieser Argumentation zu, dann muss man sich auch eingestehen, dass es ein „digitales Original“ nicht geben kann.

3 Rekonstruktion und Dokumentation eines digitalen Originals

Das alles sind keine guten Nachrichten für Institutionen, die unmittelbar mit der Bewahrung von Nachlässen beauftragt sind und nun feststellen müssen,

⁴ Der Editionswissenschaftler Thorsten Ries nimmt eine vergleichbare Lagebeschreibung vor, geht aber davon aus, dass digitale Objekte nicht „rein immateriell“ sind, „denn ohne das je einzigartige physikalische Komplement einer Datenspur auf einem Hardware-Speicher existieren sie nicht“ (Ries, 2010, S. 153). Das ist weitgehend richtig, erkennt aber, dass dieser Speicher als Träger beliebig oft austauschbar ist und das Objekt auch auf mehreren Trägern gleichzeitig existieren könnte. Diese Tatsachen weisen deutlich darauf hin, dass der Träger nur ein Vehikel, aber nicht Teil des Objektes ist.

dass über Generationen praktizierte Nachweis- und Archivierungsmethoden, die für analoge Trägermaterialien entwickelt wurden, ins Wanken geraten. Kaukoreit (2008) und Kramski und Bülow (2011) haben aus Sicht der Literaturarchive auf das Problem der unbegrenzten Reproduzierbarkeit digitaler Dokumente und der damit einhergehenden Krise des Originalitätsbegriffes schon vor einigen Jahren hingewiesen. Bewahrt wird nunmehr das trägerlose und immaterielle digitale Objekt, nicht aber das sowohl aus Trägermaterial und Information bestehende analoge Manuskript. Die Langzeitarchivierung vernachlässigt folgerichtig auch den abgelieferten Träger, indem sie die Information vom Träger loslöst und unabhängig von ihm weiterbearbeitet (Rothenberg, 1995). Bitstream Preservation, Formatmigration und ggf. Emulation gewährleisten die Authentizität⁵ der codierten Information sowie die dauerhafte Nutzbarkeit des Objektes, nicht aber die physische Dauer des ursprünglich genutzten Informationsträgers. Durch die Definition eines stabilen Speicherformats (etwa PDF/A bei digitalen Texten) möchte man wenigstens die signifikanten Eigenschaften eines Objektes unverändert überliefern. Allerdings bleibt unklar, um welche Eigenschaften es sich jeweils handelt. Es liegt aber nahe, bei digitalen Texten an Strukturmerkmale und Formatierungen zu denken (Kramski & Bülow, 2011, S. 146). Eine allgemeine akzeptierte Definition solcher Eigenschaften bleibt einstweilen aber noch ein Desiderat (Weisbrod, 2015, S. 455).

Literaturarchive und andere Gedächtnisinstitutionen sehen sich jedoch bei der Bereitstellung von digitalen Nachlässen mit einer viel weitergehenden Forderung der Editionswissenschaft konfrontiert. Demnach hat die kritische Untersuchung eines Textes nicht erst bei den überlieferten Textzeugen, sondern bei seiner Entstehung und der Überlieferung selbst einzusetzen (Zeller, 1981, S. 7). Die Anklänge an das oben diskutierte analoge Originalitätskonzept sind unübersehbar und haben zu Versuchen geführt, den Originalzustand eines digitalen Nachlasses über Umwege doch noch zu überliefern oder wenigstens zu dokumentieren.

So bewahren Archive oft auch die Hardware aus Nachlässen in einer Art „Computermuseum“ auf. Die Idee einer solchen Sammlung wurde entwickelt, um lauffähige Originalhardware für den Zugriff auf obsolete Trägertechnologien oder veraltete Computersysteme bereitzustellen (Neuroth, Oßwald, Scheffel, Strathmann & Jahn, 2009, S. 8–24); sie bietet aber auch Gelegenheit, historisch interessante, aus Sicht der Langzeitarchivierung aber vernachlässig-

⁵ Authentizität bezieht sich in diesem Zusammenhang lediglich auf die Vertrauenswürdigkeit von digitalen Daten, i. d. S., dass Daten (die Information) auch tatsächlich von einem bestimmten Urheber stammen und nicht von Dritten verändert wurden. Sie darf nicht mit der Echtheit eines Originals i. S. seiner kontinuierlichen physischen Dauer verwechselt werden.

bare Bestandteile eines Nachlasses aufzubewahren. Das ist etwa dann sinnvoll, wenn die Hardware auf den Bestandsbildner zurückführbare Spuren trägt. Zudem werden Disketten und andere Trägermedien (teils mit Originalbeschriftungen) zu Dokumentationszwecken aufbewahrt (Kramski & Bülow, 2011, S. 153). Damit ist für den analogen Originalitätsbegriff aber wenig gewonnen, weil Information und originaler Informationsträger nun an getrennten Orten (Repositorium und Museumsmagazin) aufbewahrt werden. Um der Originalität wenigstens einen Schritt näherzukommen, müsste man den archivierten Bitstrom mit der ursprünglichen Hard- und Software aufrufen, also sozusagen eine digitale „Wiederfixierung“ in Gang setzen. Eine solche Vorgehensweise käme zudem der Vorstellung entgegen, dass die „digitale Materialität“, d. h. die Beschaffenheit des Computerarbeitsplatzes und die dabei eingesetzte Software oder Hardware, den Schaffensprozess eines Künstlers beeinflusst und daher für Wissenschaft und Forschung von großer Bedeutung ist (Kirschenbaum, Farr & Kraus, 2009). Idealerweise müssten Editionswissenschaftler die hinterlassenen digitalen Objekte eines Schriftstellers in der originalen Arbeitsumgebung sichten und dafür ein adäquates Editionsverfahren entwickeln. Diese Sichtweise lag der Präsentation des Salman-Rushdie-Vorlasses in der Emory University, Atlanta, zugrunde. Dabei behalf man sich allerdings mit Emulationen der Originalsysteme, die im Zusammenspiel mit der von Rushdie übergebenen Computerausstattung dessen Arbeitsumgebung rekonstruieren sollten (Justice, 2010). Ein solches Projekt kann in seiner Gesamtheit auch als Versuch gewertet werden, so etwas wie Originalität zu simulieren. Letztendlich ist aber die Kombination aus originaler Hardware, digitalem Objekt und Emulation sehr umständlich, da viele Teilprozesse zu koordinieren sind. Aufgrund des hohen Wartungs- und Pflegeaufwandes ist dieses Vorgehen nur in Ausnahmesituationen – etwa für große Ausstellungen – eine sinnvolle Option.

Dem hohen Aufwand dieser Vorgehensweise steht der nicht minder aufwändige Ansatz britischer Informationswissenschaftler gegenüber, die vorschlugen, doch wenigstens die originale Arbeitsumgebung und damit die originalen Arbeitsbedingungen des Bestandsbildners zu dokumentieren. Unter der Überschrift „Enhanced Curation“ verlegen sie den Arbeitsaufwand ins Vorfeld der Nachlasserwerbung, wenn zwecks Bestandsakquise Kontakte zu potenziellen Nachlassern aufgebaut werden. Nachlasskuratoren sichern in diesem Fall nicht nur die im persönlichen Archiv des Autors vorliegenden digitalen Objekte, sondern erfassen zusätzliche Informationen, die dazu beitragen sollen, seine Arbeitsweise und sein Werk besser zu verstehen (Andrews, 2010, S. 20). Die erweiterte Kuration umfasst Maßnahmen wie:

- Tonaufzeichnungen (Interviews mit den Bestandsbildnern zu deren Lebenserinnerungen, zum Schaffensprozess etc.)

- Panorama-Fotografie und dreidimensionale grafische Darstellungen des Arbeitsplatzes
- kommentierte Videoaufnahmen zur unmittelbaren Arbeitsumgebung des Autors (John, 2009)

Man kann sich leicht vorstellen, welchen zusätzlichen Arbeitsaufwand eine solche Vor-Ort-Strategie schon bei der Betreuung renommierter Persönlichkeiten verursacht. Möchte man weniger renommierte Bestandsbildner mit einbeziehen, so erreichen nachlassverwaltende Institutionen auch hier schnell die Grenzen ihrer personellen und finanziellen Ressourcen.

Der kurze Ausflug in die Welt der Nachlasskuration belegt noch einmal aus anderer Perspektive, was bereits im ersten Teil dieses Beitrages erörtert wurde: Da digitale Objekte die Produkte von Reproduktionsprozessen sind und zudem losgelöst von ihrem Träger betrachtet werden müssen, kann der analoge Originalitätsbegriff nicht auf sie übertragen werden. Denn dieser Begriff beruht ja gerade auf dem Gegenteil digitaler Informationsverarbeitung, nämlich auf der dauerhaften Fixierung von Information auf Papier, Leinwand oder einem anderen materiellen Träger, was die von Benjamin beschriebene physische Dauer und historische Zeugenschaft eines Originals und damit die Entstehung von „Aura“ erst ermöglicht. Unabhängig von dem damit verbundenen Aufwand können sowohl das komplizierte Wechselspiel aus Computermuseum und Emulation als auch die Enhanced Curation nicht mehr erreichen, als eine wie auch immer zu definierende Ausgangssituation unzureichend und zeitlich begrenzt zu rekonstruieren oder zu dokumentieren. In einem gewissen Sinne erinnern diese Bemühungen an den Versuch, den menschlichen Alterungsprozess durch schönheitschirurgische Eingriffe aufzuhalten. Das ist oft sehr aufwändig und führt meist zu wenig befriedigenden Resultaten. So werden sich auch Editionswissenschaftler an neue Konzepte und Herangehensweisen bei der Auswertung von Forschungsquellen gewöhnen müssen, was ansatzweise auch schon geschieht.⁶

⁶ Man denke nur an die digitale Forensik, mit deren Hilfe gelöschte und überschriebene Datenfragmente auch auf ausrangierten Datenträgern noch nach Jahren gelesen werden können. „Die gesicherten beziehungsweise wiederhergestellten Dateien können wiederum auf die philologisch relevanten Metadaten, Strukturartefakte und möglicherweise eingebettete Revisionen untersucht werden“ (Ries, 2010, S. 159).

4 „Digitales Original“ – ein sinnvoller Begriff?

Die Diskrepanz zwischen analoger und digitaler Informationsverarbeitung wird übrigens auch bei den direkt Betroffenen – Nachlasskuratoren und Bestandsbildnern – wahrgenommen. Der Verfasser dieses Beitrages hatte während seines Dissertationsvorhabens Gelegenheit, beide Gruppen unter anderem auch zum Wandel des Originalitätsbegriffes zu befragen.

Im Falle der Nachlasskuratoren geschah das im Rahmen eines Experteninterviews, an dem Mitarbeiter sechs großer Literaturarchive aus Deutschland, Österreich und der Schweiz teilnahmen. Die Experten konstatierten in den Interviews übereinstimmend, dass der Begriff der Originalität – so wie er bei analogen Nachlässen und insbesondere Papiernachlässen angewandt wird – nicht auf digitale Objekte übertragbar sei. Als Gründe hierfür nannten sie die Trennung von Träger und Inhalt, die einfache Reproduzierbarkeit digitaler Daten sowie die Abwesenheit von Handschriftlichkeit. Interessant ist, dass der Begriff Autograf von den Experten im Zusammenhang mit digitalen Objekten erst gar nicht mehr gebraucht wurde (Weisbrod, 2015, S. 273).

Als Bestandsbildner kamen die Mitglieder des deutschen PEN-Zentrums zu Wort. Ihnen wurden während einer Online-Umfrage mehrere Aussagen zum Originalitätsbegriff vorgelegt mit der Bitte, diese auf einer Skala von 1 („trifft nicht zu“) bis 5 („trifft zu“) zu bewerten. Besonders signifikant waren die sehr hohen Mittelwerte für die Aussagen, dass ein digitales Dokument einer Kopie ähnlich (MW: 3,54) und Originalität an analoge Trägerstoffe (Ausdruck auf Papier) und Handschriftlichkeit gebunden sei (MW: 3,40). Die Befragten konnten zudem ihre Auffassungen in Freitextantworten konkretisieren. Dabei wurden diese Werte im Wesentlichen bestätigt. Eine Mehrheit band den Begriff der Originalität an analoge Dokumente und handschriftliche Eintragungen. Darüber hinaus herrschte Unschlüssigkeit darüber, wie dieser Begriff im digitalen Umfeld definiert werden könne (Weisbrod, 2015, S. 376).

Sowohl die Experteninterviews als auch die Schriftsteller-Befragung erbrachten deutliche Hinweise darauf, dass der Begriff der Originalität im Hinblick auf digitale Objekte neu definiert werden muss oder gänzlich hinfällig ist.

5 Fazit und Empfehlung

Zu Beginn des Beitrags wurde der Begriff des Originals, so wie er bei Kunstwerken aber auch Autografen auftritt, anhand der klassischen kulturwissenschaftlichen Analyse von Walter Benjamin erklärt und informationswissen-

schaftlich ausgewertet. Dabei wurde gezeigt, dass die Fixierung von Information und Informationsträger konstitutiv für die Rezeption eines Objektes als Original ist und dass diese Fixierung Merkmal der analogen, nicht aber der digitalen Informationsverarbeitung ist. Kennzeichen der digitalen Informationsverarbeitung sind hingegen Reproduktionsprozesse, die im Grunde keinen Träger benötigen und unabhängig von temporären Trägermedien ablaufen. Der ursprüngliche oder originale Träger ist für die Langzeitarchivierung digitaler Objekte deswegen auch irrelevant. Konzepte, die den Originalzustand eines digitalen Objektes simulieren oder dokumentieren sollen, sind bei hohem Aufwand wenig ergiebig. Die „Aura“ eines Kunstwerkes oder eines Autografs lässt sich durch diese Maßnahmen nicht wiedergewinnen, es sind allenfalls Annäherungen an das ursprüngliche Rendering des Objektes und seinen Entstehungszusammenhang möglich. Diese Lage ist offenbar auch Kuratoren und Bestandsbildnern bewusst, da sie die Verwendung des analogen Originalitätsbegriffs in einem digitalen Umfeld mehrheitlich ablehnen.

Der Verfasser dieses Beitrags möchte daher vorschlagen, von der Verwendung des Wortes „Original“ im Zusammenhang mit digitalen Objekten abzu-
sehen. Es ist in vielerlei Hinsicht zutreffender, von trägerlosen *Ausgangsobjekten* zu sprechen, die schon während ihrer Herstellung Veränderungsprozessen unterworfen und deswegen flüchtig sind. Das endgültige Verschwinden der Benjamin'schen „Aura“ und damit des Originals in digitalen Informationsverarbeitungsprozessen zeigt einmal mehr, wie epochal und einschneidend der Siegeszug der digitalen Medien für unsere Kultur war und ist. Das mag man bedauern. Aufhalten kann man den Wandel nicht.

Literatur

- Andrews, J. (2010). „Laid aside“?: Collecting contemporary literary archives and manuscripts. *Archives*, 35(122), 11–20.
- Benjamin, W. (1963). *Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit: 3 Studien zur Kunstsoziologie*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp Verlag.
- Capurro, R. (2000). *Einführung in den Informationsbegriff*. Abgerufen von <http://www.capurro.de/infovorl-index.htm>
- Goethe, J. W. von. (1833). *Goethe's Werke: Vollständige Ausgabe letzter Hand*. Stuttgart und Tübingen: J. G. Cotta'sche Buchhandlung.
- John, J. L. (2009). The future of saving the past. *Nature*, 459, 775–776.
- Justice, E. (2010, 1. November). *Salman Rushdie Archive to Open Feb. 26*. Abgerufen von <http://web.library.emory.edu/news-events/news/archives/2010/salman-rushdie-archive.html>
- Kaukoreit, V. (2008). Vom Verschwinden des Originals: Herausforderungen des Literaturarchivs im digitalen Zeitalter. In S. Brenner & S. Singh (Hrsg.), *„das hohe*

- Geistergespräch“: Über Literatur im musealen und digitalen Raum* (S. 93–98). Bielefeld: Aisthesis.
- Kirschenbaum, M. G., Farr, E. & Kraus, K. M. (2009). Digital materiality: Preserving access to computers as complete environments. In *Proceedings iPRES 2009*, (S. 105–112). Abgerufen von <http://mkirschenbaum.files.wordpress.com/2009/10/digitalmaterialityipres2009.pdf>
- Kramski, H. W. & Bülow, U. von. (2011). „Es füllt sich der Speicher mit köstlicher Habe“: Erfahrungen mit digitalen Archivmaterialien im Deutschen Literaturarchiv Marbach. In C. Y. von Robertson-Trotha (Hrsg.), *Neues Erbe: Aspekte, Perspektiven und Konsequenzen der digitalen Überlieferung* (S. 141–162). Karlsruhe: KIT Scientific Publishing.
- Neuroth, H., Oßwald, A., Scheffel, R., Strathmann, S. & Jahn, M. (Hrsg.). (2009). *nestor Handbuch: Eine kleine Enzyklopädie der digitalen Langzeitarchivierung; Im Rahmen des Projektes: Nestor-Kompetenznetzwerk Langzeitarchivierung und Langzeitverfügbarkeit digitaler Ressourcen für Deutschland* (Version 2.0, Juni 2009). Göttingen: Verlag Werner Hülsbusch.
- Ries, T. (2010). „die geräte klüger als ihre besitzer“: Philologische Durchblicke hinter die Schreibszene des Graphical User Interface. *Editio*, 24, 149–199.
- Rothenberg, J. (1995). Ensuring the longevity of digital documents. *Scientific American*, 272(1), 42–47. Abgerufen von <http://www.clir.org/pubs/archives/ensuring.pdf>
- Shannon, C. E. & Weaver, W. (1949). *The mathematical theory of communication*. Urbana, Ill.: Univ. of Illinois Press.
- Wiener, N. (1948). *Cybernetics or control and communication in the animal and the machine*. New York: Wiley.
- Weisbrod, D. (2015). *Die präkustodiale Intervention als Baustein der Langzeitarchivierung digitaler Schriftstellernachlässe*. Dissertation, Humboldt-Universität zu Berlin. Abgerufen von <http://edoc.hu-berlin.de/dissertationen/weisbrod-dirk-2015-10-23/PDF/weisbrod.pdf>
- Zeller, B. (1981). *Autor, Nachlaß, Erben: Probleme der Überlieferung von Literatur*. Mainz: Akademie der Wissenschaften und der Literatur.

Alle Internetquellen wurden zuletzt am 09. 01. 2017 aufgerufen.

Sylvia Asmus

Digitalisierung von Archivalien

Oder: Brauchen wir das Original noch?

Abstract: Digitalisierung gewinnt zunehmend an Bedeutung. „Im weitesten Sinn [ist] Digitalisierung der Prozess einer Zunahme des Anteils, den digitale Medien [...] an der zwischenmenschlichen Kommunikation sowie an der Speicherung und Nutzung von Wissen haben“ (Lohnert, Büttner & Umlauf, 2009, S. 221) – so wird der Eintrag zum Begriff Digitalisierung im *Lexikon der Bibliotheks- und Informationswissenschaft* eingeleitet. Es handelt sich also um ein weitreichendes Phänomen, um einen gesellschaftlichen und kulturpolitischen Wandel mit Auswirkung auf zahlreiche Aspekte.

Was bedeutet das für Literaturarchive? Was bedeutet es für die Wissensspeicher, die eine Vielzahl unikatler analoger Bestände verwalten? Welche Herangehensweisen an die Digitalisierung von Archivmaterial gibt es, worin unterscheiden sie sich und welche Konsequenzen hat die Digitalisierung für die analogen Originale? Diesen Fragen, die für Bibliotheken ebenso relevant sind wie für Archive, will der folgende Beitrag nachgehen.

1 Bestandsdigitalisierung

Was nicht im Internet steht, existiert nicht – diese Feststellung ist mittlerweile eine Binsenweisheit. Für archivalische Quellen kann dieser Satz so absolut nicht gelten. Es ist – zumindest aus heutiger Sicht – nicht vorstellbar, dass irgendwann alle archivalischen Quellen digitalisiert sein und online zur Verfügung stehen werden.

Forschung geschieht aber immer stärker im digitalen Umfeld. Um archivalische Quellen für die Forschung sichtbar und attraktiv zu machen, sind Bibliotheken wie Archive gefordert, die Bestände, die üblicherweise nur ortsgebunden konsultierbar sind, neu zu betrachten. Da angesichts der Masse lediglich eine Auswahl des Quellenmaterials zur Digitalisierung vorgesehen werden kann, muss priorisiert werden.

1.1 Auswahlkriterien

Für die Digitalisierung archivalischer Quellen gibt die Deutsche Forschungsgemeinschaft Hilfestellung, indem sie forschungsinduzierte und archivfach-

liche Kriterien an die Hand gibt (Deutsche Forschungsgemeinschaft, 2016). Zu den forschungsinduzierten Kriterien zählen überregionale Bedeutung, Vollständigkeit, komparatistisches Potenzial, Individualität, Beispielhaftigkeit, Unbekanntheit und Forschungsinteresse. Als archivfachliche Kriterien werden eingeschränkte Recherchierbarkeit, Benutzungshäufigkeit sowie virtuelle Zusammenführbarkeit angeführt (Deutsche Forschungsgemeinschaft, 2016).

Die Komplexität einer solchen Auswahlentscheidung wurde auch im Rahmen des von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten Pilotprojekts „Digitalisierung von archivalischen Quellen“ deutlich.

Der ursprünglich im Projekt geplante Aufbau einer „Priorisierungsmatrix“ mit allgemein gültigen und numerisch messbaren Kriterien erwies sich [...] aufgrund der Unikalität der Quellen und der Individualität historischer Fragestellungen als nicht sinnvoll,

beschreibt Martina Wiech (2016, S. 137) die Herausforderung. Aber auch die oben genannten Kriterien lassen deutliche Auslegungsspielräume zu und müssen mit inhaltlich-fachlicher Expertise in Kombination betrachtet und auf die einzelnen Bestände und Bestandsgruppen bezogen werden.

Sebastian Barteleit weist zurecht darauf hin, dass selbst ein so eindeutig messbar erscheinendes Kriterium wie die Benutzungshäufigkeit unscharf wird, wenn es prospektiv Aussagen treffen soll. Zusätzlich erschwert wird die Auswahl durch zu beachtende „Ausschlusskriterien“ (Barteleit, 2014, S. 8). Selbst bei überregionaler Bedeutung, Beispielhaftigkeit und Unbekanntheit eines Bestandes ist eine Digitalisierung nur sinnvoll, wenn keine rechtlichen Einschränkungen eine Onlineverfügbarkeit verhindern oder ein schlechter Erhaltungszustand die Digitalisierung erschwert. Hinzu kommt, dass an die Präsentation digitalisierter archivalischer Quellen besondere Anforderungen zu stellen sind. Wie die analoge Form, muss auch das Digitalisat im Kontext der Tektonik und Überlieferung präsentiert werden. Ebenso wie die analoge Quelle muss auch das Digitalisat so vorgehalten werden, dass es zitierfähig und seine Langzeitverfügbarkeit gewährleistet ist (Wiech, 2016).

1.2 Nutzen für die Forschung

Eine Vielzahl von Anforderungen ist also im Vorfeld der Digitalisierung archivalischer Quellen zu bedenken. Sind diese umgesetzt, ist der Nutzen der Digitalisierung immens. Die Digitalisierung macht die Quellen sichtbarer. Forscher können raum- und zeitunabhängig auf die digitalisierten Materialien zugreifen, und da für viele Forschungsvorhaben die Quellen verteilt vorliegen, ist der ortsunabhängige Onlinezugriff eine enorme Erleichterung. Neue Forschungs-

fragen können an die Quellen gestellt, neue Forschungsmethoden zur Anwendung gebracht und neue Formen des Zusammenarbeitens umgesetzt werden. Vernetzung in Verbindung mit Digital Humanities sind hier die aktuellen Schlagworte.

2 Die Zukunft der analogen Quellen

Was geschieht aber mit den Quellen, die aus unterschiedlichen Gründen nicht priorisiert wurden, die in analoger Form weiterhin vorliegen werden? Ganze Bestandsgruppen sind von der Digitalisierung – zumindest noch – ausgenommen, allein weil rechtliche Einschränkungen eine Onlineverfügbarmachung nicht zulassen. So verhält es sich zum Beispiel bei Nachlässen von Emigranten aus dem nationalsozialistischen Machtbereich. Selbst wenn die Werke eines Nachlassers selbst verfügbar gemacht werden dürfen, gilt das beispielsweise nicht automatisch auch für die im Nachlass überlieferten unzähligen Korrespondenzen mit anderen Persönlichkeiten, die ganz anderen Schutzfristen unterliegen.

Die Frage ist aber auch für die archivalischen Quellen zu stellen, die nicht aus rechtlichen Gründen von der Digitalisierung ausgeschlossen bleiben, sondern weil sie aufgrund anderer Aspekte im Priorisierungsprozess unterlegen waren. Bestände also, die beispielsweise nur unvollständig überliefert sind, bei denen die Benutzungserwartung nicht absehbar ist, die keine überregionale Bedeutung haben.

Geraten diese Quellen perspektivisch aus dem Blick? Wird sich die Forschung in der Zukunft nur mit online verfügbaren Inhalten befassen? Werden Forschungsdesiderate und Forschungsergebnisse nur noch aus digitalisierten Quellen generiert?

Wenn wir diese Fragen mit ja beantworten, muss auch gefragt werden, was das dann für die „analogen Vorfahren“ der Digitalisate bedeutet, für die materialen archivalischen Quellen also, die bereits digitalisiert wurden und nun online verfügbar sind? Gibt es Gründe, die in Papierform vorliegenden Quellen zusätzlich zum Digitalisat in ihrer ursprünglichen Form aufzubewahren? Können sie entsorgt werden? Haben wir mit dem Digitalisat alles gesichert, was diese Originale auszusagen imstande sind?

Digitalisierte historische Quellen werden nach erfolgter Bearbeitung nicht entsorgt. Aber warum ist das so? Was wohnt den Originalen inne, das nicht über das Digitalisat zu erhalten wäre? Sind es allein technische Aspekte, die die Aufbewahrung der materialen Zeugnisse nahelegen?

Das materiale Zeugnis hat Beweiskraft. Es belegt historische Ereignisse und Biografien. Noch wird den Digitalisaten die Langzeitsicherung dieser Zeugnenschaft nicht gänzlich überlassen, noch wird die Ursprungsform benötigt. Aber materiale Zeugnisse leisten mehr als das.

3 Kulturelle Vermittlungsarbeit

Der Wert des Originals kann anhand eines anderen Arbeitsgebiets der Archive und Bibliotheken verdeutlicht werden. Zum Aufgabenspektrum der Erinnerungseinrichtungen gehört die kulturelle Vermittlungsarbeit. Besonders die Erarbeitung von Ausstellungen ist hier zu nennen. Auch in diesem Kontext hat die Digitalisierung an Bedeutung gewonnen, denn zu realen Ausstellungen treten zunehmend Expositionen im virtuellen Raum. Nicht die Digitalisierung ganzer Bestände oder Bestandsgruppen ist hier Gegenstand, sondern die gezielte Auswahl von Einzelstücken. Zum Exponat wird, was zum Thema der jeweiligen Ausstellung spezifisch beitragen kann.

Reale wie virtuelle Ausstellungen lösen Materialien aus deren Überlieferungszusammenhang heraus, um mit ihnen neue Aussagen zu erzeugen. Virtuelle Ausstellungen sind realen durch die Möglichkeit der Vernetzung überlegen. Auf vielfältige Weise können Exponate untereinander, mit Inhalten und unterschiedlichen Medien verbunden werden. Die Ergebnisse sind überörtlich und zeitunabhängig wahrnehmbar (Asmus, 2014). Die Exponate lassen sich in virtuellen Ausstellungen genau erkunden, der Besucher kann hineinzoomen, er kann durch verlinkte Informationen navigieren, durch Such- und Filterfunktionen gezielt ein- und ausblenden, was seinen Interessen entspricht. Das sind starke Vorteile.

Aber es gibt Grenzen, Dimensionen, in denen das Digitalisat dem Original doch unterlegen scheint.

Anhand von Beispielen aus der Sammlung des Deutschen Exilarchivs 1933–1945 der Deutschen Nationalbibliothek kann verdeutlicht werden, welche Ebenen weiterhin ans Original gebunden bleiben.

3.1 Begrenzter Raum für Mitteilungen – Ein Rundbrief auf dem Weg ins Exil

Dicht beschrieben, jeden Zentimeter des Beschreibstoffs nutzend und dadurch nur mit Mühe zu entziffern, sind viele Rundbriefe, die aus dem Exil an die in alle Welt zerstreuten Familienmitglieder verschickt wurden. Zuweilen wurden

sie nach Erhalt mit zusätzlichen Notizen versehen und an weitere Familienmitglieder verschickt. Das Papier ist federleicht, es musste per Luftpost transportierbar sein. Weniger als zwei Gramm wiegt der Brief, den der Pianist Hans Bruch am 28. September 1935 an seine Familie verfasst hat. Gemeinsam mit seiner Tochter Gisela folgte er 1935 seiner Frau ins südamerikanische Exil. Es ist sein zweiter Reisebrief, für den ihm nur eine Seite zur Verfügung stand, weil er die zweite Seite seines ersten Reisebriefes hier noch einmal beilegen musste:

Bei dem Absenden des ersten Reiseberichts von Vigo ist ein bedauerliches Versehen passiert. Ich habe naemlich wohl den Bericht nach São Paulo richtig abgeschickt, bei der Fertigmachung des Europabriefes dagegen habe ich den 1. Bogen vergessen und dafür den 2. Bogen zweimal geschickt. Nun hole ich das heute nach und muss mich nun auf diesem Bogen sehr kurz und knapp fassen,

schreibt der Musiker Hans Bruch an Familienmitglieder und Freunde (Hans Bruch an seine Familie, São Paulo, 28. 09. 1935, NL Bruch).

Ganz selbstverständlich ging er davon aus, dass der erste unvollständige Brief aufbewahrt worden war und der beigelegte Bogen also nahtlos, mit einer zeitlichen Verzögerung von ungefähr einem Monat, an die erste Sendung anschließen konnte. Der Bogen mit dem zweiten Reisebericht ist so eng beschrieben, dass die Zeilen ineinander übergehen und durch das Zeilenende unterbrochene Wörter durchgeschrieben werden. Die Typen haben Löcher im Papier hinterlassen, der dünne Bogen hat sich durch die langen und mehrfachen Transportwege in vielen kleinen Falten zusammengeschoben.

Das Digitalisat verbessert den Zugriff auf die im Dokument gespeicherte Information. Durch die Vergrößerungsmöglichkeiten am Bildschirm wird das Entziffern erleichtert. Gerade das aber war den Empfängern der Briefe nicht möglich. Sie waren darauf angewiesen, dem papiernen Brief die Informationen zu entnehmen, ihn mit Sorgfalt zu behandeln, damit der fragile Beschreibstoff die Weitergabe an andere Adressaten unbeschadet überstand. Die Aufnahme der im Schreiben enthaltenen Information war ein regelrechter Entzifferungsprozess, dem man sich selbstverständlich unterzog, weil die Entstehungsbedingungen der Schreiben bekannt waren.

3.2 Das Sauf-Conduit von Emma Kann

Fast quadratisch ist der Passierschein der Dichterin Emma Kann in aufgefalteter Form, er misst 26 × 27 cm.

Eine Vielzahl von Einträgen, handschriftlich aufgebracht oder gestempelt, findet sich darauf, eine Porträtfotografie und eine Marke wurden aufgeklebt. Die Dichterin Emma Kann war im Mai 1940 von Belgien nach Frankreich ge-

2. Reisebrief

Hans Bruch

São Paulo den 28.Sept.35

Liebe Familie.liebe Freunde

[illegible]

Sommaire

Taille : 1 m 63
 Cheveux : bruns
 Sourcils : d²
 Front : moyen
 Yeux : gris
 Nez : ordinaire
 Bouche : moyenne
 Barbe :
 Menton : rond
 Visage : ovale
 Peint : rose
 Signes particuliers : Jeant-
 (petite lunette).

Visado autorizado por cablegrama
 No. 2335... del Ministerio de Estado
 fecha... 12. Noviembre 1941...
 Ciudad : TUNISA
 ELMA KANN, ...

VISTO BUENO en este Consulado de
 Republica de Cuba en Marsella, hoy
 10 DEC. 1941 para dirigirse a CUBA.
 No. del documento 1336
 No. del asiento 1409.
 Derechos cobrados :
 \$ 2.00 Frs.
 Tipo 200 Frs por 100
 Art. del Arancel 28.
 NOTA : Todos los documentos de entrada
 en Cuba, con excepción de los de inmigrantes, según
 No. 3335...

Motifs du déplacement et observations :
 Emigration -
 Enfants de moins de 15 ans accompagnant le titulaire dans son déplacement :

Aller et retour au Cuba
 (différer retour, s'il y a lieu.)
 Le nom et prénoms : Emma Kann
 né le 25 mai 1914 à Frankfurt-sur-Main
 Nationalité : Indéterminée (d'origine allemande)
 Titulaire de la carte d'identité n° délivrée
 le
 par le préfet d
 Le titulaire du présent titre est autorisé à se rendre
 au Cuba département d
 Itinéraire :
 Mode de locomotion : Chemin de fer - Bateau
 Date de départ du lieu de résidence :
 Bureau du déplacement :
 Délivré à Agen le 10 DEC 1941
 (Cachet.)
 Pour le chef :
 M. Rlain

Abb. 2: Sauf-Conduit von Emma Kann, NL Emma Kann, EB 91/053, Deutsches Exilarchiv 1933–1945 der Deutschen Nationalbibliothek © V. Mai, Deutsche Nationalbibliothek.

flüchtet. Um von dort weiteremigrieren zu dürfen, benötigte sie eine offizielle Ausreiseerlaubnis. Mit diesem Dokument trat sie die Reise nach Kuba an. Dem Papier sind die Stationen der Reise zu entnehmen. Am 25. April 1942 traf Emma Kann in Kuba ein. Aus dem Ausweispapier geht auch hervor, dass die Autorin auf Kuba zunächst im Internierungslager Tiscornia festgehalten wurde, im November 1942 kam sie frei. Ausreise aus Frankreich, Stationen, beispielsweise in Marokko, lange Aufenthalte an Bord eines Schiffes, Internierung – all dies lässt sich dem Original wie auch dem Digitalisat an Information entnehmen. Was beide trennt, ist die Geschichtlichkeit des Originals. Es war dieses unikale Ausweispapier, das Emma Kann immer und immer wieder vor-

gezeigt hat, das geprüft und gestempelt wurde und ihr schließlich die Flucht aus dem besetzten Frankreich ermöglichte.

Die Spuren der Nutzung sind ihm deutlich eingeschrieben. Einmal längs gefaltet, dreimal quer, so misst das Ausweispapier nur noch $14,5 \times 7$ cm, ausreichend klein, um in einer Brief- oder Handtasche Platz zu finden, jederzeit vorzeigebereit. Durch die vielfachen Kontrollen und das Vorlegen des Papiers bei genehmigenden Behörden und dem damit verbundenen häufigen Auf- und Zusammenfalten ist das Papier brüchig geworden. An den Faltstellen und den Rändern ist es gerissen, es weist Knicke und Fehlstellen auf und erzeugt im Wissen um die damit verbundene Geschichte auch eine emotionale Wirkung auf den Betrachter.

3.3 Notizen des Schriftstellers Leo Perutz

Der kleine EMWE Notizkalender von Leo Perutz aus dem Jahr 1938 misst $7,5 \times 11$ cm. Pro Seite sind zwei Tage abgebildet, für die Notizen zu einem Tag steht eine Fläche von $6,8 \times 4,7$ cm zur Verfügung, wobei der Sonntag keinen Eintrag erhält, dieses Feld ist mit „Notizen“ überschrieben. Der verfügbare Platz für die Tagesaufzeichnungen ist also sehr spärlich bemessen. Für einen Österreicher im Jahr 1938 war die winzige Fläche aufgrund der politischen Ereignisse eine Herausforderung. Der vor seiner Emigration nach Palästina (Israel) prominente Autor Leo Perutz behalf sich, indem er eine Kurzschrift verwendete. So gelang es ihm, auf diesen wenigen Zentimetern dennoch aussagekräftige Einträge unterzubringen. Am 26. Februar notierte er:

Politische Beruhigung. Aber nur eine Atempause. Furchtbarer Monat mit – erträglichem Ausgang. Hoffnung für bessere Zeiten. Sehr hart gemindert, künftige Existenz ist fraglich geworden. Finanziell besser ausgekommen, als ich erwartete. Mit Hilfe des holländ[ischen] Geldes und durch – - Traurige Zeit!“ (Leo Perutz, Notizbuch 1938, NL Leo Perutz)

Am 3. März, wenige Tage vor der Annexion Österreichs, notiert er aufgrund des Rücktritts des Österreichischen Generalstabschefs Alfred Jansa „Finis Austriae“.

Die Einträge sind in schwarzer Tinte geschrieben, die an einigen Stellen verwischt ist. Es wurden Seiten herausgetrennt, Einträge ausgeschnitten. Perutz nutzte seine Notizbücher intensiv und bewahrte sie auch nach Ablauf des Jahres auf.

Wäre die Digitalisierung von Quellen bereits üblich gewesen, als die Kurzschrifteinträge der Notizbücher transkribiert wurden, hätte dies die Arbeit sicherlich vereinfacht. Dennoch ist auch hier festzustellen, dass das Original die Zeitläufte als Gegenstand anders vermittelt, als es ein Digitalisat vermag.

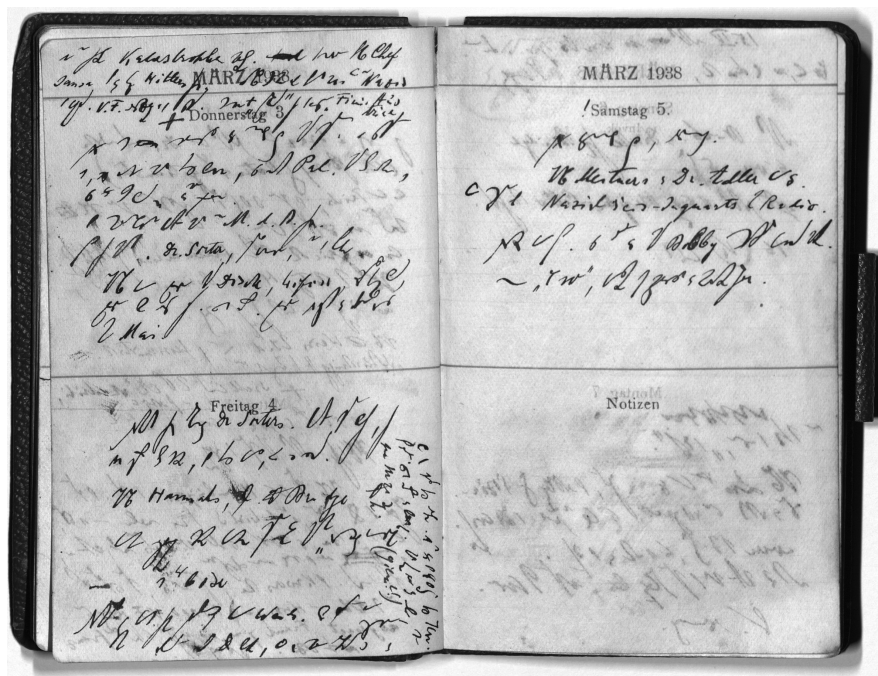


Abb. 3: Notizbuch von Leo Perutz 1938, NL Leo Perutz, EB 86/094, Deutsches Exilarchiv 1933–1945 der Deutschen Nationalbibliothek © V. Mai, Deutsche Nationalbibliothek.

Die Begrenzung der Einträge auf den engen Raum stellt sich unmittelbar dar, die Blätterbewegung und Handhabung des Kleinformats vermittelt die Situation anders als die Darstellung am Bildschirm.

Diese wenigen Beispiele mögen genügen, um deutlich zu machen, worin der Wert der Originale besteht. Dieser Wert wird nicht nur von den bestandshaltenden und kulturvermittelnden Institutionen erzeugt. Nachlasser und deren Familien ist es ein Anliegen, die materialen Zeugnisse, die sie in den beschriebenen Fällen selbst durch die Wirren des Exils hindurch gerettet haben, zu sichern. Das gilt für Objekte und schriftliche Überlieferungen gleichermaßen. Mittlerweile ist es Standard, dass die Bestandsbildner oder deren Erben bei Übergabe der Originalunterlagen an eine öffentliche Einrichtung Digitalisate der Materialien für den eigenen Gebrauch erhalten. Um Information zu liefern, ist dies eine geeignete Medienform, die es ermöglicht, die Erinnerung zu erhalten bei gleichzeitiger Abgabe der Verantwortung für den Erhalt des materialen Zeugnisses. Sollen aber Nachfahren, die dritte Generation etwa, an die Familiengeschichte herangeführt werden, dann sind es häufig doch die originalen Zeugnisse, die das Band in die Vergangenheit herzustellen helfen.

Es ist eine auch emotionale Dimension, die hier zutage tritt. Nicht selten wird der Wunsch geäußert, die Originale anzufassen, sie durchzublättern, ja sogar, mit ihnen alleine zu sein, um sich die vergangenen Ereignisse anhand der physischen Zeugnisse zu vergegenwärtigen.

4 Fazit

Die Digitalisierung archivalischer Quellen ist unerlässlich und es gibt in diesem Bereich viel aufzuholen. Sie erleichtert die Nutzung von Quellen, Reisen zu unterschiedlichen bestandshaltenden Institutionen entfallen, verteilt vorliegende Bestände werden zueinander gebracht. Digitalisierung ermöglicht vernetztes Arbeiten und neue Forschungsmethoden.

Aber es kann eine Kluft zwischen digitalisiert vorliegenden Objekten und solchen, die im analogen Zustand verbleiben, entstehen. Letztere drohen vergessen zu werden. Dafür gilt es Lösungen zu finden.

Zudem ist zu definieren, in welchen kulturellen Kontexten das Digitalisat das Original ersetzt und in welchen Kontexten Aussagen weiterhin an das materiale Zeugnis gebunden bleiben. Digitalisierung kann egalisieren. Bei E-Book-Readern ist das ein bekanntes Phänomen, nur der Inhalt wird transportiert, der Gestaltung und Haptik des jeweiligen Buches kommt untergeordnete Bedeutung zu.

Das ist bei der Digitalisierung von archivalischen Quellen anders. Die Anmutung wird mittransportiert, gerade bei Farbdigitalisaten bleiben viele Informationsebenen erhalten. Dennoch verändert die Betrachtung am Bildschirm den Eindruck, sie lässt beispielsweise Größenverhältnisse in den Hintergrund treten, sie kann Rezeptionsprozesse verändern, den Blick auf andere Fragestellungen lenken. Immer dort, wo es auch um Geschichtlichkeit geht, um Entstehungs- und Rezeptionsprozesse in spezifischen Situationen und dort, wo eine emotionale Aussage mit dem Stück verbunden ist, kann ein Original mehr leisten, als das Digitalisat auszusagen im Stande ist.

Literatur

- Asmus, S. (2014). Exilliteratur ausstellen – online. In H. Jele & E. Lehnhard (Hrsg.), *Literatur – Politik – Kritik: Beiträge zur österreichischen Literatur des 20. Jahrhunderts* (S. 155–163). Göttingen: Wallstein.
- Barteleit, S. (2014). Digitalisierung im Bundesarchiv. *Forum: Das Fachmagazin des Bundesarchivs*, 6–12. Abgerufen von <https://www.bundesarchiv.de/imperia/md/>

content/bundesarchiv_de/oeffentlichkeitsarbeit/fach-publikationen/forum_2014_endfassung.pdf

Deutsche Forschungsgemeinschaft. (2016). *Digitalisierung archivalischer Quellen*. Abgerufen von http://www.dfg.de/download/pdf/foerderung/programme/lis/ausschreibung_archivalische_quellen_170504.pdf

Lohnert, P., Büttner, S. & Umlauf, K. (2009). Digitalisierung. In K. Umlauf & S. Gradmann (Hrsg.), *Lexikon der Bibliotheks- und Informationswissenschaft* (Bd. 1, S. 221–222). Stuttgart: Hiersemann.

Müller, H. & Eckert, B. (1989). *Leo Perutz: 1882–1957*. Frankfurt a. M.: Deutsche Bibliothek.

Wiech, M. (2016). Digitalisierung von Archivgut: Aufbruchstimmung für eine langfristige Aufgabe. *Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie: ZfBB*, 63(3), 133–139. doi:10.3196/186429501663346

Alle Internetquellen wurden zuletzt am 27.01.2017 aufgerufen.

Alexandra Otten

Aussonderung in Bibliotheken

Abstract: Viele Wissenschaftliche Bibliotheken leiden aufgrund kontinuierlich wachsender Bestände unter Platzmangel. In den Magazinen sind die noch vorhandenen freien Regalmeter knapp bemessen, während in den Lesesälen der Raum als Lernort dringend benötigt wird. Um dem Problem entgegenzutreten, verabschiedeten sich viele Bibliotheken in den letzten Jahren von dem Grundsatz der unbegrenzten Aufbewahrung ihrer Medien. Gleichwohl treffen jede Bibliothek und z. T. jeder Fachreferent die Entscheidung allein, welche Materialien auszusondern sind. Die Kriterien, anhand derer der Beschluss gefasst wird, sind oft nicht transparent oder konsistent. Noch fehlen übergreifende Richtlinien auf Bundesebene und in den Verbünden sowie aufeinander abgestimmte Länderrichtlinien, nach denen Fachreferenten und Bibliotheken entscheiden können.

1 Einleitung

Aussonderung (auch Ausscheidung, Bestandsabbau, Deakquisition oder Deakzession) bedeutet nach Umlauf (2011) die „Herausnahme von Medieneinheiten aus dem Bestand einer Bibliothek“. Gemeint ist die endgültige Herausnahme, keine Verlagerung aus dem Freihandbereich in ein geschlossenes Magazin. Während die Aussonderung nicht genutzter Bestände in Öffentlichen Bibliotheken seit vielen Jahren zum Alltagsgeschäft gehörte, war diese Praxis in Wissenschaftlichen Bibliotheken lange Zeit verpönt.

An Wissenschaftlichen Bibliotheken werden nur Mehrfachexemplare (z. B. von Lehrbüchern) ausgesondert, wenn das betreffende Buch inhaltlich veraltet ist; im Übrigen gilt an Wissenschaftlichen Bibliotheken der Grundsatz, jedes Buch auf unbegrenzte Zeit aufzubewahren. (Hacker, 1972, S. 35)

Wie sehr sich die Ansicht über Aussonderung gewandelt hat, verdeutlicht folgendes Zitat aus der 9. Auflage desselben Standardwerks 40 Jahre später:

Zum Bestandsaufbau gehört nicht nur die Anschaffung (Akquisition), sondern auch die *Aussonderung* (Deakquisition) von Büchern und anderen Medien aus dem Bibliotheksbestand. Um diese beiden Aspekte zu betonen, spricht man auch von *Bestandsentwicklung* bzw. vom *Bestandsmanagement*. (Gantert, 2016, S. 145)

Wie war es möglich, dass sich die Meinung über eine derart grundlegende bibliothekarische Tätigkeit in knapp 40 Jahren so gewandelt hat? Diesen Weg versuchen die folgenden Ausführungen nachzuzeichnen.

2 Rechtliche Rahmenbedingungen

Den ersten Meilenstein auf dem Weg zur Aussonderungspraxis als Merkmal des Bestandsmanagements bildeten die *„Empfehlungen des Wissenschaftsrats zum Magazinbedarf wissenschaftlicher Bibliotheken“* aus dem Jahr 1986, in denen das bis dahin herrschende Paradigma der unbegrenzten Aufbewahrung der Bestände aufgegeben wurde. Den Bibliotheken wurde nun empfohlen, „ihre Bestände regelmäßig auf auszusonderndes Material hin zu prüfen, um so die Magazine zu entlasten“ (Wissenschaftsrat, 1986, S. 32). Als auszusonderndes Material wurden demnach entbehrliche Bestände charakterisiert wie z. B. Dubletten, veraltete Lehrbücher, verfilmte Druckschriften, insbesondere Zeitungen sowie Werke, die nicht mehr dem Sammelauftrag oder dem historisch gewachsenen Charakter des Bestands entsprachen.¹ Das Ziel des Wissenschaftsrats war die Reduzierung der anscheinend ungenutzten Printbestände und die Eindämmung des jährlichen Medienzugangs, um in den Magazinen Platz zu schaffen. Dies bezog sich zunächst auf die Zeitschriften und Zeitungen, da hier die größten Platzgewinne bei geringerem Aufwand zu erwarten waren. Darüber hinaus stand mit der Zeitschriftendatenbank (ZDB) eine überregionale Nachweisdatenbank zur Verfügung, mit deren Hilfe Bestände per Fernleihe geliefert werden konnten. Bei Monografien wurde die Durchsicht als zu kostenintensiv erachtet. Sie standen daher nicht im Vordergrund der Empfehlungen.

Der Wissenschaftsrat empfahl den Bundesländern, ein koordiniertes „Konzept für die Archivierung der selten genutzten Literatur“ (S. 38) zu entwickeln. Er schlug den Ausbau von Archivbibliotheken vor: Bestehende Bibliotheken, die über umfangreiche Bestände verfügten, sollten die selten genutzte Literatur anderer Bibliotheken übernehmen. Die Länder wurden aufgefordert, die Aussonderung zu regeln und die Bibliotheken zu erhöhter Deakquisition anzuhalten.

Einige Bundesländer folgten der Aufforderung in den nächsten Jahren und erließen Richtlinien zur Aussonderung, die den Wissenschaftlichen Bibliothe-

¹ Dass der „historisch gewachsene Charakter des Bestands“ durch Aussonderung nachhaltig verändert wird, spielte bei den Überlegungen offensichtlich keine Rolle. Die Kriterien stammen ursprünglich aus dem Erlass über die Abgabe von Bibliotheksgut der Hochschulen des Landes Nordrhein-Westfalen.

ken als Rechtsgrundlage dienten. In folgenden Bundesländern gibt bzw. gab es Richtlinien: Baden-Württemberg, Bayern, Brandenburg, Bremen, Hamburg, Mecklenburg-Vorpommern, Nordrhein-Westfalen, Rheinland-Pfalz, Sachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen (Lansky, 2007; Roeder, 2016; Ahlhorn & Marbach, 2008). In diesen Richtlinien werden die Zuständigkeiten, haushaltsrechtlichen Vorgaben, die Verwertung geregelt und der Aussonderungsgegenstand sowie die Aussonderungskriterien bestimmt (Plappert, 2016). Im Wesentlichen folgen alle Erlasse den Empfehlungen des Wissenschaftsrats. Selbst im Jahre 2001 bezieht sich die Verwaltungsvorschrift Sachsens noch auf die 15 Jahre alten Empfehlungen (Lansky, 2007, Nr. 886, S. 1). Sie beziehen sich auf sämtliches Bibliotheksgut in konventioneller und digitaler Form. In erster Linie werden Zeitungen und Zeitschriften genannt, insbesondere in jüngeren Erlassen aber auch Monografien. Sie unterscheiden sich in der Gewichtung und in einzelnen Bestimmungen.

Grundsätzlich gibt es zwei unterschiedliche Gewichtungen, nämlich nach Einsparungen von Ressourcen bzw. Entlastung der Ressourcen, wie z. B. in Baden-Württemberg und Hamburg, oder nach der langfristigen Erhaltung der Medien wie z. B. in Bayern und Mecklenburg-Vorpommern (Roeder, 2016). Von der Aussonderung nicht betroffen und dauerhaft zu archivieren sind zumeist Pflichtexemplare, Handschriften und Nachlässe, Altbestand bis 1800/1850, wertvolle Einzelexemplare, Literatur der eigenen Institution und regionale Sammlungen oder Sondersammlungen (Plappert, 2016, S. 283 f.). Allerdings verbietet z. B. die Richtlinie in Baden-Württemberg nicht die Aussonderung von Pflichtexemplaren (Horstkotte, 2006, S. 11). Gelegentlich wird das letzte regional vorhandene Exemplar von der Aussonderung ebenfalls ausgeschlossen, sofern es einen dauerhaften Wert für die Kultur oder Wissenschaft besitzt, z. B. in Bayern und Nordrhein-Westfalen (Lansky, 2007, Nr. 833, S. 4; Nr. 870, S. 3). Alle Richtlinien verweisen auf die Nachweispflicht bei der Aussonderung inventarisierter Bestände, die möglichst wenig Aufwand verursachen sollte (Lansky, 2007, Nr. 862, S. 5).

Es werden verschiedene Verfahren für die Aussonderung genannt: die Abgabe an andere Bibliotheken, die unentgeltliche Abgabe an Dritte, der Tausch, der Verkauf oder die Makulierung (Wagner, 2012, S. 9). Die Abgabe an andere Bibliotheken beinhaltet in einigen Bundesländern die Angebotspflicht an sogenannte Speicherbibliotheken bzw. Bibliotheken mit Archivfunktion, z. B. in Bayern, Hamburg, Sachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen. Das Konzept zentraler Speicherbibliotheken war nicht erfolgreich. Die Speicherbibliotheken in Bochum und Karlsruhe wurden nach einigen Jahren wieder geschlossen. Die Abgabe an andere Bibliotheken ist wie der Tausch oft auf das eigene Bundesland sowie auf einen maximalen Wert der Medien begrenzt. Für den Verkauf

wie für den Tausch gilt der Grundsatz, dass die Medien nur zu ihrem vollen Wert veräußert werden dürfen. In erster Linie sind damit die Antiquariate gemeint. Einige Bibliotheken verkaufen ihre ausgesonderten Bestände auf Bücherflohmärkten (Plappert, 2016, S. 284). Eine unentgeltliche Abgabe ist nur erlaubt, wenn das Buch unbrauchbar ist oder nicht mehr anderweitig verkauft werden kann. Dasselbe gilt für die Makulierung (Wagner, 2012, S. 20). Die Bücher werden dann als Altpapier entsorgt. Insbesondere bei großen Mengen werden dafür eigene Altpapier-Container benötigt, was in der Vergangenheit oft zu empörten Reaktionen in der Presse und der Öffentlichkeit führte, wenn Aussonderungen bekannt wurden (Horstkotte, 2006, S. 12f.). Andererseits wurden viel Zeit und Arbeitskraft eingespart, da nicht jedes Medium einzeln entwidmet werden musste. Darüber hinaus gilt für jede Aussonderung, dass auch die entsprechenden Katalogeinträge getilgt werden müssen (Gantert, 2016, S. 146).

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass Aussonderungen durch die Richtlinien legitimiert werden. Die Bibliotheken erhalten einen Handlungsspielraum, innerhalb dessen sie sich bewegen können. Allerdings gibt es keine einheitliche Basis, da sich die einzelnen Richtlinien inhaltlich unterscheiden. Eine länderübergreifende Richtlinie auf Bundesebene fehlt.

3 Aussonderungskriterien

Bereits die Empfehlungen des Wissenschaftsrats (1986) enthielten zwei Aussonderungskriterien: unbrauchbar und entbehrlich. Die Arbeitshilfe der Kommission des EDBI für Erwerbung und Bestandsentwicklung (2000) präzierte diese Kriterien. Danach ist Bibliotheksgut unbrauchbar, wenn es nicht mehr benutzbar oder eine Benutzung nicht mehr zumutbar ist. Bei Nichtprintmaterialien kommt als weiteres Merkmal eine veränderte technische Voraussetzung für die Benutzung der Medien hinzu. Während die Definition für unbrauchbare Medien relativ einfach erscheint, gilt das nicht für die folgende Definition: Als entbehrliche Bibliotheksgüter wurden Medien eingestuft, die nicht mehr dem Sammelauftrag entsprechen, mehrfach vorhanden sind, aber nicht häufig genutzt werden, oder wenn sie nicht auf Dauer in den Bestand aufgenommen wurden. Zu unterscheiden sind hier formale und inhaltliche Aspekte. Als formale Aspekte sind u. a. Mehrfachexemplare, Neuauflagen von Lehrbüchern und Nachschlagewerken sowie Übersetzungen fremdsprachiger Literatur zu nennen (Ahlhorn & Marbach, 2008). Nach inhaltlichen Kriterien gelten Medien als entbehrlich, wenn sie nicht mehr dem Sammelauftrag der Bibliothek oder dem historisch gewachsenen Charakter der Bestände entsprechen. Die Einstu-

fung von Medien als entbehrlich liegt bei den Fachreferenten. Außer den o. g. Aspekten gibt es wenige Anhaltspunkte für diese Kategorie, sodass die Bewertung sehr unterschiedlich ausfallen kann.

4 Aussonderungspraxis in Wissenschaftlichen Bibliotheken

Mittlerweile scheint Aussonderung in vielen Wissenschaftlichen Bibliotheken üblich zu sein. Viele Aufsätze in Fachzeitschriften und Vorträge auf Bibliothekstagen belegen diese Aussage (Huth, 2015; Jensen, 2011). Trotzdem veröffentlichten nur wenige Bibliotheken ihre Aussonderungsrichtlinien auf der Homepage.² Laut DBS-Statistik hat sich die jährliche Aussonderung vervierfacht und liegt mittlerweile bei 2 Mio. Medien pro Jahr. Die Aussonderungsquote liegt bei ca. 50 % im Vergleich zum Zugang (Roeder, 2016). Da der jährliche Zugang an Printmedien zwar kontinuierlich, aber nicht in derart starkem Maß sinkt, bleibt das Nullwachstum bisher unerreicht und erscheint auch 10 Jahre nach Erscheinen der HIS-Studie unrealistisch (Vogel & Cordes, 2005, S. 39).

Üblicherweise wird Aussonderung entweder als Teil des Bestandsmanagements kontinuierlich oder aus aktuellem Anlass wie z. B. akutem Raumangel heraus ad hoc praktiziert. Den größten Raumgewinn verspricht u. a. die Aussonderung von Zeitschriftenbeständen. Die elektronische Langzeitverfügbarkeit erscheint zugleich als wichtiges Kriterium für die Aussonderung, wobei die offenen Fragen in Bezug auf die Verlässlichkeit der Langzeitarchivierung oder die Dauer der Lizenzierung im eigenen Haus bedacht werden sollten (Plappert, 2016, S. 288).

Bei der kontinuierlichen Aussonderung scheint sich eine Kombination aus quantitativen und qualitativen Kriterien durchzusetzen (Wagner, 2012, S. 30). Nach quantitativen und formalen Kriterien wie dem Alter des Mediums, den Ausleihzahlen innerhalb eines festgesetzten Zeitraums oder der Literaturart werden automatisch Listen generiert, die als Vorschlagslisten an die Fachreferenten gesandt werden, wie z. B. an der UB Erlangen-Nürnberg (Jensen, 2011, S. 5). Diese treffen daraufhin die Entscheidung, ob ein Medium ausgesondert wird. Als Entscheidungshilfen werden genannt: die elektronische Verfügbarkeit, sonstiges Vorhandensein im Bundesland bzw. Verbundkatalog, Bestandslücken oder Fächerschwerpunkte (Jensen, 2011, S. 10), wobei keine Aus-

² Für diesen Beitrag wurden die Richtlinien der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel, der Universitäts- und Landesbibliothek Bonn und der Bauhaus-Universität Weimar verwendet.

sonderungsrichtlinie diese Kriterien explizit benennt. Stattdessen werden die Kriterien z. T. bei der Aufzählung nicht auszusondernder Medien genannt, wie z. B. in der UB Weimar.

Es liegt nahe, dass eine womöglich fehlende Objektivität zu einer widersprüchlichen oder unbeständigen Aussonderungspraxis führen kann. Eine Möglichkeit, dieser Gefahr entgegenzuwirken, stellen die Aussonderungsprinzipien an der UB der Humboldt-Universität zu Berlin dar, die als ein reduziertes Conspectus-Modell verfasst wurden (Wagner, 2012, S. 30). In diesem Modell ist eine relativ große Transparenz gewährleistet.

In jedem Fall empfiehlt sich die Erarbeitung eines Aussonderungskonzepts, in dem formale und inhaltliche Kriterien sinnvoll miteinander verknüpft werden und die Entscheidungsfindung nachvollziehbar und transparent dargestellt wird (Plappert, 2016, S. 288). Das entscheidende Kriterium darf nicht maximaler Raumgewinn bei möglichst niedrigem Ressourceneinsatz sein, da auf diese Weise vorschnelle Entscheidungen getroffen werden könnten, die zur unbeabsichtigten Zerstörung von Teilen des kulturellen Erbes und von Sammlungskontexten führen.

5 Fazit

Aus unterschiedlichen Gründen fand in den letzten Jahrzehnten ein Paradigmenwechsel in Bezug auf die Aussonderung in Wissenschaftlichen Bibliotheken statt. Akuter Raumangel in den Lesesälen und Magazinen, kaum Aussicht auf räumliche Erweiterungen der Bibliotheken sowie das steigende Angebot digitaler Ressourcen führten dazu, dass Aussonderung ein akzeptierter Bestandteil des Bestandsmanagements wurde. Unterstützt und z. T. forciert wurde diese Entwicklung von Entscheidungsträgern auf Bundes- und Länderebene. Allerdings verzichteten dieselben Entscheidungsträger auf eine Koordination ihrer Bemühungen. Jede Richtlinie regelt nur die Aussonderung im eigenen Bundesland. Gleichzeitig mangelt es an übergeordneten Strategien oder Koordination vom Bund oder den Bibliotheksverbünden. Letztlich werden die Bibliotheken in ihrer Entscheidungsfindung alleingelassen.

Es gibt Bestrebungen, zumindest auf regionaler Ebene, Lösungsmöglichkeiten zu finden. Ähnlich wie die kooperative Speicherbibliothek Schweiz entwickelt das Projekt „Verteilte Speicherbibliothek Nord“, an dem mehrere norddeutsche Wissenschaftliche Bibliotheken zusammenarbeiten, in einer koordinierten und verbindlichen Absprache ein Konzept, das „Sicherheit bei zukünftigen Aussonderungsentscheidungen geben und gleichzeitig gesicherte Letztextemplare sachgerecht bewahren [...]“ soll (Eigenbrodt & Zepf, o.J.,

Abs. 1). Damit wäre ein Grundstein für eine landesweite Vernetzung gelegt, der durch rechtliche Rahmenbedingungen auf Bundesebene unterstützt werden muss, damit bundesweite Strategien für die Aussonderung einerseits und die Archivierung andererseits erfolgreich kombiniert und umgesetzt werden können.

Literatur

- Ahlhorn, B. & Marbach, J. (2008). *Aussonderungen: Was kann weg? Kurze Betrachtungen zu Kriterien: 12. Verbundkonferenz des GBV, Berlin, 10. 09. 2008*. Abgerufen von <https://verbundwiki.gbv.de/pages/viewpage.action?pageId=2064842>
- Eigenbrodt, O. & Zepf, R. (o. J.). *Ein gemeinsames Speicherkonzept norddeutscher Bibliotheken: Ein erfolgversprechendes Projekt mit Nachahmungscharakter?* [Abstract]. Abgerufen von <https://www.ub.uni-mainz.de/sharing-is-caring/abstract5/>
- Gantert, K. (2016). *Bibliothekarisches Grundwissen* (9., vollst. aktualisierte und erweiterte Aufl.). Berlin/Boston: De Gruyter.
- Griebel, R., Schäffler, H. & Söllner, K. (Hrsg.). (2016). *Praxishandbuch Bibliotheksmanagement* (Bd. 1.2). Berlin/Boston: De Gruyter.
- Hacker, R. (1972). *Bibliothekarisches Grundwissen* (Uni-Taschenbücher, 148). [Pullach (Isartal)], Berlin: Verlag Dokumentation.
- Horstkotte, M. (2006). *Aussonderung von Medien an wissenschaftlichen Bibliotheken*. Abgerufen von http://digital.bib-bvb.de/webclient/DeliveryManager?custom_att_2=simple_viewer&pid=2078482
- Huth, A.-K. (2015). *Auf dem Weg zu einer Aussonderungskonzeption*. Abgerufen von <https://opus4.kobv.de/opus4-bib-info/frontdoor/index/index/year/2015/docId/1651>
- Jensen, C. (2011). *Aussonderung als Daueraufgabe? Der Geschäftsgang Aussonderung in der UB Erlangen-Nürnberg: Fortbildung des VDB-Landesverbandes Bayern; Alles eine Frage der Routine? Aussonderungen in Wissenschaftlichen Bibliotheken*. Abgerufen von <https://opus4.kobv.de/opus4-fau/frontdoor/index/index/docId/1997>
- Kommission des EDBI für Erwerbung und Bestandsentwicklung. (2000). *Aussonderungen aus dem Bibliotheksbestand: Eine Arbeitshilfe. Bibliotheksdienst 34(12), 1993–1999*. doi:10.1515/bd.2000.34.12.1993
- Lansky, R. (2007). *Bibliothekrechtliche Vorschriften* (4., grundlegend überarb. Aufl., Loseblatt-Ausg.). Frankfurt am Main: Klostermann.
- Plappert, R. (2016). *Deakquisition von Medien: Ein Baustein modernen Bestandsmanagements in wissenschaftlichen Bibliotheken*. In R. Griebel, H. Schäffler & K. Söllner (Hrsg.), *Praxishandbuch Bibliotheksmanagement* (Bd. 1, S. 280–292). Berlin/Boston: De Gruyter.
- Roeder, C. (2016). *Aussonderung von Printbeständen in Deutschland: Rechtslage – Aussonderungspraxis – Koordinierungsbedarf; Frühjahrssitzung der Sektion 4 des DBV, Weimar, 27. 04. 2016*. Abgerufen von http://www.bibliothekverband.de/fileadmin/user_upload/Sektionen/sektion4/Tagungen/2016_04_Roeder_2b.pdf
- Umlauf, K. (2011). *Deakquisition*. In K. Umlauf & S. Gradmann (Hrsg.), *Lexikon der Bibliotheks- und Informationswissenschaft: LBI* (Bd. 1, S. 192). Stuttgart: Hiersemann.

- Vogel, B. & Cordes, S. (2005). *Bibliotheken an Universitäten und Fachhochschulen: Organisation und Ressourcenplanung*. Abgerufen von http://www.dzhw.eu/pdf/pub_hp/hp179.pdf
- Wagner, R. (2012). *Aussonderungen an Universitätsbibliotheken: Ein Literaturüberblick und eine explorative Fallstudie zum agrarwissenschaftlichen Bestand der Bibliothek der Humboldt-Universität zu Berlin* (Berliner Handreichungen zur Bibliotheks- und Informationswissenschaft, H. 333). Berlin: Institut für Bibliotheks- und Informationswissenschaft. Abgerufen von <http://edoc.hu-berlin.de/series/berliner-handreichungen/2012-333/PDF/333.pdf>
- Wissenschaftsrat. (1986). *Empfehlungen zum Magazinbedarf wissenschaftlicher Bibliotheken*. Köln.

Alle Internetquellen wurden zuletzt am 15.01.2017 aufgerufen.

Andrea Joosten

Objekt Künstlerbuch

Besondere Herausforderungen am Beispiel der Bibliothek der Hamburger Kunsthalle

Abstract: Zum Bestand der Bibliothek der Hamburger Kunsthalle gehört auch eine umfangreiche Sammlung von Künstlerbüchern von den Anfängen des Mediums bis zu Arbeiten heutiger Künstler. In den letzten 50 Jahren hat sich die Art und Weise, wie Künstler Bücher gestalten, verändert – und damit zwangsläufig auch der Umgang mit diesen Objekten in der Bibliothek. Anhand einiger ausgewählter Beispiele werden die Charakteristika dieser besonderen Objekte in der Hamburger Sammlung beschrieben und Highlights vorgestellt. Obwohl es bisher keine Veröffentlichung zu diesem Thema gibt, werden die Bestände doch genutzt. Der Beitrag geht der Frage nach, wie Künstlerbücher in der Vergangenheit erschlossen wurden, wie sie in Zukunft noch besser recherchierbar gemacht werden können und welche Vermittlungsmöglichkeiten es für diese Bestandsgruppe gibt.

1 Einleitung

Am 24. Juni 1977 öffnete in Kassel die documenta 6 ihre Tore für das Publikum. 2700 Kunstwerke von 623 Künstlern waren unter der Leitung von Manfred Schneckenburger, damals Direktor der Kölner Kunsthalle, ausgewählt worden. Im Zentrum der Kunstaussstellung stand die Medienwelt der 1970er Jahre. Die Künstler nahmen eine kritische Grundhaltung gegenüber den Massenmedien ein und nutzten zugleich deren Formate für ihre Kunst.

Die documenta 6 zeigte die unterschiedlichen medialen Qualitäten von Kunst auf, zu der auch das Medium Buch gehört. Zuständig für die Ausstellung der Künstlerbücher waren Rolf Dittmar, Kunstsammler und Jurist, und Peter Frank, ein Künstler, mit dem Manfred Schneckenburger bereits in Köln zusammengearbeitet hatte. Erstmals wurde Büchern ein eigener Bereich zugewiesen, der auch im dritten Band des documenta-Kataloges seinen Niederschlag fand (Dittmar, 1977, S. 296–299).

Rolf Dittmar versuchte sich an einer dokumentarischen Ausstellung der „neuen Buchkunstbewegung“ (Dittmar, 1977, S. 296). Dabei unterschied er zwischen dem illustrierten, dem bibliophilen und dem Künstlerbuch. Für ihn wird das Buch als Instrument der Vermittlung von Sachinformationen durch die

Künstler in Frage gestellt. Die Künstler gestalten das Medium nicht nur; es wird selbst zum Kunstwerk.

Die Ausstellung auf der documenta 6 teilte die Künstlerbücher in sieben Kategorien ein:

- Objektkataloge, die anlässlich einer Ausstellung entstanden
- Protokoll- und Projektbücher, die zur Verwirklichung einer Aktion beitrugen
- Künstlerskizzenbücher
- Materialbücher
- gestaltete Künstlerbücher und
- Konzept-Bücher

Indem der Künstler den Entstehungsprozess bestimmt, entsteht bereits in der Realisierung ein ästhetischer Prozess.

Rolf Dittmars Ansatzpunkte sind vielfältig. Er benennt keine Kunstrichtungen oder -stile. Das Buch sei ein „Körpermuffel“, schrieb er, und: „Vertieft der Leser sich in den Inhalt, verliert das Buch zunehmend an Körperlichkeit, an Gewicht, an Sichtbarkeit, an Evidenz“ (Dittmar, 1977, S. 298). Beim Künstlerbuch dagegen gehe das Körperliche nicht verloren. Das Zitat zeigt, wie wichtig die Rolle des Lesers ist. Mit seiner Lesegeschwindigkeit bestimmt er den Ablauf des Kunstwerkes.

Die bei der documenta 6 vorgestellten Arbeiten waren sehr unterschiedlich. Sie zeigten, dass sich Künstler unabhängig voneinander und in vielen Teilen der Welt mit dem Medium Buch auseinandersetzen.

2 Der Beginn der Sammlung in der Bibliothek der Hamburger Kunsthalle

Am 2. Oktober 1977 schloss die documenta 6 ihre Tore. Am 2. November 1977 verzeichnete das Zugangsbuch der Bibliothek der Hamburger Kunsthalle mit dem Erwerb von 25 Künstlerbüchern den Beginn eines neuen Sammlungsbereiches.

Die Bibliothek war 1869 gemeinsam mit der Hamburger Kunsthalle eröffnet worden. Seit 1891 besaß sie einen eigenen Leseraum und war seitdem öffentlich zugänglich. Schon damals besaß sie neben kunsthistorischer Sekundärliteratur und Nachschlagewerken bedeutende Bände mit Originalillustrationen.

Die ersten künstlerisch wertvollen Bücher, die den Gründungsbestand bildeten, stammten aus dem Nachlass von Georg Ernst Harzen, einem Hamburger Kunsthändler und -sammler, der der Freien und Hansestadt seine gesamte Kunstsammlung vermachte. In dieser Sammlung befanden sich Zeichnungen,

Druckgrafiken und eben jene Bücher (Reuther, 2011). Die Sammlung Harzens ist auch der Grund dafür, dass das Kupferstichkabinett und die Bibliothek seit jeher eine gemeinsame Abteilung im Haus bildeten.

Die ersten Direktoren bauten die Bibliothek zu der größten Bibliothek der bildenden Kunst in Norddeutschland aus. Der Bereich der Kunst in der Bibliothek wurde dabei nie vernachlässigt. 1889 konnten beispielsweise Werke aus dem Besitz des Richter-Forschers Johann-Friedrich Hoff erworben werden. Des Weiteren liegt mit 134 Bänden eine nahezu vollständige Sammlung aller von Ludwig Richter (1803–1884) illustrierten Werke vor.

Die Auswahl der Werke für die Sammlung Buchkunst erfolgte nicht nach schriftlich fixierten Kriterien. Erkennbar ist aber, dass sowohl international herausragende illustrierte Bände angeschafft wurden als auch ein Schwerpunkt auf die Künstlerpersönlichkeiten gelegt wurde, die bereits mit anderen Kunstwerken in den Sammlungen der Hamburger Kunsthalle vertreten waren.

So auch bei den Künstlerbüchern: Bis 1977 waren gut 20 Künstlerbücher in die Sammlung gekommen – eine eher zufällige Auswahl mit einzelnen Werken von Dieter Roth (1930–1998), Ben Vautier (geb. 1935), Jürgen Klauke (geb. 1943), Marcel Broodthaers (1924–1976) und anderen Künstlern. Sie waren als Geschenke oder durch Schriftentausch in die Bibliothek gelangt. Nur wenige Bände wurden angekauft. Das änderte sich 1977. Blickt man in den Eintrag im Zugangsbuch, so ist dort „R. Self“ als Herkunft der seinerzeit erworbenen Künstlerbücher verzeichnet. Hinter dieser Abkürzung verbirgt sich Robert Self, der im Dezember 1974 in London eine Galerie eröffnet hatte und später eine Dependence in Newcastle. Dort stellte er zeitgenössische Künstler wie z. B. Bruce Nauman (geb. 1941), Joseph Beuys (1921–1986), Lawrence Weiner (geb. 1942) oder Gilbert & George aus (Grayson, 2006, Abs. 14). Die Bibliothek der Hamburger Kunsthalle kaufte bei Self Werke, die heute als Künstlerbuch-Klassiker gelten, v. a. von Edward Ruscha (geb. 1937) und Lawrence Weiner (geb. 1942). Jeweils zwei Werke stammten von Hamish Fulton (geb. 1946), John Baldessari (geb. 1931) und Richard Long (geb. 1945). Damit war zum einen der Grundstock für eine gewichtige Sammlung gelegt und andererseits waren für die Hamburger Kunsthalle die Maßstäbe für die Definition und die Bewertung des Typs „Künstlerbuch“ gesetzt.

3 Beispiele aus der Sammlung der Bibliothek der Hamburger Kunsthalle

3.1 Lawrence Weiner „Statements“

Von Lawrence Weiner gehörten die „Statements of intent“ zu dem 1977 bei dem Londoner Galeristen Self erworbenen Konvolut (Weiner, 1968). In diesem

kleinen grauen Buch definiert der Künstler sein Kunstverständnis und ordnet sich der von Sol LeWitt (1928–2007) ins Leben gerufenen Concept Art zu.

Die Hinwendung zum Buch bedeutete für ihn einen anderen Umgang mit Materialien. „Statements“ ist ein Band voller Objekte. Jede der 24 Seiten enthält eine Aussage – 12 generelle und 12 spezifische Statements. Die enthaltenen Werke präsentieren sich im Stadium der Idee, die für die Künstler der Concept Art ausreichte.

- (1) The artist may construct the piece.
- (2) The piece may be fabricated.
- (3) The piece need not be built. Each being equal and consistent with the intent of the artist, the decision as to condition rests with the receiver upon the occasion of receivership. (Weiner, 1969; zit. nach Schwarz, 1989, S. 142)

Tausend Exemplare wurden von der ersten Auflage der „Statements“ gedruckt und zu einem Preis von 1,95 US Dollar verkauft. Neun Jahre später zahlte die Bibliothek der Hamburger Kunsthalle 2 brit. Pfund für das Künstlerbuch. Heute muss man dafür mehrere Hundert Euro bezahlen.

3.2 Xerox-Book

Wenn das Buch für Lawrence Weiner ein alternativer Raum für die Präsentation seiner Werke ist, dann können auch Ausstellungen in Form von Büchern gezeigt werden. Ebenfalls im Jahr 1968 lud der New Yorker Galerist Seth Siegel (1941–2013) sieben Künstler ein, jeweils 25 Seiten eines Buches zu gestalten, die kopiert in einem Künstlerbuch erscheinen sollten. Dieses Buch sollte eine Ausstellung nicht nur ergänzen, sondern wurde von Siegel selbst zur Ausstellung deklariert (exhibitions-as-books). Die sieben Künstler waren Carl Andre (geb. 1935), Robert Barry (geb. 1936), Douglas Huebler (1924–1997), Joseph Kosuth (geb. 1945), Sol LeWitt, Robert Morris (geb. 1931) und Lawrence Weiner. Ihre Namen bildeten zugleich den Buchtitel (Siegel & Wendler, 1968).

Berühmt jedoch wurde das Buch unter dem Zitiertitel „Xerox-Book“, wie es in einer Fußnote in Anspielung auf die Vervielfältigungsweise bezeichnet wurde, denn die 1000 Exemplare starke Auflage war auf einem Fotokopierer hergestellt worden. Von eben jenen Exemplaren befinden sich heute viele in Museumssammlungen.

Auch die Bibliothek der Hamburger Kunsthalle besitzt ein solches. Viele Jahre wurde es jedoch nicht als Künstlerbuch erkannt, sondern als Sekundär-

literatur in der Gruppe „Amerikanische Kunst“ aufgeführt. 1982 war es bei der Galerie von der Höh in Hamburg angekauft, aber erst sehr viel später eingearbeitet worden.

Die Bibliothekare hätten nur den Aufsatz lesen müssen, den Germano Celant (geb. 1940) im Jahr 1970 anlässlich der ersten Ausstellung ausschließlich mit Künstlerbüchern veröffentlicht hatte. Dieser Aufsatz gilt als erste „Sekundärliteratur“ zum Thema Künstlerbücher. Darin definiert der Autor erstmals eben jenes Phänomen und geht u. a. ausführlich auf die damals noch neuen Möglichkeiten ein, die der Einsatz des Fotokopierers mit sich brachte (Celant, 1972). Celants Text befindet sich zwar in der erweiterten Fassung aus dem Jahr 1974 im Bestand der Bibliothek. Doch im Bibliotheksalltag bleibt häufig nicht die Zeit, sich intensiv mit seinen Spezialbeständen auseinandersetzen zu können. Das „Xerox-Book“ ist nicht das einzige Buch, das nicht als Künstlerbuch erkannt wurde.

Manche Künstlerbücher tarnen sich so überzeugend als „herkömmliches“ Buch, dass sie fast unerkant bleiben; andere Künstlerbücher überspannen die gängige Konzeption und Technologie des Mediums Buch; wieder andere Künstlerbücher negieren, verkehren oder fälschen Autorschaft; es gibt Künstlerbücher, die Einzelstücke sind, andere erscheinen in Kleinstauflagen und wieder andere in Massenmarktauflagen; manche Künstlerbücher zelebrieren die handwerkliche Ausführung und geben dem Verhältnis von Inhalt und Form eine neue Bedeutung; manche Künstlerbücher enthalten nur Bilder und kommen gänzlich ohne Text aus, manche bestehen nur aus Text oder nur aus leeren Seiten; manche Künstlerbücher sind erschwinglich, während andere so teuer sind, dass ihr Preis mit einem üblichen Bibliotheksetat nicht vereinbar ist; es gibt Künstlerbücher, die nicht mehr aus Pergament, Leder und Papier sind, sondern aus Glas, Metall und Beton; manche Künstlerbücher sind klein und rund, fragil und empfindlich, groß und sperrig, haben weder Anfang noch Ende. Künstlerbücher haben vor allem eine Gemeinsamkeit: Sie können sehr unterschiedlich ausfallen. (Koglin, 2014, S. 7)

3.3 Hanne Darboven

Die Künstlerbücher im Bestand der Bibliothek der Hamburger Kunsthalle beziehen sich auf die Museumssammlung. Im Jahr 2001 erwarb die Stiftung für die Hamburger Kunstsammlungen mit Unterstützung der Kulturstiftung der Länder das komplette Frühwerk der Hamburger Konzeptkünstlerin Hanne Darboven (1941–2009). 1100 Werke wurden seit 1952 von ihrer Mutter sorgfältig aufbewahrt. Den Höhepunkt des künstlerischen Nachlasses bilden die Konstruktionszeichnungen, die Darboven nach ihrem Studium an der Hochschule für Bildende Künste in Hamburg und während ihres Aufenthalts in New York fertigte (Hamburger Kunsthalle, 1999).

Die Bibliothek der Hamburger Kunsthalle besitzt zwölf Künstlerbücher, von denen die meisten im Selbstverlag erschienen. Hanne Darbovens Sprache sind die Zahlen. Sie bilden ihr Gerüst für die Kunst und für ihre Musik. In dem Werk „Manuskripte 69“ setzte sie die Daten des Jahres 1969 in geometrische Formen um. „Information“ ist das erste verlegte Buch Hanne Darbovens (1973). Jede der 35 Seiten besteht aus 18 Zeilen mit der von der Künstlerin entwickelten U-Bögen-Schrift. Die fachgerechte Katalogisierung dieser Bücher ist nicht immer ganz leicht, da es mitunter kaum Angaben in der Vorlage gibt, die in eine bibliothekarische Titelaufnahme übernommen werden könnten.

3.4 Stephan Huber „Weltatlas“

Ganz anders ist das Künstlerbuch von Stephan Huber (geb. 1952). Dessen „Weltatlas“ erschien 2015 im Hirmer-Verlag in München. Auch von diesem Künstler gibt es bereits Beispiele in der Sammlung der Hamburger Kunsthalle. In der Arbeit „Gran Paradiso II“ aus dem Jahr 1998 hat der Künstler die drei höchsten Berge der italienischen, deutschen und französischen Alpen in Gips maßstabgetreu nachgebaut. Die Flüsse verlaufen in einem Geflecht von blauen Neonröhren an der Wand und entlang des Bodens (Heinrich & Müllerschön, 2007, S. 250).

Nicht nur die Alpen, die ganze Welt greift der Künstler in seinem Künstlerbuch auf. Im äußeren Gewand des Schülern wohlbekannten Diercke-Weltatlas entwirft Stephan Huber seine eigene Welt und verknüpft dabei die naturwissenschaftliche Kartendarstellung mit höchst emotionalen Ansichten. Es zeigt sein persönliches Weltbild – die alte und die neue Welt, „Mypersonalartsystem“ und viele Karten mit ungewöhnlichen Sichtweisen auf die Welt und den jeweils abgebildeten Ausschnitt. Ausführliche Erläuterungen in Textform helfen dem Betrachter, das Dargestellte zu verstehen. Stephan Hubers „Weltatlas“ gelangte als Geschenk des Künstlers in die Bibliothek der Hamburger Kunsthalle.

Einige der inzwischen gut 1500 Objekte starken Künstlerbuchsammlung stammen von den Künstlern selbst. Diese Bücher bilden häufig die Essenz ihres Werkes; sie fassen zusammen, was die Künstler mit ihrer Kunst ausdrücken möchten. Die Bände sind so vielseitig und ihre Formen vielfältig, wie die Künstler es selbst sind. Sie sprengen mit den Büchern die traditionelle Einteilung der Kunst in Malerei, Skulptur und grafische Künste. Das macht den Umgang mit ihnen zur spannenden Herausforderung. Im musealen Umfeld könnten sie sowohl der Museumssammlung als auch der Bibliothek zugeordnet werden.

4 Erschließungsfragen

Die Bibliothek der Hamburger Kunsthalle ordnet die Künstlerbücher in ihrer Systematik der Gruppe der Buchkunst zu. Sie erhalten dieselbe Signatur wie die illustrierten Bücher: Ill. XX. oder Ill. XXI. + Künstlername + Erscheinungsjahr. Ein Herausfiltern der Künstlerbücher über die Signatur ist damit nicht möglich.

Bis 1998 führte die Bibliothek einen Alphabetischen Zettelkatalog nach den „Preußischen Instruktionen“ (Instruktionen für die alphabetischen Kataloge, 1908). Im systematischen Katalog wurden die Künstlerbücher zusätzlich zur Gruppe der Buchkunst in eigenen Katalogkästen erschlossen. Der Zettelkatalog wurde jedoch mit dem Anschluss an den Gemeinsamen Bibliotheksverbund (GBV) im Jahr 1998 nicht mehr fortgeführt. Im Gegensatz zu den RAK (Popst, 1993; Koglin, 2014, S. 45) bietet das neue Regelwerk „Resource Description und Access“ (RDA) mit der normierten Beschreibung der „Art des Inhalts“ den Begriff „Künstlerbuch“ für die Formalerschließung an (RDA Toolkit, 2016; Arbeitsstelle für Standardisierung [Frankfurt am Main], 2016). Doch um hier die Filterfunktion sinnvoll nutzen zu können, müsste der Begriff zunächst einheitlich definiert werden. RDA selbst liefert allerdings keine Definition. Das Zentrum für Künstlerpublikationen an der Weserburg in Bremen hat dies mit seinem „Manual für Künstlerpublikationen“ versucht (Thurmann-Jajes, 2010), konnte sich in der Fachwelt bisher jedoch nicht durchsetzen.

Zudem wäre es wünschenswert, wenn die Titelaufnahmen der Künstlerbücher in Richtung auf eine Museumsdokumentation erweiterbar wären. Des Weiteren wäre es sinnvoll, Informationen zu verwendeten Techniken, genauere Beschreibungen einzelner Teile und die Angabe von Maßen in RDA zu integrieren.

Im November 2016 bildete sich unter der Federführung der Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz zu Berlin zu diesem Zweck die Arbeitsgruppe „Künstlerbücher und RDA“, in der auch die Bibliothek der Hamburger Kunsthalle vertreten ist. Doch wollte man in Hamburg nicht warten, bis die Arbeitsgruppe Ergebnisse erarbeitet hat. Aus pragmatischen Gründen hat man sich dazu entschlossen, die Künstlerbücher mit dem lokalen Schlagwort „Künstlerbuch“ zu versehen. In kombinierter Suche nach diesem Schlagwort und der Signatur kann damit eine Titelliste des eigenen Bestandes erstellt werden.

5 Künstlerbücher heute

In den vergangenen Jahren ist das allgemeine Interesse an Künstlerbüchern deutlich angestiegen. In einer zunehmend digitalen Welt setzen sich wieder

zahlreiche Künstler mit dem Medium Buch auseinander. Die Künstlerbuchmessen bieten ein reichhaltiges Angebot unterschiedlichster Werke und erfreuen sich einer wachsenden Beliebtheit, was auch bei den Sammlungen zu merken ist.

2014 bildete sich der bundesweit agierende „Arbeitskreis Künstlerbücher“, dem sowohl Vertreter aus Museen als auch aus Bibliotheken angehören. Sie diskutieren über den Umgang mit dieser mitunter komplizierten Bestandsgruppe und informieren sich gegenseitig über anstehende Aktivitäten. Die Plattform „arthistoricum.net“ bietet dem Arbeitskreis künftig die Möglichkeit, sich einem größeren Publikum vorzustellen. Die Mitgliedsinstitutionen werden hier einen Raum erhalten, um über ihre Sammlungen zu informieren.

Auch in Hamburg mehren sich die Aktivitäten rund um das Künstlerbuch. An den unterschiedlichen Universitäten der Stadt werden Seminare für angehende Kunsthistoriker, Bibliothekare und Medienwissenschaftler sowie Illustratoren und Künstler angeboten.

Die Bibliothek der Hamburger Kunsthalle wie auch die anderen Bibliotheken, die Künstlerbücher besitzen, unterstützen die Forschung, indem sie die Publikationen zur Verfügung stellen, Themen anregen, selbst Lehrveranstaltungen durchführen und auf Bestände in Führungen aufmerksam machen.

Dazu jedoch muss man seine Sammlung zunächst einmal kennen und erforschen. In der Hamburger Kunsthalle münden alle diese Aktivitäten in eine Präsentation der Sammlung. Von Dezember 2017 bis März 2018 wird es eine Ausstellung geben, die Künstlerbücher und Schallplattencover von Künstlern zeigt. Damit werden noch einmal deutlich mehr Menschen erreicht, als dies allein über den Studiensaal von Kupferstichkabinett und Bibliothek möglich ist.

Zur Ausstellung wird ein umfangreicher Katalog erscheinen, der die Bestände erstmals auch inhaltlich erschließt. Ein Führungs- und Veranstaltungsprogramm in Zusammenarbeit mit der Abteilung Bildung und Vermittlung bringt das Thema einem breiteren Publikum nahe. In der Presse und auf den Internet-Angeboten des Museums wird darüber berichtet werden.

6 Fazit

Das Beispiel der Künstlerbücher in der Hamburger Kunsthalle zeigt, dass es sich lohnt, sich intensiver mit seinen besonderen Beständen auseinanderzusetzen. Die Künstlerbücher sind keine leicht zu fassende Gruppe. Sie erschließen sich nicht unbedingt von selbst. Sie stehen an der Schwelle zwischen Bibliothek und Museum und können auch die Bereiche Literatur, Musik und Kunst

berühren. Damit sprengen sie in jeder Hinsicht den Rahmen üblicher Publikationen in einer Bibliothek. Lässt man sich jedoch auf diese Gattung ein, erschließen sich ganz neue Welten auch für die Präsentation der Bibliothek in der Öffentlichkeit.

Literatur

- Arbeitsstelle für Standardisierung (Frankfurt am Main). (2016, 20. September). *Arbeitshilfe: Normierte Begriffe zur Beschreibung des Inhalts* (Version 1.4). Frankfurt am Main: Deutsche Nationalbibliothek. Abgerufen von <https://wiki.dnb.de/download/attachments/106042227/AH-007.pdf>
- Celant, G. (1972). *Books as artwork 1960/72*. London: Greenwood.
- Celant, G. (1974). Das Buch als Kunstform 1960–1970: Bibliographie 1960–1974. *Interfunktionen: Zeitschrift für neue Arbeiten und Vorstellungen*, 11, 80–115.
- Darboven, H. (1969). 6 Manuskripte „69“: Verschiedene graphische Darstellungen von den Daten des Jahres 1969 (Kunst-Zeitung, No. 3). Düsseldorf: Michelpresse.
- Darboven, H. (1973). *Information*. Milano: Flash Art Edizioni.
- Dittmar, R. (1977). Metamorphosen des Buches. In *Documenta 6* (Bd. 3: Handzeichnungen, utopisches Design, Bücher, S. 296–299). Kassel: documenta.
- Grayson, R. (2006). *A history of The Basement Group to Locus+*. Abgerufen von <http://www.richardgrayson.co.uk/texts/TWNHWYEssay.html>
- Hamburger Kunsthalle. (1999). *Hanne Darboven: Das Frühwerk; [anlässlich der Ausstellung in der Hamburger Kunsthalle vom 29. Oktober 1999 bis 13. Februar 2000]*. Hamburg: Christians.
- Heinrich, C. & Müllerschön, N. (2007). *Hamburger Kunsthalle: Die Sammlungen der Hamburger Kunsthalle* (Bd. 5: Die Galerie der Gegenwart, 1: Gemälde, Objekte, Installationen). Köln: Wienand.
- Huber, S. (2015). *Weltatlas*. München: Hirmer.
- Instruktionen für die alphabetischen Kataloge der preussischen Bibliotheken vom 10. Mai 1899. (1908)*. (2. Ausg. in der Fassung vom 10. August 1908, unveränd. Nachdruck 1975). Wiesbaden: Harrassowitz.
- Koglin, L. (2014). *Die Modellierung eines Geschäftsgangs für Künstlerbücher und künstlerisch gestaltete Publikationen* (Berliner Handreichungen zur Bibliotheks- und Informationswissenschaft, 374). Berlin: Institut für Bibliotheks- und Informationswissenschaft. urn:nbn:de:kobv:11-100221662
- Popst, K. (Bearb.). (1993). *Regeln für die alphabetische Katalogisierung in wissenschaftlichen Bibliotheken: RAK-WB*. Berlin: Deutsches Bibliotheksinstitut.
- RDA Toolkit. (2016, August). D-A-CH AWR für 7.2.1.3: Erfassen der Art des Inhalts. Abgerufen von <http://access.rdatoolkit.org/>
- Reuther, S. (2011). *Georg Ernst Harzen: Kunsthändler, Sammler und Begründer der Hamburger Kunsthalle*. Berlin: Dt. Kunstverlag.
- Siegelaub, S. & Wendler, J. W. (Hrsg.). (1968). *Carl Andre, Robert Barry, Douglas Huebler, Joseph Kosuth, Sol Lewitt, Robert Morris, Lawrence Weiner*. New York, NY: Siegelaub/Wendler.

- Thurmann-Jajes, A. (Hrsg.). (2010). *Manual für Künstlerpublikationen (MAP): Aufnahmeregeln, Definitionen und Beschreibungen*. Bremen: Studienzentrum für Künstlerpublikationen Weserburg.
- Weiner, L. (1968). *Statements*. New York, NY: The Louis Kellner Foundation Seth Siegelau.
- Weiner, L. (1969). *Statement of Intent*. Zit. nach: Schwarz, D. (1989). *Lawrence Weiner: Books 1968–1969; Catalogue raisonné*. Köln: König.

Alle Internetquellen wurden zuletzt am 20.01.2017 aufgerufen.

Claudia Lux

Öffentliche und Wissenschaftliche Bibliothek

Konvergenz am Beispiel der Nationalbibliothek von Katar

Abstract: Die Nationalbibliothek von Katar soll die Funktionen einer Nationalbibliothek, einer Universitätsbibliothek und einer Metropolenbibliothek integriert wahrnehmen. Der Beitrag diskutiert die Konvergenz im Bereich des Bestandsaufbaus und die gemeinsame Bestandspräsentation wissenschaftlicher und populärwissenschaftlicher Literatur sowie gemeinsamer integrierter Dienstleistungen für Wissenschaftliche und Öffentliche Bibliotheken.

1 Die Entwicklung der Nationalbibliothek in der Bildungsstadt von Katar

Die Nationalbibliothek von Katar wurde zunächst als zentrale Universitätsbibliothek für die Hamad Bin Khalifa Universität in der Bildungsstadt von Katar geplant, in der zwischen 1995 und 2015 mehrere Bachelor- und einige Masterstudiengänge ausländischer Exzellenzuniversitäten eingerichtet wurden. Seit 2016 kommen eigene Masterstudiengänge mit internationaler Akkreditierung hinzu. Für alle Studiengänge werden zunächst Fakultätsbibliotheken eingerichtet: die medizinische Fakultät mit vorwiegend elektronischen Informationen und Lehrbüchern und die Fakultät für Politikwissenschaften mit einer Bibliothek aktueller amerikanischer Fachliteratur.

Die geplante Zentralbibliothek, die mit ca. 45 000 qm Nutzfläche langfristig einen Bestand von 1,2 Mio. Medien fassen soll, wurde von dem Architekten Rem Koolhaas entworfen. Das Gebäude besteht im Wesentlichen aus einem großen, offenen Raum mit freien Aktivitätsflächen, mit Terrassen für die Buchbestände und mit Blick auf die historische Sammlung, die wie eine antike Ausgrabungsstätte im Zentrum der Bibliothek zu sehen ist. Nach einigen konzeptionellen Veränderungen wurde die Bibliothek am 19. November 2012 offiziell als Katars neue Nationalbibliothek angekündigt. Sie soll gleichzeitig zentrale Universitätsbibliothek und öffentliche Metropolenbibliothek sein (Lux & Al Ansari, 2012).

Der Staat von Katar zählt 2,6 Mio. Einwohner und ist mit einer Fläche von 11 627 qkm nur etwas größer als das Land Brandenburg. Nur ein Drittel der

mehr als 176 Bibliotheken genügt modernen Standards. Das gibt der neuen Nationalbibliothek eine besondere Bedeutung für die Bibliotheksstruktur des Landes. Diese neue Bibliothek in der „boomenden“ Großstadt Doha muss deshalb für alle Einwohner verfügbar sein und als Metropolenbibliothek die dafür definierten Dienstleistungen (Rickum, 2016, S. 55) entwickeln. Da heute in modernen Bibliotheken digitale Dienstleistungen einen hohen Anteil ausmachen, werden diese Dienstleistungen auch in der Nationalbibliothek von Katar eingeführt und entsprechend propagiert, sodass die Nationalbibliothek mit ihrem neuen Konzept noch vor dem Bezug des Gebäudes bekannt und digital „eröffnet“ ist.

Die neue Nationalbibliothek von Katar verfolgt ein eigenes Konzept für die Konvergenz dieser drei Funktionen Nationalbibliothek, Universitätsbibliothek und Metropolenbibliothek. Die Kernelemente dieses Konzepts sind

- die weitest mögliche Zusammenführung des Medienbestandes für alle Nutzer an einer Stelle, sodass wissenschaftliche und populärwissenschaftliche Werke zusammen stehen
- die Durchführung von Aktivitäten und Schulungen ohne Einschränkung für alle Nutzerkreise
- die Motivierung des Personals, allen Nutzergruppen offen gegenüberzutreten und ihre spezifischen Kompetenzen für diese einzusetzen

2 Die Integration des Medienangebots

Es besteht durchaus eine Konvergenz zwischen den Sammelaufträgen für die drei Bibliotheksfunktionen, denn die Pflichtexemplare, die eine Nationalbibliothek erhält, könnten bis auf wenige Ausnahmen entweder dem Bestand einer Universitätsbibliothek oder dem einer Metropolenbibliothek zugeordnet werden. Eine Universitätsbibliothek orientiert sich an den Inhalten in Lehre und Forschung und an den Wünschen der Fakultätsmitglieder; teilweise erreicht sie eine Spitzenversorgung bei hochspeziellen Inhalten. Nur in diesen wenigen Bereichen ist ihr Angebot tiefergehend als das einer Nationalbibliothek, die, wie in Katar, umfassend internationale wissenschaftliche Literatur auswählt. Als Metropolenbibliothek beschafft sie Materialien für das lebenslange Lernen, für Kreativität und Information und für das Interesse spezieller Nutzergruppen (Kinder, Jugendliche, kleine und mittlere Unternehmer, Künstler).

Es gibt weltweit mehrere Nationalbibliotheken, die gleichzeitig Öffentliche Bibliothek (Singapur, Quebec) sind, und andere, die gleichzeitig als Universitätsbibliothek (Dänemark, Slowenien) dienen. Beide Varianten werden als erfolgreich und effizient beschrieben. In Deutschland werden grundsätzliche Überlegungen zu einer „öffentlich-wissenschaftlichen/wissenschaftlich-öffent-

lichen“ Bibliothek, die mehrere Bibliotheksfunktionen wahrnimmt, mit der deutlichen Forderung geführt, die Bestände nicht nach dem Literaturniveau zu trennen (Gerlach, 2002, S. 250). Doch viele Bibliotheken trennen weiterhin ihr Medienangebot und dies wird oft auch architektonisch manifestiert – so auch in den Nationalbibliotheken von Montreal und Singapur (Singapur. National Library Board, 2017). Die Nationalbibliothek von Katar versucht dagegen mit der Integration des wissenschaftlichen und populären Medienangebots einen besonderen Weg einzuschlagen, sodass dem Nutzer an einer Stelle alles zur Verfügung gestellt wird: wissenschaftliche und populäre Medien auf einem Regalbrett! Damit soll erreicht werden, dass jeder zu einem Thema das Richtige findet, sich sowohl eine leichte Einführung als auch eine mehr wissenschaftliche Abhandlung oder sogar eine sehr spezielle Untersuchung zum Thema ausleihen kann.

Es stellt sich die Frage: Wenn der wissenschaftliche und der populäre Bestand integriert aufgestellt sind, wird das nicht für die Nutzer zu unübersichtlich werden? Das traditionelle Konzept der Öffentlichen Bibliothek verfolgt eher die These, dass der Bestand ständig reduziert und aktualisiert werden müsse, um attraktiv zu bleiben (Umlauf, 2012, S. 302). Dies ist mit Sicherheit auch weiterhin die richtige Vorgehensweise für kleine und mittlere Öffentliche Bibliotheken. Das Entscheidende allerdings ist, wie aktuell der Bestand gehalten wird. Die in Katar diskutierte Konvergenz findet auf der Ebene einer Bibliothek mit drei Funktionen und einem neuen Bestand statt und basiert auf den folgenden Grundlagen:

- Das Interesse an einem wissenschaftlichen Thema wird mit populärwissenschaftlichen Medien unterstützt
- Ein spezifisches Sachinteresse kann von der populärwissenschaftlichen Information leicht zum wissenschaftlichen, hochspezialisierten Sachbuch führen
- Konvergenz von digitalen und analogen Medien wird zusätzlich durch iPads an den Regalen garantiert, um auf entsprechende E-Books und andere E-Ressourcen mit Nationallizenzen aufmerksam zu machen
- Die Sprachen (vorwiegend Englisch und Arabisch) werden integriert aufgestellt und populärwissenschaftliche Werke können in die Thematik und Fachbegriffe einführen, bevor das wissenschaftliche Werk studiert wird
- Medien für die eigene Weiterbildung und für verschiedene Lebenssituationen, Romane und populäre Literatur sind schnell verfügbar
- Durch die Vielfalt an kreativen Anregungen im populär-wissenschaftlichen Angebot werden Kreativität und Wissenschaft eng verknüpft
- Medien, die selten genutzt werden, werden nicht ausgesondert, sondern bleiben als letztes Exemplar im Bestand der Nationalbibliothek im Untergeschoss in einem offenen Magazin zugänglich

- Die Mehrheit der Bibliotheksnutzer in Katar ist gut gebildet, viele verfügen über einen Hochschulabschluss

Diese Faktoren lassen die Konvergenz der Bestände der Öffentlichen und Wissenschaftlichen Bibliothek mit der Nationalbibliothek Katar als sinnvoll erscheinen. Das Ressourcenportal der Nationalbibliothek (Qatar National Library, 2017) mit den wissenschaftlichen und populärwissenschaftlichen Datenbanken ist in dieses Angebot integriert und so werden E-Books oder E-Artikel gleich neben den gedruckten Angeboten zu finden sein. Die geringe Größe des Landes hat Vorteile. Zwischen April 2012 und der geplanten Eröffnung des Gebäudes im Herbst 2017 werden alle digitalen Dienstleistungen aktiviert, sodass die Datenbanken mit E-Books und E-Journals als Nationallizenzen für Wissenschaftler wie für Kinder zur Verfügung stehen. Das Portal der Digitalen Bibliothek Katars (Qatar Digital Library, o.J.) für arabische Handschriften und Dokumente zur Golfregion wird ebenfalls eröffnet und kann von jedermann weltweit genutzt werden. Später soll noch eine Lernkomponente für Schüler das historische Wissen attraktiver machen. Damit unterscheidet sich die Nationalbibliothek Katar deutlich von den vorwiegend traditionellen Nationalbibliotheken in der übrigen arabischen Welt.

Die Bibliothek unterstützt ihren digitalen Auftritt mit gut besuchten Aktivitäten und Schulungen für die strategisch relevanten Benutzergruppen. Auf diese Weise nimmt die Bibliothek aktiv ihre Aufgaben als Nationalbibliothek, Universitätsbibliothek und Metropolenbibliothek gleichzeitig wahr.

3 Katar – ein übertragbares Modell?

Kann dieses Konzept einer solchen Bestandsintegration in anderen Ländern und Orten ebenfalls erfolgreich sein? Die Größe eines Landes und eine Vielzahl von gut entwickelten Bibliotheken könnten gegen ein solches Konzept sprechen. Die Integration der öffentlichen und wissenschaftlichen Bestände kann Menschen irritieren und einige von ihnen am leichten Zugang zu den Medien hindern, weil die wissenschaftlichen Werke sie nicht ansprechen. Es ist daher darauf zu achten, dass ein sehr guter, aktueller Bestandsmix angeboten wird.

Allerdings scheint auch die besondere Situation von Katar als kleinem Land mit noch wenigen Universitäten die Konvergenz in besonderer Weise zu vereinfachen. Die Auswahl der Medien orientiert sich für den akademischen Bereich zuerst an den in der Bildungsstadt angebotenen Studienfächern und Forschungsbereichen. Sie geht aber darüber hinaus und nimmt das gesamte Angebot an akademischen Programmen und die Forschungsschwerpunkte auch außerhalb der Hochschulen als Basis, um einen umfassenden Erstbe-



Abb. 1: Katar, Nationalbibliothek, Planungsgrafik. Eröffnung: Herbst 2017
© Qatar National Library.

stand für die Nationalbibliothek zu erwerben. Die gleichen Themen werden populärwissenschaftlich ergänzt und mit anderen, allgemein im Land interessierenden Schwerpunkten (Falken, Pferde, Fußball, Kochen, Design) angereichert.

Die Integration der populären und wissenschaftlichen Sachbücher hat für Katar noch weitere positive Aspekte. Obwohl das Land in vielen Bereichen zweisprachig ist, verfügen nicht alle Menschen über ausreichende Fremdsprachenkenntnisse. Für diese Gruppe bietet die Bibliothek in der neuen Aufstellung sowohl die arabische wissenschaftliche Literatur als auch einfache englischsprachige Literatur zu einem Thema gemeinsam an, wobei letztere als Einführung und Lernmaterial für das Vokabular der mehr wissenschaftlichen Literatur genutzt werden kann.

Für die Zukunft erhofft man sich, dass von der Nutzung eines integrierten Bestands der Öffentlichen und Wissenschaftlichen Bibliothek im gesamten offenen Gebäude eine lebendige Atmosphäre durch die unterschiedlichen aber integrierten Sammlungsangebote entsteht. Ob dieser Erfolg eintritt, muss in drei bis vier Jahren analysiert werden.

4 Konvergenz vs. Aussonderung

Konvergenz ist auch im Bereich der Aussonderung ein aktuelles Thema. Die Bereinigung des Bestandes findet heute nicht mehr nur in Öffentlichen Bibliotheken, sondern regelmäßig in vielen Universitätsbibliotheken statt. In einer gemeinsamen Bibliothek muss eine differenzierte Vorgehensweise gefunden werden. Der Umsatz ist in Öffentlichen Bibliotheken ein entscheidender Leistungsindikator geworden, der mit anderen Öffentlichen Bibliotheken verglichen wird. Anders ist das bei einem integrierten Bestandsaufbau für unterschiedliche Funktionen. Wissenschaftliche Werke, die mit dem Forschungsbereich eines Lehrstuhls zusammenhängen, können nicht einfach ausgeschieden werden, wenn sie nicht länger benutzt werden oder die aktuelle Forschung andere Themen verlangt.

Die junge Bildungsstadt in Doha hat in 20 Jahren eine eigene Geschichte geschrieben, die sich in der Zukunft auch im Bibliotheksbestand rekonstruieren lassen sollte. Aufgrund des großen Gebäudes und der unterschiedlichen Funktionen plant die Nationalbibliothek den gemischten Gesamtbestand langfristig für das Land zu erhalten und nur Dubletten auszuschneiden, sodass andere Bibliotheken sich leichter von nicht aktuellem Bestand trennen können. Seltene Bücher und die wertvolle historische Sammlung der Nationalbibliothek von Katar mit ihren Handschriften und historischen Karten bleiben dauerhaft erhalten und werden durch die Art der Aufstellung – hinter Glas in hohen Regalvitruinen und speziellen Ausstellungsvitrinen – für jeden Besucher als kulturelles Erbe anschaulich präsentiert.

5 Die Integration der Dienstleistungen

Die Integration der Dienstleistungen ist eines der interessantesten Aspekte der Konvergenz von Wissenschaftlicher und Öffentlicher Bibliothek und kann auf einige erfolgreiche Versuche zurückschauen (Steinberg, 2008). Die Serviceleistung einer Universitätsbibliothek legt ihren Fokus auf eine solide Informationskompetenzvermittlung zu den wichtigen Datenbanken und den wissenschaftlichen Techniken des Forschens und Schreibens. Die Öffentliche Bibliothek vermittelt Informationskompetenz an Kinder, Jugendliche und Erwachsene in allen Bereichen der Literaturrecherche und der Literaturproduktion. Doch ganz allgemein überlappen sich diese Aktivitäten. Schulungen in Informationskompetenz sind zwischen wissenschaftlichen und öffentlichen Bibliotheksfunktionen austauschbar, wenn Hochschulen Abiturienten schulen und das gleiche Programm auch von Öffentlichen Bibliotheken in Städten ohne

Hochschulen genutzt werden kann (Lux & Sühl-Strohmenger, 2004, S. 68). Hochschulen organisieren heute Kinderuniversitäten und arbeiten eng mit Schulen zusammen – eine Domäne, die früher den Öffentlichen Bibliotheken überlassen blieb.

Andererseits hat der Zugang zum Internet den Öffentlichen Bibliotheken eine deutliche Verbesserung ihrer Auskunftskompetenz ermöglicht (Fachstelle Öffentliche Bibliotheken NRW, 2014). Bibliothekskataloge von Universitäten und digitalisierte Werke wie wertvolle Handschriften, Archivmaterialien oder internationale Datenbanken können dem Nutzer von der kleinsten Öffentlichen Bibliothek präsentiert werden. Dass dieser technische Wandel die Konvergenz zwischen dem wissenschaftlichen und dem öffentlichen Bibliothekswesen im Bereich der Dienstleistungen befördert, wird noch nicht genügend wahrgenommen. Vor allem müssen die entsprechenden Kompetenzen an die Bibliotheksmitarbeiter vermittelt werden, denn vom gelungenen integrierten Auskunftsdienst Öffentlicher und Wissenschaftlicher Bibliotheken profitieren die Kunden (Mattekat, 2002, S. 255).

In Katar haben mehrere Schulungen der Nationalbibliothek zum Thema „Wie arbeite ich wissenschaftlich?“ nicht nur die angesprochenen Studierenden, sondern auch Personen aus anderen Lebenszusammenhängen erreicht, auch Firmen und Ministerien schicken ihre Mitarbeiter. Die geplante Schreibwerkstatt der Nationalbibliothek wird nicht allein das wissenschaftliche Schreiben vermitteln, sondern sie wird auch das kreative Schreiben in ihr Programm aufnehmen. Der integrative Ansatz in den Dienstleistungen befördert in einem sich entwickelnden Land wie Katar, wo die entsprechenden Kompetenzen und Ressourcen der Bibliothek oft nicht bekannt sind, die verbesserte Wahrnehmung dieser Angebote und erschließt neue Nutzerkreise. In Zukunft wird auch der Makerspace der Nationalbibliothek Katar, mit dem 3D-Drucker, der Videoproduktion u. a. eine Serviceleistung sein, die Kinder, Studierende und Wissenschaftler gleichzeitig anspricht und trotzdem ein differenziertes Lern- und Aktionsniveau beibehält.

6 Fazit

Die angesprochenen Themen Bestandsangebot und Dienstleistungen sind nur ein Teil der in Katar entstehenden Konvergenz, zu der auch die Kompetenzen der Mitarbeiter gehören. Neben den spezialisierten Kenntnissen zum Urheberrecht und zu Lizenzen, zu Data Curation und Benutzerforschung müssen viele Erfahrungen und Kenntnisse aus den Wissenschaftlichen und Öffentlichen Bibliotheken ausgetauscht werden. Konvergenz besteht vor allem darin, von ande-

ren zu lernen und im eigenen Fachgebiet eine große Offenheit zu zeigen, sodass z. B. auch die Handschriftenexpertin eine Führung für Schulkinder durchführt und ihnen die Schönheit der Arabischen Kalligrafie erläutert. Die Konvergenz, die zwischen Nationalbibliothek, Universitätsbibliothek und Öffentlicher Bibliothek in Katar stattfindet, soll eine lebendige offene Bibliothek schaffen – in einer Architektur, die dafür als großer Marktplatz konzipiert wurde. Man wird sehen, ob dieses neue Konzept modellhaft umgesetzt werden kann oder ob die traditionellen Differenzierungen langfristig vorherrschen werden.

Literatur

- Fachstelle Öffentliche Bibliotheken NRW. (2014, 19. Februar). *Der Auskunftsdienst in der digitalen Welt*. Abgerufen von <https://oebib.wordpress.com/2014/02/19/der-auskunftsdienst-in-der-digitalen-welt/>
- Gerlach, A. (2002). Die Anhaltische Landesbücherei zwischen „Cranach-Bibel“ und Internet. *Bibliothek: Forschung und Praxis*, 26(3), 247–251. doi:10.1515/BFUP.2002.247
- Universitätsbibliothek (Humboldt-Universität zu Berlin). (2015). *Mit Kindern im Grimm-Zentrum* [Flyer]. Abgerufen von <https://www.ub.hu-berlin.de/shared/dokumente/standorte/jacob-und-wilhelm-grimm-zentrum/flyer-kinderstube-september-2015>
- Lux, C. & Al Ansari, A. (Hrsg.). (2012). *Qatar National Library: 50 years and beyond*. Doha: Qatar National Library.
- Lux, C. & Sühl-Strohmeier, W. (2004). *Teaching Library in Deutschland: Vermittlung von Informations- und Medienkompetenz als Kernaufgabe öffentlicher und wissenschaftlicher Bibliotheken* (BIT online/Innovativ, Bd. 9). Wiesbaden: Dinges & Frick.
- Mattekat, M. (2002). Stadt- und Landesbibliothek Potsdam – vielseitiges Spektrum – Kontinuität und Wandel. *Bibliothek: Forschung und Praxis*, 26(3), 251–256. doi:10.1515/BFUP.2002.251
- Qatar Digital Library. (o. J.). [Homepage]. Abgerufen von <http://www.qdl.qa/en>
- Qatar National Library. (2017). *Online-Resources*. Abgerufen von <http://www.qnl.qa/find-answers/online-resources>
- Rickum, B. (2016). *Städtische und gesellschaftliche Funktionen von Bibliotheken im Kontext von Metropolen* (Berliner Handreichungen zur Bibliotheks- und Informationswissenschaft, 405). Berlin: Institut für Bibliotheks- und Informationswissenschaft. Abgerufen von <http://edoc.hu-berlin.de/series/berliner-handreichungen/2016-405/PDF/405.pdf>
- Singapur. National Library Board. (2017). *General collections*. Abgerufen von <https://www.nlb.gov.sg/Research/GeneralCollections.aspx>
- Steinberg, J. (2008). *InfoDesk – Digitale Auskunft für Wissenschaftliche und Öffentliche Bibliotheken integriert unter einem Dach* [Power-Point-Präsentation, 97. Deutscher Bibliothekartag, Mannheim]. urn:nbn:de:0290-opus-5741
- Umlauf, K. (2012). Etatbedarf. In F. Schade & K. Umlauf (Hrsg.), *Handbuch Bestandsmanagement in Öffentlichen Bibliotheken* (S. 287–304). Berlin. De Gruyter Saur.

Alle Internetquellen wurden zuletzt am 10. 02. 2017 aufgerufen.



Publikationswesen

Peter Schirmbacher

Dimensionen des Forschungsdatenmanagements im digitalen Zeitalter

Abstract: Forschungsdaten als Ausgangspunkt und Ergebnis der wissenschaftlichen Arbeit gibt es, seit der Mensch Forschungen betreibt. Das Besondere der gegenwärtigen Situation ist, dass diese Forschungsdaten meistens digital vorliegen, sie in ihrem Umfang beträchtliche Ausmaße angenommen haben und uns in deutlich komplexerer Gestalt begegnen, als wir es von früher kannten. Der Artikel befasst sich mit den notwendigen Veränderungen des Datenmanagements im digitalen Zeitalter und systematisiert die Vielzahl von neuen Fragestellungen in den drei Dimensionen des Forschungsdatenmanagements: wissenschaftspolitisch, organisatorisch, technisch. Dabei werden deutlich mehr Fragen aufgeworfen als beantwortet, weil zum einen der gegenwärtige Erkenntnisstand noch sehr begrenzt ist und zum anderen eine größere Ausführlichkeit den Rahmen des Beitrages sprengen würde.

1 Einleitung

Es ist nicht zweifelsfrei nachweisbar, wer denn nun im deutschsprachigen Raum zuerst den Slogan: „Daten sind der Rohstoff des 21. Jahrhunderts“ benutzte. Die Äußerungen, jeweils im Umfeld der BitKom 2015 (Digitale Weiterbildung, 2015) und der CeBit 2016 (Bundeskanzlerin Merkel, 2016) getätigt, sollten ein zusätzlicher Anstoß zur Auseinandersetzung mit den sogenannten Big Data initiieren. Auf jeden Fall war es ein verspätetes Signal für Deutschland, den Umgang mit Daten noch mehr in den Mittelpunkt der Diskussionen sowohl in der Wirtschaft als auch in der Wissenschaft zu stellen als schon zuvor.

Big Data ist ein Buzzword der neueren Zeit, ohne das Informatiker und Informationswissenschaftler meinen, nicht mehr auskommen zu können. Letztlich soll zum Ausdruck gebracht werden, dass die Menge der Daten in der heutigen Zeit überdurchschnittlich steigt, zusätzlich durch eine besonders hohe Komplexität charakterisiert ist, als wenig strukturiert angesehen wird und in vielen Fällen sich durch Schnelllebigkeit beschreiben lässt (Big Data, 2013).

Eng verknüpft mit dem Begriff Big Data ist die digitale Erscheinungsform. Erst dadurch, dass die Daten digital vorliegen, lassen sich so extrem große Mengen an Daten durch den Menschen unter Zuhilfenahme von Computern

verwalten und ihre Komplexität beherrschen. Wir befinden uns also nach wie vor im Übergang vom analogen in das digitale Zeitalter, wobei ausdrücklich betont sei, dass damit die analoge „Welt“ nicht ersetzt wird, sondern eine Ergänzung und Erweiterung erfährt.

Betrachtet man diese vier Merkmale von Big Data als gegeben, so lässt sich unschwer erkennen, dass dies ein Phänomen in nahezu jedem gesellschaftlichen Bereich ist. In dem vorliegenden Beitrag soll es ausschließlich um Daten im Umfeld von Forschung und Wissenschaft gehen. Hier hat sich seit geraumer Zeit der Begriff der Forschungsdaten etabliert, wobei man die Forschungsdaten nicht unbedingt als eine 100 %ige Teilmenge von Big Data ansehen, sondern vielmehr ihre Spezifik im Sinne des Entstehungs- und Verwertungsprozesses betrachten sollte.

Unter digitalen Forschungsdaten verstehen wir alle digital vorliegenden Daten, die während des Forschungsprozesses entstehen oder ihr Ergebnis sind. Der Forschungsprozess umfasst dabei den gesamten Kreislauf von der Forschungsdatengenerierung, z. B. durch ein Experiment in den Naturwissenschaften, eine dokumentierte Beobachtung in einer Kulturwissenschaft oder eine empirische Studie in den Sozialwissenschaften, über die Bearbeitung und Analyse bis hin zur Publikation und Archivierung von Forschungsdaten. Digitale Forschungsdaten entstehen in allen Wissenschaftsdisziplinen und unter Anwendung verschiedener Methoden, abhängig von der Forschungsfrage. Dies hat zur Folge, dass sie in unterschiedlichen Medientypen, Aggregationsstufen und Datenformaten auftreten. (Kindling & Schirmbacher, 2013)

Forschungsdaten sind äußerst heterogen, weil sie sich spezifisch für das jeweilige Wissenschaftsgebiet darstellen. Das macht den Umgang mit den Forschungsdaten deutlich komplizierter und komplexer und fordert disziplinspezifische Lösungen.

Forschungsdaten sind jedoch in keiner Weise etwas Neues, auch wenn man heute manchmal beim Blick in die Literatur den Eindruck gewinnen könnte, als würde das Rad zum ersten Mal rund sein. Forschungsdaten waren seit jeher der Ausgangspunkt von Forschung und ebenso ein Resultat der Forschung. Der wesentliche Unterschied und damit die „Berechtigung“, sich mit dem Thema Management von Forschungsdaten gegenwärtig intensiv zu befassen, liegt vorrangig in der Tatsache begründet, dass wir es heute in der überwiegenden Zahl der Fälle nicht mit analogen Daten, sondern mit digitalen Daten zu tun haben. Hier fehlt es der Community jedoch mindestens in zweierlei Hinsicht an Erfahrung. Zum einen gibt es für den Umgang mit digital vorliegenden Daten nur unzureichende oder gar keine Standards und kein passendes Regelwerk für die Speicherung, die Aufbewahrung, das Wiederauffinden und das Bereitstellen der Daten und zum anderen stehen wir vor demselben Phänomen wie beim Management von Big Data. Weil die technischen Gegeben-

heiten es ermöglichen, haben wir deutlich mehr Daten mit wesentlich komplexeren Strukturen, die es zu verwalten gilt.

Die gegenwärtige weltweite intensive Beschäftigung mit digitalen Forschungsdaten ist in erster Linie der Tatsache geschuldet, dass die aus der Vergangenheit gewohnte Informationsinfrastruktur sich den Herausforderungen der digitalen Welt stellen muss, sich anpassen bzw. sich teilweise neu gestalten. Wie diese veränderte Form aussehen soll, wirft eine Vielzahl von Fragen auf. Der Beitrag versucht sie zu systematisieren. Dabei werden deutlich mehr Probleme aufgezeigt als Lösungsansätze dargestellt und diskutiert werden können. Das liegt zum einen am gegenwärtig noch begrenzten Erkenntnisstand und zum anderen am begrenzten Umfang eines Beitrages für einen Sammelband.

2 Dimensionen des Forschungsdatenmanagements

2.1 Vorbemerkungen

In einer größeren Zahl von Artikeln werden Aktivitäten der unterschiedlichsten Art von den jeweiligen Akteuren des Forschungsdatenmanagements (FDM) gefordert und so kommen Planungen, Projekte und Konzepte mit einer immensen Spannweite ans Tageslicht. Auf der einen Seite ist es die Absicht, einen weltumspannenden Service aufzubauen, und auf der anderen Seite geht es lediglich um den notwendigen Speicherplatz in einem universitären Rechenzentrum (Wissenschaftsgemeinschaft Gottfried Wilhelm Leibniz. Kommission Zukunft der Informationsinfrastruktur, 2011; Humboldt-Universität zu Berlin, 2014b; Van der Graaf & Waaijers, 2012).

Auch der Wissenschaftsrat der Bundesrepublik hat sich mit dieser Thematik befasst und seine Empfehlungen „Zur Weiterentwicklung der wissenschaftlichen Informationsinfrastrukturen in Deutschland bis 2020“ nach Empfängergruppen spezifiziert (2012, S. 10 ff.), die sich an einen Adressatenkreis richten, angefangen beim Bund und den Länderministerien bis hin zu den Wissenschaftlern. Dabei haben die aufgeworfenen Fragestellungen und Forderungen (hier natürlich als Empfehlungen formuliert) sehr unterschiedliche Tragweite. In der Soziologie würde man in diesem Zusammenhang von unterschiedlichen Ebenen der Auseinandersetzung sprechen und damit eine Makro-, Mikro- bzw. Mesoebene unterstellen. Das passt für die Organisation des FDMs jedoch nur zum Teil. Im Wesentlichen sind drei Gruppen von Fragestellungen zu sehen.

Das sind erstens Fragen, die einer wissenschaftspolitischen oder gesellschaftspolitischen Beantwortung bedürfen und somit sicher auf der Makroebene anzusiedeln wären. Zweitens sind es Fragen, die eine Verständigung verschiedener (Service-)Organisationen notwendig machen, um Zuständigkeiten und Verantwortlichkeiten zu regeln. Diese Fragegruppe könnte man der Mesebene zuordnen. Nur begrenzt passfähig wäre die Benutzung des Begriffes Mikroebene für die Gruppe von Fragen, die sich mit technischen Standards und Verfahren beschäftigen. Gemeinhin unterstellen die Soziologen, dass es sich bei der Mikroebene um die Beschäftigung mit dem Individuum und seinen unmittelbaren Wechselwirkungen zu anderen Individuen bzw. zur Umgebung handelt, wovon man beim Forschungsdatenmanagement zumindest nicht unmittelbar sprechen kann. Unverfänglicher ist da sicher die Nutzung des Begriffes „Dimension“.

2.2 Wissenschaftspolitische Dimension des Forschungsdatenmanagements

Our vision is a scientific e-infrastructure that supports seamless access, use, re-use, and trust of data. In a sense, the physical and technical infrastructure becomes invisible and the data themselves become the infrastructure – a valuable asset, on which science, technology, the economy and society can advance. (High Level Expert Group on Scientific Data, 2010)

Über die grundsätzliche Zielstellung, wie sie hier in einer durch die EU in Auftrag gegebenen Studie geäußert wird, besteht in der einschlägigen nationalen und internationalen Literatur Einigkeit (National Science Foundation, o.J.; Joint Information System Committee, 2016; Australian Research Council, 2015). Die Kommission Zukunft der Informationsinfrastruktur (KII) geht in ihrer Schrift „Gesamtkonzept für die Informationsinfrastruktur in Deutschland“ vom April 2011 jedoch noch weiter:

Gegenwärtig steigt die Menge der Forschungsdaten dramatisch an, die durch aufwändige Erhebungsverfahren und meist unter Einsatz erheblicher öffentlicher Mittel gewonnen werden. Sie sind als nationales Kulturgut anzusehen und sollten im Sinne einer hoheitlichen Aufgabe dauerhaft gesichert und der (Fach)Öffentlichkeit sowie zukünftigen (Forscher)Generationen zur Nachnutzung bereitgestellt werden. (Wissenschaftsgemeinschaft Gottfried Wilhelm Leibniz. Kommission Zukunft der Informationsinfrastruktur, 2011, S. B109)

Für die Kommission sind die Forschungsdaten als ein nationales Kulturgut anzusehen, dessen Sicherung eine hoheitliche Aufgabe des Staates darstellt. Die-

ser Ansicht kann man sich im Wesentlichen anschließen, wenn man den Umgang mit Forschungsdaten in etwa gleichsetzt mit dem Stellenwert einer wissenschaftlichen Publikation. Dabei sei ohne Zweifel anerkannt, dass der entscheidende Output des Forschungsprozesses nach wie vor in eine Veröffentlichung mündet. Die Bedeutung der Aufbewahrung und Bereitstellung von Forschungsdaten nimmt jedoch zu. Erkennt man das an, ergibt sich daraus eine wissenschaftspolitische Aufgabenstellung, deren Bewältigung grundsätzlicher Entscheidungen des Staates, der europäischen Kommission und darüber hinaus bedarf. Der Handlungsspielraum liegt in diesem Fall also vom Grundsatz her außerhalb der wissenschaftlichen Community, was als wesentliches Charakteristikum für die wissenschaftspolitische Dimension des Managements von Forschungsdaten angesehen werden kann. Es geht um die Gestaltung der gesellschaftlichen Rahmenbedingungen. Naturgemäß sind diese vorrangig politisch geprägt oder zumindest nur eingeschränkt durch die Forschenden selbst beeinflussbar. Im Wesentlichen lassen sich drei Problemkreise unterscheiden: Gestaltung einer Grundstruktur für das FDM, Schaffung der rechtlichen Rahmenbedingungen und Absicherung der finanziellen Notwendigkeiten.

2.2.1 Gestaltung einer Grundstruktur für das Forschungsdatenmanagement

Die entscheidende Frage ist in diesem Zusammenhang, ob die Wissenschaftspolitiker von Bund und Ländern ebenso bereit sind, Forschungsdaten als nationales Kulturgut zu verstehen und die daraus folgenden Konsequenzen entsprechend zu tragen. Der auf Empfehlung sowohl von KII als auch des Wissenschaftsrates (2012) im Herbst 2014 gebildete Rat für Informationsinfrastruktur (RfII) bekennt sich zwar nicht ausdrücklich dazu, lässt jedoch in seinem ersten Empfehlungspapier „Leistung aus Vielfalt“ (2016) keine Zweifel, diese Frage positiv zu beantworten. Er schlägt vor, eine nationale Forschungsdateninfrastruktur (NFDI) aufzubauen und schreibt dazu:

Diese Nationale Forschungsdateninfrastruktur (NFDI) sollte die Form eines Netzwerkes haben, disziplinen- bzw. communityübergreifend angelegt sein und sowohl die existierenden großen Informationseinrichtungen als auch die nationale Ebene der ESFRI-Projekte und die Repositorien weiterer, in ihren Bedarfen hinreichend homogener Nutzergruppen einbinden. Als Verbund muss die NFDI eine auf Handlungsfähigkeit und die Steuerung von Entwicklungen (hier zunächst: eines Transitionsprozesses) ausgelegte Governance besitzen. (Rat für Informationsinfrastrukturen, 2016, S. 40)

Festzulegen sind auf dieser Ebene der gestaltenden Entscheidungsprozesse Verantwortlichkeiten im Sinne von möglichen Sammelaufträgen und Verfahrensweisen des Zusammenwirkens von Ländern, Bund, EU und darüber

hinaus. Der RfII nennt dies die Spannungsfelder in einem lernenden System mit verschiedenen Akteuren und führt Punkte an wie (Rat für Informationsinfrastrukturen, 2016, S. 11):

- „Projektförderung vs. Institutionalisierung
- Top down vs. bottom up koordinierte Prozesse
- Open Data vs. Datensouveränität zur Eigenforschung (Kooperation vs. Konkurrenz)
- Disziplinäre bzw. institutionenspezifische Lösungen vs. übergreifende Dienste
- Datenschutz vs. Forschungsfreiheit
- Staatliche Förderung vs. privatwirtschaftliches Engagement
- Infrastrukturleistungen behördlicher Art vs. Angebote von Großforschungs- oder Hochschuleinrichtungen
- Investitionen in Infrastrukturen vs. Investitionen in Köpfe
- Nationale Aktivitäten vs. europäisches und globales Umfeld“

Die wissenschaftspolitische Dimension beschränkt sich nicht ausschließlich auf Länder- Bundes- oder EU-Ebene, sondern umfasst in gleicher Weise Fragestellungen, die sich auf Hochschulleitungen bzw. Leitungen von außeruniversitären Forschungseinrichtungen beziehen. So hat sich insbesondere die Kommission „Digitale Infrastrukturen“ der Hochschulrektorenkonferenz (HRK) sehr intensiv mit dem Thema FDM auseinandergesetzt und entsprechende Empfehlungen für die Hochschulen erarbeitet (Hochschulrektorenkonferenz, 2014; Hochschulrektorenkonferenz, 2015). Sechs Schwerpunkte stehen dabei im Mittelpunkt:

- Orientierung geben
- Datenkultur stärken und Anreize schaffen
- Strategie entwickeln
- Umsetzung organisieren
- Infrastrukturen ausbauen
- Kompetenzen weiterentwickeln

Die drei ersten Punkte tragen dabei strategischen Charakter und bedürfen des tatkräftigen Einsatzes der jeweiligen Hochschulleitungen, wobei die drei dann folgenden Punkte etwas mehr die gestalterischen Komponenten unterstreichen und somit mehr der organisatorischen Dimension anzurechnen wären.

2.2.2 Schaffung der rechtlichen Rahmenbedingungen

Außerhalb der unmittelbaren Einflussmöglichkeiten der Forschenden liegt eine Vielzahl von rechtlichen Fragen. Sie betreffen in erster Linie das

Urheberrecht, das Leistungsschutzrecht, das Vertragsrecht und das Wissenschaftsrecht. Notwendig ist eine gründliche Bearbeitung unter nationalen und internationalen Gesichtspunkten, um vor allem Rechtssicherheit für die handelnden Personen zu bekommen. Das Feld der Problemstellungen ist extrem breit. Es beginnt bei der Frage, ob Forschungsdaten überhaupt ein urheberrechtlich schützenswertes Gut sind, und reicht über den Datenschutz bis zur Gestaltung der Zusammenarbeit zwischen Institutionen mehrerer Bundesländer bzw. über Ländergrenzen hinweg. Welche Rechte erwirbt zum Beispiel der Betreiber eines Forschungsdatenrepositoriums an den Daten. Wie muss demzufolge die vertragliche Gestaltung zwischen einem Datenlieferanten und einem Betreiber ausgefüllt sein. Für diese und weitere Fragen gibt es bisher kaum Antworten. Sie werden jedoch dringend benötigt und stellen zweifelsfrei einen wesentlichen Teil der Rahmenbedingungen für das Management von Forschungsdaten dar.

2.2.3 Absicherung der finanziellen Notwendigkeiten

In einer Phase des Wandels des Wissenschaftsprozesses vom analogen Umgang mit Forschungsdaten zur Erzeugung, Speicherung und der Bereitstellung zur weiteren Nutzung auf digitaler Grundlage bedarf es auch eines Umdenkens bei der finanziellen Absicherung des Prozesses. Es sind teilweise völlig neue Strukturen aufzubauen, ohne die bisherigen Strukturen zu vernachlässigen. Das verlangt zunächst einen deutlich höheren finanziellen Einsatz, der sich erst nach einer Aufbauphase reduzieren wird.

Aufbauphase: Investitionen für den Aufbau und die Erneuerung geeigneter Forschungsdaten-Infrastrukturen für alle Fachdisziplinen (derzeitiger IT-System- und Daten-Migrationszyklus liegt bei ca. 6 Jahren)

Betriebsphase: Dauerhafte Bereitstellung der Betriebskosten für die Datenbereitstellung und Datenpflege in allen Fachdisziplinen

Angebot flankierender Förderprogramme für Forschungs- und Entwicklungsprojekte beispielsweise für generische Lösungen oder für Standards und Vorgehensmodelle

Bereitstellung von pauschalen Mitteln (Datenpauschale), um die Sicherung der in den jeweiligen Forschungsprojekten entstandenen Daten durch Dritte zu finanzieren und ihre möglichst kostenfreie Zugänglichkeit zu gewährleisten. (Wissenschaftsgemeinschaft Gottfried Wilhelm Leibniz. Kommission Zukunft der Informationsinfrastruktur, 2011, S. 52)

Neben der zusätzlichen Bereitstellung von investiven und konsumtiven Mitteln für Betriebskosten und Personal gilt es, die bisherigen Wege der Zusammenarbeit auf nationaler und internationaler Ebene einer Prüfung zu unterziehen.

Es ist zu hinterfragen, ob die gegenwärtigen Geschäftsmodelle, die im Wesentlichen eine kostenfreie Bereitstellung von Serviceleistungen unterstellen, weiterhin tragfähig sind. Die Intensität der Zusammenarbeit der Forschenden auf lokaler, regionaler, nationaler und internationaler Ebene hat in den letzten Jahren, insbesondere durch die digitalen Technologien, eine völlig neue Größenordnung erreicht. Die Frage nach der Übernahme der anfallenden Kosten sowohl für die Infrastruktur als auch für den darauf angebotenen Service ist also durchaus berechtigt. Denkbar wären sehr unterschiedliche Geschäftsmodelle allein für Deutschland, wobei die nachfolgende Aufzählung keinen Anspruch auf Vollständigkeit erhebt:

- Die Kosten werden vollständig von Bund und den Ländern getragen.
- Die Kosten sind vollständig durch die betreibende Einrichtung abzudecken.
- Die Kosten werden durch eine Umlage gemeinschaftlich getragen.
- Die Kosten sind auf die „Verursacher“ (die Forschenden) umzulegen.
- Die Kosten werden durch die Nutzenden übernommen.

Um nicht falsch verstanden zu werden, sei an dieser Stelle deutlich betont, dass der Autor dieses Beitrages sehr wohl für eine kostenlose Bereitstellung von entsprechenden Services plädiert. Dies ist jedoch im Einklang mit der ebenso wichtigen Gewährung der Nachhaltigkeit zu sehen.

2.3 Organisatorische Dimension des Forschungsdatenmanagements

Die organisatorische Dimension zeichnet sich dadurch aus, dass sie das Zusammenwirken der jeweils Beteiligten am FDM betrachtet. Es läuft hinaus auf die grundsätzliche Frage: Welche Strukturen sind zu schaffen und wie kann eine entsprechende Arbeitsteilung zwischen den Infrastruktureinrichtungen zum einen und den Forschenden und dem Servicepersonal zum anderen effizient gestaltet werden?

2.3.1 Servicestrukturen

Die Schaffung von Servicestrukturen stellt sich meist als ein generischer Prozess dar, der in vielen Fällen durch das Engagement der beteiligten Forschenden oder des jeweiligen Servicepersonals geprägt wird. Selten ist ein Top-down-Ansatz zu beobachten, sondern die Entwicklung und der Betrieb von

zum Beispiel Forschungsdatenrepositorien (FDR) sind durch Bottom-up-Prozesse geprägt. Anders als bei der Mehrzahl der Publikationsrepositorien, die meist institutionellen Charakter tragen, handelt es sich bei FDR um Community gesteuerte Aktivitäten. Das hat den Vorteil, dass sie stark durch die praktischen Anforderungen bestimmt sind, aber den Nachteil, dass eine institutionelle Verankerung und damit die Nachhaltigkeit weniger im Fokus stehen.

Der Aufbau von Servicestrukturen ist zwar auf die einzelne Infrastruktureinrichtung bezogen zunächst ein lokaler Prozess, der jedoch jeweils eine internationale, nationale und regionale Betrachtung erfordert, um eine im wissenschaftlichen Gesamtzusammenhang stehende Einordnung zu erfahren. Es würde den Umfang dieses Beitrages sprengen, an dieser Stelle weiter ins Detail zu gehen.

2.3.2 Policies zum Forschungsdatenmanagement

Zur organisatorischen Dimension des FDMs sind die Auseinandersetzung und letztlich die Beschlussfassung von Policies für den Umgang mit Forschungsdaten, im Sinne von Leitlinien des Handelns, zu zählen. Die entsprechende Policy der Humboldt-Universität zu Berlin (2014a), die für eine ganze Reihe von Forschungseinrichtungen in Deutschland beispielgebend war, gibt Antworten auf folgende Fragen:

- Wer trägt die Verantwortung für den Umgang mit Forschungsdaten im Rahmen eines Forschungsvorhabens?
- In welcher Form bereitet man Forschungsdaten auf?
- Wer bestimmt den Zeitpunkt und die rechtlichen Rahmenbedingungen für die Veröffentlichung der Forschungsdaten?
- Wo und wie lange sollten die Forschungsdaten eines Forschungsvorhabens aufbewahrt werden?
- Wozu verpflichtet sich die Humboldt-Universität in diesem Zusammenhang?

In diesem Sinne erfüllt eine Policy zum einen das Ziel, den Forschenden der jeweiligen Wissenschaftseinrichtung eine Grundorientierung für den Umgang mit Forschungsdaten zu geben und zum anderen allen Außenstehenden zu vermitteln, dass es innerhalb der Forschungseinrichtung eine bewusste Auseinandersetzung zum Thema Forschungsdaten gegeben hat und weiterhin gibt.

In den vergangenen Jahren ist eine Vielzahl von Schriften sowohl zu Grundaussagen von Policies als auch zu ihrer Gestaltung erschienen. Es sei an dieser Stelle darauf verwiesen und auf eine Diskussion verzichtet (ANDS, o. J.; Rücknagel, 2015; Green, Macdonald & Rice, 2015).

2.3.3 Interne Strategie und Anreizsysteme

Mit einer Policy bekennt sich eine Forschungseinrichtung zu einer Strategie im Umgang mit Forschungsdaten. In vielen Fällen gibt die Policy jedoch nur die Grundzüge für das Management vor, sodass detailliertere Aussagen im Sinne von Handlungsanweisungen benötigt werden (Humboldt-Universität zu Berlin, 2014b). Wichtig ist es, an dieser Stelle deutlich zu machen, wo und durch wen die Forschenden Hilfestellungen bei der Bewältigung der vielfältigen Aktivitäten zu erwarten haben. Die HRK-Empfehlungen (Hochschulrektorenkonferenz, 2015) beschreiben in diesem Zusammenhang zum Beispiel Szenarien des FDMs und reagieren damit auf den unterschiedlichen Charakter der unterschiedlichen Forschungsprozesse, den Bogen vom Promotionsvorhaben bis zur Forschung in Kooperation mit der Industrie spannend.

Darüber hinaus bedarf es der Festlegung finanzieller Rahmenbedingungen innerhalb der Forschungseinrichtung und einer Prioritätensetzung für mögliche interne Anreizsysteme. Auf diese Weise sollen die Wege zur Umsetzung der Strategie des FDMs sichtbar, die Realisierbarkeit unterstrichen und die Motivation der Forschenden in die gewünschten Bahnen gelenkt werden.

2.4 Technische Dimension des Forschungsdatenmanagements

Die technische Dimension des FDMs ist recht vielschichtig und im Rahmen dieses Beitrages nur begrenzt darstellbar. Im Wesentlichen gilt es zu unterscheiden zwischen:

- den Anforderungen an die Forschungsdaten und den Umgang mit ihnen
- den Anforderungen an die Metadaten über die Forschungsdaten und den sie erzeugenden Forschungsprozessen und
- den Anforderungen an die Aufbewahrung, Speicherung und Bereitstellung der Forschungsdaten (in der Mehrzahl der Fälle in einem Repository)

2.4.1 Anforderungen an die Daten und den Umgang mit ihnen

Die nationalen und internationalen Forschungsförderinstitutionen verweisen an dieser Stelle in ihren Papieren sehr gern auf die Einhaltung von Standards und Regelungen der jeweiligen Community, wie zum Beispiel die DFG:

Wesentlich ist die Einhaltung von Standards. Entsprechende Regelungen sind von den Wissenschaftlern in Kooperation mit Informationsspezialisten zu treffen. Hier sind vor allem auch internationale Regelungen zu berücksichtigen, damit die Kompatibilität auch international gewährleistet ist. (Deutsche Forschungsgemeinschaft. Unterausschuss für Informationsmanagement, 2009)

Sucht man jedoch nach den Standards und Regelungen, so wird man nur in sehr wenigen Fachgebieten wirklich fündig. In der Mehrzahl der Fälle steht man am Anfang eines Diskussions- und Lernprozesses, sodass zunächst recht allgemein gehaltene Vorgaben die einzige Orientierung darstellen. Lee, Strong, Kahn und Wang (2002) unterscheiden vier Kategorien von Informationsqualität (IQ), in dem sie Intrinsic IQ, Contextual IQ, Representational IQ und Accessibility IQ näher ausführen und dabei auf die Grundlagen einer seriösen wissenschaftlichen Arbeitsweise abheben. Im Mittelpunkt stehen allgemeine Anforderungen wie Exaktheit, Konsistenz, Korrektheit, Glaubwürdigkeit, Verlässlichkeit, Objektivität, Mehrwert, Relevanz, Vollständigkeit, Aktualität, Angemessenheit, Verständlichkeit, Interpretierbarkeit, Prägnanz, Zugänglichkeit, Verfügbarkeit des Systems, Funktionen und Operationen, Bedienbarkeit, System- und Datensicherheit. Ohne Zweifel haben alle diese Anforderungen ihre Berechtigung. Versucht man jedoch, etwas mehr den technischen Aspekt der Diskussion zur Entwicklung von Standards in den Fokus zu rücken, so gewinnt die Nähe der Datenveröffentlichung zu einer klassischen Textpublikation an Relevanz. Folgende Anforderungen sehen dabei Schirnbacher und Müller (2009):

- Zugänglichkeit
- Nachhaltigkeit
- Nachvollziehbarkeit
- Authentizität
- Qualitätssicherung
- Bewertung
- Geschwindigkeit
- Vollständigkeit

Eine ausführliche Erläuterung dieser Kriterien und die praxisrelevanten Konsequenzen daraus finden sich in der angegebenen Literaturquelle. Mit diesen Kriterien kommt man allerdings nicht automatisch zu Standards, denn sie stellen nur potenzielle Eckdaten dar. Es bedarf dazu einer detaillierten Auseinandersetzung in der jeweiligen Community, wie man sie zum Beispiel bei Jensen (2012) finden kann.

2.4.2 Anforderungen an die Metadaten über Forschungsdaten und die sie erzeugenden Forschungsprozesse

Forschungsdaten haben im Wesentlichen die vier Funktionen:

- Nachweisinstrument für die erbrachte Forschung
- Grundlage für die Kommunikation und Diskussion innerhalb der Forschercommunity

- Basis für die Anerkennung in der Community (zumindest in ausgewählten Wissenschaftsdisziplinen)
- Nachnutzung durch andere Forschende¹

Diese Funktionen, jede für sich mit entsprechender Tragweite, können jedoch nur zur Wirkung kommen, wenn eine Beschreibung der Forschungsdaten adäquat durch Metadaten erfolgt. Je detaillierter und aussagekräftiger dies erfolgt, je mehr werden die Forschungsdaten zu einem anerkannten Gegenstand der Auseinandersetzung innerhalb der Forschercommunity. Es existiert gegenwärtig noch kein allgemeingültiger Metadatenstandard für Forschungsdaten und wahrscheinlich wird es ihn auch künftig nur jeweils bezogen auf das Fachgebiet bzw. die Untersuchungsmethode geben, weil anders als bei einer traditionellen wissenschaftlichen Publikation die Forschungsdaten heterogen und deutlich komplexer sind. Die Ergebnisse der doch recht zahlreichen Befragungen in der letzten Zeit belegen dies sehr deutlich (Umfragen zum Umgang mit Forschungsdaten, o. J.; Kindling, Schirmbacher & Simukovic, 2013; Paul-Stüve, Rasch & Lorenz, 2015). Das Dublin Core Metadata Set ist für Forschungsdaten nur bedingt geeignet, weil sich insbesondere der Charakter des Entstehungsprozesses der Forschungsdaten nur unzureichend abbilden lässt.

In der einschlägigen Fachliteratur (Jensen, Katsanidou & Zenk-Möltgen, 2011; Digital Curation Centre, 2004–2017; Farnel & Shiri, 2014) unterscheidet man im Allgemeinen vier Hauptgruppen von Metadaten, die hier nur in einem groben Überblick dargestellt werden können:

- Deskriptive Metadaten
dienen der inhaltlichen Beschreibung der Forschungsdaten und sind somit Voraussetzung für ein thematisch orientiertes Auffinden.
- Strukturelle Metadaten
beschreiben den Prozess der Gewinnung der Forschungsdaten, um den Nutzenden über das entsprechende Verfahren und seine Randbedingungen zu informieren.
- Administrative Metadaten
klären die Randbedingungen für den Umgang mit Forschungsdaten. Unter anderem enthalten sie die notwendigen Informationen zum Rechtemanagement und geben Auskunft zur Provenance.

¹ Es würde innerhalb dieses Artikels zu weit führen, diese Funktionen näher zu erläutern. Sie wurden im Rahmen der Vorlesung „Ausgewählte Aspekte digitaler Informationsversorgung“ am Institut für Bibliotheks- und Informationswissenschaft der Humboldt-Universität zu Berlin erarbeitet.

- Technische Metadaten
umfassen alle technischen Parameter der jeweiligen Dateien und sollen so die Gewähr bieten, dass man aufgefundene Forschungsdaten auch weiter verarbeiten kann.

2.4.3 Anforderungen an die Aufbewahrung, Speicherung und Bereitstellung der Forschungsdaten

In der Mehrzahl der Fälle werden Forschungsdaten in einem Repository aufbewahrt. Es unterscheidet sich in erster Linie von einem reinen Dateisystem mit angemessener Ordnerstruktur dadurch, dass der verantwortliche Betreiber den Nutzerinnen und Nutzern, wobei darunter sowohl die die Daten einspeisenden Forschenden als auch die Suchenden zu verstehen sind, spezielle Services zur Verfügung stellt, die einzelne Arbeitsgänge erleichtern sollen. So findet man vielfach Eingabemasken, Verwaltungstools, spezielle Suchmaschinen u. ä.

Es existieren sehr unterschiedliche Repositorien, deren Charakter in der Regel durch den Sammelauftrag bestimmt wird. Pampel, Goebelbecker und Vierkant (2012) unterscheiden fünf Typen:

- Disziplinäre Forschungsdaten-Repositorien
- Institutionelle Forschungsdaten-Repositorien
- Projektspezifische Forschungsdaten-Repositorien
- Multidisziplinäre Forschungsdaten-Repositorien
- Portale, die verteilte Datensammlungen zugänglich machen

Bei re3data.org findet sich ein Verzeichnis der weltweit agierenden Forschungsdatenrepositorien. Im Dezember 2016 waren nahezu 1 800 Repositorien gelistet. Die Anforderungen an solche FDR sind äußerst vielschichtig. Re3data gruppiert sie in sieben Aspekte:

- Allgemeine Informationen
- Services
- Policies
- Rechtliche Fragen
- Technische Standards
- Metadatenstandards
- Qualitätsstandards

Mit dem Data Seal of Approval (o. J.) gibt es eine Leitlinie mit 16 Anforderungen an die Gestaltung von FDR.

3 Zusammenfassung

Die drei Dimensionen des FDMs sollen die Diskussion von Themenschwerpunkten erleichtern und klarer als bisher darstellen, welche Zielgruppe sich durch die Fragestellungen angesprochen fühlen sollte und wo die entsprechenden Verantwortlichkeiten liegen. Natürlich wird bei einer Detailbetrachtung deutlich, dass die Grenzen zwischen den Dimensionen keine scharfen Trennlinien verkörpern, sondern schwimmend verlaufen, was insbesondere beim Übergang von der wissenschaftspolitischen Dimension zur organisatorischen Dimension nicht zu übersehen ist.

Das FDM wird gegenwärtig national und international sehr intensiv diskutiert. Es gibt eine entsprechende Arbeitsgruppe innerhalb der Deutschen Initiative für Netzwerkinformation (DINI) für Deutschland, mit ANDS (Australian National Data Service) eine Organisation in Australien, um nur zwei Beispiele zu nennen, und mit der Research Data Alliance ein weltweit agierendes Gremium. Diese Initiativen beschäftigen sich jeweils mit vielen der aufgeführten Fragestellungen und streben nach geeigneten Lösungsmöglichkeiten. Es ist das Ziel des Beitrages, in dieser Auseinandersetzung eine Systematik vorzuschlagen, die eine Weitergabe erreichter Ergebnisse deutlich erleichtern könnte und vor allem eine bessere Vergleichbarkeit gestatten würde.

Kommt man zurück zu den eingangs erwähnten Big Data, so sollte deutlich geworden sein, dass die Gemeinsamkeiten mit Forschungsdaten differenziert zu sehen sind. Innerhalb der technischen Dimension sind die Fragestellungen sehr ähnlich, weil die Anforderungen an die Daten, ihre Metadaten und ihre Aufbewahrung einander gleichen. Deutlich wird dies auch in den teilweise identischen Methoden zur Analyse der Daten, worauf jedoch in diesem Beitrag nicht eingegangen werden konnte.

Nicht ganz so groß sind die Schnittmengen bei der organisatorischen Dimension. FDM erwartet eine spezielle Infrastruktur, die disziplinspezifische Elemente berücksichtigt und insbesondere die Nachnutzung erleichtern soll. Natürlich gibt es ebenso im Bereich von Big Data Datenzentren, bei denen die Aufbewahrung der Daten jedoch wesentlich mehr im Mittelpunkt steht als der Service für die Community. Das ist sicher sehr stark verallgemeinert und hält einem Vergleich im Detail nicht immer stand. Nach dem Verständnis des Autors gibt es die größten Unterschiede bei den Fragestellungen im Rahmen der wissenschaftspolitischen Dimension. Forschungsdaten dienen dem Nachweis der erbrachten wissenschaftlichen Leistung und dienen der Nachnutzung bzw. Fortführung der Forschung, um nur zwei Funktionen von Forschungsdaten an dieser Stelle zu wiederholen. Sie werden als bewahrenswertes Kulturgut verstanden und sollten somit im Fokus des Staates stehen. Big Data können für

sich zumindest in ihrer Breite diesen Anspruch nicht erheben. Sie haben in der Gesellschaft berechtigterweise ihre Anerkennung in vielen Bereichen gefunden und gemeinsam mit neueren Methoden der Data Analytics zu beachtenswerten Ergebnissen geführt. In der Mehrzahl der Fälle stehen jedoch deutlich mehr privatwirtschaftliche Interessen im Vordergrund als gesamtgesellschaftliche. Das soll nicht als eine Geringschätzung von Big Data verstanden werden, sondern lediglich als ein Unterschied zu Forschungsdaten.

Zusammenfassend lässt sich ohne jeden Zweifel feststellen, dass in der Beschäftigung mit digital vorliegenden Daten ein immenses Potenzial steckt, das es auszuschöpfen gilt.

Literatur

- Australian National Data Service (ANDS). (o.J.). *Data management policy*. Abgerufen von <http://ands.org.au/datamanagement/policy.html>
- Australian Research Council. (2015). *Research data management*. Abgerufen von <http://www.arc.gov.au/research-data-management>
- Big Data. (2013). In *Informatiklexikon*. Abgerufen von <https://www.gi.de/service/informatiklexikon/detailansicht/article/big-data.html>
- Bundeskanzlerin Merkel: Daten sind die Rohstoffe des 21. Jahrhunderts. (2016, 12. März). *CBIT News*. Abgerufen von <http://www.cebit.de/de/news/bundeskanzlerin-merkel-daten-sind-die-rohstoffe-des-21-jahrhunderts.xhtml>
- Data Seal of Approval. (o.J.). [Homepage]. Abgerufen von <http://www.datasealofapproval.org/en/>
- Deutsche Forschungsgemeinschaft. Unterausschuss für Informationsmanagement. (2009, Januar). *Empfehlungen zur gesicherten Aufbewahrung und Bereitstellung digitaler Forschungsprimärdaten*. Abgerufen von http://www.dfg.de/download/pdf/foerderung/programme/lis/ua_inf_empfehlungen_200901.pdf
- Digital Curation Centre. (2004–2017). *List of Metadata Standards*. Abgerufen von <http://www.dcc.ac.uk/resources/metadata-standards/list>
- Digitale Weiterbildung: Mittelstand sieht Nachholbedarf bei der Datenanalyse. (2015, 23. November). *Cebra*. Abgerufen von <https://www.cebra.biz/news/praxis/23-11-2015-mittelstand-sieht-nachholbedarf-bei-der-datenanalyse/408488/>
- Farnel, S. & Shiri, A. (2014). Metadata for research data: Current practices and trends. In *Proceedings of the International Conference on Dublin Core and Metadata Applications 2014*. Abgerufen von <http://dcpapers.dublincore.org/pubs/article/viewFile/3714/1937>
- Green, A., Macdonald, S. & Rice, R. (2009, Mai). *Policy-making for research data in repositories: A guide data share* (version 1.2). Abgerufen von <http://www.disc-uk.org/docs/guide.pdf>
- High Level Expert Group on Scientific Data. (2010, Oktober). *Riding the wave: How Europe can gain from the rising tide of scientific data; Final report of the High Level Expert Group on Scientific Data, October 2010*. Abgerufen von http://ec.europa.eu/information_society/newsroom/cf/itemlongdetail.cfm?item_id=6204

- Hochschulrektorenkonferenz. (2014). *Management von Forschungsdaten: Eine zentrale strategische Herausforderung für Hochschulleitungen; Empfehlung der 16. Mitgliederversammlung der HRK am 13. Mai 2014 in Frankfurt am Main*. Abgerufen von https://www.hrk.de/uploads/tx_szconvention/HRK_Empfehlung_Forschungsdaten_13052014_01.pdf
- Hochschulrektorenkonferenz. (2015). *Wie Hochschulleitungen die Entwicklung des Forschungsdatenmanagements steuern können: Orientierungspfade, Handlungsoptionen, Szenarien; Empfehlung der 19. Mitgliederversammlung der HRK am 10. November 2015 in Kiel*. Abgerufen von https://www.hrk.de/uploads/tx_szconvention/Empfehlung_Forschungsdatenmanagement__final_Stand_11.11.2015.pdf
- Humboldt-Universität zu Berlin. (2014a, 8. Juli). *Forschungsdaten-Policy: Grundsätze zum Umgang mit Forschungsdaten an der Humboldt-Universität zu Berlin (Forschungsdaten-Policy) vom 8. Juli 2014*. Abgerufen von <https://www.cms.hu-berlin.de/de/dl/dataman/infos/policy>
- Humboldt-Universität zu Berlin. (2014b, 21. Juli). *Handlungsempfehlungen in Ergänzung zu den Grundsätzen zum Umgang mit Forschungsdaten an der Humboldt-Universität zu Berlin (Version 1.3)*. Abgerufen von <https://www.cms.hu-berlin.de/de/dl/dataman/infos/policy/guidelines/guidelines>
- Jensen, U. (2012). *Leitlinien zum Management von Forschungsdaten: Sozialwissenschaftliche Umfragedaten* (GESIS-Technical Reports, 2012,07). Köln: GESIS – Leibniz-Institut für Sozialwissenschaften. Abgerufen von http://www.gesis.org/fileadmin/upload/forschung/publikationen/gesis_reihen/gesis_methodenberichte/2012/TechnicalReport_2012-07.pdf
- Jensen, U., Katsanidou, A. & Zenk-Möltgen, W. (2011). Metadaten und Standards. In S. Büttner, H.-C. Hobohm & L. Müller (Hrsg.), *Handbuch Forschungsdatenmanagement*. Bad Honnef: Bock + Herchen. urn:nbn:de:kobv:525-opus-2412
- Joint Information System Committee. (2016, 11. April). *Managing research data in your institution*. Abgerufen von <https://www.jisc.ac.uk/guides/research-data-management>
- Kindling, M. & Schirmbacher, P. (2013) Die digitale Forschungswelt als Gegenstand der Forschung. *Information, Wissenschaft & Praxis*, 64(2/3), 127–136. doi:10.1515/iwpp-2013-0017
- Kindling, M., Schirmbacher, P. & Simukovic, E. (2013). Forschungsdatenmanagement an Hochschulen: Das Beispiel der Humboldt-Universität zu Berlin. *LIBREAS. Library Ideas*, 23. urn:nbn:de:kobv:11-100212700
- Lee, Y. W., Strong, D. M., Kahn, B. K. & Wang, R. D. (2002). AIMQ: A methodology for information quality assessment. *Information & Management*, 40(2), 133–146. doi:10.1016/S0378-7206(02)00043-5
- National Science Foundation. (o. J.). *Dissemination and sharing of research results*. Abgerufen von <https://www.nsf.gov/bfa/dias/policy/dmp.jsp>
- Pampel, H., Goebelbecker, H.-J. & Vierkant, P. (2012). re3data.org: Aufbau eines Verzeichnisses von Forschungsdaten-Repositories; Ein Werkstattbericht. In B. Mittermaier (Hrsg.), *Vernetztes Wissen: Daten, Menschen, Systeme* (S. 61–73). Jülich: Verlag des Forschungszentrums Jülich. <http://hdl.handle.net/2128/4699>
- Paul-Stüve, T., Rasch, G. & Lorenz, S. (2015). *Ergebnisse der Umfrage zum Umgang mit digitalen Forschungsdaten der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel* (2014). Zenodo. Abgerufen von <http://www.uni-kiel.de/vfu/de/forschungsdatenmanagement/umfrage-zum-umgang-mit-forschungsdaten>

- Rat für Informationsinfrastrukturen. (2016). *Leistung aus Vielfalt: Empfehlungen zu Strukturen, Prozessen und Finanzierung des Forschungsdatenmanagements in Deutschland*. Göttingen: RfII. Abgerufen von <http://www.rfii.de/?wpdmdl=1998>
- re3data.org. (o. J.) *Registry of Research Data Repositories*. [Homepage]. Abgerufen von <http://www.re3data.org>
- Rücknagel, J. (2015). *Policies von Forschungsdatenrepositorien: Eine Analyse*. Nicht veröffentlichte Masterarbeit, Humboldt-Universität zu Berlin.
- Schirnbacher, P. & Müller, U. (2009). *Das wissenschaftliche Publizieren: Stand und Perspektiven*. Abgerufen von <http://edoc.hu-berlin.de/cmsj/32/schirnbacher-peter-7/PDF/schirnbacher.pdf>
- Umfragen zum Umgang mit Forschungsdaten an wissenschaftlichen Institutionen. (o. J.). In *forschungsdaten.org*. Abgerufen von http://www.forschungsdaten.org/index.php/Umfragen_zum_Umgang_mit_Forschungsdaten_an_wissenschaftlichen_Institutionen
- Van der Graaf, M. & Waaijers, L. (2012). *A surfboard for riding the wave: Towards a four country action programme on research data; A knowledge exchange report* (2nd ed.). Abgerufen von <http://www.knowledge-exchange.info/surfboard>
- Wissenschaftsgemeinschaft Gottfried Wilhelm Leibniz. Kommission Zukunft der Informationsinfrastruktur. (2011, April). *Gesamtkonzept für die Informationsinfrastruktur in Deutschland: Empfehlungen der Kommission Zukunft der Informationsinfrastruktur im Auftrag der Gemeinsamen Wissenschaftskonferenz des Bundes und der Länder*. Berlin: Wissenschaftsgemeinschaft Gottfried Wilhelm Leibniz. Abgerufen von http://www.leibniz-gemeinschaft.de/fileadmin/user_upload/downloads/Infrastruktur/KII_Gesamtkonzept.pdf
- Wissenschaftsrat. (2012). *Empfehlungen zur Weiterentwicklung der wissenschaftlichen Informationsinfrastrukturen in Deutschland bis 2020* (Drs. 2359–12). Berlin. Abgerufen von <http://www.wissenschaftsrat.de/download/archiv/2359-12.pdf>

Alle Internetquellen wurden zuletzt am 07.01.2017 aufgerufen.

Birte Lindstädt

Forschungsdatenmanagement

Forschungsunterstützung durch Wissenschaftliche Bibliotheken am Beispiel einer lebenswissenschaftlichen Fachbibliothek

Abstract: Der Beitrag gibt zunächst einen kurzen Überblick über den Themenkreis Forschungsdaten und Forschungsdatenmanagement im Hinblick auf Definitionen, notwendige Schritte und Aufgaben im Lebenszyklus von Forschungsdaten sowie die Rahmensetzung der Forschungsförderer bezogen auf das projektbezogene Forschungsdatenmanagement. Im Anschluss liegt der Schwerpunkt auf einem möglichen Leistungsportfolio einer Wissenschaftlichen Bibliothek, das den Forschenden Unterstützung beim Management und der Publikation ihrer Forschungsdaten bietet. Die denkbaren Serviceleistungen reichen dabei von der Beratung über das Aufzeigen vorhandener Angebote anderer Institutionen bis hin zum Aufbau eigener Forschungsdateninfrastrukturen, die den Nachweis, die Bewertung, das Sichtbarmachen und die Überprüfung von Forschungsdaten ermöglichen.

1 Einleitung

Forschungsdaten sind

Data that are used as primary sources to support technical or scientific enquiry, research, scholarship, or artistic activity, and that are used as evidence in the research process and/or are commonly accepted in the research community as necessary to validate research findings and results. (Research data, 2015)

In jeder Disziplin muss auf Basis dieser grundlegenden Definition fachspezifisch festgelegt werden, was die Forschungsdaten sind.

Die hier als Beispiel herangezogenen Lebenswissenschaften umfassen die Disziplinen Medizin, Ernährungs-, Agrar- und Umweltwissenschaften. In den Agrarwissenschaften sind Forschungsdaten u. a.:

- Messdaten (z. B. Sediment-Analyse-Daten, Temperaturangaben)
- Geodaten (z. B. GIS-Dateien)
- Genomdaten (z. B. Länge extrahierter Genome von Pflanzen)
- Interviews (z. B. mit Experten) oder
- Bilder (z. B. Fotos, Satellitenaufnahmen)

In jeder Disziplin gibt es darüber hinaus besondere Rahmenbedingungen, die im Forschungsdatenmanagement berücksichtigt werden müssen. In den Agrarwissenschaften wird die Diskussion aktuell dahingehend geführt, wie mit sog. Big Data umgegangen wird. Hier geht es um betriebsbezogene Maschinendaten, die im Zuge der Digitalisierung der Landwirtschaft von Maschinen während des Arbeitsprozesses erhoben und weitergeleitet werden. Dies sind zunächst einmal Rohdaten, die im Grunde kommerziell von den Maschinenherstellern genutzt werden. Sie werden dann zu Forschungsdaten im o. g. Sinne, wenn die Wissenschaft Zugang zu ihnen bekommt und sie zu Forschungszwecken verwendet. Vorteile von Forschungsergebnissen aus der Auswertung von Big Data bzw. Forschungsdaten für die Landwirtschaft können z. B. eine Schonung des Feldbodens durch eine bessere Koordination der Landmaschinen sein oder – allgemein – die Lösung praktischer Probleme, um einen Beitrag zur Verbesserung der weltweiten Ernährungssituation zu leisten.

In der Medizin handelt es sich bei Forschungsdaten beispielsweise um:

- Bilddaten aus bildgebenden Verfahren (z. B. MRT)
- Sensordaten aus Biosignal- oder Vitalparametermessungen (z. B. EKG, EEG)
- Biomaterialdaten aus Laboruntersuchungen (z. B. Blutproben, Genom-Daten)
- Befunddaten aus der ärztlichen Diagnostik (z. B. Anamnese)
- Statistikdaten (z. B. aus anonymisierten Befunddaten)
- Klassifikationen und Codes zu Krankheiten oder Materialien (z. B. International Statistical Classification of Diseases and Related Health Problems (ICD))
- Stammdaten der Patientenverwaltung (z. B. aus Krankenhausinformationssystemen)

Besondere Rahmenbedingungen für das Forschungsdatenmanagement in der Medizin sind u. a. die enormen Datenmengen, die für eine Archivierung bzw. Publikation anfallen, was vor allem auf die Vielzahl der bildgebenden Verfahren oder auf Daten aus Gensequenzierungen zurückzuführen ist. Eine weitere Besonderheit bilden die rechtlichen Rahmenbedingungen in der Medizin im Hinblick auf Datenschutz und Persönlichkeitsrechte von Patienten (Dickmann & Rienhoff, 2012).

2 Open Data und Data Sharing

Im Sinne der „guten wissenschaftlichen Praxis“ sollen Forschungsdaten langfristig gesichert und offen zugänglich gemacht werden (Deutsche Forschungsgemeinschaft, 2015). Bei offen zugänglichen Forschungsdaten spricht man von

Open Data. Open Data sind im Internet verfügbar, liegen in einem standardisierten, möglichst maschinenlesbaren Format vor und sind mit einer Lizenz versehen, die jedem erlaubt, sie zu nutzen und mit anderen zu teilen (Open Data Institute, 2015, S. 2). Shared Data sind nicht notwendigerweise Open Data, wenn sie lediglich mit einem begrenzten Personenkreis, z. B. innerhalb eines Forschungsinstituts, geteilt werden.

3 Rahmensetzung der Forschungsförderer

Sowohl auf nationaler als auch europäischer Ebene werden die Forderungen nach einem offenen Zugang zu Forschungsdaten stärker, wenn dieser derzeit auch noch nicht verpflichtend ist. Die Deutsche Forschungsgemeinschaft hat Leitlinien zum Umgang mit Forschungsdaten formuliert, laut derer bereits in der Projektplanung Überlegungen zum Forschungsdatenmanagement erfolgen, die Daten zeitnah bereitgestellt und für mindestens zehn Jahre archiviert werden sollen. Die Kosten für das Forschungsdatenmanagement können mit einem Antrag bei der DFG eingeworben werden (Deutsche Forschungsgemeinschaft, 2015). Auf europäischer Ebene hat die Europäische Kommission im Rahmen des aktuellen Förderprogramms Horizon 2020 einen sog. Open Data Research Pilot erstellt. Projekte aus bestimmten Themenbereichen wie Zukunftstechnologien, Forschungsinfrastrukturen oder Sozialwissenschaften werden verpflichtet, einen Datenmanagementplan aufzustellen (Europäische Kommission, 2016). Im Arbeitsprogramm 2016–2017 wird der Open Data Research Pilot auf alle Horizon-2020-Programmbereiche ausgeweitet: Die Projekte, die am Piloten teilnehmen, müssen die den Publikationen zu Grunde liegenden Daten inklusive Metadaten in einem Datenrepositorium mit Open Access zur Verfügung stellen. Im Datenmanagementplan des Projekts kann dies flexibel festgelegt werden. Mit der Veröffentlichung wird Dritten das Recht eingeräumt, die Daten zu verwenden und zu verbreiten (vgl. OpenAire, 2016).

4 Forschungsdatenmanagement

Data Management refers to the storage, access and preservation of data produced from a given investigation. Data management practices cover the entire lifecycle of the data, from planning the investigation to conducting it, and from backing up data as it is created and used to long term preservation of data deliverables after the research investigation has concluded. (Research data management, 2015)

Grundlage des Forschungsdatenmanagements in Forschungsprojekten ist folglich der Lebenszyklus von Forschungsdaten. Er besteht aus den Schritten Planung/Erstellung, Auswahl, Ingest/Übernahme, Speicherung/Infrastruktur, Erhaltungsmaßnahmen und Zugriff/Nutzung (Ludwig & Enke, 2013, S. 5).

Er wird ergänzt durch übergreifende Aufgaben, die unabhängig von der Planung und Durchführung der einzelnen Schritte bewältigt werden müssen. Als übergreifende Aufgaben des Forschungsdatenmanagements gelten (Gesamt-) Organisation, Kostenberechnung und -träger, rechtliche Rahmenbedingungen, Beschreibung/Erstellung von Metadaten und Vergabe von persistenten Identifikatoren (Ludwig & Enke, 2013, S. 6).

Um diese Schritte und Aufgaben zu erfüllen, ist es hilfreich, vor Projektbeginn einen sog. Datenmanagementplan aufzustellen. Als Orientierungshilfen hierfür gibt es verschiedene webbasierte Werkzeuge, die durch die einzelnen Schritte führen.¹

- Vom britischen Digital Curation Center (DCC) wird die Anwendung DMPonline betrieben. Hier können kollaborativ DMP erstellt und bearbeitet werden, jedoch ist die Anwendung auf die Situation im Vereinigten Königreich mit seinen Förderorganisationen ausgerichtet. Die Vorlagen zu DMP werden durch die Nutzenden ausgefüllt. Angereichert wird dies durch Vorgaben der Förderorganisation, des DCC und, für einige Universitäten in Großbritannien, durch Hinweise der eigenen Institution. Neben den britischen Förderprogrammen lässt sich DMPonline auch für DMP für Horizon 2020 nutzen. Für den deutschsprachigen Raum hat die Humboldt-Universität zu Berlin eine Handreichung zur Benutzung von DMPonline für Horizon 2020 erarbeitet (Humboldt-Universität zu Berlin, 2016). DMPonline ist unter einer freien Software-Lizenz (Affero General Public License AGPL3) auf github.com veröffentlicht (Digital Curation Center, 2013).
- Das erste Online Tool für die Erstellung eines DMP in Deutschland stammt von der Universität Bielefeld. Eingebettet in die Beratungsleistungen der Kontaktstelle Forschungsdaten an der Universitätsbibliothek können hier Datenmanagementpläne durch die Mitglieder der Universität erstellt werden (Universität Bielefeld, o. J.).
- Die Technische Universität Berlin arbeitet mit TUB-DMP an einem Tool zur Erstellung von DMP für das TU-eigene Repository DepositOnce (Kuberek, 2015).

¹ Die folgende Auflistung ist entnommen aus: Seite „Data Management Pläne“. In: [forschungsdaten.org](http://www.forschungsdaten.org). Bearbeitungsstand: 19. November 2015, 14:16 Uhr. http://www.forschungsdaten.org/index.php/Data_Management_Pl%C3%A4ne

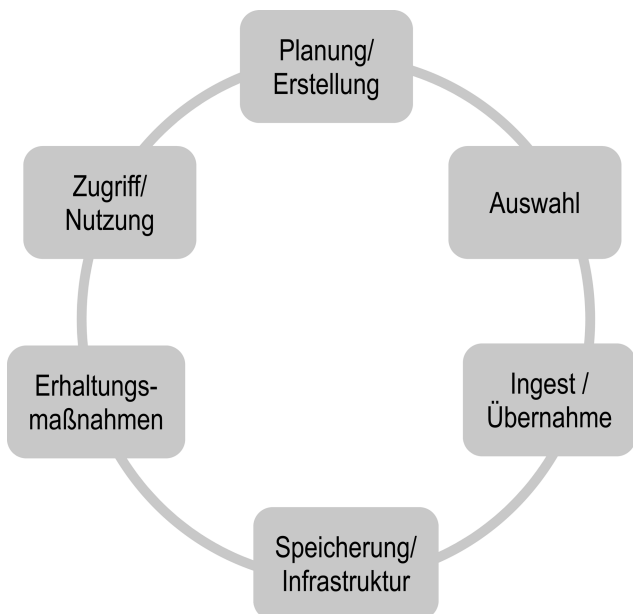


Abb. 1: Der Lebenszyklus von Forschungsdaten (Ludwig & Enke, 2013, S. 5).

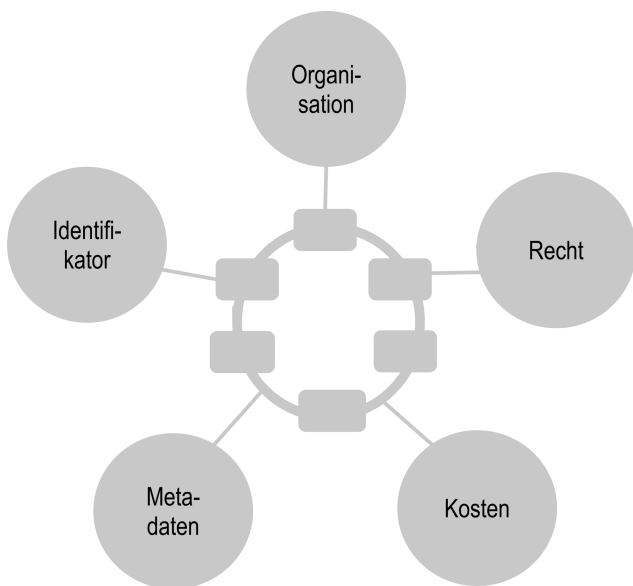


Abb. 2: Übergreifende Aufgaben im Forschungsdatenmanagement (Ludwig & Enke, 2013, S. 6).

- Das seit 2015 von der DFG geförderte Projekt „Research Data Management Organiser“ (Leibniz-Institut für Astrophysik Potsdam, o.J.) entwickelt ein generisches Tool zur Erstellung von Datenmanagementplänen, das die strukturierte Planung, Umsetzung und Verwaltung des Forschungsdatenmanagements unterstützt und zusätzlich die textuelle Ausgabe eines Forschungsdatenmanagementplans ermöglicht. Das Tool wird auf der WissGrid Checkliste zum Forschungsdatenmanagement basieren (WissGrid – Grid für die Wissenschaft, 2011) und alle involvierten Akteure ansprechen sowie die gesamte Projektlaufzeit abdecken. Das fertige Tool soll selbstständig durch Institutionen oder Universitäten installierbar sein und sich einfach durch disziplin- bzw. institutionsspezifische Inhalte anreichern lassen.

5 Leistungsportfolio einer Wissenschaftlichen Bibliothek

Vor dem Hintergrund verschiedener Zielsetzungen Wissenschaftlicher Bibliotheken im Hinblick auf die räumliche Ausdehnung ihrer Aktivitäten (lokal, regional, überregional), ihrer Zielgruppen sowie fachlichen Abdeckung, müssen auch die Ziele und Maßnahmen im Bereich Forschungsdatenmanagement angepasst sein. Während eine Universitätsbibliothek alle Fachdisziplinen im Blick haben muss und lokal ausgerichtet ist, muss sich eine fachlich fokussierte Spezialbibliothek an den fachspezifischen Gegebenheiten in ihren Disziplinen orientieren. In der Regel ist hier eine überregionale Zuständigkeit gegeben. Eine Wissenschaftliche Bibliothek kann in allen Schritten und Aufgaben des Lebenszyklus von Forschungsdaten beratend tätig sein. In ausgewählten Schritten können Angebote den Managementprozess auch direkt unterstützen.

Um die Angebote einer Bibliothek zu konkretisieren, wird hier das Fallbeispiel von PUBLISSO (ZB MED – Informationszentrum Lebenswissenschaften, PUBLISSO-Homepage), dem Open-Access-Publikationsportal von ZB MED – Informationszentrum Lebenswissenschaften, dargestellt. Ausschlaggebend dafür, Services im Bereich Forschungsdatenmanagement aufzubauen, war eine im Jahr 2013 durchgeführte Markt- und Zielgruppenanalyse als Grundlage einer zu entwickelnden Strategie für ZB MED.

In einer Onlineumfrage, die einen der Bausteine der Analyse darstellte, wurden u. a. auch gezielt Fragen zum Angebot von Serviceleistungen rund um das Forschungsdatenmanagement gestellt, z. B.:

- Würden Sie anderen Forschern eigene empirische Datensätze für deren Analysen zur Verfügung stellen?

- Wie interessant ist für Sie folgendes Modell: Ein zentrales deutsches Informationszentrum bietet die Nutzung einer Datenbank für empirische Datensätze an?

Anhand der hierzu gegebenen Antworten sowie Äußerungen von Forschenden und Bibliotheksvertretern im Rahmen der darüber hinaus durchgeführten Fokusgruppengespräche wurde deutlich, dass das Forschungsdatenmanagement ein strategisches Gap bei ZB MED darstellt. Das bedeutet, dass ZB MED hier ein neues zusätzliches Angebot schaffen sollte, das im Wesentlichen in einem Beratungsservice, in der Kooperation mit bestehenden Forschungsdatenplattformen sowie ggf. in der Schaffung eigener Infrastrukturen für die Publikation von Forschungsdaten bestehen sollte. Der sog. DOI-Service (Digital Object Identifier) zur Vergabe von persistenten Identifikatoren für digitale Objekte, der bereits seit einigen Jahren angeboten wird, stellt für die neuen Angebote eine wichtige Grundlage dar.

Auf Basis der Ergebnisse aus der Markt- und Zielgruppenanalyse betätigt sich ZB MED als überregional zuständiges Informationszentrum im Wesentlichen in drei Bereichen in Bezug auf das Forschungsdatenmanagement:

- Beraten
- Publizieren
- Vernetzen

Die Beratung wendet sich konkret an die relevanten Zielgruppen der Forschenden und der Multiplikatoren in Bibliotheken. Publikationsangebote für Forschungsdaten richten sich in der Regel ausschließlich an die Wissenschaftler. Der Bereich „Vernetzen“ bezieht sich auf die Beteiligung von ZB MED in Gremien, z. B. in themenbezogenen Arbeitsgruppen, bzw. den Aufbau von Netzwerken in den wissenschaftlichen Fachcommunities, beispielsweise durch Vorträge auf Fachtagungen. Aber auch Kontakte in die Politik sind hier Bestandteil. Insgesamt dient der Bereich „Vernetzen“ dazu, eine Verbindung zwischen Theorie und Praxis zu schaffen und die Beratungs- und Publikationsangebote an aktuelle Entwicklungen und die Bedürfnisse der Zielgruppen anzupassen.

5.1 Beratungsleistungen

Die Beratung umfasst folgende Bausteine:

- Informationstexte in Form von Frequently Asked Questions (FAQs)
- Workshops und Vorträge für Forschende sowie für Multiplikatoren in Wissenschaftlichen Bibliotheken, an Graduiertenschulen und an lebenswissenschaftlichen Fachbereichen von Hochschulen

- Persönliche Beratung: Dabei geht es v. a. um Fragen wie: Veröffentlichung von Forschungsdaten und damit zusammenhängenden Themen, Erstellung von Datenmanagementplänen, rechtliche Aspekte etc.
- Tutorials zu verschiedenen Services im Forschungsdatenmanagement (ZB MED Informationszentrum Lebenswissenschaften, Video-Tutorials zum DOI-Service)
- Geplant sind darüber hinaus Webinare

5.2 Persistente Identifikatoren

Durch die Vergabe eines Persistenten Identifikators, z. B. dem DOI, wird die Auffindbarkeit und Zitierfähigkeit von Publikationen, insbesondere auch Forschungsdaten, sichergestellt. ZB MED ist Mitglied im DataCite-Konsortium und agiert als DOI-Vergabestelle für akademische Onlineangebote aus den Lebenswissenschaften. DOIs werden schwerpunktmäßig für Forschungsdaten, aber auch für Volltexte vergeben.

5.3 Publikation von Forschungsdaten

Die Publikationsmöglichkeiten im Rahmen von PUBLISSO bauen auf dem strategischen Ziel auf, bereits vorhandene Infrastrukturen zur Datenpublikation in den Lebenswissenschaften aufzuzeigen und an den Stellen eigene Angebote aufzubauen, wo Lücken identifiziert werden. Dies bezieht sich beispielsweise auf den sog. Long Tail der Forschungsdaten, also Daten, die ein geringes Datenvolumen aufweisen, in verschiedenen Datenformaten vorliegen und somit nur schwer standardisierbar sind, aber auch auf lebenswissenschaftliche Teildisziplinen, in denen Möglichkeiten zur Datenarchivierung und -publikation weitgehend fehlen.

Konkrete Angebote im Rahmen der Publikation von Forschungsdaten macht ZB MED in den im Folgenden dargestellten Bereichen.

5.3.1 Nachweis fachrelevanter Forschungsdatenrepositorien zur Datenpublikation und Recherche

In einer Tabelle verlinkt PUBLISSO auf rund 250 Datenrepositorien aus den Lebenswissenschaften, die eine Open Access Datenpublikation ermöglichen. Grundlage dieser Tabelle ist eine Recherche im Portal re3data.org (Registry of Research Data Repositories, o. J.), das qualitätsgeprüfte Datenrepositorien nach

verschiedenen Kriterien auflistet. Die in PUBLISSO geführten Repositorien wurden alle nochmals überprüft und aufgelistet. Dabei erleichtern Filter nach Kriterien wie „fachlicher Schwerpunkt“ oder „Sitz des Betreibers“ die Suche nach geeigneten Repositorien. Eigene Recherchen sowie ständige Überprüfungen der gelisteten Repositorien ergänzen und aktualisieren die Auflistung.

5.3.2 Veröffentlichung von Forschungsdaten im Zusammenhang mit der Publikation eines Zeitschriftenartikels im Rahmen von German Medical Science (GMS)

Die Plattform GMS betreibt ZB MED gemeinsam mit der Arbeitsgemeinschaft der Wissenschaftlichen Medizinischen Fachgesellschaften (AWMF) und dem Deutschen Institut für Medizinische Dokumentation und Information (DIMDI). ZB MED übernimmt die Redaktion für alle GMS-Beiträge, berät die herausgebenden Fachgesellschaften, bereitet die zuvor im Peer-Review-Verfahren begutachteten Fachartikel für die Veröffentlichung vor und publiziert sie anschließend. Die über GMS veröffentlichten Artikel sind sowohl über das ZB MED-Suchportal LIVIVO als auch über Suchmaschinen wie Google auffindbar.

Autoren, die über GMS veröffentlichen, können die ihren Artikeln zugrunde liegenden Forschungsdaten kostenfrei publizieren. ZB MED kooperiert zu diesem Zweck mit dem Forschungsdatenrepositorium Dryad² und übernimmt die Publikationskosten. Durch die wechselseitige Zitierung von Artikeln und Forschungsdaten wird die Sichtbarkeit für beide gesteigert.

5.3.3 Publikation von Forschungsdaten im Fachrepositorium Lebenswissenschaften

Neben der Publikation von digitaler Grauer Literatur, Zweitveröffentlichungen und Dissertationen besteht hier die Möglichkeit, Forschungsdaten zu veröffentlichen. Dabei werden folgende Ziele verfolgt: dauerhafte Archivierung von Forschungsdaten aus den Lebenswissenschaften, Sicherstellung der Nutzbarkeit der Forschungsdaten, Publikation singulärer Forschungsdaten („raw research data“) sowie von Forschungsdaten, die mit einem Volltext verknüpft sind („enhanced publication“) und die Lizenzierung der Daten im Sinne von Open Data.

² <http://datadryad.org/>

5.4 Zugriff auf Forschungsdaten

Das ZB MED Suchportal für Lebenswissenschaften LIVIVO weist derzeit bereits eine Vielzahl von Forschungsdaten aus dem Datenrepositorium DRYAD nach. Diese sind durch den Filter „Documenttype=research data“ direkt suchbar. Geplant ist eine weitere Einbindung von Daten aus lebenswissenschaftlichen Datenrepositorien, vorzugsweise von Datenzentren, die über DataCite DOIs für ihre Forschungsdaten vergeben. Der DOI ermöglicht die Indexierung in LIVIVO. Die Datenzentren werden nach passender fachlicher Ausrichtung und der Bereitstellung geeigneter Forschungsdaten ausgewählt.

6 Fazit

Dass Wissenschaftliche Bibliotheken sich mit dem Thema Forschungsdaten auseinandersetzen, ist vor dem Hintergrund der aktuellen Diskussionen und der Rahmensetzung der Forschungsförderer sicherlich notwendig. Die Forschenden haben eine Vielzahl von Fragen zum Umgang mit Forschungsdaten, und hier besteht die Chance, die Bibliothek als kompetenten Ansprechpartner zu positionieren. Welche Services eine Bibliothek anbietet, ist sicherlich von der jeweiligen Aufgabenstellung, den (Personal-)Kapazitäten und dem Bedarf der Zielgruppe abhängig. Ein Spektrum möglicher Angebote wurde hier aufgezeigt.

Eine Bibliothek kann jedoch nicht nur passiv abwarten, bis Fragen an sie herangetragen werden, sondern sollte den Gedanken von Open Data auch aktiv vorantreiben. Wichtige Voraussetzung hierfür ist eine Vernetzung mit den jeweiligen Fachdisziplinen, um deren Bedarfe kennenzulernen und bedarfsgerecht reagieren zu können. Sicherlich ist hier noch Überzeugungsarbeit zu leisten, um die Forschenden zunehmend zur Publikation ihrer Forschungsdaten zu motivieren.

Literatur

- Deutsche Forschungsgemeinschaft. (2015). *Leitlinien zum Umgang mit Forschungsdaten*. Abgerufen von http://www.dfg.de/download/pdf/foerderung/antragstellung/forschungsdaten/richtlinien_forschungsdaten.pdf
- Dickmann, F. & Rienhoff, O. (2012). Forschungsdaten in der Medizin. In H. Neuroth, S. Strathmann, A. Oßwald, R. Scheffel, J. Klump & J. Ludwig (Hrsg.), *Langzeitarchivierung von Forschungsdaten: Eine Bestandsaufnahme* (S. 227–256). Boizenburg:

- Hülsbusch. Abgerufen von http://nestor.sub.uni-goettingen.de/bestandsaufnahme/nestor_lza_forschungsdaten_bestandsaufnahme.pdf
- Digital Curation Center. (2013). *DMPonline V4*. Abgerufen von https://github.com/DigitalCurationCentre/DMPonline_v4
- Europäische Kommission. (2016). *H2020 Programme: Guidelines on FAIR data management in Horizon 2020*. Abgerufen von http://ec.europa.eu/research/participants/data/ref/h2020/grants_manual/hi/oa_pilot/h2020-hi-oa-data-mgt_en.pdf
- Humboldt Universität zu Berlin. (2016). *Datenmanagementplan: Anleitung zur Erstellung eines Datenmanagementplans (DMP)*. Abgerufen von https://www.cms.hu-berlin.de/de/ueberblick/projekte/dataman/arbeiten/dmp_erstellen
- Kuberek, M. (2015). *Forschungsdaten-Infrastruktur und Forschungsdatenmanagement an der TU Berlin*. Abgerufen von http://os.helmholtz.de/fileadmin/user_upload/os.helmholtz.de/Workshops/helmholtz_datenwebinar27_kuberek.pdf
- Leibniz-Institut für Astrophysik Potsdam. (o. J.). *RDMO Research Data Management Organisier*. Abgerufen von <http://rdmorganiser.github.io/>
- Ludwig, J. & Enke, H. (Hrsg.). (2013). *Leitfaden zum Forschungsdaten-Management: Handreichungen aus dem WissGrid Projekt*. Glückstadt: Hülsbusch.
- Open Data Institute. (2015). *How can we improve agriculture, food and nutrition with open data?* Abgerufen von <http://www.godan.info/sites/default/files/old/2015/04/ODI-GODAN-paper-27-05-20152.pdf>
- OpenAire. (2016). *What is the Open Research Data Pilot?* Abgerufen von <https://www.openaire.eu/opendatapilot>
- Registry of Research Data Repositories. (o. J.). [Homepage]. Abgerufen von <http://www.re3data.org>
- Research data. (2015). In *The CASRAI dictionary*. Abgerufen von http://dictionary.casrai.org/Research_data
- Research data management. (2015). In *The CASRAI dictionary*. Abgerufen von http://dictionary.casrai.org/Research_data_management
- Universität Bielefeld. (o. J.). *Data Management Plan*. Abgerufen von <https://data.uni-bielefeld.de/de/data-management-plan>
- WissGrid – Grid für die Wissenschaft. (2011). *Checkliste zum Forschungsdatenmanagement*. Abgerufen von <http://www.wissgrid.de/publikationen/deliverables/wp3/WissGrid-oeffentlicher-Entwurf-Checkliste-Forschungsdaten-Management.pdf>
- ZB MED – Leibniz-Informationszentrum Lebenswissenschaften. (o. J.). *PUBLISSO*. [Homepage]. Abgerufen von <http://www.publisso.de>
- ZB MED – Leibniz-Informationszentrum Lebenswissenschaften. (o. J.). *Video-Tutorials zum DOI-Service*. Abgerufen von <http://www.publisso.de/open-access-beraten/tutorials/>

Alle Internetquellen wurden zuletzt am 20.12.2016 aufgerufen.

Alice Keller

University presses und library publishing in den USA

Ein Vergleich

Abstract: Der Aufsatz diskutiert einerseits die Entwicklung und die gegenwärtige Situation der US-amerikanischen Universitätsverlage. Andererseits verfolgt er das Phänomen des „Library Publishing“, einer neuen Entwicklung in den amerikanischen Bibliotheken. Beide Entwicklungen hatten bzw. haben zum Ziel, das universitäre Wissen bzw. die Forschungsergebnisse möglichst stark zu verbreiten. Die Autorin beschreibt verschiedene Arten der Zusammenarbeit oder organisatorischen Zusammenführung zwischen Bibliothek und Universitätsverlag. Schließlich werden auch Vergleiche mit der geschichtlichen Entwicklung und der aktuellen Situation in deutschsprachigen Ländern gezogen.

1 Einführung

Dem Begriff „Library Publishing“ begegnet man in der US-amerikanischen Fachliteratur mehrfach und es stellt sich die Frage, was sich konkret dahinter verbirgt. Um die Entwicklung von Library Publishing einordnen zu können, ist es allerdings wichtig, auch die Geschichte der University Presses in den USA zu kennen. Genauso wichtig ist aber auch, einen Einblick zu bekommen in das (große) Selbstbewusstsein amerikanischer Fachkollegen, die sich fast dazu berufen fühlen, das wissenschaftliche Verlagswesen neu zu erfinden. Nicht umsonst spielen sie mit Begriffskombinationen oder -konstruktionen wie „Publarians and Librarians“ oder „Pubrarians and Librarians“ (Maron, Miller, Watkinson & Kenney, 2014; Unsworth, 2014). Allerdings deutet die Literatur darauf hin, dass diese Identifikation mit dem Gegenüber nicht unbedingt wechselseitig ist!

2 Entwicklung der US-amerikanischen Universitätsverlage

2.1 Geschichtliche Entwicklung

Die US-amerikanischen Universitätsverlage, in den USA University Presses genannt, blicken auf eine lange und bewegte Geschichte zurück. Das erste be-

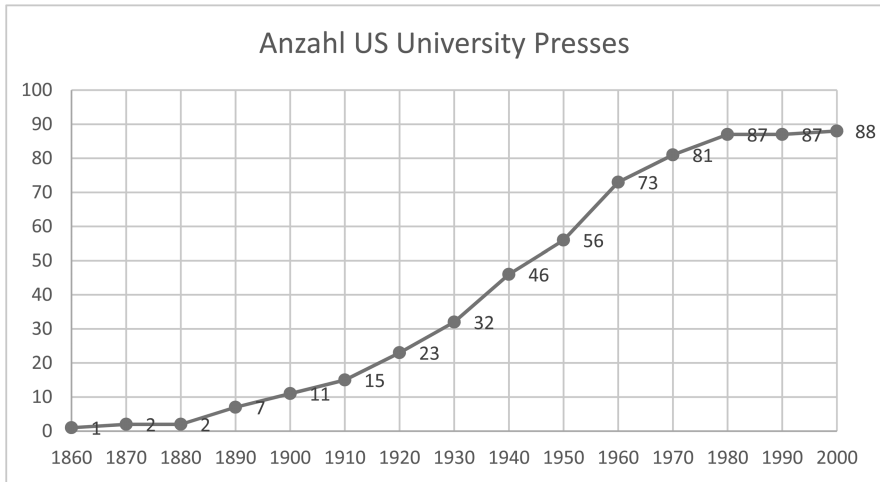


Abb. 1: Anzahl der US-Universitätsverlage, mit Gründungen zwischen 1860 und 2000, nach Clement (2011, fig. 2).

kannte Druckwerk einer Universität ist das *Bay Psalm Book*, erschienen 1640 am Harvard College, Massachusetts (Givler, 2002). Allerdings wurde diese Presse bereits 1692 geschlossen. Die heutige Harvard University Press geht auf eine Gründung im Jahr 1913 zurück. Im Jahre 1869 entstand an der Cornell University die erste von einer Universität gegründete University Press. Aber auch hier gab es eine Unterbrechung. Die heutige Cornell University Press ist eine Gründung aus den 1930er Jahren. Bereits dieser kurze Abriss zeigt, dass die Geschichte der amerikanischen University Presses sehr bewegt ist.

Abbildung 1 (Clement, 2011, S. 510, Tab. 2) illustriert, dass die meisten Universitätsverlage im letzten Jahrhundert gegründet wurden, wobei die Kurve nach 1970 stark abgeflacht ist. Seit den 1970er Jahren hat sich also die Zahl der Universitätsverlage kaum erhöht. Die Gründe hierfür liegen in einem Umbruch im wissenschaftlichen Publikations- und Hochschulwesen, der im nachfolgenden Text erklärt werden soll.

Die amerikanischen Universitätsverlage entstanden ursprünglich aus dem Bedürfnis der Universitäten heraus, das universitäre Wissen bzw. die Forschungsergebnisse möglichst stark zu verbreiten. In diesem Zusammenhang ist auch das Zitat von Daniel Coit Gilman, Gründer der Johns Hopkins University Press, aus dem Jahre 1878 zu verstehen:

It is one of the noblest duties of a university to advance knowledge, and to diffuse it not merely among those who can attend the daily lectures – but far and wide. (Gilman in Givler, 2002, S. 108)

Die Vorstellung, dass universitäres Wissen auch für diejenigen, die nicht studieren konnten, zugänglich sein sollte, war neu für jene Zeit. Aus Sicht von Givler bildet diese Forderung bis heute noch den klaren und unmissverständlichen Auftrag eines jeden Universitätsverlags.

Es stellt sich die Frage, wieso nicht kommerzielle Partner mit dieser Aufgabe betraut wurden? Schließlich gab es Ende des 19. Jahrhunderts zahlreiche kommerzielle Verlage, auch in den USA. Gilman und andere waren aber der Meinung, dass die Kosten zu hoch und die Märkte zu klein seien, um für profitorientierte Verleger attraktiv zu sein. Diese Publikationen dem kommerziellen Marktgefüge zu überlassen, wäre aus Sicht der Protagonisten unverantwortlich gewesen, das heißt, zu viel Forschung wäre „dazu verdammt gewesen, unbemerkt zu verkümmern“ (Givler, 2002, S. 108). Wenn es das Ziel oder Streben der Universität war, neues Wissen zu schaffen, so war sie auch dafür verantwortlich, dieses weiterzugeben.

Die Blütezeit der Universitätsverlage lag in den 1960er Jahren, als aufgrund des National Defense Education Act (NDEA) sehr großzügige staatliche Mittelzuweisungen in die amerikanischen Hochschulen flossen. Das Jahr 1970 markierte schließlich das Ende dieses Booms und den Beginn eines langsamen Rückgangs der Erwerbungssetats der Bibliotheken, was wiederum tiefgreifende Auswirkungen auf die Absatzmärkte der Universitätsverlage hatte.

Obwohl Universitätsverlage als nichtprofitorientierte Unternehmen von niedrigeren Portogebühren und vorteilhaften Steuersätzen profitierten, führten die ab den 1970er Jahren stetig sinkenden Verkaufszahlen zu ernsthaften finanziellen Engpässen. Weiter verschärft wurde die Situation durch die Tatsache, dass zunehmend größere Anteile der Bibliotheksetats in naturwissenschaftlich-technischen Zeitschriften (Stichwort Zeitschriftenkrise) gebunden waren. Dies führte unweigerlich zu einer Reduktion der freien Mittel für Monografien, was die Universitätsverlage besonders hart traf (Thompson, 2005, S. 108 f.).¹

Gleichzeitig wurden an vielen Universitäten aufgrund der allgemeinen Finanzengpässe die Subventionen an die University Presses gekürzt. Die Universitätsverlage sahen sich gezwungen, neue Strategien in der Suche nach Einkommensquellen zu suchen. Einerseits setzten sie auf die Akquise von Drittmitteln über Stiftungen, staatliche Förderprogramme oder private Donatoren,² andererseits strebten sie die Erschließung neuer, stärker umsatzorientierter Märkte an, zum Beispiel durch die Herausgabe populärer Werke. Diese Aus-

¹ Amerikanische Universitätsverlage sind vor allem für ihre Buchprogramme bekannt. Sie verlegen zwar auch Zeitschriften, aber in kleinerem Maße.

² Hervorzuheben sind hier das *Publication Subvention Program* der National Endowments of the Humanities (1975–1996) oder die Andrew W. Mellon Foundation (Givler, 2002, S. 112 f.).

weitung des Portfolios auf populäre, wirtschaftlich attraktivere Werke sollte, wie weiter unten ausgeführt wird, den University Presses später zum Verhängnis werden.

Weiter verschärft wurde die Situation durch das Aufkommen neuer Technologien und das Bedürfnis der Integration neuer Prozesse und digitaler Medienformen in den Universitätsverlagen. Allerdings waren die meisten Verlage einfach zu klein, um die benötigten Investitionen in neue Infrastrukturen zu leisten.

Interessant in diesem Zusammenhang ist der Vergleich zu den Entwicklungen in Deutschland. Hier liefert der Aufsatz von Halle (2004) sehr nützliche Erkenntnisse. Im Gegensatz zu den USA haben sich die wissenschaftlichen Verlage in Deutschland historisch nicht als Universitätsverlage aufgestellt. Stattdessen beschreibt Halle die Gründung von privatwirtschaftlichen Wissenschaftsverlagen, die aufs engste mit „ihren“ Universitäten verbunden waren, als typisch deutsche Entwicklung. Viele dieser Verlage wurden speziell auf Veranlassung der örtlichen Universität gegründet, meist in Mehrfachfunktion als Verlag, Druckerei und Buchhandel. Als Beispiele werden die Verlage Osiander in Tübingen, Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen oder Winter in Heidelberg genannt. Entsprechend entstand im deutschsprachigen Europa schon recht früh ein unternehmerischer Markt und profitabler Wirtschaftszweig für wissenschaftliches Schrifttum. Die Universitäten hingegen konzentrierten ihre verlegerischen Aktivitäten vor allem auf eigene „graue Schriften“.

2.2 Die Krise der Universitätsverlage

Wie bereits oben angesprochen, gerieten die amerikanischen University Presses ab den 1970er Jahren zunehmend in finanzielle Bedrängnis, da die Bibliotheksbudgets und damit auch ihr Absatzmarkt rückläufig waren. Gleichzeitig wurden vielerorts auch die Subventionen gekürzt.

Konnten Universitätsverlage früher davon ausgehen, dass sie von einer gewöhnlichen Monografie, also dem ersten Werk eines unbekannten Autors (oft eine stark überarbeitete Dissertation) 1000 Exemplare an Bibliotheken absetzen konnten, so war diese Zahl bis ins Jahr 2014 auf 300 bis 400 Stück gesunken – ein schmerzhafter Rückgang um 60 bis 70 Prozent (Sherman, 2014). Unter diesen Umständen waren die Universitätsverlage zunehmend darauf angewiesen, auch Titel für ein breiteres Publikum zu verlegen.³ Als Beispiel hier-

³ Übrigens betrifft diese Situation nicht nur Universitätsverlage, sondern alle wissenschaftlichen Buchverlage stehen vor einem ähnlichen Dilemma (Thompson, 2005, S. 139).

für erwähnt Scott Sherman *Mama Dip's Kitchen*, ein Kochbuch, das bei der University of North Carolina Press erschien und sich in 233 000 Exemplaren verkaufen ließ. Natürlich taucht an solchen Beispielen die Frage auf, ob es korrekt ist, dass eine von der Universität subventionierte Einrichtung solche Titel im Programm führt. Schließlich erhalten laut Sherman die allermeisten University Presses jährliche Subventionen in der Höhe von 150 000 bis 500 000 USD. Daniel Greenstein (2010) spricht sogar von 3 Mio. USD Subventionen für die University of California Press.

Das Titelprogramm der Universitätsverlage gerät auch von anderer Seite ins Kreuzfeuer. Rick Anderson (2014) stellt ganz generell den Wert der Titelprogramme von Universitätsverlagen infrage: „... university presses all too often publish books that no one needs to use or wants to read.“ Der Nutzen liege vor allem auf der Seite der Autoren, die einen Ort für ihre Veröffentlichungen suchten.

Als weitere Kritik wird das „Free-Rider-Problem“ genannt. So stammt beispielsweise ein Viertel aller Neuerscheinungen der University of California Press nicht von Autoren der eigenen Universität. Greenstein schätzt, dass nur ungefähr 100 der mindestens 2000 Hochschuleinrichtungen der USA über einen eigenen Universitätsverlag verfügen. Das heißt, dass die meisten Hochschulangehörigen und Autoren auf Services anderer Universitäten angewiesen sind. Bahners (2014, 4. Juni) nennt die Universitätsverlage eine „große Umverteilungsmaschine“.

Denkt man diese Dilemmata zu Ende, so erstaunt es nicht, dass die amerikanischen Universitäten immer weniger bereit sind, die eigene University Press finanziell zu unterstützen.

Von dieser Krise mehr oder weniger ausgenommen sind übrigens die Universitätsverlage Harvard, Princeton und Yale, die über ein „Daunenkissen“ eines eigenen Stiftungsvermögens verfügen (Sherman, 2014; Thompson, 2005, S. 88).

Diese Expansion oder „Verwässerung“ des Titelprogramms sowie das Unvermögen der Universitätsverlage, finanziell in neue Technologien zu investieren, führen vielerorts auch dazu, dass Wissenschaftler sich immer weniger mit ihrem eigenen Universitätsverlag identifizieren können. Diese wünschen sich einen Partner, der in der Lage ist, digitale und andere innovative Publikationsprojekte umzusetzen. Außerdem wächst das Bedürfnis nach Open Access, was bei traditionellen Universitätsverlagen auf wenig Akzeptanz stößt. Als ein möglicher Weg aus der Krise wird manchenorts die organisatorische Zusammenführung von Universitätsverlag und Universitätsbibliothek gesehen.

3 Zusammenführung von Universitätsverlag und Universitätsbibliothek

Von ihrer großen Nähe haben Universitätsverlag und Universitätsbibliothek schon immer profitiert. Crow (2009) führt die traditionellen Berührungspunkte zwischen den zwei Einrichtungen auf: Bibliotheken sammeln den Output der Universitätsverlage, archivieren diesen und übernehmen oft die Digitalisierung von Backlist-Titeln inklusive Zeitschriften (Bsp. Project Muse⁴). Universitätsverlage hingegen agieren häufig als Verleger von Publikationen der Universitätsbibliotheken (z. B. Kataloge, Bibliografien).

Neu ist aber der Trend zur organisatorischen Zusammenführung von Universitätsverlag und Universitätsbibliothek unter einer Leitung. Während die meisten Verlagsleiter früher direkt an ein Mitglied der Universitätsleitung berichteten – ihm also unterstellt waren –, so zeigt eine Auswertung der Association of American University Presses (AAUP), dass eine steigende Zahl an Universitätsverlagen an den Bibliotheksdirektor berichtet (Watkinson, 2015, S. 85). Im Jahre 2014 lag diese Zahl bei neunzehn, das heißt 15 % aller Universitätsverlage waren organisatorisch dem Bibliotheksleiter unterstellt. Gleichzeitig heißt das aber auch, dass die Mehrzahl der Universitätsverlage weiterhin selbstständig ist.

Wie diese Zusammenarbeit zwischen Universitätsverlag und Bibliothek gestaltet wird, ist je nach Universität sehr unterschiedlich. Watkinson (2015, S. 87) unterscheidet zwischen fünf verschiedenen Formen der Kooperation, wobei nur die Typen 3, 4 und 5 eine organisatorische Zusammenführung der zwei Einrichtungen darstellen:

- Typ 1: Wenig aktive Zusammenarbeit zwischen Verlag und Bibliothek (Bsp. Columbia, Ohio State, California)
- Typ 2: Gute Beziehung zwischen Verlag und Bibliothek, aber keine gemeinsame Berichtslinie (Bsp. Cornell, Duke, Florida, UNC, Wayne State, Fordham, Tennessee)
- Typ 3: Gemeinsame Berichtslinien und Projekte, aber mit relativ großer Autonomie und ohne räumliche Zusammenführung (Bsp. Penn State, Syracuse, MIT, Temple, NYU)
- Typ 4: Räumliche Zusammenführung, gemeinsame Berichtslinien, aber mit relativ großer Autonomie (Bsp. Georgia, Arizona, Utah, North Texas, Kentucky, Indiana)
- Typ 5: Stärkere Integration, gemeinsame Visionen (Bsp. Michigan, Oregon State, Utah State, Purdue)

⁴ <http://muse.jhu.edu/>

Ein gutes Beispiel für diesen Integrationsprozess zeigt Monica McCormick (2008/09) anhand der Entwicklung an der New York University, wo der Universitätsverlag zwar schon seit längerer Zeit an den Bibliotheksdirektor berichtete, es aber keine gemeinsamen Services gab. Im Gegenteil existierten sogar parallele Digitalisierungsprojekte in beiden Einheiten. Als Program Officer for Digital Scholarly Publishing erhielt McCormick die Aufgabe, eine Brücke zwischen diesen zwei Einheiten zu schlagen und gemeinsame Projekte zu lancieren. Ihr Aufsatz zeigt sehr treffend, wie unterschiedlich die Kulturen und Herangehensweisen von Bibliothek und Verlag sind, und dass die wirkliche Integration der Prozesse und Produkte nicht von allein geschieht.

Der Erfolg dieser organisatorischen Zusammenführung von Verlag und Bibliothek wird sehr unterschiedlich beurteilt.

Richard Clement, Utah State University (Typ 5), sieht die Integration von Bibliothek und Verlag durchaus positiv und ist der Meinung, dass Universitätsverlage von einem solchen Zusammenschluss eindeutig profitieren können. Bibliotheken gehören zu den zentralen, großen und gut dotierten Einrichtungen der Universität. Sie können dem Universitätsverlag hochschulpolitische und finanzielle Sicherheit bieten und ihn mehr „ins Zentrum rücken“ (Clement, 2011, S. 520).

Scott Sherman (S. 14) illustriert in seinem Artikel eine andere Sichtweise und weiß, dass diese Integration nicht überall auf Gegenliebe stößt. Einerseits zeigen Kommentare von Bibliotheksdirektoren, dass die Integration eines Universitätsverlags zuweilen eher als Last statt als Gewinn für die Bibliothek betrachtet wird. Andererseits befürchten Verlagsdirektoren, dass die Bibliothekare viel mehr Engagement für Open Access statt für klassische Verlagsprodukte und Geschäftsmodelle zeigen. Sherman teilt übrigens die Bedenken der Verlagsdirektoren und meint, dass das professionelle Verlagswesen und die Pflege des Titelprogramms eine Kunst seien, die man nicht allein einem Bibliotheksdirektor überlassen dürfe.

Wie die Typologie von Watkinson und das Beispiel von McCormick zeigen, ist es sehr unterschiedlich, wie stark sich eine organisatorische Zusammenführung von Verlag und Bibliothek auf die strategischen und operativen Prozesse in den zwei Einheiten auswirkt. Aus der bibliothekarischen Fachliteratur geht allerdings klar hervor, dass Bibliotheken sich weitgehende Veränderungen im Publikationswesen wünschen. Sie sehen einen dringenden Bedarf für ein neues, zeitgemäßes Publikationswesen, das stark von den digitalen Entwicklungen geprägt ist und die Bedürfnisse der Wissenschaftler in den Mittelpunkt stellt. Dieses neue Verständnis des wissenschaftlichen Verlagswesens wird von Bibliothekaren oft unter dem Begriff „Library Publishing“ zusammengefasst und ist relativ weit entfernt von den Traditionen der klassischen Universitätsverlage.

4 Library Publishing als neue Entwicklung

4.1 Die Entstehung von Library Publishing

In der Fachliteratur wird gerne betont, dass Bibliotheken schon immer verlegerisch aktiv waren: Man denke beispielsweise an das vielleicht größte Druckwerk aller Zeiten, den *National Union Catalog of Pre-1956 Imprints* in 754 Bänden und auf 528 000 Seiten. Bei Library Publishing geht es allerdings nicht um die Wiederaufnahme oder Fortsetzung dieser Art von Aktivitäten. Es wäre auch falsch, das Aufkommen von Library Publishing ausschließlich auf die oben genannte Krise bei den Universitätsverlagen zurückzuführen. Dies lässt sich auch daran erkennen, dass Library Publishing auch an Universitäten betrieben wird, die keine University Press führen.

Die Anfänge von Library Publishing – damals noch nicht unter diesem Namen bekannt – werden in den frühen 1990er Jahren gesehen, als elektronisches Publizieren zunehmende Verbreitung fand und amerikanische Bibliotheken sich sehr aktiv mit diesen neuen Möglichkeiten befassten (Beispiele: Electronic Text Center at the University of Virginia oder Project Muse; vgl. Okerson & Holzman, 2015, S. 4). Gleichzeitig förderten die allgemeinen Entwicklungen in der wissenschaftlichen Information und Kommunikation – hierzu gehören die sog. Zeitschriftenkrise, die sinkenden Erwerbungssetats, das wachsende Misstrauen von Bibliothekaren gegenüber kommerziellen Verlagen sowie das Bedürfnis nach einem freien, ubiquitären Zugang zu wissenschaftlicher Information – die Bereitschaft der Bibliotheken, neue Wege zu gehen (Bonn & Furlough, 2015).

Eine allgemein gültige Definition von Library Publishing liefert die Library Publishing Coalition (LPC): „Set of activities led by college and university libraries to support the creation, dissemination, and curation of scholarly, creative, and/or educational works“ (LPC, 2012, S. 2).

Bibliotheken betonen den experimentellen und innovativen Charakter dieser verlegerischen Aktivitäten. Entwicklungen sollen sich klar an den Bedürfnissen von Forschung und Lehre orientieren. Man fühlt sich frei, das wissenschaftliche Verlagswesen neu zu erfinden und den Ballast alter Prozesse, Produkte und Kalkulationsmodelle abzuwerfen: „Bibliotheken werden auf vielen Campus zu den neuen ‚Go-To-Places‘, wenn Innovationen im verlegerischen Bereich gefragt sind“ (Okerson & Holzman, 2015, S. 7). Dieser explorative, zuweilen fast spielerische Zugang wird dadurch erleichtert, dass Bibliotheken nicht gefordert sind, kostendeckend zu arbeiten. Monica McCormick fasst die Situation der Bibliotheken sehr treffend zusammen, erwähnt aber auch die potenzielle Gefahr des Verzetteln:

Ein offensichtlicher Unterschied zu den Universitätsverlagen ist die Tatsache, dass Library Publishing gewöhnlich nicht kostendeckend arbeiten und Einkommen generieren muss. Dies ermöglicht es, dass Library Publishing viel mehr Flexibilität zeigen und besser auf neu aufkommende Bedürfnisse eingehen kann. Aber es bedeutet auch, dass Library Publishing zu Tätigkeiten führen kann, deren Gesamtkosten nicht abzuschätzen und deren Prioritäten nicht klar sind. (McCormick, 2015, S. 65; dt. Übers.: A. Keller)

Bezeichnend ist übrigens die Tatsache, dass die Bibliotheken mit ihren verlegerischen Aktivitäten nicht unter das Dach der AAUP gegangen sind, sondern mit der LPC einen eigenen Verband gegründet haben.

4.2 Was bietet Library Publishing konkret?

In der Regel stellt Library Publishing eine nahtlose Erweiterung bereits laufender digitaler Services der Bibliotheken dar. Das heißt, es baut auf Aktivitäten wie Digitalisierung, institutionelle Repositorien, Digital-Humanities-Projekte, E-Learning und digitale Langzeitarchivierung auf.

Ein eingehendes Literaturstudium führt zu dem ernüchternden Ergebnis, dass Library Publishing eigentlich nichts anderes ist als das, was auch an vielen deutschsprachigen Universitätsbibliotheken läuft und zuweilen unter dem Namen „publikationsunterstützende Services“ zusammengefasst wird (Depping, 2014). Im Unterschied zu den Aktivitäten an deutschsprachigen Universitäten steht Open Access weniger explizit im Mittelpunkt. Man spricht vielmehr locker von „frei zugänglich“, ohne einen wissenschaftspolitischen Kontext zu betonen. Auch werden in den USA institutionelle Repositorien und damit auch der „Grüne Weg“ aufgrund mangelnder Akzeptanz durch die Nutzer nicht als Erfolgsgeschichten dargestellt (Maness, Miaskiewicz & Sumner, 2008; Xia, 2009, S. 371). Im Vordergrund von Library Publishing steht vielmehr der Betrieb von eigenen Zeitschriften – oft die Übernahme existierender Zeitschriften, seltener die Gründung neuer Zeitschriften (Hahn, 2008, S. 5).

Man darf sich auch nicht vorstellen, dass Library Publishing in Bezug auf seine Ressourcen luxuriös ausgestattet ist. So kam die Studie *Library Publishing Services: Strategies for Success* (Mullins et al., 2012) zu dem Schluss, dass Library Publishing an den Universitätsbibliotheken zwar zunehmend verbreitet ist, aber dass die personelle Dotierung insgesamt sehr schmal ist (2,4 Vollzeitäquivalente pro Bibliothek) und dass diese Kapazitäten in den meisten Fällen über zahlreiche Mitarbeiter fragmentiert sind. Allgemein vermisst werden Sicherstellung der Nachhaltigkeit und Kenngrößen zur Bewertung der verlegerischen Tätigkeiten (ebd., S. 6–7).

Wie bereits oben erwähnt und in Abbildung 2 dargestellt, liegt der Fokus von Library Publishing auf Zeitschriften. Hierdurch unterscheidet sich Library

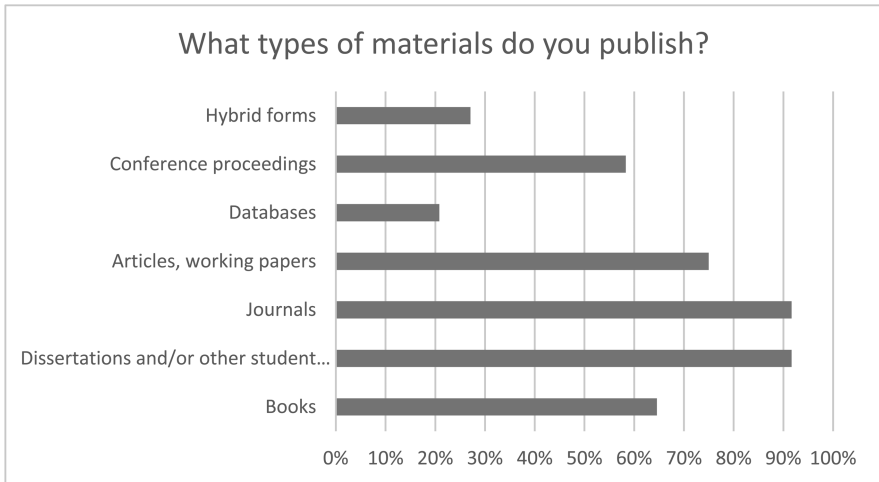


Abb. 2: Welche Dokumenttypen werden von Bibliotheken im Rahmen von Library Publishing veröffentlicht? Nach Okerson & Holzman (2015, S. 35).

Publishing auch klar von den Aktivitäten der University Presses, die v. a. für ihre Bücherprogramme bekannt sind. Als Basis oder technische Plattform für die Publikationstätigkeiten der Bibliotheken werden die Systeme PKP's Open Journal Systems, Conference Systems und BePress's Digital Commons genannt (ebd., S. 14).

4.3 Voraussetzungen und Kompetenzen für Library Publishing

Protagonisten in Bibliotheken gehen davon aus, dass Library Publishing „a natural progression and good fit“ für Bibliothekare sei (Collister, Deliyannides & Dyas-Correia, 2014, S. 21). Auch die LPC-Website sieht eine große Nähe zwischen Verlag und Bibliothek: Library Publishing sei „based on core library values and builds on the traditional skills of librarians“ (LPC, 2012). Clement sieht Bibliotheken als Arbeitsstätten „voller talentierter Mitarbeiter“, die Unterstützung als Herausgeber, Korrektoren oder Schriftsetzer anbieten können (Clement, 2011, S. 521). Amerikanische Bibliotheken fühlen sich nahezu dazu berufen, in die Transformation des wissenschaftlichen Publikationswesens einzugreifen und einen positiven Beitrag zu leisten. John Unsworth, Bibliotheksdirektor der Brandeis University, antwortete auf die Frage seiner Universitätsleitung, wie man mit dem Universitätsverlag verfahren solle: „Give it to me and you won't have to worry about it. I'll take care of it“ (Unsworth, 2014, S. 71).

Diese Beispiele zeigen, dass aufseiten der amerikanischen Bibliothekare keine Zweifel an den eigenen verlegerischen Fähigkeiten herrschen. In ihrer Fachliteratur wird wiederholt betont, dass Bibliothekare eine hohe IT-Affinität mitbringen, experimentierfreudig sind und die notwendige Nähe zu den Wissenschaftlern aufweisen (McCormick, 2008/09; Keener, 2014; Wittenberg, 2008). Gleichzeitig wird den Universitätsverlagen oft vorgeworfen, dass sie in diesen Bereichen zu wenig Engagement zeigen.

Im Vergleich zu den Universitätsverlagen profitieren Bibliotheken davon, dass man von ihnen keine kostendeckende Arbeit erwartet: "Libraries have no cost recovery imperative" (McCormick, 2008/09, S. 30). Das sei übrigens auch besser so, denn Bibliothekaren werde es mulmig („queasy“), sobald von ihnen verlangt wird, dass sie auf dem Markt auftreten und Services verkaufen sollten (Unsworth, 2014, S. 70).

Über weniger Kompetenzen im Vergleich zu Verlegern verfügen Bibliothekare in den Bereichen Programmplanung, grafisches Design, Marketing und Business Pläne (Keener, 2014; Wittenberg, 2008). Auch die Autorenbetreuung ist traditionell kein Arbeitsfeld der Bibliotheken (Unsworth, 2014). Verleger gelten zudem als rigoroser, was die Qualität, die Selektion und das Branding anbelangt (Maron et al., 2013).

Mit dem Thema der Aus- oder Weiterbildung für Library Publishing in den USA befasst sich ein Aufsatz von Skinner, Lippincott, Speer & Walters (2014). Die Autoren stellen fest, dass die Ausbildung im verlegerischen Bereich im Vergleich zum Bibliothekswesen sehr heterogen ist. Zudem gehen die meisten Abgänger von Publishing-Studiengängen zu Publikums- und nicht zu Wissenschaftsverlagen. Für die spezifischen Bedürfnisse von Library Publishing gibt es bisher noch keine Studiengänge, obwohl einige der Library Schools sich mit dem Thema befassen und maßgeschneiderte Kurse oder Zertifikate entwickeln möchten. Unsworth berichtet beispielsweise von einer geplanten Kollaboration zwischen der Library Publishing Coalition und der University of Illinois iSchool (Unsworth, 2014, S. 73). Existierende Publishing-Studiengänge sind aus Sicht der Autoren zu konservativ ausgerichtet und wenig geeignet für die neu ankommenden Publikationsbedürfnisse in der Wissenschaft.

5 Reaktionen der University Presses

Die meisten Quellen für diesen Aufsatz stammen von Bibliothekaren. Fachartikel oder Erfahrungsberichte aus Universitätsverlagen sind kaum bekannt. Die Meinung von Verlegern spiegelt sich hauptsächlich in Berichten der AAUP wider.

Die Verfasserin kann das gut nachvollziehen, da sie die Kultur in wissenschaftlichen Verlagshäusern aus eigener Erfahrung gut kennt. Zumindest kommerzielle Verleger sprechen nicht in gleichem Maße offen über ihre Arbeit und Projekte, wie dies Bibliothekare tun. Verleger verstehen sich gegenseitig als Konkurrenten, was einen offenen Austausch behindert. Ebenfalls wird die Kooperation zwischen Verlagen nicht gefördert – anders als in Bibliotheken. Ein Verlag wartet, bis sein Produkt fertig ist, und bringt es dann auf den Markt. Zudem werden in Verlagen viele Arbeitsschritte „outgesourct“, sodass ein experimentelles Vorgehen und damit auch Projekte schwieriger umzusetzen sind. Diese unterschiedlichen Arbeits-, Kommunikations- und letztlich auch Lernkulturen von Bibliothekaren und Verlegern erstaunen.

Um die Meinung der Universitätsverlage einzufangen, bietet der AAUP-Bericht *Press and Library Collaboration Survey* (Association of American University Presses, 2013) eine gute Grundlage. Befragt wurden 41 Bibliotheksleiter und 42 Leiter von Universitätsverlagen. Die Antworten klaffen stark auseinander und die Verleger zeigen sich gegenüber den Aktivitäten der Bibliotheken teilweise sehr skeptisch. Offen (aber anonym) kritisiert werden das mangelhafte Kostenbewusstsein der Bibliothekare und die fehlende Qualitätskontrolle bei den Produkten. Die verlegerischen Aktivitäten der Bibliotheken werden oftmals kleingeredet und man beschwert sich über die fehlende Kommunikation zwischen den verschiedenen Partnern. Aus dem Bericht geht übrigens auch hervor, dass die Bibliotheken keinesfalls die einzigen alternativen Anlaufstellen für „publishing activities on-campus“ sind – ein Aspekt, der in der bibliothekarischen Fachliteratur interessanterweise nicht erwähnt wird.

Der Bericht plädiert insgesamt für komplementäre Rollen für Universitätsverlage und Universitätsbibliotheken. Die Initiativen der Bibliotheken sollen die Programme der Verlage ergänzen, weder neu erfinden noch verdoppeln. Die Hoheit im Bereich der Qualitätsliteratur mit formalem Peer-Review soll bei den Universitätsverlagen bleiben. Diese Antwort eines Verlegers fasst die Meinungen im Kollegenkreis recht gut zusammen: „Libraries are well-suited to create and preserve free, online materials. They are rarely suited to engage in commerce, or in editing, design, and printing“ (Association of American University Presses, 2013, S. 19).

Übrigens wäre es falsch zu meinen, dass die Universitätsverlage sich nicht auch bewegten und weiterentwickelten! So gibt es auch bei ihnen zahlreiche elektronische Angebote, Bestrebungen zur Umsetzung von Open-Access-Modellen und zur konsequenten strategischen Ausrichtung an den Bedürfnissen von Forschung und Lehre (Unsworth, 2014, S. 72; Greenstein, 2010). Diese Beispiele lassen durchblicken, dass die bibliothekarische Fachliteratur zuweilen einseitig negativ über die Universitätsverlage berichtet. Es wäre sicher

wünschenswert, dass die University Presses selbst aktiver über ihre Produktentwicklungen und Strategien berichten würden.

6 Schlussfolgerung und Vergleich zur gegenwärtigen Situation in Deutschland

Auch in Deutschland sehen Hochschulbibliotheken publikationsunterstützende Services bzw. Publikationskompetenz als neues Standbein neben ihren klassischen Kernaufgaben (Keller, 2016; Depping, 2014). Publikationsunterstützende Dienstleistungen werden in Deutschland als gute Chance gesehen, die Hochschulbibliothek wieder stärker in das Bewusstsein der Wissenschaftler der eigenen Hochschule zu rücken. Gleichzeitig beobachtet Ralf Depping aber auch, dass diese wissenschaftliche Publikationstätigkeit nur sehr selten in den allgemeinen Selbstdarstellungen der Bibliothek (z. B. über ein Leitbild) erwähnt wird – auch bei den Universitätsbibliotheken, die auf ihrer Homepage einen zentralen Link zu den jeweiligen Publikationsdienstleistungen anbieten.

Ausgangspunkt verlegerischer Aktivitäten an deutschen Universitätsbibliotheken ist in der Regel das institutionelle Repositorium, ein Dienst, der inzwischen an den meisten Hochschulen angeboten wird. Im Gegensatz zur Situation in deutschsprachigen Ländern gelten institutionelle Repositorien in den USA nicht als Erfolgsgeschichten: „Institutional repositories so far tend to look like attics with random assortments of content of questionable importance“ (Brown, Griffiths & Rascoff, 2007, S. 16). Nichtsdestotrotz bleiben auch in den USA Repositoriensysteme das Rückgrat vieler Publikationsaktivitäten, aber man findet in der aktuellen Literatur kaum einen Hinweis auf institutionelle Repositorien als Service.

Des Weiteren gehen deutschsprachige Bibliotheken allgemein mit dem Begriff Open Access viel offensiver um als ihre US-Kollegen dies tun. Ja, die Inhalte von Library Publishing sollen frei zugänglich sein, damit der Zugang möglichst einfach ist, aber die amerikanischen Bibliothekare verbinden damit nicht unbedingt eine politische Debatte zu Open Access; man geht weniger dogmatisch mit dem Thema um. Ein Bibliotheksdirektor schreibt relativ locker: „I understand that the focus in library publishing is and should be on Open Access. That implies electronic distribution for free“ (Unsworth, 2014, S. 77).

Nicht vergleichbar sind die Situation und das Selbstverständnis der Universitätsverlage in den USA und Deutschland. Bei den meisten deutschsprachigen Universitätsverlagen handelt es sich um Gründungen neueren Datums, die oft von Beginn an organisatorisch zur Universitätsbibliothek gehörten (Pampel,

2006). Im Gegensatz zu den amerikanischen University Presses stehen in Deutschland die elektronischen Publikationen klar im Vordergrund. In den Leitlinien der Arbeitsgemeinschaft der Universitätsverlage werden außerdem als Kriterien für die Mitgliedschaft eine Affinität zu Open Access sowie eine wissenschaftsfreundliche Rechtspolitik gefordert.⁵ Mit einem solchen Commitment zu Open Access würden sich die amerikanischen University Presses sicher nicht identifizieren, da für sie der Verkauf von Inhalten weiterhin das primäre Einkommensmodell darstellt.

Wofür man die US-amerikanischen Bibliothekare aber beneiden muss, ist der treffende Begriff „Library Publishing“. Hiermit ist es ihnen gelungen, einen terminologischen Rahmen für die neuen verlegerischen Aktivitäten finden, der sowohl verheißungsvoll als auch innovativ und vertrauenswürdig klingt. Auch wenn sich am Ende nicht mehr dahinter verbirgt als das, was deutsche Bibliothekare unter „publikationsunterstützenden Services“ anbieten, so lässt sich der englischsprachige Begriff sicher besser vermarkten.

Literatur

- Association of American University Presses. (2013). *Press and library collaboration survey*. Abgerufen von http://www.aaupnet.org/images/stories/data/librarypresscollaboration_report_corrected.pdf
- Anderson, R. (2014, 19. Mai). *University presses "under fire" or just under the gun (like the rest of us)?*. Abgerufen von <https://scholarlykitchen.sspnet.org/2014/05/19/university-presses-under-fire-or-just-under-the-gun-like-the-rest-of-us/>
- Bahners, P. (2014, 4. Juni). Wer subventioniert wen?: Die Krise der amerikanischen Universitätsverlage. *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, S. N4.
- Bonn, M. & Furlough, M. (2015). The roots and branches of library publishing programs. In M. Bonn (Hrsg.), *Getting the word out: academic libraries as scholarly publishers* (S. 1–16) Chicago: ACRL. Abgerufen von <http://www.alastore.ala.org/detail.aspx?ID=11378>
- Brown, L., Griffiths, R. & Rascoff, M. (2007). *University publishing in a digital age*. New York: Ithaka. Abgerufen von <http://www.sr.ithaka.org/research-publications/university-publishing-digital-age>
- Clement, R. W. (2011). Library and university press integration: A new vision for university publishing. *Journal of Library Administration*, 51(5/6), 507–528. doi:10.1080/01930826.2011.589330
- Collister, L. B., Deliyannides, T. S. & Dyas-Correia, S. (2014). The library as publisher. *The Serials Librarian*, 66(1–4), 20–29. doi:10.1080/0361526X.2014.879524

⁵ AG Universitätsverlage, Kriterien für die Mitgliedschaft: http://blog.bibliothek.kit.edu/ag_univerlage/?page_id=912

- Crow, R. (2009). *Campus-based publishing partnerships: A guide to critical issues*. Washington, D. C.: Scholarly Publishing and Academic Resources Coalition. Abgerufen von <http://www.sparc.arl.org/resources/papers-guides/campus-partnerships>
- Depping, R. (2014). Publikationsservices im Dienstleistungsportfolio von Hochschulbibliotheken: Eine (Neu-) Verortung in der wissenschaftlichen Publikationskette. *O-bib: Das offene Bibliotheksjournal*, 1(1), 71–91. doi:10.5282/o-bib/2014H1S71-91
- Givler, P. (2002). *University press publishing in the United States*. Abgerufen von <http://www.aaupnet.org/about-aaup/about-university-presses/history-of-university-presses>
- Greenstein, D. (2010). Next-Generation university publishing: A perspective from California. *Journal of Electronic Publishing*, 13(2). doi:10.3998/3336451.0013.205
- Hahn, K. L. (2008). *Research library publishing services: New options for university publishing*. Washington, D. C.: Association of Research Libraries. Abgerufen von <http://www.arl.org/storage/documents/publications/research-library-publishing-services-mar08.pdf>
- Halle, A. (2004). Universitätsverlage: Eine vergleichende Perspektive. *Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie: ZfBB*, 51(5/6), 277–283.
- Keener, A. (2014). Library (publishing) school: Training and competencies for the new publishing professional. *Journal of Electronic Publishing*, 17(2). doi:10.3998/3336451.0017.206
- Keller, A. (2016). Publikationskompetenz. In W. Sühl-Strohmenger (Hrsg.), *Handbuch Informationskompetenz* (S. 307–322). Berlin/Boston: De Gruyter.
- LPC, *Library publishing coalition*. (2012). *Library publishing coalition: A proposal*. Abgerufen von http://www.librarypublishing.org/sites/librarypublishing.org/files/documents/lpc_proposal_20120814.pdf
- Maness, J. M., Miaskiewicz, T. & Sumner, T. (2008). Using personas to understand the needs and goals of institutional repository users. *D-Lib Magazine*, 14(9), 10. Abgerufen von <http://www.dlib.org/dlib/september08/maness/09maness.html>
- Maron, N., Miller, S., Watkinson, C. & Kenney, A. (2013). Publarians and lubishers: Role bending in the new scholarly communications ecosystem. In *Proceedings of the Charleston Library Conference 2013*, (S. 518–525). doi:10.5703/1288284315317
- McCormick, M. (2008/09). Learning to say maybe: Building NYU's Press/Library collaboration. *Against the Grain*, 20(6), 28–32. doi:10.7771/2380-176X.260
- McCormick, M. (2015). Toward new-model scholarly publishing: Uniting the skills of publishers and libraries. In M. Bonn (Hrsg.), *Getting the word out: Academic libraries as scholarly publishers* (S. 57–82). Chicago: ACRL. Abgerufen von <http://www.alastore.ala.org/detail.aspx?ID=11378>
- Mullins, J. L., et al. (2012). *Library publishing services: Strategies for success: Final Research Report*. Washington, D. C.: SPARC. Abgerufen von http://docs.lib.purdue.edu/purduepress_ebooks/24/
- Okerson, A. & Holzman, A. (2015). *The once and future publishing library* (CLIR Publication, 166). Washington, D. C.: Council on Library and Information Resources. Abgerufen von <http://digitalcommons.unl.edu/scholcom/4>
- Pampel, H. (2006). *Universitätsverlage im Spannungsfeld zwischen Wissenschaft und Literaturversorgung: Eine kritische Bestandsaufnahme*. Diplomarbeit, Hochschule der Medien, Stuttgart. Abgerufen von <http://hdl.handle.net/10760/9590>
- Sherman, S. (2014, 26. Mai). University presses under fire: How the internet and slashed budgets have endangered one of higher education's most important institutions. *The Nation*. Abgerufen von <https://www.thenation.com/article/university-presses-under-fire/>

- Skinner, K., Lippincott, S., Speer, J. & Walters, T. (2014). Library-as-publisher: Capacity building for the library publishing subfield. *Journal of Electronic Publishing*, 17(2). doi:10.3998/3336451.0017.207
- Thompson, J. B. (2005). *Books in the digital age: The transformation of academic and higher education publishing in Britain and the United States*. Cambridge: Polity Press.
- Unsworth, J. (2014). Pubrrarians and liblishers at 20: Reflections on library publishing from 1995–2014. *Journal of Librarianship and Scholarly Communication*, 2(4), 68–81. doi:10.7710/2162-3309.1201
- Watkinson, C. (2015). From collaboration to integration: University presses and libraries. In M. Bonn (Hrsg.), *Getting the word out: academic libraries as scholarly publishers* (S. 83–112). Chicago: ACRL. Abgerufen von <http://www.alastore.ala.org/detail.aspx?ID=11378>
- Wittenberg, K. (2008). *The role of the library in 21st-century scholarly publishing: No brief candle; Reconceiving research libraries for the 21st century* (CLIR Publication, 142, S. 35–41) Washington, D. C.: CLIR 2008. Abgerufen von <http://www.clir.org/pubs/reports/pub142/reports/pub142/pub142.pdf>
- Xia, J. (2009). Library publishing as a new model of scholarly communication. *Journal of Scholarly Publishing*, 40(4), 370–383. doi:10.3138/jsp.40.4.370

Alle Internetquellen wurden zuletzt am 04.12.2016 aufgerufen.

Philipp Mayr and Christoph Lange

The Opening Scholarly Communication in Social Sciences project OSCOSS

Abstract: This paper outlines the main ideas and objectives of the DFG-funded project “Opening Scholarly Communication in the Social Sciences” (OSCOSS). The paper makes up with a problem statement discussing the traditional scholarly publication process and the shortcomings of the portable document format (PDF) as publication format. In the following, the main use cases of the project are introduced: readers, authors and reviewers of scientific publications. The main part of the paper is describing the project objectives and the architecture of the intended project software infrastructure. Project objectives are: 1. establishing electronic papers as the focal points of scholarly communication, 2. integrating social science research data and the paper in a closer way, 3. keep up the high layout and formatting standards and 4. provide publishers with a technical infrastructure.

1 Problem statement

For over 350 years, scientific articles have been the primary means by which scholars have formally communicated their work such as hypotheses, methods, results or experiments. This includes the social sciences, where data often play a key role in articles. Advances in technology made it possible for the scientific article to adopt electronic dissemination channels. However, the increasingly collaborative scientific process that leads to the publication of an article is still insufficiently supported by contemporary electronic information systems.

The OSCOSS project¹ (Opening Scholarly Communication in Social Sciences), which will be outlined in the following, aims at providing integrated support for all steps of the scholarly communication process:

¹ All software and test datasets in the OSCOSS project are published under <https://github.com/OSCOSS>

Philipp Mayr was a student at the Berlin School of Library and Information Science and has attended a few courses of Konrad Umlauf. As a teacher, Konrad Umlauf was always an excellent supporter of open accessible information and techniques to assess the quality of single pieces of information. For example, Konrad Umlauf published the “Berliner Handreichungen zur Bibliotheks- und Informationswissenschaft”, an open access series for theses of the institute which is dating back to 1992. The author has applied some of these techniques in his doctoral dissertation (Mayr, 2009).

- Collaborative writing of a scientific paper
- Collecting data related to existing publications
- Interpreting and including data in a paper
- Submitting the paper for peer review
- Reviewing the paper
- Publishing an article, and, finally
- Facilitating its consumption by readers

The OSCOSS project will support this process considering in particular the perspective of three main actors, detailed in the use case descriptions below: readers, authors, and reviewers. Currently, these actors adopt several separate electronic information systems, which support certain single steps of their work. For example, mailing lists and project management systems facilitate the discussion of ideas and the planning of research tasks. Open tools for statistical analysis and data visualisation such as R² help authors to validate hypotheses and thus obtain research results. Web-based word processors such as Google Docs, Overleaf or Fidus Writer³ facilitate collaborative writing. Electronic submission systems such as Open Journal Systems (OJS⁴) facilitate peer reviewing. Web content management systems (CMSs) enable users without any technical knowledge to create websites and to upload documents. Further, social network features of CMSs such as TYPO3 enable readers to discuss web publications with their authors, or to recommend them to their peers.

Still, media discontinuities between these steps cause inefficiency and loss of information. For example: word processors lack direct access to data that authors may want to interpret in a paper. Also, while authors have a rich and detailed understanding of the structure and characteristics of the data that a document is based on, word processors cannot currently capture such structural information, as they have been designed for laying out documents to be consumed by human readers only, not for enabling information systems to manage knowledge. Peer reviewers cannot provide feedback inside the same environment in which authors wrote their papers. Open access web publishing is often constrained to document formats that have been designed for paper printing, such as Portable Document Format (PDF), but that neglect the Web's full accessibility and interactivity potential. Finally, readers are forced to see a single frozen view of the underlying data in a paper; they are unable to access the

² <https://www.r-project.org/>

³ <http://www.fiduswriter.org> a “semantic word processor for academics”, which we are using and extending in OSCOSS.

⁴ <https://pkp.sfu.ca/ojs/>

full extent and the further dimensions of the data and to make their own observations beyond the restricted scope chosen by the author.

2 Use cases

To justify the relevance of our work and to explain, in which ways our project opens scholarly communication and publishing from multiple perspectives, we first analyse one real world example, and then present three idealised use cases from the perspective of three major stakeholders of scholarly communication and publishing: reader, author, and reviewer.

2.1 Real world example

In a recent article in the *mda* journal⁵, Kroll cites a dataset by name, writing „Der Index wird zuletzt auf Basis der Daten der BIBB/BAuA-Erwerbstätigenbefragung 2006 und des Telefonischen Gesundheitssurveys *Gesundheit in Deutschland Aktuell* (GEDA) 2009 des Robert Koch-Instituts anhand von Gesundheitsindikatoren intern und extern validiert“ (Kroll, 2011, p. 63).

He also cites other articles citing the same dataset („zu den Datensätzen vgl. Hall, 2009; Kurth et al., 2009; RKI, 2010“; Kroll, 2011, p. 67). But an explicit link to the dataset is missing in his article. Still, the dataset is registered in *da/ra*⁶, a registry for datasets, and can be looked up; it has a metadata record and a DOI. In the concrete case, the datasets^{7, 8} can be analysed after signing a contract.

2.2 Use case 1: Reader

Mark is conducting a survey on *paradata*⁹. He has selected several relevant articles that have been published recently in *mda* and is now studying them

5 methods, data, analyses <http://www.gesis.org/publikationen/zeitschriften/mda/>

6 Registration agency for social and economic data. <http://www.da-ra.de/>

7 BIBB/BAuA-Erwerbstätigenbefragung 2006. doi:10.7803/501.06.1.8.11

8 GEDA 2009. doi:10.7797/26-200809-1-1-2

9 The *paradata* of a survey are data about the process by which the survey data were collected. *Paradata* are usually “administrative data about the survey.” <http://en.wikipedia.org/wiki/Paradata>

in detail. He wants to focus on observations with a high statistical significance. In one article, he has identified an interesting *non-response bias*, which is presented in a table. For his future work, he wants to precisely bookmark this occurrence as *useful for my survey*, and add an annotation that helps him remember what exactly was interesting and why.

2.3 Use case 2: Author

Jakob has a draft of a paper, written in Word, and wants to extend it by performing a different analysis on those base data that Arthur, a researcher from the same community, has used for an earlier publication. Arthur, in his publication, cites a dataset from *da/ra*. The dataset has a DOI, and furthermore, Arthur describes in his paper what chunks of the dataset his analysis is based on and what analysis method he applied. The R code that implements the data analysis is open source and available from a source code repository hosted by GitHub. Arthur presented the output of this analysis as a table and a diagram in his paper. Jakob invites his co-author Dagmar to do a *different* analysis of the same data: Dagmar re-applies the same analysis method but changes the values of some regression parameters, and Jakob compares the result of this analysis to the result of Arthur's analysis. Their new article includes a new table, and a copy of Arthur's one, side by side and citing Arthur's original table and the underlying dataset, and draws new conclusions. They submit their article to *mda*.

2.4 Use case 3: Reviewer

Jakob and Dagmar submitted their manuscript to *mda*, pointing to the data and the R code. Rainer gets assigned the manuscript for review. He wants to check whether Jakob and Dagmar have done their analysis in a correct way. He downloads their R code and raw data and redoes the calculation described. He observes that, for one of the statements that Jakob and Dagmar have made in the results section of their manuscript, the R output of the analysis does not give sufficient evidence. They should have known from Ariane's paper published two years ago, that in one of the items of the dataset they analysed, some data items are too sparse for reliably applying the significance test to them. Rainer marks the respective statement in Jakob's and Dagmar's result section, adding a reference to the methodology section of Ariane's paper and to the affected item in the dataset. Finally, the editorial board decides to accept the submission, provided that a major revision is made. Jakob and Dagmar

receive the paper with 100 comments attached. As the comments are attached to precise parts of the paper, grouped by reviewers and classified as “major” vs. “minor”, they can quickly prioritise the necessary tasks to improve their article.

3 Starting point

Web technologies, which turn data on the Web into machine-comprehensible knowledge, can address the problems pointed out initially. Isolated solutions exist already in the social sciences. There are, for example, tools for publishing data according to Web standards, to facilitate their retrieval and visualisation. However, such tools have not yet been integrated with other tools for writing, reviewing, publishing and reading articles.

Tools that connect articles to structured data have not existed in the social sciences so far. There are general-purpose Semantic Digital Libraries (SDLs) (Hienert et al., 2015), which aim at providing uniform access to metadata and, partly, to document contents, to better support information retrieval and classification tasks. Research prototypes such as JeromeDL (Kruk et al., 2007) allow users to annotate books, papers, and resources. Production-scale systems, such as the German Digital Library¹⁰ (Deutsche Digitale Bibliothek), have so far focused on metadata rather than fine-grained structures *within* documents. Fine-grained connections between documents and data have so far most successfully been investigated in the life sciences, including research towards improving their interoperability and user experience. The DOME0 annotation tool (Ciccarese et al., 2012) allows users to manually or semi-automatically create unstructured or semi-structured annotations that can be private, shared within selected groups, or public. The *Living Document* annotation environment (Garcia-Castro et al., 2010) allows for turning a document into an interface to explore the Web, i. e. to online sources of data and knowledge related to the topic of the document. Utopia Documents (Attwood et al., 2010) is a desktop-based PDF reader with similar functionalities.

We aim at transferring these ideas to the social sciences by integrating existing, but so far isolated, data and code repositories, as well as systems for submission and review management and for publication into a web-based

¹⁰ The German Digital Library (Deutsche Digitale Bibliothek, <http://ddb.de>) offers open access to Germany's cultural and scientific heritage (8 million books, images, sculptures, music, films etc.).

collaborative writing and discussion environment that supports all actors throughout the publication process: readers, authors, and reviewers (cf. Fig. 1). The life sciences have furthermore explored the potential of adding services on top of a combination of annotated documents and structured data published on the Web. For example, Saleem et al. (2013) have enabled query answering and visualisation over a large corpus of documents by integrating two initially separate, albeit related, datasets, PubMed Central and The Cancer Genome Atlas. This system shows how high volume and high velocity of latest published bio-medical research papers from PubMed can be intelligently and semantically integrated within the Linked Cancer Genome Atlas dataset to enable new ways of exploration, querying and visualizing big bio-medical data. On a proof-of-concept level, the provision of added-value services on top of annotated documents linked to structured data have also been explored in the domain of mathematics (Kohlhase et al., 2011). Exploiting the connection of social sciences articles to data for visualisation or data analysis services, for example, is not yet in the scope of the OSCOSS project, as we first need to lay the technical foundations for publishing rich annotated and structured documents on the Web. However, previous experience from life sciences and mathematics shows that, in the next step, this foundation enables the provision of added-value services.

4 Project objectives

OSCOSS aims at delivering a new model for scholarly communication in the social sciences – a model that understands the article as an aggregator, a living document that is both an interface to further information on the Web as well as the pivot for communication and collaboration across scientists. We aim at articles providing the contextual basis, on top of which information from other articles, but also from data and code repositories, can be reused in a coherent way. This will be enabled by support for adding structured annotations to arbitrarily fine-grained parts of documents, building on interoperable standard models for representing and interlinking knowledge.

End user groups targeted by our research effort are readers, authors and reviewers of articles in the social sciences, as is shown in the use cases section. However, the responsibility for enabling the services for readers, authors and reviewers that have been outlined above is with the publisher of social science journals. We thus aim at equipping publishers with a technical platform (cf. Fig. 1) that puts electronic papers into a central position.

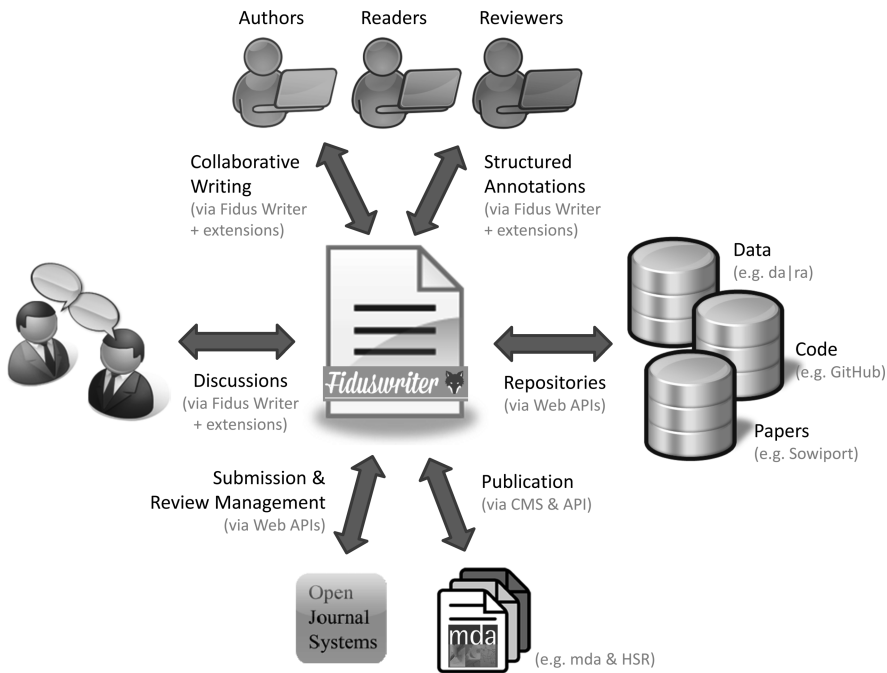


Fig. 1: System architecture (center: the document; top/left: Fidus Writer extensions; right/bottom: connections to external systems) © F. Orlandi.

O1. Establishing electronic papers as the focal points of scholarly communication

... i. e. getting rid of media discontinuities throughout the stages of the scientific publication process; in particular:

- making the paper the interactive interface to scientific material (including related articles, as well as data and code), in which the paper provides direct access to the material, e.g., for citation, reuse or inspection,
- providing readers, authors and reviewers with a low-barrier solution for collaborative annotation/bookmarking, writing, knowledge acquisition and reviewing, and with
- a living document as a space for their scholarly communication (e.g., to let authors know exactly what part of a paper or of the data a reviewer's comment applies to, or to enable readers to establish contact precisely with the author who was responsible for the data analysis presented in some table).

In order to achieve these objectives, it is necessary to ...

O2. Integrate social science research data and the papers that interpret them in a closer way:

- All material, i. e. articles, data and codes, needs to be accessible online.
- Fine-grained parts in articles (e.g. a sentence, a footnote, or a row, column or cell of a table), datasets (e.g. observations of one variable), and source codes (e.g. one function) need to be precisely identifiable, so that they can be referenced and annotated.
- Presentations of data in articles, e.g. by tables or figures, should have links to the underlying data or dataset items (for first results, see Ghavimi et al., 2016), and these links should be accessible to readers, authors-as-re-users and reviewers. This enables, with little extra effort, readers to annotate interesting data items, authors to reanalyse the data, and reviewers of an article to inspect the data and assess their quality.

To ensure acceptance in the social science community, it is necessary to ...

O3. Keep up the high layout and formatting standards that the community has been used to from traditional paper-based publication workflows, i.e.,

- to enable citation by exact page numbers and footnote numbers as with paper publications
- to be compatible with the author guidelines of social science journals (concretely: *mda* and *HSR*,¹¹ both published by GESIS),¹² and
- to render tables and figures in a high visual quality

Acknowledging that in the scientific community the publisher is the institution that enables these advantages for readers/authors/reviewers, we have to ...

O4. Provide publishers with a technical infrastructure satisfying the above objectives, so that they can install and deploy it for their readers/authors/reviewers – including

11 Historical Social Research, <http://www.gesis.org/hsr/hsr-home/>

12 We chose *mda* and *HSR* because of their significance for social science research and because we have access to the sources of all their publications. We choose two journals instead of one to cover a broader scope of publication practices and workflows; in particular, *HSR* focuses on the historically oriented social sciences and *mda* focuses on empirical and data-driven research. Both journals are heterogeneously structured and well-established major resources which are indexed in the main citation indices (Web of Science and Scopus). Therefore, *HSR* articles mainly consist of text, footnotes and citations, whereas a larger share of the typical *mda* article is devoted to tables containing data.

- a collaborative environment for writing and discussing articles, connected to data and code repositories, and including an “annotate-only” mode for readers and reviewers
- a submission and review management system for handling those parts of the submission and review process that are not connected to the document (e.g. submission deadlines, reviewer assignment, editors’ decisions), and
- a publishing platform (connecting the reader’s view of the collaboration environment, as well as data and code repositories) with interfaces for readers (including authors and reviewers in their “reading role”) and for the publisher.

The OSCOSS project addresses the high-level objectives of today’s open access transformation technology by developing innovative solutions for

- *both technical and organisational aspects of the publication process*: We intend to design a technical solution that allows to control all steps of the publication process from the electronic paper as a focal point of scholarly communication (see O1 above): from collaborative authoring to submission, to peer review, to online publication, and finally to enriching the reading experience by a facilitated access to data and the possibility to discuss it with the authors. While the individual functionalities of our system are derived from the requirements of readers, authors and reviewers, we acknowledge the key role of the publisher as the organisation that provides these services. We therefore aim at developing a bundle of software features for publishers (O4).
- *ensuring the fullest possible reusability of publications*: By embedding structured links to other literature, to data and to code into articles (O2), we aim at increasing the reusability of such artefacts that articles commonly refer to, and at improving the establishment of data and code as (parts of) scientific publications. By enabling the identification and thus citation and annotation of fine-grained parts of articles, and of data and code articles refer to, we aim at facilitating reuse by citation (O2). Despite focusing on electronic publication, we aim at meeting the high layout and formatting standards of paper-based publishing, so as not to break page-based citation and journal publication workflows (O3).

This effort is primarily driven by GESIS in their role of publishing the mda and HSR social science journals. OSCOSS is innovative because our review of the state of the art (see section “Starting point”) shows that only in the life sciences there are comparable technical solutions combining articles and data. Using such articles throughout all steps of the authoring, reviewing and publishing

process is an entirely new approach. As scholarly communication practice in the social sciences has requirements that have so far been hard to meet with electronic publications, such as citation by page or footnote number, the community would hardly accept an abrupt switch of the *mda* and *HSR* publication processes to an electronic, web-based workflow. To minimise the risk of a transition to electronic publishing, we will carefully assess user requirements w. r. t. our objective O3, and carry out usability evaluations w. r. t. our objectives O1–O3.

By choosing two different journals, *mda* and *HSR*, we actually intend to cover a broad scope of scholarly communication practices and publishing workflows, and thus expect our approach to be transferable to other social sciences journals and even to other fields of science. Even more broadly, we aim at developing a generic solution that is ready to be enriched by further functionality and to be applied in other domains as well. As demonstrated by prior research in the life sciences and mathematics, identification and structured annotation of fine-grained parts of articles provide the foundation for making articles self-describing, so further intelligent services can process them.

Looking beyond the duration of the two years of *this* project, we are furthermore laying the foundations for addressing the following objectives:

- *Financing and business models underlying open access*: Making all steps of the publication process accessible from a central collaborative writing environment reduces the costs for copying data about the document into review/submission management systems,¹³ and the costs for publishing the final article in a separate content management system.
- *Transitioning traditional subscription-based journals to open access models*: Our approach of facilitating online publishing by supporting the authoring of “online-born” articles, and of increasing the reusability of data and code underlying articles by facilitating access to them has the potential to serve as an *incentive* for turning “closed” journals into open access ones.
- *Measuring the impact of open access publications*: Once the published article serves as the central access point to the underlying data and code, and once readers can communicate with the authors of an article by using discussion facilities embedded into the published article, we can measure the number of such requests made by readers. Further, structured links to cited literature, to data and to code will enable the definition of metrics

¹³ A task that is often carried out by the authors and editors, who are not being paid for this, but which is also *supported* by staff of publishing companies.

that are more fine-grained and thus more precise than impact factors based on the number of citations of an article-as-a-whole.¹⁴

5 Resume

The work done in the OSCOSS project opens scholarly communication in the social sciences and beyond, both in a technical and in a cultural way. On the technical side, we streamline established peer-review workflows by supporting them with web technology, moving from attaching office documents to emails, beyond the current state of the art of isolated web-based word processors, review management systems and data repositories to a coherent collaborative environment for authors, reviewers and, after publication, readers. Once widely in place, beyond the pilots we will run with the mda and HSR journals, this technical solution also has the potential to change the culture of scholarly communication. For example: Open, post-publication peer-review can be supported by simply changing a few configuration options in our environment.

Acknowledgments

The OSCOSS project is funded by the DFG (Deutsche Forschungsgemeinschaft) under grant agreements SU 647/19-1 and AU 340/9-1. We thank Fabrizio Orlandi for setting up Figure 1, the System Architecture of the OSCOSS project.

References

- Attwood, T. K., Kell, D. B., McDermott, P., Marsh, J., Pettifer, S. R., & Thorne, D. (2010). Utopia documents: Linking scholarly literature with research data. *Bioinformatics*, 26(18), i568–i574. doi:10.1093/bioinformatics/btq383
- Ciccarese, P., Ocana, M., & Clark, T. (2012). Open semantic annotation of scientific publications using DOME0. *Journal of Biomedical Semantics*, 3(Suppl. 1), S1. doi:10.1186/2041-1480-3-S1-S1
- Garcia-Castro, A., Labarga, A., Garcia, L., Giraldo, O., Montaña, C., & Bateman, J. A. (2010). Semantic Web and Social Web heading towards living documents in the life sciences. *Web Semantics: Science, services and agents on the World Wide Web*, 8(2/3), 155–162. doi:10.1016/j.websem.2010.03.006

14 <http://altmetrics.org/manifesto/>

- Ghavimi, B., Mayr, P., Lange, C., Vahdati, S., & Auer, S. (2016). A semi-automatic approach for detecting dataset references in social science texts. *Information Services & Use*, 36(3/4), 171–187. doi:10.3233/ISU-160816
- Hienert, D., Sawitzki, F., & Mayr, P. (2015). Digital library research in action: Supporting information retrieval in Sowiport. *D-Lib Magazine*, 21(3/4). doi:10.1045/march2015-hienert
- Kohlhase, M., Corneli, J., David, C., Ginev, D., Jucovschi, C., Kohlhase, A., Lange, C., Matican, B., Mirea, S., & Zholudev, V. (2011). The Planetary System: Web 3.0 & active documents for STEM. *Procedia Computer Science*, 4, 598–607. doi:10.1016/j.procs.2011.04.063
- Kroll, L. E. (2011). Konstruktion und Validierung eines allgemeinen Index für die Arbeitsbelastung in beruflichen Tätigkeiten auf Basis von ISCO-88 und KldB-92. *Methoden, Daten, Analysen (mda)*, 5(1), 69–90. urn:nbn:de:0168-ssoar-255027
- Kruk, S. R., Woroniecki, T., Gzella, A., & Dąbrowski, M. (2007). *JeromeDL – a semantic digital library* (CEUR Workshop Proceedings, vol. 295). Proceedings of the Semantic Web Challenge 2007 co-located with ISWC 2007 + ASWC 2007, Busan, Korea, November 13th, 2007. Retrieved from <http://ceur-ws.org/Vol-295/paper07.pdf>
- Mayr, P. (2009). *Re-Ranking auf Basis von Bradfordizing für die verteilte Suche in Digitalen Bibliotheken*. Humboldt-Universität zu Berlin, Berlin. (Dissertation). Retrieved from <http://edoc.hu-berlin.de/dissertationen/mayr-philipp-2009-02-18/PDF/mayr.pdf>
- Saleem, M., Kamdar, M. R., Iqbal, A., Sampath, S., Deus, H. F., & Ngonga Ngomo, A.-C. (2013). Fostering serendipity through big linked data. In *Semantic Web Challenge at ISWC2013*. Retrieved from http://svn.aksw.org/papers/2013/SWC_Fostering/public.pdf

All web resources accessed on 30 January 2017.

Martin Nissen

Plagiaterkennung und Plagiatvermeidung

Ein Aktionsfeld für Wissenschaftliche Bibliotheken

Abstract: Das Thema Plagiaterkennung und Plagiatvermeidung hat in den letzten Jahren eine Aufwertung erfahren, die ihren Ausdruck in einer Unsicherheit an Universitäten im Umgang mit fremdem geistigen Eigentum findet. Bibliotheken als zentrale wissenschaftliche Einrichtungen haben die Chance, dieses Thema als Aktionsfeld aufzugreifen. Ausgehend von den rechtlichen Grundlagen und dem aktuellen Stand der Plagiatsforschung zeigt der Beitrag Möglichkeiten für Bibliotheken auf, sich als Plattform für den interdisziplinären Dialog zu präsentieren. Ausgeführt wird dies am Beispiel der Universitätsbibliothek Heidelberg, die zu dem Thema Vorträge, Beratungsdienstleistungen und eine Plagiaterkennungssoftware anbietet.

1 Einleitung

Bereits im Jahr 2000 führte die Association of College and Research Libraries (ACRL) den verantwortungsvollen Umgang mit geistigem Eigentum sowie die Vermeidung von Plagiaten in den „Information Literacy Competency Standards for Higher Education“ auf. Standard 5 zu den rechtlichen und sozio-ökonomischen Bedingungen im Umgang mit Informationen und Informationstechnologie benennt das Verständnis für die Entstehung von Plagiaten und die Anerkennung der Urheberschaft von wissenschaftlichen Werken als Ziel. Die Notwendigkeit von Literaturnachweisen und die Vermeidung von Plagiaten werden somit ins Aufgabenfeld der bibliothekarischen Vermittlung von Medien- und Informationskompetenz gerückt.

Bis zu den Plagiatsfällen der Jahre 2011/12 blieb das Thema jedoch ein Nischenthema, das im Rahmen von Tutorien und Einführungen in das wissenschaftliche Arbeiten behandelt wurde. Vor allem die „Causa Gutenberg“ änderte dies grundlegend. Neben der Prominenz des Autors verstärkten die Deutlichkeit des Plagiatsfalls sowie die neuen Formen kollaborativer Aufdeckung das öffentliche Interesse (Schicha, 2011). Weitere prominente Plagiatsfälle wie der von Annette Schavan trugen dazu bei, dass das Thema aktuell blieb, auch wenn deren Fall weit weniger deutlich ausfiel und wiederum Fragen nach Bewertungsmaßstäben, der Notwendigkeit einer Verjährung und Grenzen der Überprüfung aufwarf.

Im öffentlichen Bewusstsein ist das Thema seitdem vorrangig mit der Anfertigung von Doktorarbeiten verbunden. Dabei haben mehrere Studien gezeigt, dass die Häufigkeit von Plagiaten mit zunehmender Qualifikation abnimmt (Szabo & Underwood, 2004). Am gravierendsten ist das Problem in Schule und Grundstudium; bei etablierten Fachautoren stehen Fragen nach der Stückelung wissenschaftlicher Publikationen („Salamischeiben-Taktik“), der ausufernden Wiederverwendung eigener Texte und andere Formen wissenschaftlichen Fehlverhaltens wie Datenfälschungen im Vordergrund. Einer groß angelegten Studie in der Zeitschrift *Nature* zufolge waren es laut Selbstausskunft „nur“ 1,4 % der befragten US-Wissenschaftler, die zugaben, innerhalb der letzten drei Jahre Ideen anderer Autoren unerlaubt verwendet zu haben (Martinson, Anderson & de Vries, 2005).

Ob die Anzahl von Plagiaten bei Schul-, Studien- und Abschlussarbeiten im Internetzeitalter tatsächlich zugenommen hat, lässt sich nicht empirisch belegen. Die meisten Autoren, die sich mit dem Thema beschäftigen, vermuten dies jedoch. Während im Printzeitalter die Urhebererschaft der verwendeten Quellen in der Regel klar gekennzeichnet war und die Verwendung fremder Texte zumindest das eigenständige Abschreiben erforderte, ermöglichen die digitalen Arbeitstechniken die Übernahme auf Knopfdruck. Durch Online-Lexika wie die Wikipedia – vermutlich die Hauptquelle für Plagiate – ist die Urhebererschaft relevanter Texte für den Leser weniger oder gar nicht ersichtlich. Hinzu kommen ein umfangreiches Angebot an Abschreibbörsen wie *hausarbeiten.de* oder *www.school2000.de* sowie der Austausch von Studienleistungen über soziale Netzwerke. Auch der Bologna-Prozess mit einer starken Fokussierung auf Prüfungsleistungen und weniger spezifischen Themenstellungen dürfte zur Zunahme von Plagiatsfällen im studentischen Alltag beitragen.

Die Plagiatsforschung hatte im anglo-amerikanischen Raum ihren Höhepunkt mit groß angelegten Studien mit mehreren Tausend Probanden in den 1990er und frühen 2000er Jahren. Im deutschsprachigen Raum hat das Thema ab den späten 2000er Jahren mehr Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Es bleibt jedoch ein Nischenthema, das von wenigen Protagonisten wie Debora Weber-Wulff und Sebastian Sattler bearbeitet wird. Wissenschaftsethik ist an deutschen Universitäten nicht über den Rang eines Begleitstudiums im Rahmen von Tutorien und Einführungen, Schreibwerkstätten und Seminaren zur Hochschuldidaktik hinausgekommen.

Für Bibliotheken als verantwortliche Akteure bei der Vermittlung von Medien- und Informationskompetenz bietet sich die Chance, ein qualifiziertes Angebot aufzubauen und sich als Plattform für den interdisziplinären Austausch zu profilieren. Hierzu müssen Wissenschaftliche Bibliotheken jedoch

ihrerseits aktiv werden. Hochschulleitungen treten anlässlich von Plagiatsfällen eher an die Rechenzentren zwecks Lizenzierung von Plagiaterkennungssystemen heran. Ansonsten liegt die Verantwortung bei den einzelnen Fakultäten, Fachbereichen oder Instituten. Von bibliothekarischer Seite wurde das Thema über einzelne Angebote im Rahmen von Kursen zum wissenschaftlichen Schreiben hinaus bisher kaum behandelt. So wäre zu überlegen, Plagiat als Eintrag in das von Umlauf und Gradmann herausgegebene einschlägige *Lexikon der Bibliotheks- und Informationswissenschaft* (2011–2014) aufzunehmen.

Begrifflich wird das Phänomen bisher unter „Plagiat“ (Weber-Wulff, 2016, S. 3; Sattler, 2010) bzw. „Intertextueller Fehler“ (Projekt Plagiatsprävention – Refairenz, 2016) gefasst. Beide Begrifflichkeiten haben dabei ihre Vor- und Nachteile. Der Begriff „Intertextueller Fehler“ ist unter ethisch-moralischen Gesichtspunkten neutraler und umfasst auch Formen nicht-intentionaler Fehler und Auslassungen. Ein Großteil der Plagiate in Studien- und Abschlussarbeiten entsteht danach aus Unkenntnis, Überforderung oder fehlendem Unrechtsbewusstsein. Durch die Herangehensweise über „intertextuelle Fehler“, die von einfachen Zitierfehlern bis zu Komplettplagiaten ganzer Texte reichen, wird eine didaktisch-propädeutische Herangehensweise befördert. Der Begriff Plagiat wiederum ist konkreter, kann eine abschreckende Wirkung entfalten, ist für Veranstaltungen stärker werbewirksam und schließt an die Begrifflichkeit von Schülern und Studierenden an. In diesem Beitrag wird an dem Begriff Plagiat festgehalten, ohne dass die Bedeutung präventiver Modelle in Abrede gestellt werden soll.

2 Definition

Der Begriff Plagiat in der heutigen Bedeutung „Diebstahl geistigen Eigentums“ ist im deutschen Sprachraum seit Mitte des 18. Jahrhunderts verbreitet. Entlehnt wurde er begriffsgeschichtlich aus dem Lateinischen bzw. Spätlateinischen *plagium* in der Bedeutung Menschenraub/Seelenverkauf (Plagiat, 1889). Der Duden beschreibt Plagiat als „unrechtmäßige Aneignung von Gedanken, Ideen o. Ä. eines anderen auf künstlerischem oder wissenschaftlichem Gebiet und ihre Veröffentlichung; Diebstahl geistigen Eigentums“ (Plagiat, das, o. J.). Innerhalb der Plagiatsforschung ist die Definition von Teddi Fishman, Direktorin des International Center for Academic Integrity an der Clemson University in South Carolina, aus dem Jahr 2009 einschlägig. Danach liegt ein Plagiat vor, wenn jemand

1. Wörter, Ideen oder Arbeitsergebnisse verwendet,
2. die einer identifizierbaren Person oder Quelle zugeordnet werden können,
3. ohne die Übernahme sowie die Quelle in geeigneter Form auszuweisen,
4. in einem Zusammenhang, in dem zu erwarten ist, dass eine originäre Autorschaft vorliegt,
5. um einen Nutzen, eine Note oder einen sonstigen Vorteil zu erlangen, der nicht notwendigerweise ein geldwerter sein muss. (Zit. nach Weber-Wulff, 2016, S. 3)

Ob die Intentionalität des Vorgehens im Streben nach einem Vorteil Voraussetzung ist, bleibt umstritten. Urheberrechtlich gesehen ist Intentionalität keine Voraussetzung für das Vorliegen eines Plagiats (Dreyer, Kotthoff & Meckel, 2008, S. 440). Herauszustellen an der Definition von Fishman ist jedoch die Kontextabhängigkeit mit dem Fokus auf wissenschaftliche Publikationen, für die das Prinzip der originären Autorschaft gilt.

Abgesehen von dieser allgemeingültigen Definition erfolgt eine Definition in dem notwendigerweise fachlichen Kontext in der Regel nicht. Aufgrund der starken Kontextabhängigkeit und der Komplexität der Materie verzichten Forschungseinrichtungen, Universitäten oder Fachverbände auf fachspezifische Definitionen. Plagiatsfälle fallen an deutschen Universitäten in den Verantwortungsbereich von Instituten oder Fakultäten, denen die Prüfungshoheit obliegt und die in der Regel über kein normiertes, nach außen hin transparentes Verfahren verfügen.

3 Typologie

Die Formen von Plagiaten oder intertextuellen Fehlern sind vielfältig und können im Rahmen dieses Beitrags nicht näher ausgeführt werden. Die Typologie wurde hier in den letzten Jahren zunehmend differenziert und insbesondere anhand der Analyse der Plagiatsfälle der Jahre 2011 ff. von Debora Weber-Wulff in ihrem Buch *False feathers: A perspective on academic plagiarism* erweitert. Neben dem Plagiat im engeren Sinne – der wörtlichen Übernahme fremder Texte ohne Nachweis – beschreibt Weber-Wulff (2014) eine Vielzahl weiterer Plagiatstypen, die von der nicht ausgewiesenen Übersetzung, der unsauberen Paraphrase, Zitatcollagen bis zu Alibi-Nachweisen (sog. Bauernopfern) reicht, bei denen der verwendete Text in unzureichender Weise und meist an unbedeutender Stelle einmalig zitiert wird, um anschließend umfänglich ausgebeutet zu werden. Solche Bauernopfer helfen wiederum bei der Aufdeckung, da über die Zitation die verwendeten Texte gefunden werden können.

4 Häufigkeit

Wie oben beschrieben, ist die Häufigkeit von Plagiaten seit den 1990er Jahren mit der zunehmenden Verfügbarkeit von Online-Quellen und der Einführung elektronischer Textverarbeitung vermutlich angestiegen. In den letzten Jahren dürften an deutschen Universitäten – auch dies ist eine Vermutung – die stark angestiegenen Studierendenzahlen die Häufigkeit erhöht haben, da die Anzahl des wissenschaftlichen Personals nicht Schritt hielt und sich die Betreuungsquote verschlechterte. Aus US-amerikanischen Studien wissen wir, dass die Übernahme der alten Zitationsmodelle aus dem Print-Zeitalter nicht reibungslos funktioniert (Jones, 2011). Viele Studierende gehen davon aus, dass bei freier Verfügbarkeit im Internet ein Nachweis auf die Urheberschaft nicht erforderlich ist. Dieses Vorgehen entspricht der weit verbreiteten Technik des Mashups bei der Neuzusammenstellung (pop-)kultureller Güter, die ebenfalls den studentischen Alltag prägt.

Die meisten Untersuchungen kommen bei Studierenden auf Zahlen von 20 bis 30 %, die zugeben, im Rahmen von Studienarbeiten bereits abgeschrieben zu haben (Nissen, 2012). Einer Studie von Sebastian Sattler zufolge sind allerdings wesentlich mehr – nämlich 90 % – grundsätzlich dazu bereit (Sattler, 2010). Umfänglicher wurde die Häufigkeit zuletzt im Rahmen der 2009 bis 2012 durchgeführten FAIRUSE-Studie an der Universität Bielefeld untersucht, bei der Studierende mehrerer zufällig ausgewählter Universitäten und Fachrichtungen befragt wurden. Danach lag die Quote der Studierenden, die zugaben, mindestens einmal innerhalb von sechs Monaten plagiiert zu haben, bei durchschnittlich ca. 18 % (Sattler, Graeff & Willen, 2013). Die Methode der Selbstauskunft bleibt aufgrund der erforderlichen Kompetenzen bei der Selbstbeobachtung problematisch. Allerdings kann davon ausgegangen werden, dass die Dunkelziffer noch höher liegen dürfte.

5 Zum Umgang mit Plagiaten

Grundsätzlich lassen sich im Umgang mit Plagiatsfällen an wissenschaftlichen Hochschulen ein präventiver und ein kontrollierender Ansatz unterscheiden. Der präventive Ansatz stellt die Vorbildfunktion guter wissenschaftlicher Praxis in Forschung und Lehre, die gründliche Vermittlung korrekter wissenschaftlicher Arbeits- und Zitiertechniken, eine geeignete Themenstellung sowie ein gutes Betreuungsverhältnis in den Mittelpunkt. Der kontrollierende Ansatz setzt auf die Ahndung von Plagiatsfällen und einen punktuellen oder flächendeckenden Einsatz von Plagiaterkennungssystemen.

Interessant sind hierzu die Vorschläge der Kommission, die mit der Untersuchung der Doktorarbeit von zu Guttenberg an der Universität Bayreuth beauftragt wurde. Danach sollte für „alle Studiengänge eine im Curriculum verpflichtend vorgeschriebene Einführung in das wissenschaftliche Arbeiten zu Beginn des Studiums“ unabdingbar sein (Universität Bayreuth. Kommission Selbstkontrolle in der Wissenschaft, 2011). Die Kommission empfiehlt ferner den Aufbau von Graduierten- bzw. Promotionskollegs im Rahmen strukturierter Promotionsprogramme. Des Weiteren seien Promotions- bzw. Betreuungsvereinbarungen hilfreich, zudem die Abgabe eidesstattlicher Versicherungen. Hinsichtlich des Einsatzes von Plagiaterkennungssystemen zeigt sich die Kommission hingegen sehr zurückhaltend.

Der präventive Ansatz ist in der letzten Zeit stark in den Vordergrund gerückt und wird auch von dem Projekt „Plagiatsprävention – Refairenz“ mit Arbeitsgruppen an der Universität Konstanz, der PH Freiburg und der HTWG Konstanz favorisiert (Schäfer, 2016). Ausgangspunkt ist dabei die Überlegung, dass ein Großteil der Studierenden und Doktoranden „intertextuelle Fehler“ nicht absichtlich begeht. Kritisch zu betrachten ist bei diesem Vorgehen jedoch die Breitenwirkung, die bei fehlender Institutionalisierung nicht flächendeckend zu erreichen ist. Über einen kontrollierenden Ansatz wird zumindest eine abschreckende Wirkung bei denjenigen erzielt, die wissentlich zu täuschen versuchen.

6 Aufdeckung von Plagiatsfällen/Softwareeinsatz

Grundlage für die Aufdeckung von Plagiatsfällen ist die gründliche Lektüre durch den Betreuer der Studien- oder Abschlussarbeit. Debora Weber-Wulff (2016) hat in ihrem Online-Kurs *Fremde Federn Finden* verschiedene Beispiele zusammengestellt, die einen Anfangsverdacht auf der Grundlage einer genauen Textlektüre begründen. Hinweise hierauf geben Stilbrüche im Text sowie eine starke Diskrepanz zwischen mündlicher und schriftlicher Leistung. Voraussetzung hierfür sind jedoch ausreichend Zeit für die Begutachtung sowie ein enges Betreuungsverhältnis, das sich in einer Schulklasse leichter als in einer Massenvorlesung herstellen lässt.

Die sogenannten Plagiatwikis wie Guttenplag oder Vroniplag überzeugen aufgrund ihres kollaborativen Arbeitsstils und der hohen Transparenz der Ergebnispräsentation. Realisierbar sind Wikis aufgrund des Aufwands jedoch nur bei prominenten Plagiatsfällen. In der Breite Erfolg versprechender sind sog. Plagiaterkennungssysteme (PES), die auch im deutschsprachigen Raum verstärkt eingesetzt werden. Die weiteste Verbreitung haben diese an pädagogi-



☒ HEIDI ☐ Web-Seiten

[Literatursuche und -bestellung](#)
[Digitale Bibliothek](#)
[Nutzung und Service](#)
[Fachbezogene Informationen](#)
[Kurse, Beratung, E-Learning](#)
[Bibliotheken der Universität](#)
[A bis Z](#)
Schnelleinstieg
[Anmeldung für Studierende](#)
[Öffnungszeiten](#)
[UB für Einsteiger](#)
[Virtueller Rundgang](#)
[Konto](#)

[Kontakt](#) | [Layout anpassen](#) | [Sitemap](#) | [English](#)
[Startseite](#) > [Nutzung und Service](#) >

Plagiaterkennung
Das Plagiat: Definition

Unter einem Plagiat versteht man die Ausweisung fremden geistigen Eigentums als eigenes geistiges Eigentum. Abzugrenzen sind verwandte Begriffe wie Fälschung, Kopie oder Imitation. Beim Plagiat kann unterschieden werden zwischen einer engen Definition, die die wortwörtliche Ausweisung fremden geistigen Eigentums als eigenes umfasst, und einer weiten Definition. Bei der weiten Definition tritt die unzulässige Auslegung des Zitatrechts (§ 51, UrhG) hinzu. Dies ist der Fall, wenn die wirkliche Urheberschaft verschleiert oder die erforderlichen Verweise auf die verwendeten Quellen unzureichend angegeben werden.

Umgang mit Plagiaten an der Universität Heidelberg

Plagiate sind eine Form schwerwiegenden wissenschaftlichen Fehlverhaltens. Zur Sicherung guter wissenschaftlicher Praxis hat die Universität Heidelberg bereits 1998 eine ständige Kommission gegründet und vom Senat gewählte Ombudsleute verschiedener Fachdisziplinen eingesetzt. Diese handeln auf der Grundlage der Satzung zur Sicherung guter wissenschaftlicher Praxis¹ vom 10. November 1998. Für Fehlverhalten im Rahmen von Prüfungsleistungen gibt es Regelungen in den Prüfungsordnungen der jeweiligen Studiengänge sowie in den Promotionsordnungen der Fakultäten.


KONTAKT

Dr. Martin Nissen
Universitätsbibliothek
Heidelberg
Plöck 107-109
69117 Heidelberg
Telefon: +49 6221 54 2581
E-Mail [✉](#)

WEITERE INFORMATIONEN

- Sicherung guter wissenschaftlicher Praxis an der Universität²
- Copy, Shake & Paste: Antiplagiatsworkshops an der UB³
- Portal Plagiat der HTW Berlin⁴
- Fairuse Projekt der Universität Bielefeld⁵

Abb. 1: Website Plagiaterkennung der Universitätsbibliothek Heidelberg.

Quelle: <http://www.ub.uni-heidelberg.de/service/plagiat.html>

schen Hochschulen wie der PH Freiburg oder der PH Wien. In Freiburg baute 2008 Kerstin Eleonora Kohl (2014) ein präventives Angebot auf, das bis 2014 rund 3 000 Beratungen und Dokumentprüfungen durchführte. Größere Zurückhaltung besteht hingegen bei Universitäten und Hochschulen mit technischem Schwerpunkt.

Die gängigen Software-Systeme wurden in mehreren Durchgängen von einem Team um Debora Weber-Wulff in den Jahren 2004, 2007, 2008, 2010 und 2013 getestet und die Ergebnisse auf dem Plagiats-Portal der HTW Berlin veröffentlicht. Die Bewertungen fielen dabei kritisch aus. Die beste Kategorie erhielt lediglich die Bezeichnung „teilweise nützlich“. Darunter fielen auch die Marktführer *turnitin* und *urkund*. Unbefriedigend bei diesen Angeboten bleibt, dass Google Books, die weltgrößte Sammlung an Retrodigitalisaten mit geschätzt 25 Mio. Büchern, aufgrund der fehlenden Freigabe durch Google nicht in die Überprüfung einbezogen werden kann. Die in dem Blog von Stefan Weber (2016) angekündigte Kooperation von Google und dem ukrainischen Start-up Unternehmen *unplag* wiederum scheint bisher nicht realisiert zu sein. Unplag greift nach Websiteauskunft noch immer – wie die meisten Anbieter – auf die Internet-Suchmaschine Bing von Microsoft zurück.

Neben der technischen Leistungsfähigkeit von Plagiaterkennungssystemen besteht Weber-Wulff (2014) zufolge das Problem dieser Systeme darin, dass sie leichte Lösungen vorgaukeln, wo eine differenzierte Begutachtung durch die Prüfer erforderlich wäre. Selbst die beste Software kann nur Übereinstimmungen zwischen Texten hervorheben und keine Plagiate aufdecken. Bei geschickt verschleierte Paraphrasen, Struktur- und Übersetzungsplagiaten sowie bei der ungekennzeichneten Übernahme von Abbildungen bieten Plagiaterkennungssysteme keine Hilfe. Dennoch können diese Systeme dazu beitragen, einen Anfangsverdacht zu ermitteln und mit vergleichsweise geringem Aufwand Relationen zwischen Texten aufzuzeigen.

7 Plagiaterkennung und Plagiatvermeidung als Aktionsfeld der Universitätsbibliothek Heidelberg

Grundlage im Umgang mit Plagiaten und wissenschaftlichem Fehlverhalten an der Universität Heidelberg ist die Satzung zur Sicherung guter wissenschaftlicher Praxis vom 10. November 1998, mit der die Regeln guter wissenschaftlicher Praxis der DFG (Deutsche Forschungsgemeinschaft. Kommission Selbstkontrolle in der Wissenschaft, 2013) aufgegriffen wurden. Ferner wurde im selben Jahr in Heidelberg eine ständige Kommission mit Ombudsleuten verschiedener Fachdisziplinen eingerichtet.

Insgesamt lassen sich an der Universität Heidelberg fünf Bereiche benennen, die der Förderung der wissenschaftlichen Integrität dienen:

- Vorbildfunktion des wissenschaftlichen Personals in Forschung und Lehre
- Durchführung von Tutorien und einführenden Veranstaltungen
- Aufbau von Beratungsangeboten
- Lizenzierung von Plagiaterkennungssoftware zur Einzelfallprüfung
- Einberufung von Prüfungskommissionen bei Verdachtsfällen

Deutlich wird daraus, dass in Heidelberg ein präventiver mit einem kontrollierenden Ansatz verbunden wird. Der Umgang mit der Thematik spielt sich wesentlich auf Ebene der Fakultäten und Institute ab, die die Vorfälle in dem jeweiligen wissenschaftlichen Kontext bewerten. Ergänzt wird dies durch Vorträge, Workshops, Beratungsangebote und Softwarelizenzierung durch die Universitätsbibliothek.

Seit 2011 wurden von der Universitätsbibliothek Heidelberg über 50 Vorträge und Workshops zu dem Thema ausgerichtet, die sich vorrangig an mit

Prüfungsaufgaben betraute Mitarbeiter der Universität wenden. Es handelt sich um ein nicht curricular verankertes Angebot, das bestehende Strukturen der Weiterbildung in den Instituten und Kliniken nutzt. In den Workshops wird ein problemorientierter Ansatz vertreten, mit dem anhand von Beispielen diskutiert wird, wie die Texte, Daten oder Bilder zu interpretieren sind.

Über die Angebote in den Instituten und Kliniken hinaus bietet die Universitätsbibliothek zweimal jährlich einen offenen Workshop an. Der Nachteil des weniger spezifischen fachlichen Zuschnitts wird in diesen offenen Workshops durch den Vorteil des interdisziplinären Austauschs aufgewogen. Hier wird greifbar, dass die Bibliothek ein Dienstleister für alle Fächer der Universität und damit eine geeignete Plattform für den interdisziplinären Austausch sein kann.

Ergänzt wird dieses Angebot seit 2016 durch individuelle Beratungstermine, in denen sich insbesondere Doktoranden rund um das Thema Zitation und Zweitverwertung von Texten informieren können. Als Modul eingebaut wurde das Thema Plagiaterkennung und Plagiatvermeidung auch in das von einem Team um Benno Homann seit 2014 aufgebaute TUBLIK-Angebot. TUBLIK (Tutorien- und Blended-Learning basierte Vermittlung von Informationskompetenz) bietet für Tutoren nach Fachdisziplinen individuell angepasste Inhalte rund um das Thema Medien- und Informationskompetenz. Die Inhalte werden modular über die Lernplattform Moodle angeboten.

Als ergänzende Maßnahme organisiert die Universitätsbibliothek Heidelberg seit 2012 die Lizenzierung und Nutzung der Plagiaterkennungssoftware *turnitin*. Zur Nutzung zugelassen sind sämtliche Prüfungsberechtigte im Sinne der Prüfungsordnung. Turnitin vergleicht die Texte mit frei zugänglichen Internetquellen, lizenzpflichtiger wissenschaftlicher Literatur sowie in die Datenbank hochgeladenen Texten. Zudem besteht die Möglichkeit eines internen Abgleichs mithilfe eines separat einzurichtenden institutionellen Repositoriums. Turnitin ist kein Wundermittel. Im Sinne eines falsch negativen Ergebnisses kann es passieren, dass die Software trotz Plagiatsfalls keine Quellen findet. Genauso zeigt die Software Übereinstimmungen an, die nicht als Plagiate zu bewerten sind – ein falsch positives Ergebnis. Die Bewertung übereinstimmender Stellen kann das Softwareangebot den Prüfern nicht abnehmen. Sie erleichtert jedoch die Durchsicht von Texten, die Formulierung eines Anfangsverdachts oder die umfängliche Überprüfung eines vorliegenden Plagiatsfalls.

8 Ausblick

Die Häufigkeit von Plagiaten dürfte angesichts erweiterter technischer Möglichkeiten und vor dem Hintergrund einer Studienstruktur, die Studienleistun-

gen von Beginn an verstärkt benotet, weiter zunehmen. Hinzu kommen Unsicherheit und Unkenntnis im Umgang mit fremdem geistigen Eigentum über alle Qualifikationsgrade hinweg. Das Originäre ist im Zeitalter der digitalen Kopie immer schwerer auszumachen. Zunehmend wird diskutiert, ob Verlinkungen auf bereits veröffentlichte Online-Ressourcen Zitate im Sinne eines Hypertexts nicht teilweise ersetzen können. Hinzu kommen die durch Studierende im nicht-akademischen Alltag eingeübten Techniken Mashup und Sampling, die vermutlich auch auf die Produktion wissenschaftlicher Inhalte übertragen werden.

Trotz dieser interessanten Neuansätze: Der Autor dieses Beitrags stellt die ungekennzeichnete Übernahme fremden geistigen Eigentums weiterhin als schwerwiegende Form wissenschaftlichen Fehlverhaltens heraus. Die eindeutige Kennzeichnung der Urheberschaft eines Textes ist eine wissenschaftsgeschichtliche Errungenschaft. Plagiate gefährden das Wissenschaftssystem, Erkenntnisse verlieren an Verlässlichkeit, Ergebnisse können beliebig aus dem Kontext gerissen werden.

Wissenschaftlichen Bibliotheken bietet sich die Chance, bei einem relevanten und hoch aktuellen Thema ein attraktives Angebot aufzubauen. Die Stärke der Bibliotheken beweist sich hier darin, dass nicht nur von interdisziplinärer Praxis gesprochen, sondern diese in Veranstaltungen und Beratungen tatsächlich gelebt werden kann. Die Universitätsbibliothek Heidelberg – dies sollte hier beispielhaft gezeigt werden – hat erste Angebote entwickelt, die sich in ähnlicher Form auch für andere Wissenschaftliche Bibliotheken empfehlen.

Literatur

- The Association of College and Research Libraries. (2000). *Information Literacy Competency: Standards for Higher Education*. Chicago: Ass. Abgerufen von <http://www.ala.org/acrl/standards/informationliteracycompetency>
- Deutsche Forschungsgemeinschaft. Kommission Selbstkontrolle in der Wissenschaft. (2013). *Vorschläge zur Sicherung guter wissenschaftlicher Praxis: Empfehlungen der der Kommission „Selbstkontrolle der Wissenschaft“; Denkschrift* (ergänzte Aufl.). Weinheim: Wiley-VCH. Abgerufen von http://www.dfg.de/download/pdf/dfg_im_profil/reden_stellungnahmen/download/empfehlung_wiss_praxis_1310.pdf
- Dreyer, G., Kotthoff, J. & Meckel, A. (2009). *Urheberrecht: Urheberrechtsgesetz, Urheberrechtswahrnehmungsgesetz, Kunsturhebergesetz* (Heidelberger Kommentar; 2., neu bearb. Aufl.). Heidelberg: Müller.
- Jones, D. L. R. (2011). Academic dishonesty: Are more students cheating? *Business Communication Quarterly*, 74(2), 141–150. Abgerufen von <http://journals.sagepub.com/loi/bcqe>
- Kohl, K. E. (2014). Plagiatsprävention: Zielgruppen- und fachspezifische Qualifizierung und professionelle Workflows zur Detektion. *Zeitschrift der Pädagogischen Hochschule*

- Freiburg, (2), 2–23. Abgerufen von <https://www.plagiatspraevention.uni-konstanz.de/projektpublikationen/>
- Martinson, B. C., Anderson, M. S. & de Vries, R. (2005). Scientists behaving badly. *Nature*, 435, 737–738. Abgerufen von <http://www.nature.com/nature/journal/v435/n7043/full/435737a.html>
- Nissen, M. (2012). Plagiaterkennung und Plagiatvermeidung an Universitäten und Bibliotheken. *Bibliothek: Forschung und Praxis*, 36(2), 200–206. doi:10.1515/bfp-2012-0024
- Plagiat (1889). In M. von Lexer (Bearb.), *Wörterbuch von Jakob Grimm und Wilhelm Grimm* (Teil: 7., N.O.P.Q., Sp. 1881, Z. 80). Leipzig: Hirzel.
- Plagiat das. (o. J.). In *Duden online*. Abgerufen von <http://www.duden.de/rechtschreibung/Plagiat>
- Projekt Plagiatsprävention – Refairenz. (2016). [Homepage]. Abgerufen von <https://www.plagiatspraevention.uni-konstanz.de/>
- Sattler, S., Graeff, P. & Willen, S. (2013). Explaining the decision to plagiarize: An empirical test of the interplay between rationality, norms, and opportunity. *Deviant Behavior*, 34, 444–463. doi:10.1080/01639625.2012.735909
- Sattler, S., van Veen, F. (2010). Veröffentliche oder stirb. *Internationale Zeitschrift für Journalismus*, 12(3), 26–29.
- Schäfer, A. (2016). Plagiate vermeiden: Prävention geht vor. *Der Wirtschaftsführer für junge Juristen: Ausbildung, Praxis, Karriere*, (1), 15–17. Abgerufen von <http://docplayer.org/20256116-Der-wirtschaftsfuehrer.html>
- Schicha, C. (2011). Vom Politikstar zum Plagiator: Der Aufstieg und Absturz von Karl Theodor zu Guttenberg im öffentlichen Diskurs. In T. Rommel (Hrsg.), *Plagiate: Gefahr für die Wissenschaft? Eine internationale Bestandsaufnahme* (Beiträge zur wissenschaftlichen Marginalistik, Bd. 2, S. 141–168). Berlin, Münster: Lit-Verl.
- Szabo, A. & Underwood, J. (2004). Cybercheats: Is information and communication technology fuelling academic dishonesty? *Active Learning in Higher Communication*, 5(2), 180–199.
- Umlauf, K. & Gradmann, S. (Hrsg.). (2011–2014). *Lexikon der Bibliotheks- und Informationswissenschaft: LBI* (Bd. 1–2). Stuttgart: Hiersemann.
- Universität Bayreuth. Kommission Selbstkontrolle in der Wissenschaft. (2011). *Bericht an die Hochschulleitung der Universität Bayreuth aus Anlass der Untersuchung des Verdachts wissenschaftlichen Fehlverhaltens von Herrn Karl-Theodor Freiherr zu Guttenberg*. Bayreuth: Univ. Bayreuth. Abgerufen von <http://www.tagesspiegel.de/downloads/4160562/1/guttenbergabschlussbericht.pdf>
- Weber, S. (2016, 13. Januar). *Eine Revolution: Kommt 2016 die Plagiatssuche mit Google Books?* [Blogeintrag]. Abgerufen von <https://plagiatsgutachten.de/eine-revolution-kommt-2016-die-plagiatssuche-mit-google-books/>
- Weber-Wulff, D. (2014). *False feathers: A perspective on academic plagiarism*. Berlin: Springer.
- Weber-Wulff, D. (2016). *Fremde Federn Finden: Kurs über Plagiat*. Abgerufen von http://plagiat.htw-berlin.de/ff/startseite/fremde_federn_finden

Alle Internetquellen wurden zuletzt am 10.01.2017 aufgerufen.



Bibliothek als Ort

Wolfgang G. Stock

„Renaissance bibliothekarischer Räume“

Herausforderungen an Bibliotheken in der Wissensgesellschaft

Abstract: In einer Wissensgesellschaft kommen sowohl der Produktion von Wissen als auch dessen Rezeption und Weiterverarbeitung große Bedeutung zu. Wissen in Wissensgesellschaften meint sowohl Wissen in digitalen Dokumenten und deren Verbreitung durch Internetdienste als auch an Personen gebundenes, „implizites“ Wissen, das stets nicht-digital vorliegt. Die Organisation von Wissen ist seit Jahrtausenden eine Aufgabe von Bibliotheken. Welche Herausforderungen stellt die Wissensgesellschaft an Bibliotheken? Der Artikel wird ausgewählte Problemfelder der Position von Bibliotheken in der Wissensgesellschaft näher betrachten.

- Digitale und physische Bibliothek: Die typische Bibliothek der Wissensgesellschaft wird beide Aspekte ausreichend berücksichtigen. Die digitale Bibliothek wird dabei die physische nicht verdrängen. Im Gegenteil.
- Bibliotheksbau und Lage einer Bibliothek: Für Umlauf (2008) sind Bibliotheken Teil der weichen Standortfaktoren einer Region oder einer Stadt. Neue Bibliotheksbauten wie das Dokk1 in Aarhus gehen neue Wege.
- Verschmelzung von Bibliotheken mit weiteren gesellschaftlichen und kulturellen Aspekten: Nicht nur die Gebäude ändern sich, auch die angebotenen Dienste werden teilweise massiv erweitert. Grenzen zwischen Bibliothek und sozialem Zentrum oder zwischen Bibliothek und Theater verschwimmen.
- Verschmelzen unterschiedlicher Bibliotheksformen: In einigen bereits entwickelten Wissensgesellschaften wie Singapur arbeiten Bibliotheksformen wie die Öffentliche Bibliothek, die Wissenschaftliche Bibliothek und die Nationalbibliothek bereits beim Bestandsaufbau zusammen. In Doha in Katar verschmelzen alle Bibliotheksformen zu einer einzigen großen Bibliothek: Die Qatar National Library arbeitet als Öffentliche Bibliothek für die Einwohner Katars, sie ist Wissenschaftliche Bibliothek für die Universitäten in Dohas Education City und sie ist Katars Nationalbibliothek.

1 Bibliotheken und Wissensgesellschaft

In einer Wissensgesellschaft kommen sowohl der Produktion von Wissen als auch dessen Rezeption und Weiterverarbeitung große Bedeutung zu. Wissen

meint sowohl Wissen in digitalen und analogen Dokumenten und deren Verbreitung durch Internetdienste als auch an Personen gebundenes, „implizites“ Wissen, das stets nicht-digital vorliegt. Konrad Umlauf (2005b, S. 9) betont, dass sowohl „die Rolle des Menschen als Träger von Wissen“ als auch die „Vermittlung von Wissen“ in der Wissensgesellschaft essentiell sind. Die Organisation von Wissen ist seit Jahrtausenden eine Aufgabe von Bibliotheken (Plassmann, Rösch, Seefeldt & Umlauf, 2006). Welche spezifischen Herausforderungen stellt die Wissensgesellschaft an Bibliotheken? Bibliotheken sind in Räumen präsent – dies betrifft sowohl physische als auch digitale Räume. Nach Umlauf (2009, S. 28) geschieht in der „Bürger- und Informationsgesellschaft“ eine „Renaissance des Raums“. Was können wir hierunter verstehen?

Zunächst sollten wir die beiden Begriffe „Informationsgesellschaft“ und „Wissensgesellschaft“ definieren (Linde & Stock, 2011). Eine Informationsgesellschaft liegt vor, wenn die Akteure der Gesellschaft Gebrauch von Informations- und Kommunikationstechnik machen; eine Wissensgesellschaft – die stets auch eine Informationsgesellschaft ist – hat zusätzlich stets das Wissen, also den Inhalt der Informationen, im Auge. „Informationsgesellschaft“ ist also primär technisch definiert, „Wissensgesellschaft“ umfasst neben der Technik den jeweiligen Stand der Gesamtheit menschlichen Wissens.

Derzeit lebt mehr als die Hälfte der Weltbevölkerung in Städten und die Tendenz zur Verstädterung ist steigend. So wie es typische Städte der Industriegesellschaft – wie Duisburg – oder der Dienstleistungsgesellschaft – wie Düsseldorf – gab, so wird es in Zukunft ebenso typische Städte der Wissensgesellschaft geben. Zur Untersuchung solcher „informationeller“ oder „smarter“ Städte (Stock, 2011a, 2011b) bildet sich derzeit mit dem „informationellen Urbanismus“ (Stock, 2015; Barth et al., 2017) eine neue interdisziplinäre Wissenschaft heraus, die Informatik und Informationswissenschaft auf der einen und Stadt- und Regionalforschung, Stadtsoziologie sowie Architektur auf der anderen Seite miteinander verbindet. Welchen Platz nehmen Bibliotheken in den smarten Städten ein? „Bibliotheken können bereits heute ein Standortfaktor im kommunalen Gefüge sein“ (Umlauf, 2009, S. 19). Umlauf betont jedoch, dass dieses Potenzial „künftig stärker planvoll und systematisch genutzt wird“ (2009, S. 19).

An der Abteilung für Informationswissenschaft der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf läuft seit 2010 ein Forschungsprojekt zu informationellen Städten im Rahmen des informationellen Urbanismus. Bisher wurden mehr als 40 Städte rund um die Welt besucht und ihr Entwicklungsweg zur smarten Stadt analysiert. In unseren empirischen Studien sind wir immer wieder auf Bibliotheken und auf deren Rolle in solchen prototypischen Städten der Wissensgesellschaft gestoßen. In diesem Artikel wird über sechs Aspekte berichtet, die sich in unserem Projekt bisher als wichtig für die veränderte Rolle der Bib-

liotheken in Städten des 21. Jahrhunderts erwiesen haben. Gleichzeitig werden wir Ansätze der Bibliothekswissenschaft von Konrad Umlauf zu diesen Themen zu Wort kommen lassen und mit unseren empirischen informationswissenschaftlichen Ergebnissen vergleichen.

- Bibliotheken agieren gleichsam in digitalen und in physischen Räumen;
- Bibliotheken sind ein entscheidender weicher Standortfaktor – was sich sowohl in der Lage der Bibliotheken als auch in ihrer Rolle als Wahrzeichen der Stadt ausdrückt;
- die Bürger und andere Interessengruppen partizipieren bei Auf- und Ausbau „ihrer“ Bibliothek;
- die Grenzen zwischen Bibliotheken und anderen Einrichtungen lösen sich zunehmend auf, sodass Bibliotheken auch als soziales Zentrum, Volkshochschule, Theater oder Werkstatt dienen;
- in einigen informationellen Städten verschmelzen vormals unterschiedliche Bibliothekstypen (Öffentliche Bibliothek, Wissenschaftliche Bibliothek, Nationalbibliothek) zu einer einzigen Einheit;
- Bibliotheken kümmern sich verstärkt um die Vermittlung von Informationskompetenz, wobei Schulbibliotheken eine große Rolle zukommt.

2 Digitale und physische Bibliothek

Eine Bibliothek, wie sie Umlauf vorschwebt, wird

den Nutzern reale und virtuelle Räume zur Kommunikation und Werkzeuge zur Be- und Verarbeitung von Information anbieten, damit sie gemeinsam aus dem gefundenen Wissen neues, produktives Wissen generieren können. (2009, S. 27)

Auch beim Bestandsaufbau existiert die Frage „Netz oder Print?“ und Umlaufs Antwort (2015a, S. 14) lautet „beides“. Für ihn liegt nahe,

sowohl organisatorisch wie auch konzeptionell, also bei der Formulierung des Bestandskonzepts, die physische Welt und die digitale Welt zusammenzubringen. (2015a, S. 16)

Mit der Fixierung der Wissensgesellschaft auf das Wissen und der Tatsache, dass sich der Stand des Wissens stets wandelt, wird für den Einzelnen lebenslanges Lernen erforderlich. Umlauf (2005b, S. 14) spricht hier vom „selbstgesteuerten lebenslangen Lernen“, für das Erwachsenenbildungsinstitutionen sowie Bibliotheken Räume bereitstellen. Bibliotheken konzentrieren sich bei den Lernräumen auf die „Informationsräume“, die den Nutzern sowohl physisch (Räume mit materiellen Medienbeständen) als auch digital (über qualitätsgeprüfte Informationsdienste) zur Verfügung stehen.

Nach unseren Erfahrungen bei informationellen Weltstädten (Mainka et al., 2013; Mainka, Orszulok & Stallmann, 2012) wird die typische Bibliothek der Wissensgesellschaft die beiden Aspekte der digitalen wie der physischen Bibliothek gleichermaßen ausreichend berücksichtigen. Die digitale Bibliothek wird dabei die physische nicht verdrängen. Im Gegenteil. Physische Räume, beispielsweise für Kinder, zum selbstgesteuerten Lernen und um Treffen abzuhalten, bieten die meisten der untersuchten Öffentlichen Bibliotheken an. In vielen Bibliotheken sind das Angebot und der Konsum von Essen und Getränken selbstverständlich.

Die Bibliothek der Zukunft wird gemäß Umlauf

nicht nur vielfältigste Ressourcen zusammenführen, die heute noch nur getrennt zugänglich sind, beispielsweise Preisvergleiche und die Daten des menschlichen Genoms, althebräische Bibeltexte und Anleitungen zur Programmierung von friedlichen Computerspielen [...], sondern sie wird diese Ressourcen auch passgenau selektieren können, weil sie versteht, was der Nutzer meint, auch wenn er es nicht angemessen artikulieren kann. (2009, S. 27)

Ausnahmslos alle digitalen Bibliotheksdienste informationeller Weltstädte bieten einen Web-OPAC an, aber auch das Angebot von E-Books, E-Journals, bibliografischen Datenbanken, digitalen Versionen von Zeitungen, Musik und Hörbüchern findet man in rund zwei Drittel der Bibliotheken. Ungefähr die Hälfte der Einrichtungen verfügt über selbst digitalisierte Bestände, über Videos und über Bildsammlungen (Mainka et al., 2013, S. 304). Die elektronischen Ressourcen werden flankiert durch digitale Auskunftsdienste – meist über E-Mail oder Webformular – und Öffentlichkeitsarbeit über Kanäle der Social Media, vor allem via Facebook, Twitter und Weibo in China (Peters, Hartmann & Mainka, 2013). Die digitale Bibliothek erweist sich dabei durchaus als eine wichtige Anlaufstelle für die Vermittlung von Wissen in informationellen Weltstädten (Mainka & Khveshchanka, 2012).

3 Bibliotheksbau und Lage der Bibliothek

Für Umlauf sind Bibliotheken Teil der weichen Standortfaktoren einer Stadt oder einer Region. Zwei Aspekte lassen sich besonders betonen:

Die Öffentlichen Bibliotheken spielen als Freizeit- und Kultureinrichtungen eine Rolle. Wissenschaftliche und Spezialbibliotheken mit ihren Datenbanken, insbesondere, wenn sie mit einem Patentinformationszentrum verbunden sind, stellen relevante Informationsressourcen für die Wirtschaft bereit. (Umlauf, 2008, S. 7)

Ein Standortfaktor hat Relevanz bei Ansiedelungen und Bleibeentscheidungen von Personen und Unternehmen. Harte Standortfaktoren für Unternehmen



Abb. 1: Die Shanghai Public Library als eines der Wahrzeichen der Stadt.
Im Vordergrund eine Version von Auguste Rodins „Der Denker“ © W. G. Stock.

sind beispielsweise die Lage zu Bezugs- und Absatzmärkten, die Verkehrsanbindung oder die Steuerlast. Für Personen sind diese von den Lebensumständen abhängig – z. B. das Einkommensniveau bei Arbeitnehmern und die Qualität der Hochschulen bei Studierenden. Weiche unternehmensbezogene Standortfaktoren sind das Image und das innovative Milieu der Region, weiche personenbezogene Standortfaktoren umfassen das Wohnumfeld, die Schulen sowie Freizeit- und Kulturangebote (Umlauf, 2008, S. 10). Bibliotheken sind weiche Standortfaktoren sowohl für Unternehmen als auch – besonders – für die Bürger einer Stadt. In zentralen Innenstadtlagen könnten Öffentliche Bibliotheken und der Einzelhandel wechselseitig füreinander Frequenzbringer sein, da sie den Branchenmix um attraktive Dienstleistungen erweitern. In den Ortsteilen, in denen ein Wohnumfeld überwiegt, dienen sie nach Umlauf als Freizeit- und Bildungseinrichtungen. Bibliotheken haben gemäß Umlauf (2008, S. 25) eine herausragende Repräsentations- und Imagefunktion für die Stadt. Dies konnten wir für viele informationelle Städte bestätigen (Mainka et al., 2013, S. 303). Einige Städte bemühen sich bei Bibliotheksneubauten, ein Wahrzeichen für ihre Stadt zu schaffen (wie in Shanghai, China; siehe Abb. 1).

Bibliotheken liegen allerdings selten im Zentrum einer Stadt wie das Schwarzman Building der New York Public Library, sondern eher an deren Rand wie u. a. in Vancouver, Seattle oder Chicago oder sogar in Stadtteilzentren – so in Shanghai oder Doha in Katar. Es ist nichts Außergewöhnliches, international renommierte Stararchitekten mit der Gestaltung der Bibliotheksgebäude zu beauftragen – wie etwa Rem Koolhaas mit dem Entwurf der Qatar National Library beauftragt wurde.

4 Open Innovation bei Bibliotheken

In vielen smarten Städten ist nicht die Tendenz zu übersehen, Bürger an politischen Entscheidungen zu beteiligen, die ihre Stadt betreffen. Für Bibliotheken bedeutet dies, dass u. a. Nutzer nicht nur über Bibliotheksbauten, sondern auch über die anzubietenden Dienste mitbestimmen. Auch die Verschmelzung von Bibliotheken mit anderen Einrichtungen steht mitunter zur Diskussion.

Partizipation bedeutet, dass Bürger und andere Stakeholder – etwa Unternehmen oder Verbände – die Chance sowohl haben als auch faktisch ergreifen, sich an politischen Entscheidungsprozessen auf Augenhöhe mit „professionellen“ Entscheidern aus Politik und öffentlicher Verwaltung zu beteiligen (Mainka, Hartmann, Stock & Peters, 2015, S. 239). Die Bürger werden so zu aktiven Mitgestaltern von öffentlichen Dienstleistungen (Mainka et al., 2016). „Open Innovation“ und „Civic Participation“ betreffen auch Bibliotheken, insofern hier Nutzer – neben den Bibliotheksmitarbeitern, Partnern und weiteren Bürgern – über Gebäude und Dienste mitbestimmen. Best-Practice-Beispiele sind Dokk1 in Aarhus und die Helsinki Public Library (Mainka et al., 2016).

5 Auflösung von Grenzen: Bibliotheken (auch) als soziales Zentrum, Theater und Werkstatt

„Die Bibliothek integriert Kultur und Soziales“ und erhält damit die Chance,

der drohenden Entgegensetzung von Kultur und Sozialem entgegenzuwirken und der Identitätsstiftenden und integrierenden Kraft der Kultur wieder stärker zur Geltung zu verhelfen. (Umlauf, 2009, S. 21)

Öffentliche Bibliotheken und Volkshochschulen in unmittelbarer Nähe zueinander sind in Deutschland keine Seltenheit, und die Unterbringung von Bibliothek und Konzertsälen im selben Gebäude – wie im Münchner Gasteig –

erweist sich durchaus als erfolgreich (Umlauf, 2015b, Abs. 3.4). Einige Bibliotheken gehen einen Schritt weiter und verbinden vormals getrennte Dienste in einer einzigen Institution. Die angebotenen Dienste werden teilweise massiv erweitert. Die Grenzen zwischen Bibliothek und sozialem Zentrum, Volkshochschule (Umlauf, 2005b, S. 55), Theater oder einer Werkstatt verschwimmen. Umlauf (2015b, Abs. 3.2) betont, dass Bibliotheken stets ein spezifisches Profil bilden, das sich aus den Interessen der angepeilten Zielgruppen ableitet.

Bei unseren Analysen der informationellen Weltstadt London fanden wir (Murugadas, Vieten, Nikolic & Mainka, 2015, S. 845, 858), dass es dort nicht nur über 350 Bibliotheken gibt, sondern dass diese neben ihrer Bibliotheksfunktion auch Kurse in „Idea Stores“ anbieten, die sonst eher in das Gebiet der Erwachsenenbildung fallen. Hier verschwimmen die Grenzen zwischen Bibliothek und Volkshochschule.

„Makerspaces“, d. h. Werkstätten mit spezifischer Ausstattung für Do-it-yourself-Aktivitäten finden sich in vielen Öffentlichen Bibliotheken. Das Maker Lab der Chicago Public Library bietet neben den begehrten 3D-Druckern auch eine Laserschneidanlage, Schneideplotter, Fräsmaschinen, Laptops zur Bedienung der Geräte sowie die entsprechende Software an. Einführungskurse in die Werkzeuge sind in dieser Bibliothekswerkstatt selbstverständlich.

Dokk1 in Aarhus hat sich bereits sehr weit von einer klassischen Öffentlichen Bibliothek entfernt und vereint die öffentlichen Einrichtungen der Gemeinde – u. a. Standesamt, Führerscheinstelle, Gesundheitsamt – mit Theater und Bibliothek.

Hat eine derart neu definierte Bibliothek bestimmte Öffnungszeiten? Sicherlich wird zu Kernzeiten bibliothekarisches Fachpersonal anwesend sein; in Randzeiten, etwa über Nacht und am Wochenende, geschieht „Selbstbedienung“ (Umlauf, 2015b, Abs. 3.3). Betreut wird die Bibliothek dann ehrenamtlich durch interessierte Bürger – Umlauf (2015b, Abs. 3.5) diskutiert dies als „Bürgerbeteiligung“ – oder auch einfach gar nicht. In diesem Fall sorgen Überwachungskameras für die Sicherheit der Räume und Bestände.

6 Verschmelzen von Bibliotheksformen

„Bibliotheken vernetzen sich“ – dieser Tatbestand umfasst heutzutage vor allem

Katalogisierungsverbünde, den gemeinsamen Aufbau digitaler Bibliotheken, gemeinsame Portale, unter denen die Bestände von Bibliotheken, Archiven und Museen erschlossen werden, und führt bis zu Fusionierungen von Hochschulbibliotheken mit Rechen- und Medienzentren. (Umlauf, 2009, S. 24)

In einigen bereits entwickelten Wissensgesellschaften wie Singapur arbeiten Bibliotheksformen wie die Öffentliche Bibliothek, die Wissenschaftlichen Bibliotheken und die Nationalbibliothek bereits eng beim Bestandsaufbau zusammen. Auch in Deutschland sind einige wenige Öffentliche Bibliotheken räumlich oder organisatorisch mit Wissenschaftlichen Bibliotheken kombiniert (Umlauf, 2015b, Abs. 3.4).

Die radikalste Neugestaltung einer Bibliothekslandschaft fanden wir in Katar. In Doha verschmelzen unterschiedliche Bibliotheksformen zu einer großen Bibliothek: Die Qatar National Library, gelegen am Stadtrand von Doha in Education City – ein futuristisch gestaltetes Areal, welches vorwiegend Zweigstellen internationaler Universitäten beheimatet – arbeitet als Öffentliche Bibliothek für die Einwohner Dohas. Sie ist außerdem zentrale Wissenschaftliche Bibliothek für die Hochschulen in Education City und fungiert als Nationalbibliothek Katars (Kosior, Barth, Gremm, Mainka & Stock, 2015, S. 29). Eine solche Symbiose verschafft Vorteile durch optimale Ausnutzung von Ressourcen. Ob eine derartige Verschmelzung vormals unterschiedlicher Bibliothekstypen in andere Städte übertragbar ist, dürfte derzeit offen sein.

7 Bibliotheken und Vermittlung von Informationskompetenz

Informationskompetenz meint die Fähigkeiten, sowohl Informationen zu recherchieren – etwa in Suchmaschinen, Bibliothekskatalogen oder Fachdatenbanken – als auch solche zu produzieren – beispielsweise für Social Media Dienste (Gust von Loh & Stock, 2013). Die Vermittlung von Informationskompetenz kann entweder in der Schule oder in einer Bibliothek geschehen. Für Umlauf (2005a, S. 6) wäre dies eine Aufgabe für Schulbibliotheken oder für eine Kooperation zwischen einer Schule und einer lokalen Bibliothek (Umlauf, 2005a, S. 24; Umlauf, 2005b, 119) – beides Formen, die in Deutschland selten vorgefunden werden (Ader, Orszulok & Stock, 2013, S. 269). Die bibliothekarische Vermittlung von Informationskompetenz kann entweder an Öffentlichen Bibliotheken für alle Nutzergruppen oder an Wissenschaftlichen Bibliotheken für Studierende und Lehrende angeboten werden.

In vielen Ländern der Welt gibt es Schulbibliotheken – wohlgermerkt, an allen Schulen – sowie „Teacher Librarians“ – das sind Bibliothekare mit Lehrerausbildung. Das heißt aber nicht, dass auch überall Schulausbildung in Informationskompetenz durchgeführt würde oder falls doch, dass diese optimal wäre. Wir fanden wenige Positivbeispiele für gelungene Experimente der Aus-

bildung an Primarstufen in Hongkong (Soubusta & Chu, 2013) und weitaus mehr in der Sekundarstufe (Ader, Orszulok & Stock, 2013, S. 260) – beispielsweise in Kanada, aber auch in vielen südostasiatischen Ländern.

Beutelspacher (2014a, 2014b) hat einen Fragebogen zur Erfassung des Standes der Informationskompetenz von Schülern, Studenten und weiteren Personengruppen ausgearbeitet und evaluiert (Beutelspacher, Henkel & Schlögl, 2015). Die Befragung erfasst sowohl die „klassischen“ Dimensionen der Retrievalkompetenz als auch die durch Social Media erforderlich gewordenen Kompetenzen der Wissensrepräsentation:

- Wahrnehmung und Verbalisierung von Informationsbedürfnissen,
- Suchen und Finden der benötigten Informationen,
- kritische Evaluation der gefundenen Informationen,
- konstruktive und effiziente Nutzung der positiv evaluierten Informationen,
- Verwalten und Organisieren von Informationen,
- Kreieren und Publizieren von Informationen und
- Berücksichtigung von Informationsrecht und -ethik bei der Rezeption und der Produktion von Informationen.

Beutelspachers Fragebogen dient als Muster für eine Befragung von Bibliothekaren zur Vermittlung von Informationskompetenz. Da wir wissen, dass Bibliotheken in informationellen Weltstädten Kanadas und der Vereinigten Staaten weit fortgeschritten beim Angebot physischer und digitaler Dienste sind, hat Henkel (2015a, 2015b) bei kanadischen und US-amerikanischen Bibliotheken (Henkel & Stock, 2016) über Interviews vor Ort erhoben, wie deren Stand der Vermittlung von Informationskompetenz einzuschätzen ist. Eine Gap-Analyse ergab, dass im Schnitt alle genannten Dimensionen negativ abschneiden, d. h. die Erwartungen der Bibliothekare übertreffen den Stand der Wahrnehmung in „ihrer“ Bibliothek. Für die meisten Dimensionen sind die Lücken bei den Öffentlichen Bibliotheken größer als bei den Wissenschaftlichen. Alle befragten Bibliothekare haben die Vermittlung von Informationskompetenz als ihre Aufgabe verstanden. Eine optimale Umsetzung ist vielfach noch nicht gefunden worden, es liegen jedoch Pläne vor – ein Bibliothekar sagte: „We have big plans“ (Henkel & Stock, 2016, S. 159).

8 Fazit

Durch das Aufkommen der Wissensgesellschaft ändern sich in der Tat die Aufgaben von Bibliotheken. Die diesbezüglichen Ergebnisse der Bibliothekswissenschaft, wie sie Umlauf formuliert hat, decken sich in wesentlichen

Aspekten mit den empirischen Ergebnissen des informationellen Urbanismus. In allen informationellen Weltstädten finden sich Bibliotheken, die ausgewogen sowohl physische als auch digitale Räume ausfüllen. Bibliotheksneubauten werden vielerorts als Standortfaktor begriffen und großzügig als das Stadtbild mitprägende Wahrzeichen errichtet. Bürgerbeteiligung meint mehr als die ehrenamtliche Mitarbeit von Nutzern bei der Bibliotheksarbeit, nämlich die Partizipation der Bürger bei Entscheidungsfindungen im Rahmen von Open Innovation. Bibliotheken verschmelzen in manchen Städten mit anderen Institutionen wie Theatern, Werkstätten, Volkshochschulen oder Bürgerbüros zu einer neuen Einheit. In anderen Städten verschmelzen vormals unterschiedliche Bibliothekstypen wie die Öffentliche Bibliothek, die Wissenschaftliche Bibliothek und die Nationalbibliothek zu einer einzigen Form. Eine zentrale Fähigkeit der Mitglieder der Wissensgesellschaft sollte deren Informationskompetenz sein. Neben der Schule kommt die Aufgabe der Vermittlung von Informationskompetenz auf die Bibliotheken zu. Obgleich vor allem Universitätsbibliotheken diese Aufgabe konzentriert angehen, sind die Ergebnisse insgesamt bei weitem noch nicht zufriedenstellend. Unsere Analysen zeigen eindeutig: Die Wissensgesellschaft und ihre Städte und Regionen kommen ohne physische wie digitale bibliothekarische Räume nicht aus. Die Renaissance bibliothekarischer Räume geht damit mit dem Entwicklungsstand einer Stadt auf ihrem Weg in die Wissensgesellschaft einher.

Literatur

- Ader, S., Orszulok, L. & Stock, W. G. (2013). Informationskompetenz als Schulfach: Wer sollte was wann und wie unterrichten? In S. Gust von Loh & W. G. Stock (Hrsg.), *Informationskompetenz in der Schule: Ein informationswissenschaftlicher Ansatz* (S. 259–271). Berlin/Boston: De Gruyter Saur.
- Barth, J., Fietkiewicz, K. J., Gremm, J., Hartmann, S., Ilhan, A., Mainka, A. ... & Stock, W. G. (2017). Informational urbanism. A conceptual framework of smart cities. In *Proceedings of the 50th Hawaii International Conference on System Sciences* (S. 2814–2823), Waikoloa Village. Washington, D. C.: IEEE Computer Society.
- Beutelspacher, L. (2014a). Assessing information literacy: Creating generic indicators and target group-specific questionnaires. In S. Kurbanoglu, S. Špiranec, E. Grassian, D. Mizrahi & R. Catts (Hrsg.), *Information Literacy: Lifelong learning and digital citizenship in the 21st Century*. Proceedings of the European Conference on Information Literacy (ECIL 2014), Dubrovnik, Croatia (Communications in Computer and Information Science, Vol. 492, S. 521–530). doi:10.1007/978-3-319-14136-7_55
- Beutelspacher, L. (2014b). Erfassung von Informationskompetenz mithilfe von Multiple-Choice-Fragebogen. *Information – Wissenschaft und Praxis*, 65(6), 341–352. doi:10.1515/iwp-2014-0054

- Beutelspacher, L., Henkel, M. & Schlögl, C. (2015). Evaluating an information literacy assessment instrument. In F. Pehar, C. Schlögl & C. Wolff (Hrsg.), *Re:inventing Information Science in the networked society*. Proceedings of the 14th International Symposium on Information Science (ISI 2015), Zadar, Croatia (Schriften zur Informationswissenschaft, Bd. 66, S. 482–491). Glückstadt: Hülsbusch.
- Gust von Loh, S. & Stock, W. G. (2013). Informationskompetenz als Schulfach? In S. Gust von Loh & W. G. Stock (Hrsg.), *Informationskompetenz in der Schule: Ein informationswissenschaftlicher Ansatz* (S. 1–20). Berlin/Boston: De Gruyter Saur.
- Henkel, M. (2015a). Educators of the information society: Information literacy instruction in Canadian informational cities. *Journal of Systemics, Cybernetics and Informatics*, 13(3), 22–27. Abgerufen von <http://www.iiisci.org/journal/sci/FullText.asp?var=&id=EA962GS15>
- Henkel, M. (2015b). Educators of the information society: Information literacy instruction in public and academic libraries of Canada. In *Information Science with Impact: Research in and for the Community*. Proceedings of the 78th ASIS&T Annual Meeting, St. Louis, Missouri (10 S.). doi:10.1002/pa2.2015.145052010036
- Henkel, M. & Stock, W. G. (2016). “We have big plans.” – Information literacy instruction in academic and public libraries in the United States of America. In *Proceedings of the 2nd International Conference on Library and Information Science*, Kyoto, Japan (S. 159–175). Taipeh, Taiwan: International Business Academics Consortium.
- Kosior, A., Barth, J., Gremm, J., Mainka, A. & Stock, W. G. (2015). Imported expertise in world-class knowledge infrastructures: The problematic development of knowledge cities in the Gulf region. *Journal of Information Science Theory and Practice*, 3(3), 17–44. doi:10.1633/JISaP.2015.3.3.2
- Linde, F. & Stock, W. G. (2011). *Informationsmarkt: Informationen im I-Commerce anbieten und nachfragen* (Einführung in die Informationswissenschaft, Bd. 3). München [u. a.]: Oldenbourg.
- Mainka, A., Bech-Petersen, S., Castelnovo, W., Hartmann, S., Miettinen, V. & Stock, W. G. (2016). Open innovation in smart cities: Civic participation and co-creation of public services. In *Creating Knowledge, Enhancing Lives through Information & Technology*. Proceedings of the 79th ASIS&T Annual Meeting, Copenhagen, Denmark. doi:10.1002/pa2.2016.14505301006
- Mainka, A., Hartmann, S., Orszullok, L., Peters, I., Stallmann, A. & Stock, W. G. (2013). Public libraries in the knowledge society: Core services of libraries in informational world cities. *Libri*, 63(4), 295–319. doi:10.1515/libri-2013-0024
- Mainka, A., Hartmann, S., Stock, W. G. & Peters, I. (2015). Looking for friends and followers: A global investigation of governmental social media use. *Transforming Government: People, Process and Policy*, 9(2), 237–254. doi:10.1108/TG-05-2014-0017
- Mainka, A. & Khveshchanka, S. (2012). Digital libraries as knowledge hubs in informational cities. In *LIDA 2012: Changes*. Proceedings of Libraries in the Digital Age (LIDA), Vol. 12, University of Zadar, Zadar, Croatia (10 S.).
- Mainka, A., Orszullok, L. & Stallmann, A. (2012). Bibliotheken in digitalen und physischen Räumen informationeller Weltstädte. *Information – Wissenschaft & Praxis*, 63(4), 241–251. doi:10.1515/iwp-2012-0052
- Murugadas, D., Vieten, S., Nikolic, J. & Mainka, A. (2015). The informational world city London. *Journal of Documentation*, 71(4), 834–864. doi:10.1108/JD-06-2014-0090
- Peters, I., Hartmann, S. & Mainka, A. (2013). Social media use and outreach of selected public libraries in informational world cities. In I. Huvila (Hrsg.), *Proceedings of the*

- Second Association for Information Science and Technology ASIS&T European Workshop, Åbo/Turku, Finland* (S. 79–93).
- Plassmann, E., Rösch, H., Seefeldt, J. & Umlauf, K. (2006). *Bibliotheken und Informationsgesellschaft in Deutschland: Eine Einführung*. Wiesbaden: Harrassowitz.
- Soubusta, S. & Chu, S. K. W. (2013). Unterricht in Informationskompetenz an Primarschulen in Hongkong – ein Fallbeispiel. In S. Gust von Loh & W. G. Stock (Hrsg.), *Informationskompetenz in der Schule: Ein informationswissenschaftlicher Ansatz* (S. 61–66). Berlin/Boston: De Gruyter Saur.
- Stock, W. G. (2011a). Informational cities: Analysis and construction of cities in the knowledge society. *Journal of the American Society for Information Science and Technology*, 62(5), 963–986. doi:10.1002/asi.21506
- Stock, W. G. (2011b). Informationelle Städte im 21. Jahrhundert. *Information – Wissenschaft & Praxis*, 62(2), 71–94.
- Stock, W. G. (2015). Informational urbanism. *Journal of Systemics, Cybernetics and Informatics*, 13(6), 62–69.
- Umlauf, K. (2005a). *Schule, Bibliothek, Schulbibliothek* (Berliner Handreichungen zur Bibliotheks- und Informationswissenschaft, 165). Berlin: Institut für Bibliotheks- und Informationswissenschaft. Abgerufen von <http://www.ib.hu-berlin.de/~kumlau/handreichungen/h165/>
- Umlauf, K. (2005b). *Neue Formen des Lernens und die Öffentliche Bibliothek* (Berliner Handreichungen zur Bibliotheks- und Informationswissenschaft, 167). Berlin: Institut für Bibliotheks- und Informationswissenschaft. Abgerufen von <http://www.ib.hu-berlin.de/~kumlau/handreichungen/h167/>
- Umlauf, K. (2008). *Kultur als Standortfaktor: Öffentliche Bibliotheken als Frequenzbringer* (Berliner Handreichungen zur Bibliotheks- und Informationswissenschaft, 245). Berlin: Institut für Bibliotheks- und Informationswissenschaft. Abgerufen von <http://edoc.hu-berlin.de/series/berliner-handreichungen/2008-245/PDF/245.pdf>
- Umlauf, K. (2009). *Die Bedeutung der Bibliotheken für die zukünftige Bürger- und Informationsgesellschaft* (Berliner Handreichungen zur Bibliotheks- und Informationswissenschaft, 254). Berlin: Institut für Bibliotheks- und Informationswissenschaft. Abgerufen von <http://edoc.hu-berlin.de/series/berliner-handreichungen/2009-254/PDF/254.pdf>
- Umlauf, K. (2015a). *Bestandsaufbau und Bestandsmanagement in digitalen Zeiten: Vortrag gehalten auf dem Hessischen Bibliothekartag am 11. 5. 2015 in Darmstadt* (Berliner Handreichungen zur Bibliotheks- und Informationswissenschaft, 394). Berlin: Institut für Bibliotheks- und Informationswissenschaft. Abgerufen von <http://edoc.hu-berlin.de/series/berliner-handreichungen/2015-394/PDF/394.pdf>
- Umlauf, K. (2015b). *Öffentliche Bibliotheken und ihre Zweigstellen: Rahmenbedingungen, Trends, Kriterien der Standortwahl, Erfolgsfaktoren* (Berliner Handreichungen zur Bibliotheks- und Informationswissenschaft, 395). Berlin: Institut für Bibliotheks- und Informationswissenschaft. Abgerufen von <http://edoc.hu-berlin.de/series/berliner-handreichungen/2015-395/PDF/395.pdf>

Die Internetquellen wurden zuletzt am 29. 01. 2017 aufgerufen.

Richard Stang

Bildungs- und Kulturzentren als Optionsraum für Lebenslanges Lernen

Bibliotheken in veränderten Institutionskontexten

Abstract: In immer mehr Kommunen werden neue Bildungs- und Kulturzentren im Zusammenspiel von Volkshochschulen, Öffentlichen Bibliotheken und anderen Bildungseinrichtungen konzeptionell gestaltet und neu gebaut. Wie z. B. bei den „Idea Stores“ in London, dem „Rozet“ in Arnheim oder dem „Bildungshaus“ in Wolfsburg sind die Bibliotheken zentrale Elemente einer neuen Infrastruktur für das Lebenslange Lernen. Durch die Verknüpfung der verschiedenen Institutionen entstehen auch neue Raumkonstellationen, die die Übergänge zwischen formalem, non-formalem und informellem Lernen fließend werden lassen und die niedrigschwellige Zugänge zu vielfältigen Beratungsangeboten liefern. Die Bibliothek schafft durch ihre offene Raumstruktur Ermöglichungsräume für das individuelle und das Gruppenlernen, die nicht an vorgegebene Angebotsstrukturen gebunden sind.

Der Beitrag zeigt an ausgewählten Beispielen auf, wie neue Institutionalierungsstrukturen auch zu veränderten Lernraumkonzepten führen und wie diese den Lernenden neue Optionen eröffnen. Die Arbeiten von Konrad Umlauf haben dazu beigetragen, dass solche Konzepte im Bibliothekskontext intensiver diskutiert werden.

1 Einleitung

Betrachtet man die derzeitigen gesellschaftlichen Trends wie unter anderem die Zunahme von Migration, die technologische Weiterentwicklung oder die Veränderung von Familien- und Lebensformen, dann zeigt sich, dass diese Veränderungsprozesse Unsicherheiten bei der Gestaltung des Alltags vieler Menschen erzeugen. Der Orientierungsbedarf wächst. Deshalb verwundert es nicht, dass seit Ende des 20. Jahrhunderts die Forderung nach Lebenslangem Lernen auf der politischen Agenda weit oben angesiedelt ist (Bund-Länder-Kommission für Bildungsplanung und Forschungsförderung, 2004; Kommission der Europäischen Gemeinschaften, 2000). Unter der Perspektive des Lernens im gesamten Lebenslauf wird deutlich, dass das traditionelle Bildungssystem diesen Anforderungen nur bedingt gerecht werden kann. Die Dynamik der Verän-

derung hat vor allem in Bildungsbereichen zugenommen, die sich auf Kinder und Jugendliche beziehen (Autorengruppe Bildungsbericht, 2016, S. 13). Doch sind Lernwelten insgesamt im Wandel (Stang, 2016).

Dabei rücken immer stärker Lernorte in den Blick, die in der Übersicht von „Bildungsorten und Lernwelten in Deutschland“ im Bildungsbericht 2016 nicht aufgeführt werden (Autorengruppe Bildungsbericht, 2016, S. XIV). Bibliotheken sind einer dieser Lernorte (Schüller-Zwierlein & Stang, 2011). Umlauf (2001) hat Anfang der 2000er Jahre den Lernort Öffentliche Bibliothek klar konturiert und auf die historische Relevanz der Bibliotheken als Bildungsort hingewiesen. Aus der Perspektive des Lebenslangen Lernens sind seit Anfang der 2000er Jahre auch immer stärker veränderte Institutionalisierungskonzepte an der Schnittstelle von Bibliotheken und Bildungseinrichtungen in den Blick geraten (Stang, 2010). Bildungs- und Kulturzentren, in denen Einrichtungen in unterschiedlichen Konstellationen zusammenarbeiten und unterschiedliche Bildungsdienstleistungen angeboten werden, etablieren sich derzeit weltweit als Element einer bildungsorientierten Stadtentwicklung (Stang, 2015). Zentrale Akteure in diesen veränderten Konstellationen sind Öffentliche Bibliotheken.

Der folgende Beitrag beleuchtet die Rolle der Bibliotheken in solchen veränderten Institutionenkontexten. Nach einer kurzen historischen Einordnung werden anhand von ausgewählten Beispielen die Möglichkeiten solcher Einrichtungen ausgelotet. Abschließend wird eine Einordnung dieser Entwicklung in den Kontext einer bildungsorientierten Stadtentwicklung vorgenommen.

2 Historische Dimensionen

Die Entwicklung von Bildungs- und Kulturzentren ist kein neues Phänomen. Die räumliche und konzeptionelle Einheit von Institutionen wie Bibliotheken, Volkshochschulen, Musikschulen, Museen, Archiven etc. gab es in unterschiedlichen Ausprägungen seit der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert mit der aufkommenden Volksbildungsbewegung (Seitter, 2007, S. 24). Behrens, Ciupke und Reichling beschreiben diese Entwicklung:

Dass das Bibliothekswesen und die Volksbildung in jener Zeit als zusammengehörig betrachtet wurden, indizieren nicht nur gemeinsame Diskussionszusammenhänge, sondern auch die Trägerstrukturen: So besaßen die Trägervereine der Volkshochschulen oft weitere Abteilungen für Büchereiwesen, Kino und Lichtbilder, Theater und Laienspiel, für den Musikunterricht und die bildende Kunst. (2001, S. 160)

Bibliothek und Volkshochschule wurden teilweise von einer Person geleitet. Erst nach dem Ersten Weltkrieg gab es eine stärkere Separierung, die auch

damit zusammenhing, dass Institutionen der Volksbildung eigene Häuser bezogen (Mickler, 2013, S. 59). Nach dem Zweiten Weltkrieg gab es wieder verstärkte Bemühungen, Bibliotheken und Volkshochschulen räumlich zu integrieren (Pöggeler, 1959). Auch in den 1960/70er Jahren gab es Aktivitäten, Bildungs- und Kultureinrichtungen räumlich und konzeptionell wieder näher zusammenzubringen, wie z. B. 1969 im Kulturzentrum Ludwigsburg, in dem Volkshochschule und Stadtbibliothek gemeinsam untergebracht wurden (Stierle, 2003, S. 34).

Eine Vielzahl von Neu- und Umbauten von Häusern, in denen unter anderem Bibliotheken und Volkshochschulen sowie weitere Bildungs- und Kultureinrichtungen unter einem Dach zusammengeführt worden sind, lässt sich seit Anfang der 2000er Jahre feststellen. Dass dies auf Basis von vier unterschiedlichen organisationalen Modellen („Organisationale Integration“, „Räumliche Integration“, „Enge konzeptionelle Kooperation“ und „Netzwerk bzw. lockere Kooperation“) geschieht, haben Stang und Irschlinger (2005, S. 3) herausgearbeitet.

Mit einer engeren Zusammenarbeit von Bildungs- und Kulturinstitutionen gelingt es, für die Bürger eine neue Qualität des Angebots von Bildungs- und Informationsdienstleistungen zur Verfügung zu stellen. Auf diese neuen Qualitäten hat auch Umlauf (2005) hingewiesen. Doch wie gestalten sich solche neuen Institutionenformen und welche Rollen spielen Bibliotheken dabei? Dieser Frage soll im Folgenden anhand ausgewählter Beispiele nachgegangen werden.

3 Bildungs- und Kulturzentren der neuen Art

Nimmt man die Diskussion der letzten Jahre über die Entwicklung von neuen Bildungs- und Kulturzentren in den Blick, stößt man bei den konzeptionellen Überlegungen immer wieder auf das Vier-Räume-Modell von Jochumsen, Skot-Hansen und Hvenegaard Rasmussen (2014, S. 70–77). Sie beschreiben die Funktionen zukünftiger Bibliotheken auf vier Raumstrukturen basierend:

- dem Inspirationsraum, der Begeisterung schafft und wichtige Erfahrungen anregt,
- dem Lernraum, der Entdeckungen ermöglicht und Kompetenzen entwickeln hilft,
- dem Treffpunkt, der soziale Begegnung und Kommunikation ermöglicht und
- dem performativen Raum, der kreative und künstlerische Aktivitäten ermöglicht und anregt.

Diese Verknüpfung von Inspirationsraum, Lernraum, Treffpunkt und performativem Raum bildet auch die konzeptionelle Basis vieler Bildungs- und Kulturzentren neuer Art, bei denen die Bibliothek Ausgangspunkt oder zentraler Akteur im Veränderungsprozess war und ist. Anhand von drei Beispielen soll dies im Folgenden aufgezeigt werden: den Idea Stores in London, dem Rozet in Arnheim und dem geplanten Bildungshaus in Wolfsburg.

Ausgangspunkt der Entwicklung der Idea Stores¹ waren die sozialen Problemlagen im Londoner Stadtteil Tower Hamlets. Vor allem Bevölkerungsgruppen mit geringer Bildung konnten nicht für die Angebote der Stadtteilbibliothek gewonnen werden – nur 18 % der Bevölkerung in diesem Stadtteil nutzten die Angebote (Dogliani, 2014, S. 124). Gleichzeitig gab es jedoch einen hohen Bedarf an Information und Bildung. Um dieser Diskrepanz zu begegnen, wurden intensive Aktivitäten gestartet, um herauszufinden, warum die Bürger dieses Stadtteils die Angebote der Bibliothek nicht nutzten. Das Ergebnis war

ein innovatives Konzept, das die Bibliothek, Erwachsenenbildung und Informationsangebote über ein ganzes Netzwerk von Treffpunkten [...] hinweg verbindet. (Dogliani, 2014, S. 124)

2001 wurde der erste Idea Store Bow eröffnet und es zeigte sich, dass mit dem Angebot die Zielgruppen, die bislang mit Informations- und Bildungsangeboten kaum erreicht werden konnten, nun gut erreicht wurden. Es entstanden in der Folge insgesamt fünf Idea Stores, die eine zentrale Funktion als Bildungs- und Kulturzentren für das soziale Umfeld wahrnehmen. Das organisatorische Konzept integriert Kursräume („Learning Labs“) in die Bibliotheksflächen, sodass diese – wenn nicht für Kurse genutzt – von individuell Lernenden oder von selbst organisierten Gruppen genutzt werden können. Diese erfahren auf diesem Weg auch, dass es die genannten Kursangebote gibt. Die Kursteilnehmer bekommen andererseits auf dem Weg zu den Learning Labs einen Einblick in die Informations- und Bibliotheksangebote der Idea Stores. Die räumliche Verknüpfung von Informations-, Bibliotheks- und Bildungsangeboten schafft einen Optionsraum, der niedrigschwellig viele Angebote zur Verfügung stellt, die die Menschen in diesem Stadtteil für die Bewältigung ihres Alltags benötigen. Bei der Konzeption der Idea Stores bildete ein verändertes Verständnis von Bibliothek die Grundlage für eine erhebliche Veränderung in Richtung Bereitstellung von bürgerorientierten Informations- und Bildungsdienstleistungen.

¹ Neben den Informationen aus Dogliani (2014) beziehen sich die Ausführungen auf einen Forschungsbesuch im Oktober 2015, bei dem alle Idea Stores besucht und Gespräche mit den Beschäftigten geführt wurden.

gen, die sich nicht mehr der Bibliothek oder einer Bildungseinrichtung zuordnen lassen.

Auch das Rozet² in Arnheim, Niederlande, das 2013 eröffnet wurde, ist eine Antwort auf die Herausforderungen eines sozial problematischen Stadtteils. Die Einrichtung, in der die Stadtbibliothek, die Volkshochschule, das Stadtmuseum, ein Buchladen, eine Tanz- und Musikschule, Künstlerateliers und Ausstellungsflächen sowie ein Café/Restaurant zu finden sind, versteht sich als Bildungs- und Kulturzentrum, das ein zentraler Ort für städtische Aktivitäten ist. Dieser Ort soll einen Beitrag zur sozialen und nachhaltigen Entwicklung der Stadt leisten. Dazu wurden auf einer Fläche von 12 000 Quadratmetern Informations-, Lern- und Kreativmöglichkeiten geschaffen, die für alle Interessen Angebote zur Verfügung stellen. Der niedragschwellige Zugang ist auch hier ein zentraler Aspekt des Angebots. Neben den Medien in der Bibliothek werden Vorträge, Kurse, Workshops, Diskussionsveranstaltungen, Präsentationen, Performances und Ausstellungen angeboten. Außerdem werden Räume für bürgerschaftliche Initiativen zur Verfügung gestellt. Die Bibliothek ist mit ihren offenen Angeboten ein elementarer Bestandteil, um die Niedragschwelligkeit der Einrichtung zu gewährleisten.

Mit dem Bildungshaus Wolfsburg³ – dessen Bau in Planung ist – wird ebenfalls ein neues Raumkonzept verfolgt. Es wird keine räumliche Trennung mehr von Volkshochschule, Stadtbibliothek und Medienzentrum geben. Die Kursräume der Volkshochschule werden jeweils in den thematischen Bereichen der Bibliothek verortet sein und somit die Wege in den Bibliotheksbereichen zu Verkehrsflächen für Volkshochschule und Medienzentrum erweitern. Um dies auch organisatorisch abzubilden, sollen die drei Einrichtungen auch organisatorisch zusammengeführt werden. Die Sekundarstufe II der Neuen Schule Wolfsburg, die auch in dem Gebäude untergebracht werden soll, wird die Dienstleistungen der anderen Einrichtungen ebenfalls nutzen. Allerdings war eine vollständige Integration von Seiten der Schule nicht gewünscht. Café, Selbstlernzentrum, Beratungsflächen und andere Funktionen sollen den Bürgern auf einer Art Marktplatz zur Verfügung gestellt werden, um diese niedrigschwellig an Information und Bildung heranzuführen. Zur Vorbereitung des Architektenwettbewerbs wurde ein differenziertes pädagogisches Konzept entwickelt, das auch die Grundlage für die Realisierung des Baus bildet (Rabofski, Gülzow, Buntzoll & Jörke, 2014, S. 140–145). Ursprünglich war die Bibliothek

² Die Informationen zum Rozet in Arnheim stammen von einem Besuch und Interview mit der damaligen Direktorin Ria Oudega am 2. März 2016.

³ Neben dem Aufsatz von Rabofski, Gülzow, Buntzoll und Jörke (2014) beziehen sich die Ausführungen auf die Begleitung der Konzeptentwicklung seit 2011.

für dieses Bildungshaus nicht vorgesehen, aber es zeigte sich schnell, welchen qualitativen Mehrwert die Dienstleistungen der Bibliothek in einem solchen Bildungs- und Kulturzentrum darstellen können. Der zeitlich flexible und offene Zugang zur Bibliothek eröffnet im Zusammenspiel mit der stärker an Kursstrukturen mit festgelegten Zeitfenstern orientierten Volkshochschule eine stärkere Lebendigkeit. Das Bildungshaus soll deshalb den Knotenpunkt der Bildungslandschaft Wolfsburg darstellen.

Diese nur kurz skizzierten Beispiele zeigen, dass sich die Rolle der Bibliothek als Initiator oder Akteur nicht nur auf die Rolle des Medienanbieters beschränkt, sondern in immer stärkerem Maße zur Rolle des Informations- und Bildungsdienstleisters erweitert wird – z. B. durch die Vermittlung von Informations- und Medienkompetenz sowie durch die Funktion als niedrigschwellig zugänglicher sozialer Ort – zum Inspirations-, Lern- und Kreativort und zum Treffpunkt. Dabei wird – bezogen auf die Verknüpfung mit anderen Dienstleistungen – deutlich, welches Potenzial in der Entwicklung von Bildungs- und Kulturzentren der neuen Art für die Stadtentwicklung steckt. Die einzelnen Institutionen treten in den Hintergrund und die Bedürfnisse der Bürger in den Vordergrund.

4 Bildungs- und Kulturzentren im Kontext einer bildungsorientierten Stadtentwicklung

Betrachtet man die Bildungs- und Kulturzentren aus der Perspektive der Stadtentwicklung, zeigt sich, dass die Perspektiven der beteiligten Institutionen in Anbetracht der Zugänge potenzieller Nutzer an Relevanz verlieren. Den Bürgern ist es jedoch gleichgültig, welche Institution die Informations- und Bildungsangebote und Dienstleistungen dieser Art zur Verfügung stellt, die sie benötigen. Vielmehr stellt sich die Frage, wie in einem kommunalen oder regionalen Optionsraum Lebenslanges Lernen gestaltet werden kann, der Menschen im Laufe ihres Lebens den Zugang zu Bildung niedrigschwellig, bedürfnisorientiert und zu verträglichen Kosten verschafft. Besonders in Anbetracht der gesellschaftlichen Herausforderungen – Demografischer Wandel, Migration, Digital Divide etc. – wird sich Stadtentwicklung in Zukunft verstärkt darum kümmern müssen, Informations- und Bildungsdienstleistungen neu zu strukturieren. Bildungs- und Kulturzentren der neuen Art können dabei eine wichtige Funktion einnehmen, um gerade Bevölkerungsschichten mit geringer Bildung Optionen des Zugangs zu Bildung zu eröffnen.

5 Fazit

Das Beharren auf institutioneller Alleinstellung wird in Zukunft kaum noch zu rechtfertigen sein. Für Bibliotheken stellt sich diese Herausforderung in besonderem Maße, da sie längst selbst Veränderungsprozesse gestalten, die sie zu „multifacettierten Räumen“ oder zum „dritten Ort“ werden lassen (Eigenbrodt, 2014, S. 29–32). Ob dieser „dritte Ort“ dann noch Bibliothek heißen muss – oder längst zu einem Teil eines Bildungs- und Kulturzentrums geworden ist –, ist nicht mehr von Belang, wenn man die Zukunftsperspektiven aus der Perspektive der Bedarfe der Bürger betrachtet.

Diese Sichtweise betont, neben dem Informations- und Bildungsservice in der Bibliothek Bezugs- und Beratungspersonen zu etablieren, die Besucher je nach Informations-, Lern- und Beratungsbedarf unterstützen. Der Vorteil solcher Institutionenkontexte für Städte und Regionen liegt auf der Hand: Sie bieten in der Kommune oder im regionalen Kontext einen zentralen Anlaufpunkt für Informations- und Bildungsdienstleistungen für die Bürger. Nun gilt es, die beteiligten öffentlichen Institutionen zu überzeugen, die ursprünglich nicht zum Selbstzweck, sondern zur Unterstützung der Bürger geschaffen wurden.

Literatur

- Autorengruppe Bildungsbericht. (2016). *Bildung in Deutschland 2016: Ein indikatorengestützter Bericht mit einer Analyse zu Bildung und Migration*. Bielefeld: W. Bertelsmann. Abgerufen von <http://www.bildungsbericht.de/de/bildungsberichte-seit-2006/bildungsbericht-2016/pdf-bildungsbericht-2016/bildungsbericht-2016>
- Behrens, H., Ciupke, P. & Reichling, N. (2001). Lernsettings in Kultureinrichtungen. In R. Stang & A. Puhl (Hrsg.), *Bibliotheken und Lebenslanges Lernen: Lernarrangements in Bildungs- und Kultureinrichtungen* (S. 159–184). Bielefeld: W. Bertelsmann. Abgerufen von https://www.die-bonn.de/espid/dokumente/doc-2001/stang01_02.pdf
- Bund-Länder-Kommission für Bildungsplanung und Forschungsförderung. (2004). *Strategie für Lebenslanges Lernen in der Bundesrepublik Deutschland* (Materialien zur Bildungsplanung und Forschungsförderung, Heft 115). Bonn: Bund-Länder-Kommission für Bildungsplanung und Forschungsförderung. Abgerufen von <http://www.blk-bonn.de/papers/heft115.pdf>
- Dogliani, S. (2014). Innovation an den Bedürfnissen der Bevölkerung orientieren: Die Idea Stores in London. In O. Eigenbrodt & R. Stang (Hrsg.), *Formierungen von Wissensräumen: Optionen des Zugangs zu Information und Bildung* (Age of Access? Grundfragen der Informationsgesellschaft, Bd. 3, S. 124–137). Berlin/Boston: De Gruyter Saur.
- Eigenbrodt, O. (2014). Veränderte Kontexte und Funktionen: Ansätze einer neuen Typologie für Wissensräume. In O. Eigenbrodt & R. Stang (Hrsg.), *Formierungen von Wissensräumen: Optionen des Zugangs zu Information und Bildung* (Age of Access? Grundfragen der Informationsgesellschaft, Bd. 3, S. 22–36). Berlin/Boston: De Gruyter Saur.
- Jochumsen, H., Skot-Hansen, D. & Hvenegaard Rasmussen, C. (2014). Erlebnis, Empowerment, Beteiligung und Innovation: Die neue Öffentliche Bibliothek. In O. Eigenbrodt & R. Stang

- (Hrsg.), *Formierungen von Wissensräumen: Optionen des Zugangs zu Information und Bildung* (Age of Access? Grundfragen der Informationsgesellschaft, Bd. 3, S. 67–80). Berlin/Boston: De Gruyter Saur.
- Kommission der Europäischen Gemeinschaften. (2000). *Memorandum über Lebenslanges Lernen: Arbeitsdokument der Kommissionsdienststellen*. Brüssel: Kommission der Europäischen Gemeinschaften. Abgerufen von https://www.hrk.de/uploads/tx_szconvention/memode.pdf
- Mickler, R. (2013). *Kooperation in der Erwachsenenbildung: Die Volkshochschule als Teil eines Bildungs- und Kulturzentrums*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Pöggeler, F. (1959). *Neue Häuser der Erwachsenenbildung* (Beiträge zur Erwachsenenbildung, Bd. 4). Ratingen: Aloys Henn.
- Rabofski, B., Gülzow, A., Buntzoll, P. & Jörke, F. (2014). Information Innovation Inspiration: Das Bildungshaus in Wolfsburg als neuer Prototyp eines Zentrums für lebenslanges Lernen. In O. Eigenbrodt & R. Stang (Hrsg.), *Formierungen von Wissensräumen: Optionen des Zugangs zu Information und Bildung* (Age of Access? Grundfragen der Informationsgesellschaft, Bd. 3, S. 138–147). Berlin/Boston: De Gruyter Saur.
- Schüller-Zwierlein, A. & Stang, R. (2011). Bibliotheken als Supportstrukturen für Lebenslanges Lernen. In R. Tippelt & A. von Hippel (Hrsg.), *Handbuch Erwachsenenbildung/ Weiterbildung* (5. Aufl., S. 515–526). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Seitter, W. (2007). *Geschichte der Erwachsenenbildung: Eine Einführung* (Theorie und Praxis der Erwachsenenbildung, 3. Aufl.). Bielefeld: W. Bertelsmann Verlag. Abgerufen von <https://www.die-bonn.de/doks/2007-bildungsreform-01.pdf>
- Stang, R. (2010). Lernzentren als Option für Bibliotheken: Herausforderungen für Lernarchitekturen und Organisationskulturen. *Bibliothek. Forschung und Praxis*, 34(2), 148–152. doi:10.1515/bfup.2010.027
- Stang, R. (2015). Perspektiven für eine bildungsorientierte Stadtentwicklung: Neue Institutionen für Bildung. *DIE Zeitschrift für Erwachsenenbildung*, 22(4), 25–27. Abgerufen von <http://www.die-bonn.de/id/31631>
- Stang, R. (2016). *Lernwelten im Wandel: Entwicklungen und Anforderungen bei der Gestaltung zukünftiger Lernumgebungen* (Lernwelten). Berlin/Boston: De Gruyter Saur.
- Stang, R. & Irschlinger, A. (2005). *Bibliotheken und Lebenslanges Lernen: Kooperationen, Netzwerke und neue Institutionenformen zur Unterstützung Lebenslangen Lernens; Expertise zum aktuellen Stand*. Bonn: Deutsches Institut für Erwachsenenbildung. Abgerufen von http://www.die-bonn.de/espid/dokumente/doc-2005/stang05_02.pdf
- Stierle, T. (2003). Raumwunder mit künstlerischen Qualitäten: Die „neue“ Stadtbibliothek Ludwigsborg im Kulturzentrum. *BuB – Forum Bibliothek und Information*, 55(1), 34–38. Abgerufen von <http://b-u-b.de/archiv/>
- Umlauf, K. (2001). Die Öffentlichen Bibliotheken als Lernort: Bestandsaufnahme und Perspektiven. In R. Stang & A. Puhl (Hrsg.), *Bibliotheken und lebenslanges Lernen: Lernarrangements in Bildungs- und Kultureinrichtungen* (S. 35–55). Bielefeld: W. Bertelsmann Verlag. Abgerufen von http://www.die-bonn.de/espid/dokumente/doc-2001/stang01_02.pdf
- Umlauf, K. (2005). *Neue Formen des Lernens und die Öffentliche Bibliothek: Lernorte der Zukunft* (Berliner Handreichungen zur Bibliotheks- und Informationswissenschaft, 167). Berlin: Institut für Bibliothekswissenschaft. Abgerufen von <http://www.ib.hu-berlin.de/~kumlau/handreichungen/h167/h167.pdf>

Jens Ilg

Lernraum Hochschulbibliothek als Managementaufgabe

Abstract: Seit etwa ein bis zwei Jahrzehnten nutzen vor allem studentische Bibliotheksbesucher ihre physische Hochschulbibliothek intensiver als zuvor, wodurch die physische Bibliothek nun auch als Lernraum sichtbar wird. Und viele Hochschulbibliotheken reagieren darauf, indem sie ihre Services auf den Lernraum konsequenter abstimmen und ausbauen. Der Beitrag versucht die Folgen aus der Perspektive des Bibliotheksmanagements zu beschreiben: Nach einer thematischen Hinführung und Definition des Lernraums Hochschulbibliothek folgen konzeptionelle Schlussfolgerungen für das Kennzahlenmanagement, Serviceportfolio, Personalausbildung, Aufbauorganisation, hochschulweite Kooperation, Nutzerbeteiligung und Etablierung.

1 Einleitung: Raumwende

Das Bibliotheksgebäude lebt (wieder)! Galt es noch bis vor gar nicht so wenigen Jahren auch unter Bibliothekskollegen und -wissenschaftlern als etwas mit unsicherer bis gar keiner Zukunft: So erlebt es seit genau so vielen Jahren ein Comeback, zumindest als Hochschulbibliothek. Äußere Belege dafür sind nicht nur zahlreiche jüngst fertiggestellte und geplante Bibliotheksneubauten; auch das, was inzwischen als „Lernraum Hochschulbibliothek“ bezeichnet wird,¹ dokumentiert das (siehe nächster Abschnitt). Und das trotz oder wegen der sog. Digitalisierung bzw. Digitalen Wende, die den Hochschulbetrieb genauso beeinflusst wie unseren Alltag. Neben jener Digitalen Wende² schleicht sich

1 Etwa seit der Jahrtausendwende findet sich die Bezeichnung „Lernort“ auch in fachbibliothekarischen Diskursen, doch dessen Zukunftsrelevanz galt damals als überschaubar. In den ersten beiden Auflagen des Bandes „Portale zu Vergangenheit und Zukunft“ (Seefeldt & Syr , 2003a; dies., 2003b), wurden auch Ergebnisse einer Expertenbefragung abgebildet: Gefragt wurde nach Visionen für die Bibliothek der Zukunft. Während an erster Stelle die Vision von einer Bibliothek als „Callcenter/Mediathek/Document Center“ stand, rangierte weit abgeschlagen an neunter Stelle die Bibliothek als Lernort (Seefeldt & Syr , 2003a, S. 100).

2 Die Digitale Wende in Bibliotheken zeitlich zu markieren, ist komplex, d. h. *den* zeitlichen Beginn der Digitalen Wende in Bibliotheken gilt es nicht zu suchen. Wollte man ihn z. B. mit dem Beginn der – so wurde das damals bezeichnet – EDV basierten Katalogisierung zusammenfallen lassen, dann st nden Hochschulbibliotheken seit ca. 50 Jahren in diesem Wende-prozess.

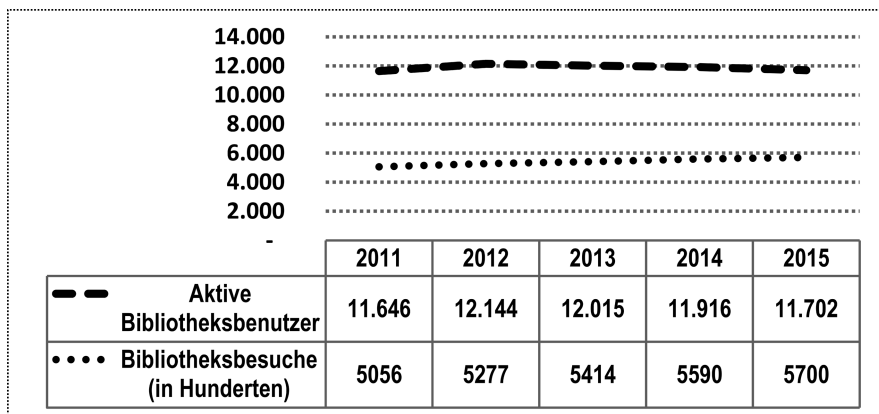


Abb. 1: Korrelation Bibliotheksbesuche und aktive Bibliotheksnutzer.³

nahezu unbemerkt eine – so möchte ich es bezeichnen – Raumwende in unseren Alltag, d. h. ein Trend zur verstärkten Hinwendung zu Räumen, Raumatmosphäre und darauf bezogene Dienstleistungen, z. B. Kaufhäuser, in denen Kunden übernachten dürfen, Bäckereien, die in Interieur investieren und kaum von Cafés unterscheidbar sind, Shopping Malls, die Raumatmosphäre und Behaglichkeit inszenieren, Buchläden, die inzwischen wie selbstverständlich neben Medien auch Kaffee- und Loungeangebote machen usw. Und selbst der Discounter ALDI erprobt inzwischen ansprechende Ladenatmosphäre mit hellem Holz und Kaffeesitzecken (Binder, 2015). Das scheint mit den in der Deutschen Bibliotheksstatistik (DBS) erfassten Daten zu korrelieren:⁴ Während in den letzten fünf Jahren (2011 bis 2015) sogar die durchschnittliche Anzahl der sog. aktiven Bibliotheksnutzer leicht zurückging (Mittelwerte), stieg dennoch die Anzahl der Bibliotheksbesuche in den wissenschaftlichen Universal- und Hochschulbibliotheken (Mittelwerte, siehe Abb. 1). Auch die Bedeutung der Öffentlichen Bibliothek als Ort und Raum ist inzwischen sehr hoch: Laut einer repräsentativen Untersuchung durch das Institut für Demoskopie Allensbach im November 2015 (2016, S. 11) antworteten 71 % – und damit am zweithäufigsten – auf die Frage „Wie sollte eine öffentliche Bibliothek sein, die Sie gerne nutzen?“ mit „Es sollte eine angenehme Atmosphäre herrschen, man sollte sich dort wohlfühlen“ als eine von 21 vorgegebenen möglichen Antwortalternativen.

³ DBS – Deutsche Bibliotheksstatistik.

⁴ Deutsche Bibliotheksstatistik (o. J.).

tiven.⁵ Das Bibliotheksraumangebot war den Interviewten damit wichtiger als z. B. längere Öffnungszeiten (54 %) oder Leseförderung (56 %).

2 Bibliotheksatmosphäre heißt jetzt Lernraum

Die Wertschätzung dessen, was Bibliotheksatmosphäre genannt wird, ist besonders bei studentischen Bibliotheksnutzern greifbarer denn je. „Ich komme in die Bib nur wegen der Arbeitsatmosphäre.“⁶ Solche oder ähnliche O-Töne von Studierenden wurden vermutlich an vielen Hochschulbibliotheken inzwischen registriert. Und zur erwünschten Arbeitsatmosphäre trägt neben den zugleich anwesenden Kommilitonen überraschenderweise auch die „Lerntapete“ bei, d. h. die in Sichtweite mit Bänden reichlich bestückten Regale, deren Anmutung offenbar konzentrationsfördernd wirkt.

Die Bedeutungszunahme der Hochschulbibliothek als Lernraum, die hier als mittelbare Folge des Bologna-Prozesses verstanden wird, kann zum einen auf die gestiegene Wertschätzung der Bibliotheksatmosphäre (als eine Voraussetzung für erfolgreiches studentisches Lernen) zurückgeführt werden, zum anderen auf folgende Beobachtungen:

- Zunahme von Gruppenarbeit in der Bibliothek: Wie selbstverständlich arbeiten und lernen Studierende in kleinen oder mittelgroßen Gruppen in der Bibliothek, was Hochschulbibliotheken zu bisweilen kreativen Lärmmanagementmaßnahmen für eine „friedliche Koexistenz“ mit den übrigen Bibliotheksnutzern zwingt. Hochschulbibliotheken sind zudem mittlerweile in der Regel die einzigen Anbieter von Selbstlernarbeitsplätzen auf dem Campus.
- Zunahme nicht-formalen Lernens in der Bibliothek: Wollte man den studentischen Campusalltag in formales und nicht-formales Lernen unterscheiden⁷ – Teilnahme an Lehrveranstaltungen (formal) und selbstgesteuertes Vor- und Nachbereiten von Lehrveranstaltungen sowie Erarbeiten und Vorbereitung auf Prüfungsleistungen (nicht formal) – lässt sich ein Trend so beschreiben: Die Hochschulbibliothek ist überwiegend ein Ort des nicht-formalen Lernens, weniger ein Ort für freie, explorative und von Lehrveranstaltungen unabhängige Lektüre geworden.

⁵ Diese Untersuchung basierte auf Face-to-Face-Interviews mit einem repräsentativen Querschnitt der Bevölkerung ab 16 Jahren.

⁶ Zitat eines Studenten im 2. Fachsemester im Masterstudiengang Wirtschaftsinformatik der Universität Rostock; geäußert am Rande eines Bibliotheksprojekts am 21. 01. 2016.

⁷ Die Bezeichnung „Informelles Lernen“ wird in verschiedenen Bedeutungen gebraucht; zur Unterscheidung in formales, nicht-formales und informelles Lernen siehe Ladenthin (2016).

- Erweiterung des Beratungsbedarfs: Das Spektrum nachgefragter Beratung im Lernraum Hochschulbibliothek hat sich erweitert um Bedarfe, mit denen der gesamte Prozess des studentischen Lernens und Arbeitens abgedeckt werden kann, was z. B. die inzwischen weit verbreiteten „Langen Nächte aufgeschobener Hausarbeiten“ – die übrigens eine studentische Initiative sind – belegen. Neben den nun klassisch zu nennenden Beratungsangeboten werden u. a. auch angeboten: Technikberatung (z. B. Laptop- oder WLAN-Sprechstunde), formal-technische Schreibberatung (z. B. Einführung in Textverarbeitungsprogramme), Einführungen ins Zitieren, ins Urheberrecht, in die Literaturverwaltung oder Beratungsangebote zur Internetsicherheit oder zum digitalen Publizieren. Wenn auch nicht häufig von, so doch in Hochschulbibliotheken werden z. B. im Rahmen Langer Nächte aufgeschobener Hausarbeiten ferner Lernberatung, Ernährungsberatung oder allgemeine Prüfungsberatung angeboten.
- Hohe Verweildauer: Studierende verweilen besonders in der vorlesungsfreien Zeit – je nach Fachkulturzugehörigkeit – immer häufiger ganztags in der Hochschulbibliothek.⁸ Mit einer hohen Verweildauer erweitern sich nicht nur deren Erwartungen an die Cateringinfrastruktur bzw. die Mitnahme von Getränken und Snacks an ihre Bibliotheksarbeitsplätze. Die hohe Verweildauer wirkt sich auch auf die Arbeitsplatzbedürfnisse aus: Wünsche wie die nach mehr informellen Arbeitsplatzangeboten, nach flexiblem Mobiliar, nach ergonomischem Mobiliar, nach Bewegungs- und Entspannungsoptionen (z. B. für Power Naps, Yogamatten) und nach mehr Behaglichkeit sind die logische Folge und nicht mehr absurd.⁹

Verfestigen sich diese Beobachtungen zu einem stetigen Trend, können sich Hochschulbibliotheken künftig diesem Ideal annähern.¹⁰ Der Besucher einer Hochschulbibliothek bekommt künftig

- jede Raumatmosphäre, die er möchte,
- jeden Arbeitsplatztyp, den er benötigt,
- jede Beratung, die er braucht,
- jede Inspiration, die er noch nicht hat,
- jede technische Ausstattung, derer er bedarf,
- jedes Catering-Angebot, das wir zulassen.

⁸ Diese Aussage basiert auf eigenen Beobachtungen verschiedener Bibliotheksstandorte.

⁹ Vgl. z. B. Befragungsergebnisse der UB Rostock (Ilg, 2014).

¹⁰ Das ist eine Paraphrase eines Zitats von Elmar Mittler, das er auf die Bibliothek der Zukunft bezogen hatte (1996, S. 259).

3 Definition Lernraum Hochschulbibliothek

Mein Vorschlag ist, mit „Lernraum Hochschulbibliothek“ nicht konkrete Räume in einer Hochschulbibliothek zu bezeichnen, sondern diesen Raum stattdessen abstrakt so zu definieren: Lernraum Hochschulbibliothek ist die physische Bibliothek als Bestandteil der studentischen Lernumgebung auf einem Campus.

Das heißt auch, dass Hochschulbibliotheken lange schon zumindest potenziell Lernräume waren, nur seit ein bis zwei Jahrzehnten werden sie erst als solche intensiv genutzt, was an den oben beschriebenen Beobachtungen sichtbar wurde. Die vorgeschlagene Definition deckt sich auch mit unserer Redepraxis, in der wir oft von Hochschulbibliothek „als Lernraum“ oder „als Ort für selbstgesteuertes Lernen“ reden. Hochschulbibliotheken, die sich explizit ihren Studierenden gegenüber als Lernraum anbieten, haben folglich ihrem Selbstverständnis nach ihre Services konsequenter als bisher dem Lernraum Hochschulbibliothek angepasst (Serviceschwerpunktverlagerung).

Hier methodisch ausgeklammert wurden die virtuellen digitalen Lernumgebungen an Hochschulen (asynchrones Online Distance Learning, z. B. in Gestalt von Tutorials im je eigenen Lernmanagementsystem); auch diese setzen einen physischen Raum voraus, von dem aus Studierende sie nutzen (z. B. in Räumen auf dem Campus, in der Bibliothek oder zu Hause).

4 Lernraum als Managementaufgabe

Hochschulbibliotheken, die sich konsequent und bewusst als Lernraum begreifen, optimieren ihre Services und stimmen sie auf die Hochschulbibliothek als Teil der studentischen Lernumgebung ab. Wird die Hochschulbibliothek als Lernraum auch zum strategischen Serviceschwerpunkt erklärt, beeinflusst das den Bibliotheksbetrieb ebenso wie die Bibliothekskonzeption. Wo sich das wie im Einzelnen auswirken kann, wird in den folgenden Abschnitten beispielhaft beschrieben.

4.1 Kennzahlenmanagement

Der Erfolg der auf den Lernraum Hochschulbibliothek abgestimmten Services muss sich auch quantitativ messen lassen (Kennzahlen). Bisher eingesetzte – und auch für das Benchmarking verwendete – Kennzahlen aus dem Benutzungsbereich wie Anzahl der (aktiv) Entleihenden, Auskunftsanfragen oder

„sofortige Medienverfügbarkeit“¹¹ decken das Lernraumservicespektrum allein nicht ab und eignen sich nicht allein als Indikatoren für den Erfolg des (je eigenen) Lernraums Hochschulbibliothek. Sie gilt es weiterzuentwickeln und zu erweitern, zum Beispiel um diese oder ähnliche und zunächst nur quantitative Indikatoren (Auswahl)¹² und Zielwerte (Vorschlag):

Indikator	Erläuterung	Zielwert
Aufenthaltsdauer	Gemessen wird stichprobenartig die durchschnittliche Dauer eines Aufenthalts eines studentischen Nutzers an allen Tagen einer typischen Woche je in der Vorlesungs- und vorlesungsfreien Zeit in Stunden (Mittelwert), nach Möglichkeit differenziert nach Fachkulturen.	<i>keinen</i>
Anteil Vor-Ort-Nutzer	Ins Verhältnis gesetzt wird der Anteil studentischer Nutzer, die die physische Bibliothek ausschließlich aufsuchen zur Rückgabe/Abholung physischer Medien oder zur Nutzerkontenklärung zu denjenigen studentischen Nutzern, die dort weitere physische, Arbeiten/Lernen bezogene Services nutzen (z. B. Einzelarbeit, Regalbrowsing, Beratungen, konventionelle Semesterapparate). Unterschieden wird auch hierfür die Vorlesungszeit von der vorlesungsfreien Zeit. Stichprobenartig erhoben wird der prozentuale Anteil. ¹³	> 50 % ¹⁴ in der Vorlesungszeit

11 Das ist ein Indikator aus dem Bereich (Bibliotheks-)Nutzung des Bibliotheksindex (für Wissenschaftliche Bibliotheken) und steht für den Anteil der ausgeliehenen Medien einer Hochschulbibliothek, der keine Vormerkung oder Fernleihe erforderte.

12 Hier nicht aufgeführt werden Kennzahlen des Facility Managements, z. B. Gebäudebetriebskosten, Reinigungskosten.

13 Eine ähnliche Kennzahl benutzt der stationäre Einzelhandel. Die dort sog. Konversionsrate drückt den Anteil der Käufer an Ladenbesuchern aus (Weis, 2016).

14 In einer Studie der Hochschulinformationssystem GmbH (HIS) aus 2012 wurde für die Vorlesungszeit ein Anteil von 49 % (Universitätsbibliotheken) bzw. 40 % (Fachhochschulbibliotheken) gemessen (Vogel & Woisch, 2013, S. 22f.). Einen ähnlichen Wert hat die Stadtbibliothek Biberach 2014 gemessen: Hier lag der Anteil bei 52 % (Raumel & Ullrich, 2015, S. 702).

Indikator	Erläuterung	Zielwert
Nutzerarbeitsplatzdiversität	Gemeint ist eine breite Vielfalt von Angeboten, die sich mindestens einem dieser Arbeitsplatztypen zuordnen lassen: Kreativitätsförderndes Arbeitsplätze-/Raumangebot, konzentrationsförderliche Arbeitsplätze, Raumangebote für nicht-formales Lernen, freie Kommunikationsbereiche (z. B. Angebote für Sprach- oder Bildtelefonate), Steharbeitsplatz, Stehrecherche-arbeitsplatz, Lernen in Bewegung (z. B. Walkoffice), Kleingruppenarbeitsplatz, Einzelarbeitsplatz, Veranstaltungsraum, Rechercheberatung (für intensive Beratung), Anleseplatz, (Bibliotheks-)Cafeteria bzw. Speisen-Einnahmeraum, Eltern-Kind-Arbeitsplatz, Carrel, Arbeitskabine, barrierefreier Arbeitsplatz.	<i>keinen</i> ¹⁵
Energieverfügbarkeit	Ins Verhältnis gesetzt wird die Anzahl der Mindeststandards erfüllenden Nutzerarbeitsplätze (alle Typen) und der dort potenziell nutzbaren und unfallfrei zugänglichen Stromanschlüsse für mobile Endgeräte.	> 85 %
Anteil Gruppenarbeitsplätze an Nutzerarbeitsplätzen gesamt	Während es Standards für die Anzahl von (Standard-)Einzelnutzerarbeitsplätzen gibt, stehen diese für Gruppenarbeitsplätze noch aus. Gruppenarbeitsplätze ergänzen Einzelarbeitsplätze, ersetzen jene nicht.	> 25 % ¹⁶
Anteil stationäre PC-Nutzerarbeitsplätze an Nutzerarbeitsplätzen gesamt	Auch für diese Anzahl stehen noch Standards aus. Entgegen anfänglichen Erwartungen ist der Bedarf an PC-Nutzerarbeitsplätzen nicht durch flächendeckende WLAN-Verfügbarkeit verringert worden.	> 25 %

Naheliegend wäre auch die Kennzahl Arbeitsplatzverfügbarkeit (Auslastung), d. h. das Verhältnis von angebotenen zu nachgefragten Nutzerarbeitsplätzen. Sie fehlt hier, da das Zeitintervall bezogene Messen der Nachfrage sowie die Ursachen des Nachfragebedarfs m. E. komplexer sind als der damit erreichbare (Daten-)Nutzen.

Oben genannt wurden quantitativ ermittelbare Daten (als Kennzahlen), die schließlich ergänzt werden müssen um qualitative, z. B. bezogen auf Behag-

¹⁵ Hier wird auf einen Zielwert verzichtet, angestrebt werden sollte zunächst eine maximale Typenvielfalt.

¹⁶ Dieser Wert basiert auf eignen Beobachtungen an anderen Hochschulbibliotheken sowie auf einer Befragung der UB Rostock aus 2013 (Ilg, 2014, S. 234). Er ist ein Mittelwert, d. h. der Gruppenarbeitsplatzbedarf hängt von der Fachkultur ab, z. B. bestehen zwischen Jura- und Maschinenbaustudierenden signifikante Unterschiede.

lichkeit, Kundenpartizipationsoptionen, Inspirationserfolg, Lernatmosphäre, Lärmwahrnehmung oder Privatsphäre-Bedürfnisse.

4.2 Personal: Ausbildung

Die Hochschulbibliothek, die sich konsequent (auch) als Lernraum definiert, erfordert entsprechende erweiterte Tätigkeiten¹⁷ und vor allem Fachkenntnisse ihrer Teams und Mitarbeiter. Weil die Hinwendung zum Lernraum Hochschulbibliothek ein relativ junges Phänomen ist, konnten auch entsprechende Fachkenntnisse und Praxis gesättigte Expertise noch nicht flächendeckend mitwachsen und in allen Ausbildungsordnungen Platz finden. Das betrifft alle drei Ausbildungsbereiche und könnte – Stand heute – diese Richtungen einschlagen:¹⁸

Ausbildungs- bereich ¹⁹	Tätigkeiten	Fachkenntnisse für ...
Fachange- stellte für Medien- und Informations- dienste	Durchführung Lernraum bezogenes Servicemarketing Durchführung Lernraum bezogener Evaluationen, z. B. Möbeltests oder Auslastungsmessungen Anpassung, Aktualisierung (technischer wie physischer) Gebäudenavigation und traditioneller Leitsysteme Durchführung ethnografischer Nutzer- forschungen	Grundlagen des Lernraums Hoch- schule und Hochschulbibliothek Grundlagen Partizipatives Gestal- tens, ethnografische Nutzerfor- schung Visuelle Kundenkommunikation, Ge- bäudeleit- und Navigationssysteme
Bibliothekar	Planung und Durchführung lernbezoge- ner Beratungen und <i>allgemeiner</i> Schreibberatung Planung und Durchführung ethnografi- scher Nutzerforschungen Arbeits- und lernförderliche Anpassung von Nutzerarbeitsplatzangeboten	Lerntheoretische Grundlagen Grundlagen der allgemeinen Schreibberatung Grundlagen Partizipativen Gestaltens ethnografischer Nutzerforschung Grundlagen aus der Architekturpsy- chologie zur Farb- und Raumgestal- tung und zur Raumakustik

¹⁷ Auch aus der Perspektive des Lernraums Hochschulbibliothek erscheint die auch für Tätigkeitsdarstellungen und Personalausreibungen verwendete AVWB anpassungsbedürftig (Jedwabski, 2000).

¹⁸ Hier aufgeführt sind *zusätzliche* Ausbildungsinhalte, d. h. die übrigen sind vorausgesetzt. Ausgenommen wurden Ausbildungsinhalte für die m. E. bereits etablierten Lernraum bezogenen Services wie Einführungen in Literaturverwaltungsprogramme oder digitale Semesterapparate.

¹⁹ Das ist eine vereinfachte Darstellung, weitere Differenzierungen wie Fachwirt/in für Informationsdienste wurden ausgeklammert.

Ausbildungs- bereich ¹⁹	Tätigkeiten	Fachkenntnisse für ...
Wissen- schaftlicher Bibliothekar	Konzeptionelle Weiterentwicklung des Lernraums Hochschulbibliothek Hochschulweite operative und strategi- sche Abstimmung und Verankerung von Lernraum bezogenen Services und Leis- tungszielen Konzeption und Koordination Lernraum bezogener Projektarbeit Konzeption und Koordination lernraum- bezogener Serviceevaluation	Wie oben sowie: Methodik der partizipativen Lern- raumforschung und -gestaltung Methodik der Evaluation Lernraum bezogener Services „Studentischer Lebenszyklus“ i. w. S.: Das betrifft u. a. Konzepte der Prüfungsleistungen, Phasen des Selbststudiums, virtuelle Lern- räume/E-Learning-Strategie der Hochschule ebenso wie Zeitbudget- messungen ²⁰ und Typen der Campusnutzungen. ²¹

Die Jugendlichkeit des Lernraumphänomens und damit die geringe Verbreitung und Tiefe entsprechender Fachkenntnisse spricht für eine *un*vermittelte Fachwissensvermittlung; z. B. das Wissen um die Farb-, um die Raumwirkungs-, um die Raumgestaltungsgrundsätze sollte in erster Linie direkt von Innenarchitekten, Fachplanern o. Ä. vermittelt werden.

4.3 Erweitertes Serviceportfolio

Lernraum bezogene Services sind der nach außen sichtbare Ausdruck der strategischen Schwerpunktverlagerung auf jenen Lernraum und der systematischen Unterstellung von einzelnen Services unter das „Prinzip“ Lernraum Hochschulbibliothek. Damit sind Einzelservices aufeinander abgestimmt und folgen allesamt konsequent dem Ziel der Lernraumertüchtigung und -pflege.

Welche Einzelservices sind das? Ein daraus final ableitbares Serviceportfolio konzept bzw. Bündel von Services bleibt unmöglich, nicht zuletzt deshalb, weil sich auch Lernraum bezogene Services weiterentwickeln oder eingestellt werden können oder weil die Rahmenbedingungen an den Hochschulbibliotheken uneinheitlich sind. Zudem trifft jede Hochschulbibliothek individuell die Unterscheidung in Kern- oder Zusatzservices (sowie in Teil- oder Subservi-

²⁰ Hilfreich hierfür ist die Auswertung von Studien wie König (2014), Schulmeister (2011) oder Vogel und Woisch (2013).

²¹ Hilfreich hierfür ist die Auswertung von Studien wie Škerlak, Kaufmann und Bachmann (2014) oder Gothe und Pfadenhauer (2010).

ces). Im Folgenden werden daher abstrakt Service-Kategorien beschrieben von physischen Services, deren Bedeutung im Lernraum Hochschulbibliothek zugenommen hat oder die – damit – neu hinzugetreten sind. Die Übersicht erhebt keinen Vollständigkeitsanspruch.

Servicebereich	Services	Erläuterung
Bibliotheks-atmosphäre	/	Sie ist ein wichtiger Rohstoff und ein Alleinstellungsmerkmal von Bibliotheken, ein Kern-Service des Lernraums Hochschulbibliothek. Auch wenn die Mechanismen, wodurch sie entsteht und welche Faktoren sie positiv (z. B. „Lerntapete“) bzw. negativ (z. B. Lärm) heute beeinflussen, nicht gänzlich bekannt sind, gehört ihre Wahrung zur täglichen und strategischen Aufgabe und Serviceleistung.
Beratung/ Teaching Library	Technische Schreibberatung und -einführungen	Das sind z. B. Einführungen, Sprechstunden oder Kurzworkshops zu Literaturverwaltung oder zu Textverarbeitungsprogrammen (z. B. WORD); Letztere werden auch in Zusammenarbeit mit den Rechenzentren oder Medienzentren realisiert.
	Lernberatung i. w. S.	Das kann reichen von Ernährungsberatung (u. a. zum Thema Hirndoping) über Vermittlung von Mnemotechniken bis zur allgemeinen Prüfungsberatung (z. B. Umgang mit Prüfungsstress). Beratungen wie diese werden in Zusammenarbeit mit Studentenwerk, Allgemeiner Studienberatung oder über Dritte angeboten, z. B. Ärzte, freiberufliche Trainer. Das durch Dritte erbrachte regelmäßige Beratungsangebot setzt idealerweise dafür vorgehaltene Beratungsräume voraus.
	Technikberatung	Dieser Beratungsbedarf hat auffällig zugenommen; gefragt sind anwendungsbezogene Auskünfte zu Themen wie Druckaufträge, Download, Zugriff auf E-Books, Einwahl in WLAN-Netze, Internetsicherheit. Beratungen wie diese werden auch in Zusammenarbeit mit Rechenzentren angeboten, z. B. als Laptop-Sprechstunde (in der Hochschulbibliothek).
	Begleitete Erstberatung	Das sind Beratungen und (solitäre) Nutzerarbeitsplätze in unmittelbarer Nähe zu Beratungs- bzw. Servicetheken. An diesen Übungsarbeitsplätzen wird die intensivere Erstberatung unter punktueller Aufsicht und Anleitung des Servicethekenpersonals ermöglicht, sodass First-Level- und Second-Level-Beratungen getrennt bedient werden können.

Servicebereich	Services	Erläuterung
	Floor Walks	Ein häufig gewordenes Phänomen ist die Zunahme „orientierungslos“ wirkender Studienanfänger („Erstis“) in Hochschulbibliotheken: Vor allem zu Beginn des Wintersemesters bieten Floor Walks durch Mitarbeiter der Servicetheken (in bestimmten Zeitintervallen) wertvolle Erstauskünfte.
Nutzerarbeitsplätze ²²	Raumatmosphäre	Die von der Bibliotheksatmosphäre zu unterscheidende Raumatmosphäre besteht hier aus den Faktoren Licht, Begrünung, Raumklima sowie Lärmmanagement-, Farb-, Möblierungs- und Raumstrukturkonzept. Über diese beeinflussbaren Faktoren wird Raumatmosphäre gesteuert, die wiederum auf Lern- und Arbeitsleistung nachweisbaren Einfluss nimmt. Aus der Nutzerforschung ist z. B. bekannt, dass allgemein Tageslicht und ein hoher Begrünungsanteil bevorzugt werden und die Behaglichkeit dadurch am stärksten positiv beeinflusst wird.
	Gruppenarbeitsplätze	Diese Arbeitsplätze dienen dem gemeinsamen Lernen sowie Vor- und Nachbereiten von Lehrveranstaltungen. Neben Gruppenarbeitsräumen gehören dazu offene, akustisch abgeschirmte Gruppenarbeitsflächen, die individuell kombinierbare Settings erlauben, z. B. flexibel verräumbare und nach Möglichkeit auch runde (!) Tische und Sichtschutzstellwände, sodass auch Kleingruppenarbeit raumeffizient möglich wird. Sie sind ebenfalls mit ausreichend Stromanschlüssen und – besonders zum Einüben ins Präsentieren – sowie digitalen wie analogen Präsentationsmöglichkeiten (z. B. Kreidetafel(!), Flipchart) ausgestattet.

²² Die vorgeschlagenen Nutzerarbeitsplatztypen basieren neben der Analyse von Lernraumuntersuchungen anderer Hochschulbibliotheken auch auf empirischen Ergebnissen der UB Rostock, die in einem zweijährigen Projekt (2013 bis 2015) u. a. Befragungen, Design-Workshops und Best-Practice-Studien durchgeführt hat. Ein Ergebnis ist, dass die bisher standardisierten Arbeitsplatzangebote nicht mehr dem Bedarf entsprechen; erforderlich sind: a) eine konsequente Nutzerarbeitsplatzdiversifikation, d. h. eine möglichst breite Vielfalt von Arbeitsplatztypen, b) eine Individualisierbarkeit (z. B. anpassbar an „anatomische“ Voraussetzungen), c) Flexibilität, d. h. schadlose Verräumbarkeit und Anpassbarkeit von Mobiliar an verschiedene Nutzungsszenarien und änderbare Raumkonzepte.

Servicebereich	Services	Erläuterung
	Ablenkungsarme, konzentrationsförderliche Nutzerarbeitsplätze	Diese Arbeitsplätze gelten lerntheoretisch als ideale Lernplätze, da sie nicht nur ablenkungsarm sind, sondern auch zu allen anderen Tätigkeiten (außer Lernen und Arbeiten) nicht anregen (sollen) (Schott, 2015, S. 55 f.). Bei der Nutzung dieser Arbeitsplätze ist von einer hohen Verweildauer auszugehen; sie sind daher auch maximal ergonomisch (z. B. höhenverstellbare Drehstühle, individualisierbare Tischbeleuchtung) und arbeitsplatzkomfortabel (z. B. kurze Laufwege zu WC, Beratungstheken, mobile Rollcontainer/Schließfächer). Ablenkungsreduktion wird u. a. erreicht durch Sichtblenden (Carrels), Einhausung (Arbeitskabine), unterbrochenen Sichtkontakt zu Laufwegen, akustische Abschirmung. Diese Arbeitsplätze sind in der Regel Einzelarbeitsplätze und werden z. B. auch als klassischer Lesesaal angeboten.
	Inspirationsförderliche Nutzerarbeitsplätze	Angebote dieser Art – auch als „Brainstorming Space“ (Gläser, 2015) bezeichnet – sind Umgebungen, die lern- und arbeitsstimulierende Effekte über ein darauf ausgerichtetes Licht- und Farbkonzept wahrscheinlicher machen.
	Entspannungsförderliche Angebote	Dieses Arbeitsplatzangebot folgt lerntheoretisch zwingend aus dem konzentrationsförderlichen, ablenkungsarmen Arbeitsplatzangebot, das jegliche andere Tätigkeit außer Lernen und Arbeiten ausschließt – lernförderliche Pausen sollten anderswo eingelegt werden können. D. h., wer konzentrationsförderliche Arbeitsplätze anbietet, muss – davon räumlich getrennt – entspannungsförderliche Angebote schaffen. Diese werden in der Regel regelmäßig, aber tendenziell kurzzeitig genutzt. Sie kommen z. B. für Lernpausen ins Spiel und erfüllen den Zweck Entspannung, Körperhaltungswechsel, Ablenkung (z. B. via Publikumszeitschriften, Zeitungen), Erholung, Ruhe. Diese Arbeitsplätze werden z. B. als Lounge umgesetzt. Besonders Power-Nap unterstützende Angebote haben eine hohe Nachfrage; auch nicht abwegig sind Nachfragen nach Räumen für Yogamatten.
	Freie Kommunikationsbereiche	Freie Kommunikationsbereiche sind moderne Parlato-rien: Sie werden z. B. umgesetzt in Gestalt von Bild- und Sprachtelefonie-Inseln und -hauben oder akustisch abgeschirmten „Talk Spaces“. Idealerweise liegen sie nicht nur in zentralen oder Eingangsbereichen des Gebäudes, sondern auch in unmittelbarer

Servicebereich	Services	Erläuterung
		Nähe zu Ruhe-Arbeitsplätzen, sodass dort auch ein spontanes Kommunikationsbedürfnis eine Chance hat.
	Unkonventionelle lern- und arbeitsförderliche Nutzerarbeitsplätze	<p>Die bis vor wenigen Jahren unhinterfragt geltende Standardarbeitsplatzgestaltung entspricht nicht mehr dem Bedarf, nicht der heutigen Nutzung der Bibliothek als Lernraum, wozu auch ein breit gefächertes individuelles Arbeits- und Lernverhalten gehört. Für nicht wenige Studierende sind diese Arbeitsplatztypen (punktuell) erfolgreiche Lernsettings:</p> <p>Bewegtes Lernen: Lerntheoretisch gelten körperlicher Ausgleich oder körperliches Bewegen als geeignetes mnemotechnisches Verfahren.²³ Hierfür fehlen noch Erfahrungen mit bereits für Büros zahlreich angebotenen stationären Arbeitsplätzen wie Hochtische, in denen das je eigene Bike eingehängt und (stationär) getreten werden kann, bewegtes Sitzen unterstützendes Sitzmobiliar, bewegtes Stehen unterstützendes Zusatzmobiliar (z. B. sog. Balance Boards), Fahrradergometer als Sitz-Tisch-Arbeitsplatz, Laufbänder unter Stehpulten u. a. m. An Bibliotheken angrenzende Außenflächen mit Beachvolleyballplätzen, Tischtennisplatten oder Kicker-Tischen sind schon verbreitet und eine Alternative.</p> <p>Steh-Lernarbeitsplätze: Dazu gehören thekenartige Hochstühle und -tische, freie Stehpulte oder Stehpultflächen, die an Balustraden montiert werden. Gelegentlich werden sie für das sog. laute Lernen bevorzugt (z. B. mnemotechnisch wirksame Selbstgespräche).</p> <p>Peer-to-peer-Workshopräume: Noch wenig verbreitet in Hochschulbibliotheken sind Räume für das studentische selbstgesteuerte formale Lernen, z. B. für studentische Tutorien.</p>
	Privatsphäre maximal unterstützende Nutzerarbeitsplätze	Das sind Arbeitsplätze, die zumindest die visuelle (frei von Blicken Dritter) und die akustische Abschirmung ermöglichen. Das ist z. B. mit sog. Separee-Sitz-einheiten möglich.

²³ Das belegen auch Entwürfe zum idealen Lernarbeitsplatz im Rahmen des bundesweiten studentischen Wettbewerbs „Lebendige Lernorte“ (Deutsche Initiative für Netzwerkinformation, 2010, S. 24).

Servicebereich	Services	Erläuterung
	24/7-Betrieb unterstützendes Arbeitsplatzangebot	24/7-Zonen unterstützen auf quantitativ geringem und qualitativ mindestens basalem Niveau Lernen und Arbeiten. Auch unbemannte 24/7-Zonen können (rudimentäre) Medienausleihe, (First Level-)Auskunft (z. B. humanoide Roboter) oder die Nutzung technischer Peripheriegeräte (z. B. Scanner) bieten.
	Medienlabor	Das ist häufig außerhalb von Bibliotheken untergebracht. Besonders kreative Studiengänge wie Architektur, Fotografie benötigen andere Arbeitsumgebungen im Selbststudium, z. B. größere Ablage- und Tischflächen, größere und Mehrfach-Monitore, spezielle Drucker und Software.
	Offenes Testlabor/Makerspaces	Makerspaces haben auch eine Innovationen förderliche und daher strategisch bedeutende Funktion; sie stehen hier in ihrer ursprünglichen Bedeutung von „Prototyping Space“, d. h. für ein auch räumliches Angebot, das der Bibliothek und ihren Nutzern ermöglicht, neue oder erwogene neue Services testweise oder spielerisch zu nutzen, z. B. Teststellung für neue ergonomische Sitzhocker, Einführung eines neuen Schließsystems für Schließfächer, einer neuen Datenbank, eines neuen Beratungsangebots.
	Zonierung	Zonieren wird als Service betrachtet, Nutzerarbeitsplätze i. w. S. und ihre Räume nach einem erwünschten Nutzungsverhalten (Raumnutzungskonzept) oder nach einem erwarteten Nutzungsverhalten zu gliedern. Arbeitsplätze werden dann – in Abhängigkeit von projiziertem Nutzerverhalten, Laufwegen, Stromanschlüssen-, IT-Infrastruktur u. a. – beispielsweise in Gruppen-, Einzel-, PC- und informellen Arbeitsplätzen sinnvoll im Raumkontinuum angeordnet und gegliedert (Arbeitsplatzzonen). Das zonierende Element kann auch Akustik sein, d. h. dass Bibliotheksgebäude nach Ruhe-, mittellauten und lauten Zonen gegliedert werden. Unauflöslich damit verwoben ist ein Leitsystem, das dort durchnavigiert. Beides wird regelmäßig evaluiert und ggf. an veränderte Rahmenbedingungen (z. B. verändertes Nutzungsverhalten) angepasst.
Catering	Verzehr am Arbeitsplatz	Lernphysiologisch ist es belegt: Regelmäßiges Trinken, Snacks wie sog. Studentenfutter oder anregende Getränke unterstützen den Lernerfolg und kreatives Arbeiten. Der Lernraum Hochschulbibliothek unterstützt das, indem an den Arbeitsplätzen oder arbeits-

Servicebereich	Services	Erläuterung
		platznah die Einnahme von Getränken und Snacks zugelassen wird. Das kann z. B. auch in Gestalt von Wasserspendern in unmittelbarer Nähe zu den konzentrationsfördernden Arbeitsplätzen umgesetzt werden.
Medien-präsentation	Präsentation digitaler Medien im physischen Raum	Wie inzwischen auch mehrfach empirisch belegt, ²⁴ ist das Browsen am physischen Regal nach wie vor eine bedeutende Strategie für die Literatursuche Studierender. Im Lernraum Hochschulbibliothek wird dieser Service auch für digitale Medien adaptiert, indem E-Books oder Artikel aus digitalen Zeitschriften visualisiert und thematisch sortiert regaliert und schließlich z. B. auf Touchscreens als Tischplatte oder auf einem Monitor an Wänden oder Stelen im physischen Raum präsentiert werden.
Peripherie-services	/	Das sind ergänzende Serviceangebote, d. h. Services, die andere voraussetzen, auf die sie aufbauen. Das können beispielsweise sein: Lernraumnavigation: Das ist ein Service, der Nutzern Auskunft gibt, für welches seiner Arbeitsplatzbedürfnisse gibt es wo welche Arbeitsplatzangebote in der Bibliothek und ggf. auf dem Campus (z. B. umgesetzt als Beratungsleistung an Servicetheken oder als Datenbank ²⁵ oder als App). Arbeitsplatz- oder Raumreservierungen ²⁶ Powerbankverleih (mobile Steckdose) Verleih mobiler Endgeräte (v. a. Tablets) Einsatz von Zusatz-Sitzmobiliar (z. B. sog. Balance Boards, spezielle Sitzkissen) Kopfhörerverleih (oder kostenlose Abgabe von Einwegkopfhörern), Yogamattenverleih, USB-Stick-Verleih Rollcontainerverleih (mobiler Minischrank für Ablage und Verschluss von Arbeitsmaterialien) Büromaterialverkaufsautomaten

²⁴ Vgl. z. B. das Ergebnis im Rahmen des Konstanzer Projektes „Mensch-Computer Interaktion“ (Kleiner, Rädle & Reiterer, 2013).

²⁵ Das bietet z. B. die UB Nürnberg-Erlangen an; der *Lernraumnavigator* steht Bibliotheksnutzern auf den Webseiten der UB zur Verfügung.

²⁶ Diesen Service haben viele Hochschulbibliotheken zwar lange schon im Portfolio; er wird hier aufgeführt, da er sich wachsender Beliebtheit erfreut und mit dem oben genannten Nutzerarbeitsplatzangebot verwoben ist.

Mit Arbeitsplatzangeboten sind auch entsprechende Gestaltungs- und Farbkonzepte verbunden, die individuell auf die Gebäude- bzw. räumliche Situation vor Ort abgestimmt werden. Zwar stehen noch verallgemeinerbare Grundsätze bzw. Untersuchungen und Empfehlungen für den Lernraum Hochschulbibliothek aus, Anregungen bieten jedoch vergleichbare Untersuchungen, z. B. zur Nutzerzufriedenheit in Bürogebäuden (Wagner et al., 2015) oder zur Psychologie des Wohnens (Harloff, 1993).

4.4 Aufbauorganisation: Lernraumteam

Wird der Lernraum zu einem Serviceschwerpunkt – neben anderen – erklärt, hilft, diese Entscheidung auch aufbauorganisatorisch abzubilden, indem dafür ein Lernraumteam in der Benutzungsabteilung gebildet wird, das sich operativ oder/und konzeptionell Lernraumbetrieb und -weiterentwicklung zur Aufgabe macht. Zwei strukturelle Varianten für das Lernraumteam bieten sich an: Das Lernraumteam ist

- virtuell, d. h. es ist ein bestehende (bewährte) Abteilungen übergreifendes virtuelles Team, das aus Kollegen besteht, die in anderen Abteilungen oder Teams „ihre Heimat“ und die die Aufgabe haben, wie in einer AG konzeptionell den Lernraum Hochschulbibliothek zu ertüchtigen und die Umsetzung der Konzeptionen anzustoßen;
- real, d. h. es hat als Team, das andere ganz oder teilweise ersetzt, einen eigenen Personalstamm, der überwiegend nun auch die operative Erbringung der Lernraumservices verantwortet.

Ob virtuelles oder reales Team – in beiden Fällen liegt die Zuordnung zur Benutzungsabteilung nahe.

Wenngleich die einzelnen Aufgaben und (Leistungs-)Ziele eines Lernraumteams zu einem Teil nicht neu wären, so brächte eine aufbauorganisatorische, d. h. strukturelle Verankerung diese Vorteile (Auswahl):

- Kompetenzaufbau: Die strategische Hinwendung zum Lernraum Hochschulbibliothek begründet folgerichtig einen entsprechenden Kompetenzaufbau und eine entsprechende Kompetenzpflege. Der zielgerichtete Kompetenzaufbau wird durch ein Lernraumteam erleichtert, u. a. weil die umfangreich benötigten theoretischen Fachkompetenzen arbeitsteilig aufgebaut werden können. An der UB Rostock wurde erfolgreich mit einem virtuellen Lernraumteam „experimentiert“, das arbeitsteilig und fortlaufend u. a. Kompetenzen für die Bereiche Thekendesign/Thekenservicedesign, Akustik/Lärmmanagement und Lerntheorie/Lernpsychologie aufbaut.

- Strategisches Handeln: Mit der Bildung eines Lernraumteams werden personelle und organisatorische langfristig wirkende Voraussetzungen geschaffen, um die Schwerpunktsetzung auf den Lernraum Hochschulbibliothek erfolgreich auf Dauer bedienen zu können und die Verbindlichkeit der Schwerpunktsetzung auf Leitungsebene zu erhöhen.
- Lernraum ganzheitlich: Ein übergreifendes Lernraumteam unterstützt die einzelnen Services und die einzelnen Prozess-Schritte der Serviceerbringung ganzheitlich, d. h. unter dem übergeordneten Ziel die Weiterentwicklung der eigenen Hochschulbibliothek zum Lernraum wahrzunehmen.
- Systematische Lernraumertüchtigung: Ein Lernraumteam ist eine starke organisatorische und personelle Gewähr für die systematische Umsetzung der mit dem Lernraumserviceschwerpunkt verbundenen Leistungsziele. Das Geschäft eines virtuellen Lernraumteams wird sich auf konzeptionelle und solche Aufgaben, wofür in anderen Teams die Fachexpertise fehlt, beschränken. Das betrifft z. B. die konzeptionelle Weiterentwicklung des Lärmmanagementkonzepts, des Flächenmanagements (z. B. gezielte Flächenrückgewinnung und -umnutzung infolge von Regal-, Theken- oder anderen Rückbauten), der Lernraumforschung (z. B. Möbeltests, Planung von Nutzerforschungsvorhaben), Planung und Umsetzung eines auf Lernraumservices abgestimmten Evaluationskonzepts. Das operative Geschäft eines realen Lernraumteams erledigt darüber hinaus auch z. B. die regelmäßige Nutzungsdatenerhebung (z. B. Kennzahlenmanagement), Planung und Umsetzung Lernraum bezogener Nutzerberatungen, Planung, Umsetzung und Pflege des Nutzerarbeitsplatzangebots, Planung und Umsetzung von Makerspace-Angeboten, Planung, Umsetzung und Überwachung des Lärmmanagementkonzepts, Planung und Umsetzung von Peripherieservices (siehe Abschnitt Erweitertes Serviceportfolio) und nicht zuletzt die Lernraumetat-Bewirtschaftung (siehe Abschnitt Etatisierung).
- Hochschulweites Handeln: Die mit einem eigenen Lernraumteam gebündelten Praxiserfahrungen und Kompetenzen können andere vergleichbare Aktivitäten auf den Campus unterstützen, was wiederum eine campusweite abgestimmte Lernraumentwicklung begünstigt.

Das Lernraumteam umfasst idealerweise alle Ausbildungsbereiche (siehe oben) und ist verknüpft mit der Bibliotheksleitung, sodass sowohl die Umsetzungs- als auch die Leitungsebene zusammenwirken können. Zu Beginn der Einführung eines solchen realen oder virtuellen Teams ist der Status einer zunächst strukturell unverbindlichen AG empfehlenswert, um lokale Rahmenbedingungen zu definieren und erste Erfahrungen zu sammeln und diese schließlich später in verbindliche Strukturen ummünzen zu können.

4.5 Hochschulweite und verbundweite Kooperationen

Die Hochschulbibliothek ist Teil der studentischen Lernumgebung auf dem Campus – aber eben nur *ein Teil*. Nicht nur aus studentischer Sicht müssen die Rahmenbedingungen und Angebote für das selbstgesteuerte Lernen campusweit abgestimmt sein. Lernraum als hochschulweites Ziel begünstigt auch den Erfolg des Lernraums Hochschulbibliothek hinsichtlich²⁷

- Bedarfserhebung: Für welche Fächer oder Fachkulturen besteht welcher Bedarf an welchen Campus? Im Idealfall liegt die Antwort darauf vor, bevor die Konzeption der eigenen Hochschulbibliothek als Lernraum finalisiert wird;
- Abstimmung, Ressourcenteilung und Kooperation: Die an einer Hochschulbibliothek erbringbaren Lernraumservices sind nur der Teil, den sie personell und fachlich leisten kann. Doch z. B. das breite Spektrum lernbezogener Beratungen (z.B. Prüfungsstressprävention) oder campusbezogene Lernraumforschungen sind erst kooperativ und hochschulweit abgestimmt realisierbar. Viele Lehrstühle kämen zudem als natürliche Lernraumgestaltungspartner ins Spiel, z.B. als Experten für didaktisch-methodische Beratungs- oder Lehrkonzepte, als Experten für qualitative Sozialforschung für Nutzerforschungsprojekte, als Experten für Arbeitssicherheit und Brandschutzprävention bei Raumneustrukturierung und Neumöblierungen;
- Marketing: Hochschulweites Agieren kann auch unterstützen, die Angebote des Lernraums Hochschulbibliothek als diese und als Teil der Hochschule insgesamt sichtbarer zu machen.

Hier nicht konkreter beschrieben werden kann das Potenzial bibliotheksverbundweiter Kooperationen, die sich nicht nur auf gemeinsame Fortbildungen erstrecken, sondern innovativ auf standortübergreifender Ebene die lokalen Lernräume weiterentwickeln helfen können, z. B. mit einem verbundweiten Rahmenvertrag für einen darauf spezialisierten Innenarchitekten, mit einem ständigen Musterbibliothekslernraum, mit regelmäßigen studentischen wie bibliothekarischen Ideenwettbewerben oder mit einem allgemeinen, hochschulbibliotheksübergreifenden Toolkit.²⁸

²⁷ Hier fasse ich zusammen und erweitere ich Empfehlungen der DINI AG Lernräume (Deutsche Initiative für Netzwerkinformation, 2013, S. 15 ff.).

²⁸ Siehe vergleichbare Toolkits für den angloamerikanischen Raum, z. B. Universities and Colleges Information Systems Association (2015).

4.6 Partizipative Lernraumentwicklung und -gestaltung

Wie sollte ein Lernraumserviceportfolio schließlich im Einzelnen in Raum und Zeit und angepasst an die eigenen örtlichen Rahmenbedingungen umgesetzt, kontinuierlich gepflegt und weiterentwickelt werden? Mit den Bibliotheksnutzern, mit Studierenden! Dafür spricht:

- Zielgruppenorientierung: Sie sind Zielgruppe und damit diejenigen, die das Lernraumangebot nutzen sollen und auf die es abgestimmt werden muss.
- Bedürfnisse und Anforderungen verstehen lernen: Anliegen jeglicher Nutzerforschung ist, Bedürfnisse, Wünsche und aktuelle Rahmenanforderungen der Zielgruppe zu erheben und verstehen zu lernen, um zumindest ein aktuelles und klares Bild davon zeichnen zu können.
- Lösungsspektrum erweitern: Das eigene Studium der Kollegen im Lernraumteam liegt lange zurück (zudem weit vor dem Bologna-Prozess) und die unvermeidliche arbeitsalltägliche Gleichförmigkeit kann unbemerkt zum „Tunnelblick“ führen. Schon allein das ist Grund genug, Studierende aktiv einzubeziehen, um das Lösungsspektrum für die auch mit Lernraumserviceumsetzung unvermeidbaren Hürden erweitern zu können.
- Lösungsakzeptanz erhöhen: Die aus der partizipativen Lernraumgestaltung hervorgehenden Lösungen haben eine hohe Akzeptanz bei den Studierenden.
- Marketing: Die aktive Beteiligung Studierender hilft, dass auch räumlich sichtbar wird, dass Kundenorientierung nicht nur auf dem Strategiepapier, sondern auch schließlich im Raum steht.

Dafür stehen inzwischen mehrere Methoden zur Verfügung. Die unten genannten und nur cursorisch beschriebenen Methoden²⁹ haben sich für die (Bibliotheks-)Lernraumgestaltung und -forschung bewährt. Allgemein hilft vor der Methodenauswahl, sich das in Erinnerung zu rufen:

- Qualitative Methoden sind Mittel der Wahl: In erster Linie sind dafür ethnografische Methoden geeignet, die helfen, den je eigenen bibliothekarischen alltäglichen Blick (der nicht selten einem „Tunnelblick“ gleicht) zu hinterfragen und die Perspektive Studierender einzunehmen.

29 Sie basieren überwiegend auf dem an der UB Rostock durchgeführten zweijährigen Projekt „Lernraum Bibliothek 2015“ (2013 bis 2015), das u. a. Experimentierprojekt war: Welche Methoden eignen sich für die Lernraumgestaltung und -forschung? Eine ausführliche Methodendarstellung gibt Ilg (2016).

- Methodische Vielfalt ist ein Muss: Weil qualitative Methoden keinen Repräsentativitätsanspruch haben können und die Wünsche und Bedürfnisse von der Zielgruppe (Studierende) verschieden ausgedrückt werden, sollten Methodenmonotonie vermieden und mehrere verschiedene Methoden eingesetzt werden.
- Auf Zielgruppe abstimmen: Die Zielgruppe bestimmt die Methodenauswahl, d. h. die für studentische Bibliotheksnutzer wird abweichen von (qualitativen) Methoden z. B. für studentische Nichtbibliotheksnutzer, für Forschende oder für Bibliotheksnutzer unter 16 Jahren.

Für die Lernraumkonzeption und -weiterentwicklung bieten sich diese Methoden für studentische Bibliotheksnutzer an (Auswahl):

- *Walking in your customers' shoes*: Nach Möglichkeit fremde Studierende, z. B. die einer anderen Hochschule, werden gebeten, an einem Tag die Hochschulbibliothek (bzw. den Standort) erstmals zu nutzen, indem sie einem bestimmten typischen Nutzungsszenario folgen (z. B. Suche nach einem bestimmten Buch) und dabei sensibel alles ihres Erachtens Auffällige dokumentieren (inkl. Fotodokumentation). Das Ergebnis wird anschließend dem Kollegium der besuchten Bibliothek präsentiert und erläutert.
- *Innenarchitekt auf Zeit*: Studentische Bibliotheksnutzer erhalten die Gelegenheit, einen bisher wenig genutzten, aber potenziell als Lernraum tauglichen Raum oder Raumabschnitt nach ihrer Vorstellung konzeptionell zu gestalten, d. h. Antworten zu geben u. a. auf Fragen wie: Wo sollten welche Arbeitsplätze wie beschaffen sein? Wie sollten Wände, wie die Beleuchtung, wie die „Raumatmosphäre“ beschaffen sein? Die Hochschulbibliothek lässt ihnen dafür vollständig freie Hand und setzt das Konzept ohne Abstriche um, sofern basale (und zuvor kommunizierte) Bedingungen hinsichtlich Brandschutz, Arbeitssicherheit, Praktikabilität erfüllt sind. Die UB Rostock hat diese Methode erfolgreich getestet.
- *Möbelcasting*: Der Erfolg des Lernraums Hochschulbibliothek wird über das Nutzerarbeitsplatzangebot wesentlich mitentschieden, das wiederum von der Möblierung mitbestimmt wird. Die Methode besteht darin, geplante Arbeitsmöbel dort und von denen testen zu lassen, die sie später nutzen sollen, d. h. hier von studentischen Bibliotheksnutzern, denen verschiedene Möbel bzw. Möbelensembles zum Testen befristet zur Verfügung gestellt werden. Deren Feedback liefert im Idealfall sogar eine Art Kriterienkatalog, wie ein aus deren Sicht geeigneter Nutzerarbeitsplatz gestaltet sein muss. Anschließend wird das positiv evaluierte Mobiliar beschafft.
- *Design-Workshops*: Studentische Bibliotheksnutzer werden in Mini-Workshops (z. B. im Rahmen einer 30-minütigen „kreativen Kaffeepause“) gebe-



Abb. 2: Schnappschuss aus einem Design-Workshop der UB Rostock:
Zu sehen ist der „ideale Bibliotheksarbeitsplatz“ © UB Rostock.

ten, anhand eines fiktiven oder realen Grundrisses dort die aus ihrer individuellen Sicht ideale Lernarbeitsplatzkonzeption einzuzeichnen (z. B. mit Hilfe von Möbelschablonen, Abb. 2). Im Anschluss daran werden sie anhand eines Leitfadeninterviews gebeten, die Skizze zu erläutern.

- *Rundganginterviews:*³⁰ In einem Gebäuderundgang (durch den öffentlichen Bereich) werden Bibliotheksnutzer in allen verschiedenen Nutzerarbeitsplatzbereichen anhand eines kurzen Leitfadeninterviews mit offenen Fragen animiert, ihre Erfahrungen und ggf. Wünsche, Probleme an und mit jenem Arbeitsplatztyp zu schildern. Der Interviewleitfaden umfasst auch Themen, auf die bibliotheksseitig der Fokus gelegt werden soll und die von den Nutzern nicht ohne Weiteres angeschnitten würden.

4.7 Etatisierung

Der hochschulbibliothekarische Auftrag der Literatur- und Informationsversorgung für die je eigene Hochschule impliziert auch die der Literatur- und Informationsvermittlung, die z. B. in Form von Katalogisierungsarbeit, Einsatz von Discoverysystemen über Teaching Library und inzwischen auch bis zu Lern-

³⁰ Diese Methode wird u. a. für die Zufriedenheitsmessung in Bürogebäuden eingesetzt (Wagner et al., 2015, S. 180 f.).

raumservices erbracht wird. Während für die Literaturbeschaffung ein – bibliotheksgeschichtlich mühsam errungener – regelmäßiger jährlicher Erwerbungs-
etat eingerichtet wird, ist das für den Lernraum Hochschulbibliothek noch
Neuland, aber folgerichtig. Dieser Etat stünde regelmäßig und jahresbezogen
zur Verfügung für (Auswahl):

- Erneuerungsbedarf Mobiliar: Auf Grund vieler Nutzerarbeitsplätze und der vergleichsweise hohen Anschaffungskosten lassen sich nur Teile von Neuanschaffungsbedarfen jährlich realisieren. Verbunden mit Abschreibungsregelungen macht das einen regelmäßigen jährlichen Etat dafür sinnvoll. Besonders bewährt hat sich eine intensive Abstimmung mit der eigenen Beschaffungsstelle, die für die neue Entwicklung (Lernraum Hochschulbibliothek) sensibilisiert und dafür gewonnen werden muss, dass bisherige Standardmöblierung nicht mehr bedarfsgerecht ist.
- Erweiterungs- und Erneuerungsbedarf der Peripherieservices (siehe oben): Der Umfang bzw. die Menge der Peripherieservices ist nicht absehbar. Nicht zuletzt verschleißbedingt entsteht dafür ein regelmäßiger jährlicher Finanzierungsbedarf.
- Externe Beratungen: Steht z. B. die Lösung eines akustischen Problems unter schwierigen baulichen Bedingungen an, stößt man auch hochschulweit rasch an Expertise-Grenzen. Hierfür sollte für die Finanzierung der Expertise Dritter (Honorar, Werkverträge, Dienstleistungsverträge), z. B. für Gutachten eines Akustikers oder eine komplexe Servicethekenkonzeption durch einen Innenarchitekten, ein Etat reserviert bleiben.
- Projektunterstützung: Lernraumservices umzusetzen, zu evaluieren und weiterzuentwickeln, erfordert auch Personaleinsatz. Nicht nur zur Unterstützung, sondern letztlich auch für den aktiven Einbezug Studierender ist der Einsatz von lernraumprojektbezogenen studentischen Hilfskräften hilfreich. Auch deren Finanzierung sollte gesichert werden.
- Personalentwicklungsmaßnahmen: Der Fortbildungsbedarf ist im Lernraumbereich überdurchschnittlich hoch (siehe oben).

Vorgeschlagen wird, einen jährlichen Lernraumatat einzurichten und regelmäßig zu bewirtschaften. Die Höhe ist abhängig von den lokalen Rahmenbedingungen. Als Richtgröße scheinen zwei Euro pro aktivem Bibliotheksnutzer und Jahr mindestbedarfsdeckend.

5 Fazit

Ausgehend von der These, dass sich neben der Digitalen auch die hier postulierte Raumwende in unser aller Alltag einschleicht, die neben dem Bologna-

Prozess die intensive Nutzung der Hochschulbibliothek als und zum Lernraum beschleunigt, kann von einem inzwischen stabilen Trend hin zum intensiv genutzten Lernraum Hochschulbibliothek ausgegangen werden. Viele Hochschulbibliotheken haben darauf – bewusst oder unbewusst – reagiert und ihre Services darauf abgestimmt und weiter ausgebaut. Es lohnt sich, nun auch den nächsten Schritt zu gehen, d. h. den Lernraum Hochschulbibliothek im Bibliothekskonzept zu verankern, und zwar mit allen Konsequenzen. Hier wurde versucht, einen Teil davon systematisch darzustellen. Das betrifft z. B. Anpassungen für das Kennzahlenmanagement, für die Berufsausbildung i. w. S., für die Entwicklung des Service-Portfolios, für die Nutzerforschung, für die Etablierung oder für das hochschulweite Agieren. Investitionen in die physische Bibliothek und in die aktualisierte Bibliothekskonzeption sind so lohnenswert wie folgerichtig.

Literatur

- Binder, E. (2015, 23. Dezember). Man gönnt sich ja sonst nichts: Discounter ahmen Supermärkte nach. *Frankfurter Rundschau*, S. 2.
- Deutsche Bibliotheksstatistik. (o. J.). [Flexible Auswertungsplattform]. Abgerufen von <https://www.bibliotheksstatistik.de>
- Deutsche Initiative für Netzwerkinformation. (2010). *Studentischer Ideenwettbewerb „Lebendige Lernorte“ 2009: Betrachtungen der DINI-Arbeitsgruppe „Lernräume“*. Kassel: kassel university press.
- Deutsche Initiative für Netzwerkinformation. (2013). *Die Hochschule zum Lernraum entwickeln: Empfehlungen der DINI Arbeitsgruppe „Lernräume“*. Kassel: kassel university press.
- Gläser, C. (2015). Lernräume in Bibliotheken: Von den Anforderungen zum Konzept. *ABI Technik*, 35(3), 166–170. doi:10.1515/abitech-2015-0034
- Gothe, K. & Pfadenhauer, M. (2010). *My Campus – Räume für die „Wissensgesellschaft“?: Raumnutzungsmuster von Studierenden*. Wiesbaden: Springer.
- Harloff, H. J. (Hrsg.). (1993). *Psychologie des Wohnungs- und Siedlungsbaus*. Göttingen: Verlag für Angewandte Psychologie.
- Ilg, J. (2014). Lernen wie Wohnen? Ergebnisse einer Befragung zum Lernraum Bibliothek. *BIT online*, 17(3), 231–239. Abgerufen von <http://www.b-i-t-online.de/heft/2014-03-fachbeitrag-ilg.pdf>
- Ilg, J. (2016). Mehr Spielräume: Methoden der partizipativen Lernraumgestaltung. *Bibliothek: Forschung und Praxis*, 40(3), 347–360. doi:10.1515/bfp-2016-0064
- Institut für Demoskopie Allensbach. (2016). *Die Zukunft der Bibliotheken in Deutschland*. Abgerufen von http://www.ifd-allensbach.de/uploads/tx_studies/11048_Bericht_ekz_Bibliotheken.pdf
- Jedwabski, B. (2000). *Arbeitsvorgänge in wissenschaftlichen Bibliotheken (AVWB): Beschreibung und Bewertung nach dem Bundes-Angestelltentarifvertrag*. Berlin: Ehemaliges Deutsches Bibliotheksinstitut.

- Kleiner, E., Rädle, R. & Reiterer, H. (2013). *Blended Shelf: Ein realitätsbasierter Ansatz zur Präsentation und Exploration von Bibliotheksbeständen; Vortrag auf dem 5. BID-Kongress*. Leipzig. urn:nbn:de:0290-opus-14101
- König, K. (2014). *Zeithandeln von Bachelorstudierenden im Kontext von organisationalen Anforderungen: Wie Studierende mit den organisationalen Zeitpolitiken der Hochschule umgehen*. Hildesheim: Universität Hildesheim.
- Ladenthin, V. (2016). Informelles Lernen aus philosophischer Perspektive. In M. Rohs (Hrsg.), *Handbuch Informelles Lernen* (S. 165–206). Weinheim: Beltz Juventa.
- Mittler, E. (1996). Die Bibliothek der Zukunft: Überlegungen aus Anlaß der Planungen zu einem Informations- und Kommunikationszentrum in Adlershof (Berlin). *Bibliothek: Forschung und Praxis*, 20(2), 259–261. Abgerufen von <http://www.goedoc.uni-goettingen.de/goesolar/bitstream/handle/1/4473/mitt96-zukunft.pdf?sequence=1>
- Raumel, F. & Ullrich, J. (2015). Der Kunde als Partner: Kundenbefragungen als Basis kundenorientierter Services am Beispiel des MIZ Biberach. *BuB – Forum Bibliothek und Information*, 67(11), 700–703. Abgerufen von <http://b-u-b.de/archiv/>
- Schott, F. (2015). *Lernen, verstehen, Prüfungen meistern*. Münster: utb.
- Schulmeister, R. & Metzger, C. (Hrsg.). (2011). *Die Workload im Bachelor: Zeitbudget und Studierverhalten; Eine empirische Studie*. Münster [u. a.]: Waxmann.
- Škerlak, T., Kaufmann, H. & Bachmann, G. (Hrsg.). (2014). *Lernumgebungen an der Hochschule: Auf dem Weg zum Campus von morgen*. Münster: Waxmann.
- Seefeldt, J. & Syré, L. (Hrsg.). (2003a). *Portale zu Vergangenheit und Zukunft: Bibliotheken in Deutschland*. Hildesheim: Olms.
- Seefeldt, J. & Syré, L. (Hrsg.). (2003b). *Portale zu Vergangenheit und Zukunft: Bibliotheken in Deutschland* (2., durchges.Aufl.). Hildesheim: Olms.
- Universities and Colleges Information Systems Association. (2015). *The UK Higher Education Learning Space Toolkit*. Abgerufen von https://www.ucisa.ac.uk/bestpractice/Copy_of_publications/learningspaces
- Vogel, B. & Woisch, A. (2013). *Orte des Selbststudiums: Eine empirische Studie zur zeitlichen und räumlichen Organisation des Lernens von Studierenden* (Forum Hochschule, 7/2013). Hannover: HIS, Hochschul-Informations-System. Abgerufen von http://www.dzhw.eu/pdf/pub_fh/fh-201307.pdf
- Wagner, A., Höfker, G., Lützkendorf, T., Moosmann, C., Schakib-Ekbatan, K. & Schweiker, M. (2015). *Nutzerzufriedenheit in Bürogebäuden: Empfehlungen für Planung und Betrieb*. Bonn: Fraunhofer IRB Verlag.
- Weis, J. (2016). Aufenthalt und Aufenthaltsermessung im physischen Bibliotheksraum. In P. Hauke & K. U. Werner (Hrsg.), *Praxishandbuch Bibliotheksbau* (S. 432–444). Berlin/Boston: De Gruyter Saur.

Alle Internetquellen wurden zuletzt am 11. 01. 2017 aufgerufen.

Eric W. Steinhauer

Bibliotheken und Büchereien in den Justizvollzugsgesetzen

Eine Bestandsaufnahme

Abstract: Als Folge der Föderalismusreform wurde der Strafvollzug wieder zu einer den Ländern zugewiesenen Gesetzgebungsmaterie. Seither wurden über 50 Justizvollzugsgesetze erlassen, die jeweils mit unterschiedlicher Akzentuierung Regelungen über Bibliotheken enthalten. Selbst in der Bibliotheksgesetzgebung wird auf Vollzugsbibliotheken Bezug genommen. Im Rahmen des Festschriftbeitrages möchte ich die unterschiedlichen Bestimmungen vorstellen und eine Systematisierung versuchen. Die bewusste Verwendung der beiden Begriffe „Bibliothek“ und „Bücherei“ im Titel des Beitrages deutet schon an, dass in den eigentlich „modernen“ Gesetzen die Benennung des Medienortes im Strafvollzug uneinheitlich und nicht selten unreflektiert traditionell ist.

1 Einleitung

Nach § 67 S. 2 des Strafvollzugsgesetzes vom 16. März 1976 ist in Gefängnissen eine „Bücherei“ vorzusehen. Gleiches gilt auch für den Jugendarrest als einer disziplinarischen Maßnahme im Vorfeld einer Strafverhängung. Nach § 18 Abs. 3 S. 1 der auf Grundlage des Jugendgerichtsgesetzes erlassenen Jugendarrestvollzugsordnung vom 30. November 1976 sollen arrestierte Jugendliche eine „Anstaltsbücherei“ benutzen können.

Das Strafvollzugsgesetz von 1976 sowie die Jugendarrestordnung sind Rechtsvorschriften des Bundes. Mit der Föderalismusreform im Jahr 2006 hat der Bund seine (konkurrierende) Gesetzgebungskompetenz verloren. Seither sind die Länder für den Erlass von Strafvollzugsgesetzen zuständig. Das Strafvollzugsgesetz des Bundes gilt jedoch, soweit es nicht durch Regelungen der Länder ersetzt wurde, als Landesrecht weiter. Ebenfalls 2006 hat das Bundesverfassungsgericht entschieden, dass der Jugendstrafvollzug, der im Wesentlichen erzieherischen Zielen dienen soll, einer eigenen gesetzlichen Grundlage bedarf und nicht zusammen mit dem allgemeinen Strafvollzug geregelt werden sollte (BVerfGE 116, S. 69–95). Aus dieser Situation heraus entfaltete sich in den letzten zehn Jahren eine intensive gesetzgeberische Tätigkeit in den Ländern, die im Sommer 2016 mit dem Erlass des Strafvollzugsgesetzes Schleswig-

Holstein zu einem gewissen Abschluss gekommen ist. Etliche Länder haben nicht nur den Strafvollzug insgesamt, sondern auch die Untersuchungshaft sowie die Sicherungsverwahrung in eigenen gesetzlichen Vorschriften normiert. Gleiches gilt für die Jugendarrestvollzugsgesetze, die allerdings noch nicht flächendeckend verabschiedet worden sind. Nach dem heutigen Stand sind damit an die Stelle eines einzigen Strafvollzugsgesetzes und einer Jugendarrestvollzugsordnung rund 50 (!) neue Landesgesetze getreten. Die Bestimmungen über den Maßregelvollzug, der außerhalb von Strafvollzugsanstalten in psychiatrischen Einrichtungen durchgeführt wird, sind dabei noch nicht mitgerechnet; sie sollen für diesen Beitrag ebenfalls außer Acht bleiben.

30 Jahre nach Erlass des Strafvollzugsgesetzes und nach 10 Jahren gesetzgeberischer Tätigkeit, die durch das Aufkommen der digitalen Medien von einem umfassenden Medienwandel geprägt ist, geben Anlass, einen vergleichenden Blick auf die neuen Vorschriften zu werfen und zu fragen, ob und inwieweit sich der im Bibliothekswesen allgemein zu beobachtende Medienwandel in den Bestimmungen über die Vollzugsbibliotheken terminologisch ausgewirkt hat.

2 Die Strafvollzugsgesetze der Länder

Die nachfolgende Darstellung vollzugsbibliotheksrechtlicher Bestimmungen erfolgt bundeslandweise. Damit werden zwar Koordinierungen der Landesgesetzgebung, wie sie etwa durch einen von zehn Ländern erarbeiteten Musterentwurf für ein Strafvollzugsgesetz erreicht worden sind, weniger gut sichtbar, umso deutlicher treten aber angesichts mehrerer vollzugsrechtlicher Landesgesetze die Unterschiede in der Benennung der Vollzugsbibliotheken innerhalb eines Bundeslandes stärker in den Vordergrund.

2.1 Baden-Württemberg

Das gesamte Strafvollzugsrecht des Landes Baden-Württemberg wird in dem aus mehreren Büchern bestehenden Gesetzbuch über den Justizvollzug in Baden-Württemberg (Justizvollzugsgesetzbuch – JVollzGB) vom 10. November 2009 geregelt. Im Untersuchungshaftvollzug soll nach § 39 S. 2 JVollzGB II neben Veranstaltungen zur Weiterbildung auch die Benutzung einer „Anstaltsbücherei“ angeboten werden. Auch im normalen Strafvollzug soll es nach § 57 S. 2 JVollzGB III eine „Bücherei“ geben. Zusätzlich sollen Gefangene „den verantwortungsvollen Umgang mit neuen Medien [...] erlernen und [...] praktizie-

ren“. Dies gilt nach § 53 Abs. 2 JVollzGB IV auch für den Jugendstrafvollzug. Im Vollzug der Sicherungsverwahrung entfällt die Vermittlung von Medienkompetenz. Dort ist nach § 53 Abs. 1 S. 2 JVollzGB V lediglich die „Benutzung einer Bücherei [...] zu ermöglichen“.

2.2 Bayern

Nach Art. 69 S. 2 des Gesetzes über den Vollzug der Freiheitsstrafe und der Jugendstrafe (Bayerisches Strafvollzugsgesetz) vom 10. Dezember 2007 sollen „im Rahmen des Behandlungsauftrags [...] die Gefangenen Gelegenheit erhalten, eine Bücherei zu benutzen“. Junge Gefangene sollen nach Art. 152 Abs. 1 S. 2 „ermutigt werden, eine Bücherei zu benutzen sowie den verantwortungsvollen Umgang mit neuen Medien zu erlernen, soweit dies mit der Sicherheit in der Jugendstrafvollzugsanstalt vereinbar ist“. In der Untersuchungshaft soll nach Art. 13 Abs. 1 S. 2 des Gesetzes über den Vollzug der Untersuchungshaft (Bayerisches Untersuchungshaftvollzugsgesetz) vom 20. Dezember 2011 „die Benutzung einer Anstaltsbücherei angeboten werden“. In der Sicherungsverwahrung ist nach Art. 51 Abs. 1 S. 3 des Gesetzes über den Vollzug der Sicherungsverwahrung und der Therapieunterbringung (Bayerisches Sicherungsverwahrungsvollzugsgesetz) vom 22. Mai 2013 „die Benutzung einer Bücherei [...] zu ermöglichen“.

2.3 Berlin

Nach Art. 60 Abs. 1 S. 2 des Gesetzes über den Vollzug der Freiheitsstrafe in Berlin (Berliner Strafvollzugsgesetz) vom 4. April 2016 stellt die Justizvollzugsanstalt „eine angemessen ausgestattete Bücherei zur Verfügung“. In der Sicherungsverwahrung ist nach § 59 Abs. 1 S. 3 des Gesetzes über den Vollzug der Sicherungsverwahrung in Berlin (Berliner Sicherungsverwahrungsvollzugsgesetz) vom 27. März 2013 „die Benutzung einer angemessen ausgestatteten Bücherei [...] zu ermöglichen“. Bei der Untersuchungshaft stellt das Gefängnis nach § 26 Abs. 1 S. 2 des Gesetzes über den Vollzug der Untersuchungshaft in Berlin (Berliner Untersuchungshaftvollzugsgesetz) vom 3. Dezember 2009 „eine angemessen ausgestattete Bücherei zur Verfügung“. Ausführlicher ist die Regelung in § 62 Abs. 1 des Gesetzes über den Vollzug der Jugendstrafe in Berlin (Berliner Jugendstrafvollzugsgesetz) vom 4. April 2016. Nach § 62 Abs. 1 S. 2 des Gesetzes sind „geeignete Angebote [...] zum Erwerb von Medienkompetenz vorzuhalten“. Nach § 62 Abs. 1 S. 3 stellt die Anstalt den jugendlichen Gefangenen „eine angemessen ausgestattete Bücherei zur Verfügung“.

2.4 Brandenburg

Das Gesetz über den Vollzug der Freiheitsstrafe, der Jugendstrafe und der Untersuchungshaft im Land Brandenburg (Brandenburgisches Justizvollzugsgesetz) vom 24. April 2013 bestimmt in § 65 Abs. 1 S. 2 für alle drei Vollzugsarten, dass eine „angemessen ausgestattete Mediathek zur Verfügung“ gestellt wird. Nach § 19 Abs. 1 S. 2 des Gesetzes über den Vollzug des Jugendarrestes im Land Brandenburg (Brandenburgisches Jugendarrestvollzugsgesetz) vom 10. Juli 2014 muss die Anstalt „eine angemessen ausgestattete Mediathek sowie Zeitungen und Zeitschriften zur Verfügung“ stellen. Nach § 19 Abs. 3 S. 2 des Gesetzes ist sogar die „Nutzung von Geräten der Informations- und Unterhaltungselektronik [...] in [...] hierfür vorgesehenen Gemeinschaftsräumen zulässig“. Bei der Sicherungsverwahrung ist nach § 59 Abs. 1 S. 3 des Gesetzes über den Vollzug der Unterbringung in der Sicherungsverwahrung im Land Brandenburg (Brandenburgisches Sicherungsverwahrungsvollzugsgesetz) vom 16. Mai 2013 „die Benutzung einer angemessen ausgestatteten Mediathek [...] zu ermöglichen“.

2.5 Bremen

§ 54 Abs. 1 S. 2 des Bremischen Strafvollzugsgesetzes vom 25. November 2014 bestimmt, dass die Strafanstalt „eine angemessen ausgestattete Bücherei zur Verfügung“ stellt. Im Gesetz über den Vollzug der Jugendstrafe im Land Bremen (Bremisches Jugendstrafvollzugsgesetz) vom 27. März 2007 wird eine Anstaltsbücherei nicht erwähnt. Nach § 38 S. 2 sind für die Gestaltung der Freizeit lediglich „geeignete Angebote vorzuhalten“. Demgegenüber bestimmt § 59 Abs. 1 S. 3 des Bremischen Sicherungsverwahrungsvollzugsgesetzes vom 21. Mai 2013, dass die „Benutzung einer angemessen ausgestatteten Bücherei [...] zu ermöglichen“ ist. § 26 S. 1 des Bremischen Gesetzes über den Vollzug der Untersuchungshaft (Bremisches Untersuchungshaftvollzugsgesetz) vom 2. März 2010 spricht demgegenüber nur von „zur Freizeitgestaltung [...] geeignete[n] Angebote[n]“, ohne eine Bücherei explizit zu erwähnen.

2.6 Hamburg

Nach § 50 S. 2 des Gesetzes über den Vollzug der Freiheitsstrafe (Hamburgisches Strafvollzugsgesetz) vom 14. Juli 2009 soll „die Nutzung einer Bücherei [...] ermöglicht werden“. Diese Bestimmung steht im Zusammenhang mit anderen Angeboten von Bildung und Kultur. Ungewöhnlich ausführlich bestimmt § 25 Abs. 1 des Gesetzes über den Vollzug des Jugendarrestes (Hamburgisches

Jugendarrestvollzugsgesetz) vom 29. Dezember 2014: „Die Jugendlichen sollen Gelegenheit erhalten, eine Bücherei zu nutzen und aus dieser in angemessenem Umfang Medien auszuleihen.“

2.7 Hessen

In Hessen hat eine Justizvollzugsanstalt nach § 30 Abs. 2 S. 1 des Hessischen Strafvollzugsgesetzes vom 6. Juli 2010 „eine angemessen ausgestattete Bücherei vorzuhalten“. Gleiches gilt nach § 22 Abs. 2 S. 1 des Hessischen Untersuchungshaftvollzugsgesetzes vom 6. Juli 2010 für die Untersuchungshaft. Nach § 16 Abs. 1 S. 2 des Hessischen Jugendarrestvollzugsgesetzes vom 5. Juni 2015 sollen eine „angemessen ausgestattete Bibliothek sowie Zeitungen und Zeitschriften zur Verfügung“ stehen.

2.8 Mecklenburg-Vorpommern

Nach § 54 Abs. 1 S. 3 des Gesetzes über den Vollzug der Freiheitsstrafe in Mecklenburg-Vorpommern (Strafvollzugsgesetz Mecklenburg-Vorpommern) vom 7. Mai 2013 stellt das Gefängnis eine „angemessen ausgestattete Bücherei zur Verfügung“. Für den Vollzug der Jugendstrafe gilt nach § 38 S. 2 des Gesetzes über den Vollzug der Jugendstrafe (Jugendstrafvollzugsgesetz Mecklenburg-Vorpommern) vom 14. Dezember 2007 nur, dass die Anstalt geeignete Freizeitangebote vorhält, wozu offenbar keine Bücherei gehören muss. Das Gesetz über den Vollzug des Jugendarrestes in Mecklenburg-Vorpommern (Jugendarrestvollzugsgesetz Mecklenburg-Vorpommern) vom 27. Mai 2016 sieht in § 14 Abs. 1 S. 2 „eine angemessen ausgestattete Mediathek sowie Zeitungen und Zeitschriften“ für die Arrestierten vor.

2.9 Niedersachsen

Für Niedersachsen bestimmt § 128 Abs. 2 S. 3 des Niedersächsischen Justizvollzugsgesetzes (NJVollzG) in der Fassung vom 14. Dezember 2007, dass die Gefangenen „dazu angehalten werden, eine Bücherei zu nutzen sowie den verantwortungsvollen Umgang mit neuen Medien zu erlernen, soweit dies mit der Sicherheit der Anstalt vereinbar ist“. Für die Sicherungsverwahrung gilt nach § 66 Abs. 1 S. 2 und 3 des Niedersächsischen Sicherungsverwahrungsvollzugsgesetzes vom 12. Dezember 2012, dass „die Benutzung einer Bücherei zu ermöglichen“ ist und die Sicherungsverwahrten an den Umgang mit neuen Medien

herangeführt werden sollen, soweit dies mit der Sicherheit der Anstalt vereinbar ist. Das Gesetz über den Vollzug des Jugendarrestes in Niedersachsen (Niedersächsisches Jugendarrestvollzugsgesetz) vom 17. Februar 2016 sieht demgegenüber keine Bücherei vor.

2.10 Nordrhein-Westfalen

In den nordrhein-westfälischen Justizvollzugsanstalten ist nach § 50 S. 3 des Gesetzes zur Regelung des Vollzuges der Freiheitsstrafe in Nordrhein-Westfalen (Strafvollzugsgesetz Nordrhein-Westfalen) vom 13. Januar 2015 „die Benutzung einer bedarfsgerecht ausgestatteten Bibliothek [...] zu ermöglichen“. In der Untersuchungshaft soll nach § 12 Abs. 1 des Gesetzes zur Regelung des Vollzuges der Untersuchungshaft in Nordrhein-Westfalen (Untersuchungshaftvollzugsgesetz Nordrhein-Westfalen) vom 27. Oktober 2009 „die Benutzung einer Anstaltsbücherei angeboten werden“. Jugendliche Gefangene sollen nach § 55 Abs. 3 S. 2 des Gesetzes zur Regelung des Jugendstrafvollzuges in Nordrhein-Westfalen (Jugendstrafvollzugsgesetz Nordrhein-Westfalen) vom 20. November 2007 „Gelegenheit erhalten, den verantwortungsvollen Umgang mit neuen Medien zu erlernen und auszuüben sowie eine Bücherei zu benutzen“. Für den Jugendarrestvollzug gilt nach § 7 Abs. 2 S. 1 des Gesetzes zur Regelung des Jugendarrestvollzuges in Nordrhein-Westfalen (Jugendarrestvollzugsgesetz Nordrhein-Westfalen) vom 30. April 2013, dass „die Jugendlichen [...] Gelegenheit erhalten [sollen], eine Bücherei zu benutzen“.

2.11 Rheinland-Pfalz

Nach § 64 Abs. 1 S. 3 des Landesjustizvollzugsgesetzes vom 8. Mai 2013 muss die „Anstalt eine angemessen ausgestattete Mediathek zur Verfügung“ stellen. In der Sicherungsverwahrung ist nach § 59 Abs. 1 S. 4 Landessicherungsverwahrungsvollzugsgesetz vom 8. Mai 2013 „die Benutzung einer angemessen ausgestatteten Mediathek [...] zu ermöglichen“. Das Landesjugendarrestvollzugsgesetz vom 6. Oktober 2015 bestimmt in § 15 Abs. 1 S. 2, dass „eine angemessen ausgestattete Mediathek sowie Zeitungen und Zeitschriften zur Verfügung“ gestellt werden.

2.12 Saarland

Im Saarland stellt nach § 54 Abs. 1 S. 2 des Gesetzes über den Vollzug der Freiheitsstrafe im Saarland (Saarländisches Strafvollzugsgesetz) vom 24. April 2013

die Anstalt eine „angemessen ausgestattete Bücherei zur Verfügung“. Auf diese Bestimmung verweist § 1 des Gesetzes Nr. 1807 zum Vollzug der Sicherungsverwahrung im Saarland (Saarländisches Sicherungsverwahrungsvollzugsgesetz) vom 15. Mai 2013. Im Jugendarrest sollen nach § 15 Abs. 1 S. 1 des Gesetzes Nr. 1883 über den Vollzug des Jugendarrests (Saarländisches Jugendarrestvollzugsgesetz) vom 20. Januar 2016 „eine angemessen ausgestattete Mediathek sowie Zeitungen und Zeitschriften zur Verfügung“ stehen. Demgegenüber wird im Gesetz Nr. 1631 über den Vollzug der Jugendstrafe (Saarländisches Jugendstrafvollzugsgesetz) vom 30. Oktober 2007 ein eigens vorzuhaltendes Bücher- oder Medienangebot nicht erwähnt. Nach § 38 S. 2 dieses Gesetzes sind lediglich geeignete Freizeitangebote vorzusehen. Auch im Gesetz über den Vollzug der Untersuchungshaft im Saarland (Untersuchungshaftvollzugsgesetz) vom 1. Juli 2009 fehlt eine vollzugsbibliothekarische Regelung.

2.13 Sachsen

Für den Freistaat Sachsen bestimmt § 54 Abs. 1 S. 2 des Gesetzes über den Vollzug der Freiheitsstrafe und des Strafarrests im Freistaat Sachsen (Sächsisches Strafvollzugsgesetz) vom 16. Mai 2013, dass eine „angemessen ausgestattete Bücherei zur Verfügung“ gestellt wird. Für die Jugendstrafe gilt nach § 38 S. 2 des Sächsischen Gesetzes über den Vollzug der Jugendstrafe (Sächsisches Jugendstrafvollzugsgesetz) vom 12. Dezember 2007, dass die jungen Gefangenen „ermutigt werden, eine Bücherei zu benutzen sowie den verantwortungsvollen Umgang mit neuen Medien zu erlernen, soweit dies mit der Sicherheit in der Anstalt vereinbar ist“. In der Sicherungsverwahrung ist nach § 59 Abs. 1 S. 3 des Gesetzes über den Vollzug der Unterbringung in der Sicherungsverwahrung im Freistaat Sachsen (Sächsisches Sicherungsverwahrungsvollzugsgesetz) vom 16. Mai 2013 „die Benutzung einer angemessen ausgestatteten Bücherei [...] zu ermöglichen“. Auch in der Untersuchungshaft soll nach § 26 S. 2 des Gesetzes über den Vollzug der Untersuchungshaft im Freistaat Sachsen (Sächsisches Untersuchungshaftvollzugsgesetz) vom 14. Dezember 2010 eine „Bücherei angeboten werden“.

2.14 Sachsen-Anhalt

Für den Strafvollzug, den Jugendstrafvollzug sowie die Untersuchungshaft bestimmt § 63 Abs. 1 S. 2 des Justizvollzugsgesetzbuches Sachsen-Anhalt vom 18. Dezember 2015, dass die Strafanstalt „eine angemessen ausgestattete Mediathek zur Verfügung“ stellt. Nach § 54 Abs. 1 S. 3 des Gesetzes über den Voll-

zug der Sicherungsverwahrung in Sachsen-Anhalt (Sicherungsverwahrungsvollzugsgesetz Sachsen-Anhalt) vom 13. Mai 2013 ist die „Benutzung einer Bücherei [...] zu ermöglichen“.

2.15 Schleswig-Holstein

Nach § 71 Abs. 1 S. 2 des Gesetzes über den Vollzug der Freiheitsstrafe in Schleswig-Holstein (Landesstrafvollzugsgesetz Schleswig-Holstein) vom 21. Juli 2016 stellt die Anstalt eine „angemessen ausgestattete Bücherei“ zur Verfügung. Nach § 60 Abs. 1 S. 2 des Gesetzes über den Vollzug der Sicherungsverwahrung in Schleswig-Holstein vom 15. Mai 2013 ist die „Benutzung einer angemessen ausgestatteten Bücherei“ zu ermöglichen. Demgegenüber finden sich weder im Gesetz über den Vollzug der Untersuchungshaft in Schleswig-Holstein (Untersuchungshaftvollzugsgesetz) vom 16. Dezember 2011 noch im Gesetz über den Vollzug der Jugendstrafe in Schleswig-Holstein (Jugendstrafvollzugsgesetz) vom 19. Dezember 2007 bibliothekarische Angebote. Dort ist nur allgemein von geeigneten Freizeitangeboten die Rede.

2.16 Thüringen

In den Strafvollzugsanstalten in Thüringen muss nach § 65 Abs. 1 S. 2 des Thüringer Justizvollzugsgesetzbuches vom 27. Februar 2014 „eine angemessen ausgestattete Bücherei“ vorhanden sein. In der Sicherungsverwahrung ist nach § 30 Abs. 1 S. 1 des Thüringer Sicherungsverwahrungsvollzugsgesetzes vom 23. Mai 2013 „die Benutzung einer Bücherei [...] zu ermöglichen“.

3 Medienwandel und Strafvollzug

Die Durchsicht der einschlägigen strafvollzugsrechtlichen Bestimmungen hat ergeben, dass der in der bibliothekarischen Fachterminologie angesichts des Medienwandels schon seit Aufkommen der audiovisuellen Medien veraltete Begriff der „Bücherei“ selbst in allerneuesten Gesetzen immer noch verwendet wird. Vereinzelt wird allerdings von Bibliotheken oder gar von Mediatheken gesprochen. Bemerkenswert ist, dass Angebote zur Vermittlung von Medienkompetenz ausdrücklich erwähnt werden, vor allem im Jugendstrafvollzug. Selbst die Internetnutzung wird ansatzweise thematisiert, wenngleich diese aus Sicherheitsgründen im Strafvollzug eine besondere Herausforderung darstellt.

Bibliotheken im Strafvollzug wurden in der seit 2007 verstärkt einsetzen- den Diskussion um Bibliotheksgesetze bislang nur am Rande berücksichtigt. Immerhin wurde jüngst in einem Gesetzentwurf für ein Landesbibliotheksgesetz Nordrhein-Westfalen der oppositionellen CDU-Fraktion eine terminologische Überarbeitung vorgeschlagen, die den Gesetzesbegründungen der nordrhein-westfälischen Strafvollzugsgesetze, die durchaus andere Medien als nur Bücher für die „Anstaltsbücherei“ vorsehen, stärker Rechnung trägt (vgl. Landtags-Drucksache NRW 16/11436 vom 8. März 2016).

4 Ausblick

Insgesamt bleiben bibliothekarische Angebote im Strafvollzug konzeptionell ein Stiefkind sowohl der Vollzugs- als auch der Bibliotheksgesetzgebung. Dabei muss betont werden, dass die bibliothekspolitisch so wichtige Verknüpfung von Medienkompetenzvermittlung und Bibliothek auf gesetzgeberischer Ebene erstmals im Strafvollzugsrecht erfolgt ist. Man kann eine Bestimmung wie § 128 Abs. 2 S. 3 des Niedersächsischen Justizvollzugsgesetzes vom 14. Dezember 2007 mit gutem Recht als Startpunkt der Rede von der Bibliothek als Bildungseinrichtung auf gesetzlicher Ebene ansehen, ein Verdienst, das gemeinhin dem Thüringer Bibliotheksgesetz vom 16. Juli 2008 zugeschrieben wird. Nicht nur aus diesem Grund wäre es für die bibliothekswissenschaftliche Forschung reizvoll, die Gesetzesbegründungen der einzelnen Strafvollzugsgesetze und deren Vorstellungen von einer zeitgemäßen Medienversorgung näher zu untersuchen. Dabei wäre über die vollzugsbibliothekarischen Bestimmungen im engeren Sinn hinaus auch der Stellenwert des Internets zu würdigen, dessen Einbeziehung in den Strafvollzug perspektivisch sicher notwendig ist, mit Blick auf die Sicherheit und Ordnung im Anstaltsleben aber auch eine besondere Herausforderung darstellt.

Literatur

Bund

Gesetz über den Vollzug der Freiheitsstrafe und der freiheitsentziehenden Maßregeln der Besserung und Sicherung (Strafvollzugsgesetz – StVollzG) vom 16. März 1976, in: Bundesgesetzblatt I 1976, S. 581, 2088; 1977, S. 436.
Jugendarrestvollzugsordnung (JAVollzO) vom 30. November 1976, in: Bundesgesetzblatt I 1976, S. 3270.

Baden-Württemberg

Gesetzbuch über den Justizvollzug in Baden-Württemberg (Justizvollzugsgesetzbuch – JVollzGB) vom 10. November 2009, in: Gesetzblatt für Baden-Württemberg 2009, S. 545.

Bayern

Gesetz über den Vollzug der Freiheitsstrafe und der Jugendstrafe (Bayerisches Strafvollzugsgesetz – BayStVollzG) vom 10. Dezember 2007, in: Bayerisches Gesetz- und Verordnungsblatt 2007, S. 866.

Gesetz über den Vollzug der Sicherungsverwahrung und der Therapieunterbringung (Bayerisches Sicherungsverwahrungsvollzugsgesetz – BaySvVollzG) vom 22. Mai 2013, in: Bayerisches Gesetz- und Verordnungsblatt 2013, S. 275.

Gesetz über den Vollzug der Untersuchungshaft (Bayerisches Untersuchungshaftvollzugsgesetz – BayUVollzG) vom 20. Dezember 2011, in: Bayerisches Gesetz- und Verordnungsblatt 2011, S. 678.

Berlin

Gesetz über den Vollzug der Freiheitsstrafe in Berlin (Berliner Strafvollzugsgesetz – StVollzG Bln) vom 4. April 2016, in: Gesetz- und Verordnungsblatt für Berlin 2016, S. 152.

Gesetz über den Vollzug der Jugendstrafe in Berlin (Berliner Jugendstrafvollzugsgesetz – JStVollzG Bln) vom 4. April 2016, in: Gesetz- und Verordnungsblatt für Berlin 2016, S. 152, 171.

Gesetz über den Vollzug der Sicherungsverwahrung in Berlin (Berliner Sicherungsverwahrungsvollzugsgesetz – SVVollzG Bln) vom 27. März 2013, in: Gesetz- und Verordnungsblatt für Berlin 2013, S. 71.

Gesetz über den Vollzug der Untersuchungshaft in Berlin (Berliner Untersuchungshaftvollzugsgesetz – UVollzG Bln) vom 3. Dezember 2009, in: Gesetz- und Verordnungsblatt für Berlin 2009, S. 686.

Brandenburg

Gesetz über den Vollzug der Freiheitsstrafe, der Jugendstrafe und der Untersuchungshaft im Land Brandenburg (Brandenburgisches Justizvollzugsgesetz) vom 24. April 2013, in: Gesetz- und Verordnungsblatt für das Land Brandenburg – Teil I 2013, Nr. 14.

Gesetz über den Vollzug der Unterbringung in der Sicherungsverwahrung im Land Brandenburg (Brandenburgisches Sicherungsverwahrungsvollzugsgesetz) vom 16. Mai 2013, in: Gesetz- und Verordnungsblatt für das Land Brandenburg – Teil I 2013, Nr. 17.

Gesetz über den Vollzug des Jugendarrestes im Land Brandenburg (Brandenburgisches Jugendarrestvollzugsgesetz) vom 10. Juli 2014, in: Gesetz- und Verordnungsblatt für das Land Brandenburg – Teil I 2014, Nr. 34.

Bremen

Bremisches Gesetz über den Vollzug der Untersuchungshaft (Bremisches Untersuchungshaftvollzugsgesetz – BremUVollzG) vom 2. März 2010, in: Gesetzblatt der Freien Hansestadt Bremen 2010, S. 191.

- Bremisches Strafvollzugsgesetz vom 25. November 2014, in: Gesetzblatt der Freien Hansestadt Bremen 2014, S. 639.
- Gesetz über den Vollzug der Jugendstrafe im Land Bremen (Bremisches Jugendstrafvollzugsgesetz – BremJStVollzG) vom 27. März 2007, in: Gesetzblatt der Freien Hansestadt Bremen 2007, S. 233.

Hamburg

- Gesetz über den Vollzug der Freiheitsstrafe (Hamburgisches Strafvollzugsgesetz – HmbStVollzG) vom 14. Juli 2009, in: Hamburgisches Gesetz- und Verordnungsblatt 2009, S. 257.
- Gesetz über den Vollzug des Jugendarrestes (Hamburgisches Jugendarrestvollzugsgesetz – HmbJAVollzG) vom 29. Dezember 2014, in: Hamburgisches Gesetz- und Verordnungsblatt 2014, S. 542.

Hessen

- Hessisches Jugendarrestvollzugsgesetz (HessJAVollzG) vom 27. Mai 2015, in: Gesetz- und Verordnungsblatt für das Land Hessen – Teil 1 2015, S. 223.
- Hessisches Strafvollzugsgesetz (HStVollzG) vom 28. Juni 2010, in: Gesetz- und Verordnungsblatt für das Land Hessen – Teil 1 2010, S. 185.

Mecklenburg-Vorpommern

- Gesetz über den Vollzug der Freiheitsstrafe in Mecklenburg-Vorpommern (Strafvollzugsgesetz Mecklenburg-Vorpommern – StVollzG M-V) vom 7. Mai 2013, in: Gesetz- und Verordnungsblatt für Mecklenburg-Vorpommern 2013, S. 322.
- Gesetz über den Vollzug der Jugendstrafe (Jugendstrafvollzugsgesetz Mecklenburg-Vorpommern – JStVollzG M-V) vom 14. Dezember 2007, in: Gesetz- und Verordnungsblatt für Mecklenburg-Vorpommern 2007, S. 427.
- Gesetz über den Vollzug des Jugendarrestes in Mecklenburg-Vorpommern (Jugendarrestvollzugsgesetz Mecklenburg-Vorpommern – JAVollzG M-V) vom 27. Mai 2016, in: Gesetz- und Verordnungsblatt für Mecklenburg-Vorpommern 2016, S. 302.

Niedersachsen

- Gesetz über den Vollzug des Jugendarrestes in Niedersachsen (Niedersächsisches Jugendarrestvollzugsgesetz) vom 17. Februar 2016, in: Niedersächsisches Gesetz- und Verordnungsblatt 2016, S. 38, 75.
- Niedersächsisches Justizvollzugsgesetz (NJVollzG) in der Fassung vom 14. Dezember 2007, in: Niedersächsisches Gesetz- und Verordnungsblatt 2007, S. 720.
- Niedersächsisches Sicherungsverwahrungsvollzugsgesetz vom 12. Dezember 2012, in: Niedersächsisches Gesetz- und Verordnungsblatt 2012, S. 566.

Nordrhein-Westfalen

- Gesetz zur Regelung des Jugendarrestvollzuges in Nordrhein-Westfalen (Jugendarrestvollzugsgesetz Nordrhein-Westfalen – JAVollzG NRW) vom 30. April 2013, in: Gesetz- und Verordnungsblatt für das Land Nordrhein-Westfalen 2013, S. 203.

- Gesetz zur Regelung des Jugendstrafvollzuges in Nordrhein-Westfalen
(Jugendstrafvollzugsgesetz Nordrhein-Westfalen – JStVollzG NRW) vom 20. November 2007, in: Gesetz- und Verordnungsblatt für das Land Nordrhein-Westfalen 2007, S. 539.
- Gesetz zur Regelung des Vollzuges der Freiheitsstrafe in Nordrhein-Westfalen
(Strafvollzugsgesetz Nordrhein-Westfalen – StVollzG NRW) vom 13. Januar 2015, in: Gesetz- und Verordnungsblatt für das Land Nordrhein-Westfalen 2015, S. 76.
- Gesetz zur Regelung des Vollzuges der Untersuchungshaft in Nordrhein-Westfalen
(Untersuchungshaftvollzugsgesetz Nordrhein-Westfalen – UVollzG NRW) vom 27. Oktober 2009, in: Gesetz- und Verordnungsblatt für das Land Nordrhein-Westfalen 2009, S. 540.

Rheinland-Pfalz

- Landesjugendarrestvollzugsgesetz (LJAVollzG) vom 6. Oktober 2015, in: Gesetz- und Verordnungsblatt für das Land Rheinland-Pfalz 2015, S. 354.
- Landesjustizvollzugsgesetz (LJVollzG) vom 8. Mai 2013, in: Gesetz- und Verordnungsblatt für das Land Rheinland-Pfalz 2013, S. 79.
- Landessicherungsverwahrungsvollzugsgesetz (LSVVollzG) vom 8. Mai 2013, in: Gesetz- und Verordnungsblatt für das Land Rheinland-Pfalz 2013, S. 79.

Saarland

- Gesetz Nr. 1631 über den Vollzug der Jugendstrafe (Saarländisches Jugendstrafvollzugsgesetz – SJStVollzG) vom 30. Oktober 2007, in: Amtsblatt des Saarlandes – Teil 1 2007, S. 2370.
- Gesetz Nr. 1807 zum Vollzug der Sicherungsverwahrung im Saarland (Saarländisches Sicherungsverwahrungsvollzugsgesetz – SLSVVollzG) vom 15. Mai 2013, in: Amtsblatt des Saarlandes – Teil 1 2013, S. 146.
- Gesetz Nr. 1883 über den Vollzug des Jugendarrests (Saarländisches Jugendarrestvollzugsgesetz – SJAVollzG) vom 20. Januar 2016, in: Amtsblatt des Saarlandes – Teil 1 2016, S. 132.
- Gesetz über den Vollzug der Freiheitsstrafe im Saarland (Saarländisches Strafvollzugsgesetz – SLStVollzG) vom 24. April 2013, in: Amtsblatt des Saarlandes – Teil 1 2013, S. 116
- Gesetz über den Vollzug der Untersuchungshaft im Saarland
(Untersuchungshaftvollzugsgesetz – SUVollzG) vom 1. Juli 2009, in: Amtsblatt des Saarlandes – Teil 1 2009, S. 1219.

Sachsen

- Gesetz über den Vollzug der Freiheitsstrafe und des Strafarrests im Freistaat Sachsen
(Sächsisches Strafvollzugsgesetz – SächsStVollzG) vom 16. Mai 2013, in: Sächsisches Gesetz- und Verordnungsblatt 2013, S. 250.
- Gesetz über den Vollzug der Unterbringung in der Sicherungsverwahrung im Freistaat Sachsen (Sächsisches Sicherungsverwahrungsvollzugsgesetz – SächsSVVollzG) vom 16. Mai 2013, in: Sächsisches Gesetz- und Verordnungsblatt 2013, S. 294.

- Gesetz über den Vollzug der Untersuchungshaft im Freistaat Sachsen (Sächsisches Untersuchungshaftvollzugsgesetz – SächsUHaftVollzG) vom 14. Dezember 2010, in: Sächsisches Gesetz- und Verordnungsblatt 2010, S. 414.
- Sächsisches Gesetz über den Vollzug der Jugendstrafe (Sächsisches Jugendstrafvollzugsgesetz – SächsJStVollzG) vom 12. Dezember 2007, in: Sächsisches Gesetz- und Verordnungsblatt 2007, S. 558.

Sachsen-Anhalt

- Gesetz über den Vollzug der Sicherungsverwahrung in Sachsen-Anhalt (Sicherungsverwahrungsvollzugsgesetz Sachsen-Anhalt – SVVollzG LSA) vom 13. Mai 2013, in: Gesetz- und Verordnungsblatt für das Land Sachsen-Anhalt 2013, S. 206.
- Justizvollzugsgesetzbuch Sachsen-Anhalt (JVollzGB LSA) vom 18. Dezember 2015, in: Gesetz- und Verordnungsblatt für das Land Sachsen-Anhalt 2015, S. 666.

Schleswig-Holstein

- Gesetz über den Vollzug der Freiheitsstrafe in Schleswig-Holstein (Landesstrafvollzugsgesetz Schleswig-Holstein – LStVollzG SH) vom 21. Juli 2016, in: Gesetz- und Verordnungsblatt für Schleswig-Holstein 2016, S. 618.
- Gesetz über den Vollzug der Jugendstrafe in Schleswig-Holstein – Jugendstrafvollzugsgesetz – (JStVollzG) vom 19. Dezember 2007, in: Gesetz- und Verordnungsblatt für Schleswig-Holstein 2007, S. 563.
- Gesetz über den Vollzug der Untersuchungshaft in Schleswig-Holstein – Untersuchungshaftvollzugsgesetz (UVollzG) vom 16. Dezember 2011, in: Gesetz- und Verordnungsblatt für Schleswig-Holstein 2011, S. 322.

Thüringen

- Thüringer Justizvollzugsgesetzbuch (ThürJVollzGB) vom 27. Februar 2014, in: Gesetz- und Verordnungsblatt für den Freistaat Thüringen 2014, S. 13.
- Thüringer Sicherungsverwahrungsvollzugsgesetz (ThürSVVollzG) vom 23. Mai 2013, in: Gesetz- und Verordnungsblatt für den Freistaat Thüringen 2013, S. 121 f.

Beruf und Tätigkeitsfelder

Ursula Georgy

Identifikation und Analyse von Trendthemen

Strukturierung und Implementierung zukunftsorientierter Tätigkeitsfelder

Abstract: Der Innovationsprozess ist in vielen (kleineren) Unternehmen und Non-Profit-Einrichtungen nach wie vor eine Art „Black Box“, die charakterisiert ist durch Zufälligkeit, fehlende Regeln, unstrukturierte Prozesse, eine eher passive, zufällige Sammlung von Ideen und einen wenig systematischen Bewertungsprozess der Ideen (Volek, 2015, S. 7). Für ein erfolgreiches Innovationsmanagement ist es erforderlich, diese „Black Box“ zu öffnen, indem die strategische Ausrichtung über den Innovationsprozess mit der Produkt- und Dienstleistungsentwicklung im Sinne eines transparenten Innovationsmanagements verknüpft wird, wobei der internen Kommunikation hier eine maßgebliche Rolle zukommt. Die zentrale Basis eines erfolgreichen Innovationsprozesses ist eine Trendanalyse, die sowohl Megatrends und Trendfelder als auch Trends, die eigene Institution betreffend, erfasst. Bibliotheken z. B. muss es gelingen, von einer Umfeldanalyse über eine Strukturierung von zukunftsrelevanten Themenfeldern, wo ein gemeinsames Verständnis zu Trendthemen geschaffen wird, zu erfolgreichen Innovationen für die eigene Institution zu gelangen. Ansätze, wie sie z. B. in der Wirtschaft für den Mittelstand diskutiert und teilweise bereits implementiert sind, können zumindest in Teilen adaptiert werden.

1 Einleitung

Trends werden als Veränderungsbewegungen – mit Blick in die Zukunft – über ein Zeitintervall definiert, die es gilt, hinsichtlich

- des Verlaufs und der Dynamik auf einer zeitlichen Achse und
- der Tiefe und Durchdringung in einer Ebenen-Logik

richtig zu dimensionieren und einzuordnen (Horx Zukunftsinstitut, 2010, S. 1). Trends sind beobachtbar und zumindest in Teilen auch abschätzbar. Diese Veränderungsbewegungen zeigen sich u. a. in neuen Geschäftsmodellen und innovativen Lösungen für bestehende Probleme. Unternehmen und inzwischen

auch Non-Profit-Einrichtungen sind diesen Veränderungen permanent ausgesetzt und müssen auf sie reagieren. Daher ist es hilfreich, möglichst viel über die Zukunft zu wissen und auch Vorstellungen von ihr zu haben, um sie aktiv mitgestalten zu können (Pillkan & Döricht, 2015, S. 51).

Die oberste Ebene der Trends bilden die Megatrends, die global sind und alle zentralen Aspekte des Lebens wie Ökonomie, Politik, Alltag, Konsum etc. berühren. Auf der zweiten Ebene sind die Trendfelder angesiedelt, innerhalb derer signifikante Veränderungen innerhalb einer „Branche“ zu erwarten sind. Dabei handelt es sich um soziokulturelle und technologische Trends, die sich auf Fähigkeiten/Kompetenzen, Produkte, Märkte und gesellschaftliche Verantwortung/Aufgaben beziehen und auswirken (Volek, 2015, S. 21). Erst auf der dritten Ebene sind die Trends einzuordnen, die die eigene Einrichtung betreffen. Unternehmen und Institutionen stehen so vor dem Problem, dass sie nur begrenzt Einfluss auf die Bereiche ihrer eigenen Einrichtungen haben, sodass sich das Handeln vielfach auf „Fremdsteuerung“ und Reaktion beschränkt (Müller-Stewens & Lechner, 2005, S. 20). Dies führt zu einer Unsicherheit, die jedoch auch als Motor der Innovationen dienen kann. „Unsicherheit [ist] somit eine Grundvoraussetzung von Erneuerung [...]“ (Pillkan & Döricht, 2015, S. 68).

2 Trends

Trends finden sich in praktisch allen Bereichen des Lebens, in der Politik, Ökonomie und Konsumwelt, was gleichzeitig bedeutet, dass sie in den jeweiligen Referenzsystemen zu betrachten sind, da sie in diesen unterschiedlich kognitiv verankert sein können bzw. sind. Um Trends gewinnbringend um- und einzusetzen, bedarf es einer entsprechenden Einordnung und Dimensionierung – global, branchenübergreifend, branchenspezifisch und institutionenspezifisch (Horx Zukunftsinstitut, 2010, S. 1). Die Herausforderung besteht darin, alle drei Ebenen zu beobachten und zu entscheiden, welchem Trend welche Relevanz zukommt.

2.1 Megatrends

Megatrends: der Begriff geht auf den Begründer der modernen Zukunftsforschung, John Naisbitt, zurück [...]. Drei Voraussetzungen müssen gegeben sein, damit ein Megatrend diagnostiziert werden kann:

- Der Trend muss eine Halbwertszeit von mindestens 50 Jahren haben.
- Er muss in allen Lebensbereichen eine Rolle spielen und Auswirkungen zeigen (Ökonomie, Konsum, Politik, Alltagsleben etc.).

- Megatrends haben prinzipiell einen globalen Charakter, auch wenn sie nicht überall gleichzeitig stark ausgeprägt sind. (Horx Zukunftsinstitut, 2010, S. 2)

Für den Alltag bedeutet dies, dass Megatrends eine große Tiefenwirkung haben, sich nur langsam entwickeln, dann, wenn sie wirken, aber über einen langen Zeitraum anhalten und bestimmend sind (Froehlich, 2010, S. 11). Sind Megatrends identifiziert und bestätigt, so sind sie bezüglich ihres gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Einflusses zu analysieren, d. h. es geht darum, die Produkt- und Dienstleistungsbereiche zu identifizieren, die durch diese Megatrends eine maßgebliche Veränderung erfahren werden. Das Zukunftsinstitut hat aktuell folgende Megatrends identifiziert: Wissenskultur, Urbanisierung, Konnektivität, Neo-Ökologie, Globalisierung, Individualisierung, Gesundheit, New Work, Gender Shift, Silver Society, Mobilität und Sicherheit (Zukunftsinstitut, 2016).

2.2 Trendfelder

Aus den Megatrends sind für die eigene Branche Trendfelder zu definieren, „die in den kommenden Jahren [...] von großer Bedeutung sein werden. Trendfelder sind dabei jedoch nicht als stringente Trends zu verstehen, sondern eher als Möglichkeitsräume“ (Gatterer, Rützler & Schick, 2011, S. 37). Trendfelder sind somit Bereiche einer Branche und auch einer einzelnen Institution, innerhalb derer wesentliche und signifikante Veränderungen zu erwarten sind. Dies hat Auswirkungen auf die (technischen) Fähigkeiten, auf die potenziellen Märkte und Produkte sowie auf die gesellschaftliche Verantwortung (Volek, 2015, S. 21). Diese Trendfelder können auch den soziokulturellen Trends zugeordnet werden.

Dies sind mittelfristige Veränderungsprozesse, die von den Lebensgefühlen der Menschen im sozialen und technischen Wandel geprägt werden, sich aber auch stark in den Konsum- und Produktwelten bemerkbar machen. Die größeren von ihnen haben eine Halbwertszeit von rund 10 Jahren. (Horx Zukunftsinstitut, 2010, S. 3)

Zu diesen gehört z. B. das Teilen. Der Trend zur „Ökonomie des Teilens“, der das Teilen von Ressourcen wie z. B. beim Car-Sharing umfasst, wird auf viele andere Bereiche übertragen. „Nicht jeder muss alles besitzen, aber durch Serviceleistungen und kollaborative Angebote kann [...] [das Leben] flexibler gestaltet werden“ (Schreglmann, 2013).

2.3 Business-Trends

Die dritte Ebene umfasst die (Business-)Trends, die konkret die eigene Institution betreffen und sich aus den Trendfeldern ableiten sollten. Um bei dem Beispiel der Ökonomie des Teilens zu bleiben:

Teilen und Tauschen liegen im Trend: Jeder zweite Deutsche nutzt Share Economy. In Zukunft möchten rund zwei Drittel der Deutschen Produkte oder Dienstleistungen teilen oder leihen. (PwC Deutsche Revision Wirtschaftsprüfungsgesellschaft, 2015)

Immerhin haben laut einer Studie von PwC 46 % der Bevölkerung ein solches Angebot schon einmal genutzt, 64 % planen, ein solches Angebot in den nächsten zwei Jahren zu nutzen (PwC Deutsche Revision Wirtschaftsprüfungsgesellschaft, 2015). Verbunden mit dem Trendfeld der Ökonomie des Teilens sind neue Geschäftsmodelle, z. B. die Vermittlung über Smartphone-Apps.

Sharing Economy, On-Demand-Ökonomie, kollaborativer Konsum, Peer-to-Peer-Modelle, Plattformkapitalismus – viele Begriffe in der derzeitigen öffentlichen Diskussion meinen im Kern die neuen, auf Smartphone-Apps basierenden Geschäftsmodelle, die Nutzen und Teilen von Gütern und Dienstleistungen ermöglicht [sic!]. (Eichhorst & Spermann, 2015, S. 7)

Wenn Unternehmen/Institutionen diesem Trendfeld folgen wollen, so bedeutet dies eine strategische Entscheidung, da damit Investitionen und u. a. auch der Aufbau von neuen Technologiekompetenzen verbunden sind. Diese strategische Entscheidung ist auf der Basis einer Trendbewertung zu fällen. Es gab schon immer Geschäftsmodelle des Teilens, z. B. den Lesezirkel, die landwirtschaftlichen Genossenschaften, die Autovermietung (Dörr & Goldschmidt, 2016) und letztendlich auch die Bibliotheken. Neue Technologien haben aber neue Geschäftsmodelle ermöglicht, die z. B. Airbnb¹ oder UBER² entwickelt haben und einsetzen. Das Teilen ist so viel schneller möglich, die Verbreitung nimmt neue Dimensionen an, und die Koordination ist einfacher geworden (Dörr & Goldschmidt, 2016). Für Unternehmen bzw. Institutionen stellt sich somit die Frage, ob sie auf eher konservative Geschäftsmodelle setzen oder in neue Geschäftsmodelle investieren, wenn sie das Trendfeld des Teilens als wesentlich für sich erachten.

1 <https://www.airbnb.de>

2 <https://www.uber.com/de>

3 Trendforschung – Vorgehensweise

In vielen Unternehmen und Organisationen beginnt das Innovationsmanagement mit der Ideensuche. Der Umfeldanalyse,³ die der Ideenphase vorgeschaltet sein sollte und Chancen und Risiken des (Unternehmens-)Umfelds identifizieren soll, wird oft zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt.

Für alle Manager [...] ist [aber] entscheidend, dass sie sich [...] [der] bahnbrechenden Entwicklungen und ihrer Konsequenzen für das eigene Geschäft und die eigene Branche bewusst werden. (Deutsche Post DHL Group, 2016)

Die Umfeldanalyse umfasst u. a. folgende wichtige Instrumente:

- Analyse des Marktportfolios
- Voice of the Customer (z. B. Befragungen, Feedback-Management)
- Analyse des Produkt-/Dienstleistungsportfolios
- Strategisches Roadmapping
- Analyse des Technologieportfolios
- Kompetenzanalyse (Volek, 2015, S. 12)

Hinzu kommt noch der Trend-/Innovationsradar, der im Sinne der Zukunftsfähigkeit von Unternehmen und Institutionen unverzichtbar ist, da er die verschiedenen Trenddimensionen umfasst: vom Megatrend bis hin zum eigenen Business-Trend.

Die ersten drei strategischen Instrumente sind den meisten Unternehmen, auch dem Mittelstand, meistens bekannt. Die weiteren Instrumente werden eher selten eingesetzt, vielfach fehlt auch das Know-how dazu, weshalb es für klein- und mittelständische Unternehmen und kleinere Einrichtungen, wie z. B. Bibliotheken, sinnvoll sein kann, sich zu einem Netzwerk zusammenzuschließen und diese Prozesse moderieren und begleiten zu lassen. Das strategische Roadmapping, die Analyse des Technologieportfolios und die Kompetenzanalyse sind Verfahren, die der Umfeldanalyse zuzuordnen sind.

3.1 Strategisches Vorgehen im Rahmen der Umfeldanalyse

Trend- und Zukunftsforschung stellen heute für das Management die zentrale Informationsbasis dar (Gomez, 1982, S. 9 f.), wobei die Unsicherheit darin besteht, dass Trends und Zukunft nicht linear und parallel zueinander verlaufen

³ Sie wird vielfach auch als Umweltanalyse bezeichnet.

(Reibnitz, 1991, S. 22). Eng verknüpft mit der Trendforschung ist eine Lernfunktion. Um wettbewerbsfähig zu sein und zu bleiben, müssen Unternehmen/Institutionen in der Lage sein, die

veränderte[n] Umfeldbedingungen wahrzunehmen und auf die Herausforderungen durch Lernprozesse zu reagieren. Statisches Wissen wird durch dynamische, permanente Prozesse der Wissensaneignung abgelöst. (Machate, 2006, S. 38)

Beim *Strategischen Roadmapping* handelt es sich um ein

kreatives Analyseverfahren, mit dem die Entwicklungspfade von Produkten, Dienstleistungen und Technologien in die Zukunft hinein analysiert, prognostiziert und visualisiert werden. Das Roadmapping zielt auf eine systematisierte Erfassung und Bündelung von Expertenwissen [...]. (Roadmapping, o. J.)

Es umfasst üblicherweise die folgenden Schritte:

1. „Ermittlung der Betrachtungsobjekte und Abgrenzung des Handlungsfeldes,
 2. Bedarfsanalyse und -prognose sowie parallel dazu
 3. die Potenzialanalyse und -prognose,
 4. Erstellung der Roadmap,
 5. Vollständigkeits- und Konsistenzanalyse.“
- (Roadmapping, o. J.)

Übliche Portfolioinstrumente berücksichtigen fast ausschließlich den (gegenwärtigen) Markt, sie vernachlässigen jedoch weitestgehend den technologischen Wandel bzw. die Auswirkungen neuer Technologien.

[Die] *Technologie-Portfolio-Analyse* [zielt] auf die strategische Beurteilung technologischer Prozesse und Verfahren [...]. Als Bewertungsdimensionen verwendet sie die Technologie-Attraktivität und die Fähigkeit, die Technologie zu beherrschen.⁴ (Technologie-Portfolio-Analyse, o. J.)

Das Ergebnis ist eine zweidimensionale Matrix, in der Ist- und Zukunftssituation erfasst werden, wobei sowohl unternehmensexterne, d. h. nicht beeinflussbare Parameter (Technologieattraktivität), und unternehmensinterne, beeinflussbare Parameter/Größen (z. B. technische/technologische Kompetenz) gegenübergestellt werden (RWTH Aachen, o. J., S. 4 ff.).

Die *Kompetenzanalyse* geht davon aus,

[...] dass die Entwicklung von Innovationen primär auf der Basis eigener Fähigkeiten erfolgen sollte. Deshalb sind die eigenen Know-how-Potenziale dahingehend zu untersu-

⁴ Anm. der Autorin: = Ressourcenstärke.

chen, ob sie Grundlage für wettbewerbsfähige Innovationen sein können und nachhaltige Konkurrenzvorsprünge erzielen. (Hofbauer & Sangl, 2011, S. 333)

Ziel ist es, die im Kerngeschäft erworbenen Kompetenzen für die weitere Entwicklung (Innovationen), gegebenenfalls auch gemeinsam mit anderen Einrichtungen, zu nutzen.

Selbst für Fachleute wird es immer schwieriger, Trends von Scheintrends, z. B. kurzzeitigen Modeerscheinungen, zu unterscheiden. Daher bietet es sich an, auf Trendreports wie z. B. im Bereich der Bibliotheken den IFLA-Trendreport (International Federation of Library Associations and Institutions, 2016) oder den NMC Horizon Report – Library Edition (New Media Consortium, 2017) für den eigenen Trend-/Innovationsradar zurückzugreifen. Doch wie die bisherigen Ausführungen zeigen, reicht dies nicht aus. Erst durch ein integriertes System wird es gelingen,

- rechtzeitig anstehende technologische Entwicklungen zu sichten,
- die Anforderungen des Marktes zu erkennen, um neue Anwendungsfelder zu generieren,
- passende Kooperationspartner für Projekte zu finden,
- aus den Anwendungserfahrungen der Pioniere zu lernen und
- einen Überblick zu erhalten, wo ein Unternehmen im Vergleich zu anderen steht (Fraunhofer-Institut für Integrierte Schaltungen & Zentrum für Intelligente Objekte, 2012).

3.2 Trend-/Innovationsradar

Das Unternehmen Diehl z. B. stellt ein systematisches Innovationsmanagement durch seinen Trendradar sicher, der sich in drei Phasen gliedert:

1. Trendakquisition,
 2. Trendbewertung und
 3. Kommunikation der Ergebnisse
- (Volek, 2015, S. 16).

Der Begriff *Trendakquisition* ist kein etablierter Terminus, doch er beschreibt die damit verbundenen Tätigkeiten durchaus treffend. Dazu gehören die aktive thematische Ausrichtung an Suchfeldern, kontinuierliche Recherchen, Trends festlegen und beschreiben sowie die redaktionelle Aufbereitung der Inhalte. Und bereits bei der Beschreibung der ersten Phase wird erneut deutlich, dass es nicht ausreicht, sich an Trendreports zu orientieren und diesen zu folgen. Die Trendakquisition, um bei diesem Begriff zu bleiben, erfordert an erster Stelle eine Definition der eigenen Suchfelder. Dies ist entscheidend, denn nicht

alle Trendfelder/Trends sind für alle Institutionen einer Branche relevant. Sofern Einrichtungen aber über kein eigenes systematisches Innovationsmanagement verfügen, steigt die Gefahr, ohne eigene Reflektion Trends zu folgen, häufig mit fatalen Folgen, da die Rahmenbedingungen, z.B. Zielgruppen oder (technisches/technologisches) Know-how, nicht vergleichbar und übertragbar sind. Im Rahmen der Trendakquisition ist für Diehl die kontinuierliche Recherche relevant. Trendreports für Branchen werden selten jährlich erstellt, eher alle zwei oder drei Jahre. Die Schnelllebigkeit der heutigen Zeit verbunden mit den technologischen Veränderungen erfordert aber eine kontinuierliche Beobachtung der Trends. Nur so lassen sich die Trends – exakt ausgerichtet auf die eigene Einrichtung – genau beschreiben und durch die anschließende Ermittlung von Chancen und Risiken/Gefahren lassen sich Handlungsoptionen ermitteln.

Die *Trendbewertung* umfasst nach Diehl die „Erarbeitung eines gemeinsamen Verständnisses von den Trendthemen anhand fester Bewertungskriterien, [die] Bewertung durch verschiedene Personenkreise [und] ggf. [die] Ableitung von Handlungsempfehlungen“ (Volek, 2015, S. 16). In der dritten Phase müssen dann die Ergebnisse an die entsprechenden Personenkreise *kommuniziert* werden (Volek, 2015, S. 16). Fehlende Innovations- bzw. Trendkommunikation führen zu Inselwissen und erhöhter Unsicherheit, die Ängste zur Folge haben können. Die Ziele einer systematischen Innovations- und Trendkommunikation sollten auf den Zielen und Strategien der internen Unternehmenskommunikation basieren, eine optimale Koordination von Innovationsprozessen gewährleisten, Innovationsvisionen vermitteln, die Motivation der Mitarbeiter steigern, an Innovationsaktivitäten teilzunehmen, und die Identifikation mit den Innovationsaktivitäten des Unternehmens stärken (Bullinger & Engel, 2006, S. 39 ff.; Stern & Jaberg, 2007, S. 70).

3.3 Trendportfolio

Durch systematische Auswahl und Einschätzung der Trends können Unternehmen/Institutionen ein Trendportfolio erstellen, das hilft, die Innovationsfelder zu ordnen, sodass es eine klare strategische Ausrichtung gibt. Die Darstellung der Trends in einer Matrix – Eintrittswahrscheinlichkeit versus Auswirkungen auf die Einrichtung – liefert die möglichen Handlungsoptionen, von denen im Folgenden die wichtigsten beschrieben sind:

- Geringe Eintrittswahrscheinlichkeit/geringe Auswirkungen: keine Ressourcen unnötig binden
- Geringe Eintrittswahrscheinlichkeit/hohe Auswirkungen: auf überraschende Trends vorbereitet sein, d. h. reaktive Eventualpläne erstellen

- Mittlere Eintrittswahrscheinlichkeit/mittlere Auswirkungen: Trends beobachten; da die Entwicklung ungewiss ist, bedarf es einer sehr genauen Beobachtung
 - Mittlere Eintrittswahrscheinlichkeit/hohe Auswirkungen: Trends proaktiv aufgreifen durch intensive Befassung mit den Trends
 - Hohe Eintrittswahrscheinlichkeit/geringe Auswirkungen: Trends beobachten und ggf. in eigene Planungen integrieren
 - Hohe Eintrittswahrscheinlichkeit/hohe Auswirkungen: Trends sofort aufgreifen und anpacken
- (Gausemeier & Plass, 2014, S. 97)

Darüber hinaus empfiehlt sich eine Einordnung nach strategischer und zeitlicher Relevanz. Die so erfolgte Priorisierung liefert den Startpunkt für die Ideengenerierung im Rahmen des eigentlichen Innovationsprozesses (Horx, Huber, Steinle & Wenzel, 2007, S. 80 ff.)

4 Fazit und Ausblick

Die Ausführungen machen deutlich, dass sich erfolgreiches Innovationsmanagement nicht auf den eigentlichen Innovationsprozess beschränken darf. Vielmehr geht es darum, vor dem eigentlichen Innovationsprozess, der den eigentlichen Umsetzungsprozess darstellt, die Megatrends, Trendfelder und Business-Trends zu beobachten und zu ermitteln. Dazu bedarf es u. a. einer großen Neugier, Dinge auszuprobieren, gekoppelt mit den dafür notwendigen Freiräumen, die vom Management gewährt werden sollten/müssen.

Betrachtet werden soll noch einmal das Trendfeld des Teilens. Bibliotheken teilen seit jeher, sie sind somit Teil der Shareconomy,⁵ doch wenden Bibliotheken bislang eher klassische Geschäftsmodelle an. Wenn Bibliotheken z. B. dazu übergehen, auch Akku-Schrauber, Teleskope, Spiele etc. auszuleihen (Trieba, 2016), so ist dies nichts Neues. Das gab es schon immer – vielleicht nicht von Bibliotheken, aber in fast jedem Baumarkt können z. B. selten genutzte Werkzeuge ausgeliehen werden. Einige Bibliotheken gehen daher bereits einen Schritt weiter:

⁵ Kunstbegriff aus den englischen Wörtern für Teilen und Wirtschaft: Share/Sharing Economy.

So bietet beispielsweise die Stadtbibliothek München Sprachtandems an, in denen die Gesprächspartner ihre jeweiligen Fremdsprachenkenntnisse vertiefen können. In den Makerspace-Workshops der Stadtbibliothek Köln wiederum können die Teilnehmenden voneinander lernen, wie sie einen Roboter oder ein Vogelhaus bauen. [...] Die „Lebende Bibliothek“ in der Stadtbibliothek Am Gasteig in München bietet gar die Möglichkeit, sich für eine halbe Stunde einen Menschen „auszuleihen“ und zu einem ungewöhnlichen Beruf oder dem Herkunftsland zu befragen. (Detlefs, 2016)

Neue Geschäftsmodelle privater Anbieter führen zu einer erheblichen Konkurrenz für die Bibliotheken. Für Bibliotheken gilt es nun, im Sinne eines systematischen Managements diese Trends zu beobachten und von ihnen zu lernen. Detlefs erfasst die aktuelle Situation sehr gut:

[...] als Non-Profit-Institutionen haben Bibliotheken gerade in ihrer Gemeinnützigkeit ein Alleinstellungsmerkmal, um sich gegenüber der Kommerzialisierung anderer Dienste zu profilieren. Eine stetige Beobachtung der Shareconomy-Szene kann Bibliotheken zudem neue Ideen zuführen und ihnen ermöglichen, ihren traditionellen Auftrag dem Trend anzupassen. Durch neue Veranstaltungsformate, ansprechende Räumlichkeiten und qualifizierte Beratung entsteht ein nachhaltiger Mehrwert gegenüber kommerziellen Online-Tauschringen. (Detlefs, 2016)

Aber dies muss systematisch geschehen, ansonsten wird das Alleinstellungsmerkmal nicht lange viel wert sein, da die neuen Geschäftsmodelle, wie sie z. B. Airbnb und UBER anbieten, zum Standard für den Kunden werden. Und dann ist es möglicherweise unerheblich, ob es kommerzielle oder nicht-kommerzielle Angebote sind. Daher müssen die Mitarbeiter von Bibliotheken die Bereitschaft zeigen, sich mit den aktuellen Trendfeldern und Trends auseinanderzusetzen und sie ggf. auch auszuprobieren. Hierbei geht es weniger darum, ob die Mitarbeiter diese Angebote für sich selbst als gut/attraktiv befinden, sondern darum zu erfahren, warum die Kunden diese Geschäftsmodelle schätzen und nutzen. Daher ist es so entscheidend, dass auch Bibliotheken ein systematisches Trendmanagement etablieren – ggf. auch in Kooperation, da sie in vielen Fällen zu klein sein dürften, um dieses selbst zu organisieren. Klein- und mittelständische Unternehmen gehen dafür immer häufiger Kooperationen ein. Untersuchungen haben gezeigt, dass Unternehmen mit hohem Innovationserfolg ein proaktives, flexibles und explizites Netzwerkmanagement betreiben. Die Netzwerke tragen maßgeblich dazu bei, den Ressourceneinsatz durch unterschiedliche und sich ergänzende Kompetenzen zu optimieren, was insbesondere bei kleinen Unternehmen wichtig ist (Deutschland. Bundesministerium für Bildung und Forschung, 2016). Bibliotheken könnten und sollten sich an Initiativen von klein- und mittelständischen Unternehmen orientieren, um ihren Innovationserfolg zu steigern. Voraussetzung dafür ist aber ein mehrstufiges systematisches Trendmanagement, wobei sich auch hier stärkere Ko-

operationen anbieten würden. Ideal wäre es, wenn es dazu auch Fördermaßnahmen wie z. B. die Initiative des BMBF „zur Förderung von KMU-zentrierten, strategischen FuE-Verbünden in Netzwerken und Clustern (KMU-NetC)“ (Deutschland. Bundesministerium für Bildung und Forschung, 2016) geben würde.

Literatur

- Bullinger, H.-J. & Engel, K. (2006). *Best Innovator: Erfolgsstrategien von Innovationsführern*. München: FinanzBuch.
- Detlefs, B. (2016). *Bibliotheken als Sharing-Partner: Alles andere als altmodisch*. Abgerufen von <https://www.goethe.de/de/kul/bib/20734038.html>
- Deutsche Post DHL Group. (2016, 20. April). *DHL enthüllt Schlüsseltrends im aktuellen Logistics Trend Radar*. Abgerufen von https://www.dpdhl.com/de/presse/pressemitteilungen/2016/dhl_logistics_trend_radar.html
- Deutschland. Bundesministerium für Bildung und Forschung. (2016). *KMU-NetC: Strategische KMU-Innovationsverbünde in Netzwerken und Clustern*. Berlin: BMBF. Abgerufen von https://www.bmbf.de/pub/KMU_Net_C.pdf
- Dörr, J. & Goldschmidt, N. (2016, 2. Januar). Vom Wert des Teilens. *Frankfurter Allgemeine/Wirtschaft*. Abgerufen von <http://www.faz.net/aktuell/wirtschaft/share-economy-vom-wert-des-teilens-13990987.html>
- Eichhorst, W. & Spermann, A. (2015). *Sharing Economy: Chancen, Risiken und Gestaltungsoptionen für den Arbeitsmarkt; Gutachten für die Randstad Stiftung* (IZA- IZA Research Report, No. 69). Abgerufen von http://legacy.iza.org/en/webcontent/publications/reports/report_pdfs/iza_report_69.pdf
- Fraunhofer-Institut für Integrierte Schaltungen & Zentrum für Intelligente Objekte. (2012). *ZIO-Innovationsradar: Den neuesten Entwicklungen auf der Spur*. Abgerufen von http://www.zio.fraunhofer.de/content/dam/zio/de/documents/PDFs/Flyer/ZIO_Flyer_Innovationsradar_2012.pdf
- Froehlich, R. J. (2010). *Investment-Megatrends: Profitieren Sie von den großen Veränderungen unserer Zeit!* Kulmbach: Börsenmedien.
- Gatterer, H., Rützler, H. & Schick, I. (2011). *Hotel der Zukunft: Die wichtigsten Trendfelder für die österreichische Hotellerie*. Wien: Zukunftsinstitut Österreich. Abgerufen von <http://www.hotelderzukunft.at/pdf/handbuch-hotel-der-zukunft-2011.pdf>
- Gausemeier, J. & Plass, C. (2014). *Zukunftsorientierte Unternehmensgestaltung: Strategien, Geschäftsprozesse und IT-Systeme für die Produktion von morgen*. München: Hanser.
- Gomez, P. (1982). So verwenden wir Szenarien für Strategieplanung und Frühwarnsystem. *IO-Management-Zeitschrift*, 51(1), 9–13.
- Hofbauer, G. & Sangl, A. (2011). *Professionelles Produktmanagement: Der prozessorientierte Ansatz; Rahmenbedingungen und Strategien*. Erlangen: Publicis Publishing.
- Horx, M., Huber, J., Steinle, A. & Wenzel, E. (2007). *Zukunft machen: Wie Sie von Trends zu Business-Innovationen kommen*. Frankfurt: Campus.
- Horx Zukunftsinstitut. (2010). *Trend-Definitionen*. Frankfurt: Zukunftsinstitut. Abgerufen von <http://www.horx.com/zukunftsforschung/Docs/02-M-03-Trend-Definitionen.pdf>

- International Federation of Library Associations and Institutions. (2016). *IFLA Trendreport 2016 update*. Abgerufen von <http://trends.ifla.org/update-2016>
- Machate, A. (2006). *Zukunftsgestaltung durch Roadmapping: Vorgehensweise und Methodeneinsatz für eine zielorientierte Erstellung und Visualisierung von Roadmaps*. Dissertation, Technische Universität München. urn:nbn:de:bvb:91-diss-20060727-612845-0-0
- Müller-Stewens, G. & Lechner, C. (2005). *Strategisches Management: Wie strategische Initiativen zum Wandel führen*. Stuttgart: Schäffer-Poeschel.
- New Media Consortium. (2017). *NMC Horizon Report: 2017 Library Edition*. Abgerufen von <http://www.nmc.org/publication/nmc-horizon-report-2017-library-edition/>
- Pillkan, U. & Dörricht, V. (2015). Zukunftsbetrachtungen und Prognosen im Unternehmensumfeld. In O. Gansser & B. Krol (Hrsg.), *Markt- und Absatzprognosen: Modelle – Methoden – Anwendung* (S. 49–71). Wiesbaden: Springer Gabler.
- PwC Deutsche Revision Wirtschaftsprüfungsgesellschaft. (2015, 29. Juni). *Teilen und Tauschen liegen im Trend: Jeder zweite Deutsche nutzt Share Economy*. Abgerufen von <http://www.pwc.de/de/pressemitteilungen/2015/handels-und-konsumgueterbranche-starker-wertzuwachs-durch-onlinehandel.html>
- Reibnitz, U. v. (1991). *Szenario Technik: Instrumente für die unternehmerische und persönliche Erfolgsplanung*. Wiesbaden: Gabler.
- Roadmapping. (o. J.). In *Gabler Wirtschaftslexikon*. Abgerufen von <http://wirtschaftslexikon.gabler.de/Archiv/82815/roadmapping-v6.html>
- RWTH Aachen. Lehrstuhl für Technologie- und Innovationsmanagement. (o. J.). *Technologie-Portfolio-Analyse*. Aachen: RWTH. Abgerufen von <http://www.innovationsmethoden.info/files/method/Technologie-Portfolio-Analyse.pdf>
- Schreglmann, B. (2013, 9. März). Flexible Zukunft des Wohnens. *Salzburger Nachrichten*. Abgerufen von <http://www.salzburg.com/nachrichten/rubriken/besteimmobilien/immobilien-nachrichten/sn/artikel/flexible-zukunft-des-wohnens-50345>
- Technologie-Portfolio-Analyse. (o. J.). In *Gabler Wirtschaftslexikon*. Abgerufen von <http://wirtschaftslexikon.gabler.de/Archiv/15746/technologie-portfolio-analyse-v5.html>
- Stern, T. & Jaberg, H. (2007). *Erfolgreiches Innovationsmanagement: Erfolgsfaktoren – Grundmuster – Fallbeispiele*. Wiesbaden: Gabler.
- Trieba, E.-C. (2016, 13. April). *Shareconomy: Diese Bibliothek verleiht jetzt auch Bohrmaschinen* [Blogeintrag]. QIEZ: Dein Berliner Stadtteilportal. Abgerufen von <https://www.qiez.de/kreuzberg/wohnen-und-leben/bildung/bibliotheken/share-economy-werkzeug-und-elektrogeraete-leihen-in-der-bibliothek-in-berlin/176697918>
- Volek, A. (2015, Oktober). *Trendanalyse als Erfolgsfaktor im Innovationsmanagement dezentraler Organisationen*. Vortrag im Rahmen des iENA-Forums „Strategien des Innovationsmanagements“, Nürnberg. Abgerufen von http://www.iena.de/fileadmin/iena/2015/pdf/vortraege/15iE_Dr._Volek.pdf
- Zukunftsinstitut. (2016). *Megatrend-Map 2015*. Abgerufen von <http://www.zukunftsinstitut.de/index.php?id=1532>

Alle Internetquellen wurden zuletzt am 25.06.2017 aufgerufen.

Achim Oßwald

Bologna macht's möglich: Neue Karrierewege für Bibliothekarinnen und Bibliothekare

Abstract: Durch die Bologna-Reformen und die durch sie möglich gewordenen Master-Studiengänge sind auch für Bibliothekare neue Wege der Weiterqualifizierung und damit des Aufstiegs in neue Aufgaben- und Verantwortungsbereiche eröffnet worden. Der Beitrag greift aus diesem Kontext die durch Master-Studiengänge angebotenen zusätzlichen Qualifizierungs- und typischen Karrierewege in Teilaspekten auf. Er verweist in diesem Zusammenhang auf die Möglichkeiten von Arbeitgebern, Qualifizierungswillige zu fördern und ihnen neue berufliche Perspektiven zu bieten. Die damit verbundenen strukturellen Effekte auf Laufbahndenken und neue Tätigkeitsprofile werden angesprochen.

1 Einleitung

Für viele Beschäftigte im Bibliotheksbereich war und ist Konrad Umlauf in vielfältiger Weise ein Motivator – u. a. durch seine anregenden Fachbeiträge und Vorträge, aber auch durch seine ausgesprochene Offenheit gegenüber Qualifizierungsverläufen, die neue Optionen in dem von traditionellen, häufig laufbahnorientierten Qualifizierungswegen geprägten Bibliotheksbereich aufzeigten und realisierten. Dies galt schon für die Zeit vor den Bologna-Reformen, in der für Diplom-Bibliothekare eine beruflich weiterführende Qualifikation im Prinzip nur durch ein weiteres Studium an einer Universität und anschließendes Referendariat oder für ausgewählte Beamte durch ein den Aufstieg eröffnendes Referendariat möglich war. Das gilt aber auch für Umlaufs Unterstützung bibliotheksspartenübergreifender Qualifizierung. Die meisten der einschlägig qualifizierenden Hochschulen realisierten dieses Modell Ende der 1990er bzw. Anfang der 2000er Jahre in Form neuer spartenübergreifender Diplom- und später Bachelor-Studiengänge. Mit großer Varianz in den Studiengangs- und Abschlussbezeichnungen aber auch bei den inhaltlichen Schwerpunktsetzungen wurde von den Hochschulen dabei versucht, der fachlichen Ausdifferenzierung bibliothekarischer Aufgaben und gleichzeitig dem standortbezogenen Marketing Rechnung zu tragen.

Konrad Umlauf war es auch, der sich als Hochschullehrer schon frühzeitig offen zeigte für Promovierende aus der beruflichen Praxis, sich selbst berufs-

begleitend neue berufliche Perspektiven zu eröffnen. Dies gilt insbesondere auch für Promovenden aus dem Bereich der Öffentlichen Bibliotheken, für die sonst kaum Ansprechpartner im Hochschulbereich bestanden.

Vor diesem Hintergrund ist es naheliegend, im vorliegenden Publikationskontext auf einen für den Bibliotheksbereich immer wichtiger werdenden Qualifizierungsweg einzugehen, den Konrad Umlauf nicht zuletzt auch durch seine Funktion als Leiter des früheren Fernstudiums und heutigen Weiterbildungsstudienganges der HU Berlin mit gestaltet hat: die Möglichkeit zum fachlichen Quereinstieg sowie zum fachlichen Aufstieg durch Teilnahme an einem berufsbegleitenden Weiterbildungsstudiengang, wie er – mit ausgeprägtem bibliotheks- und informationswissenschaftlichen Fokus – so bislang nur von der Humboldt-Universität zu Berlin (HU Berlin) sowie der Technischen Hochschule Köln (TH Köln, früher FH Köln) angeboten wird.

Nach einer kurzen Einführung in die Grundlinien der Bologna-Reformen und deren Auswirkungen auf den Bibliotheks- und Informationsbereich (LIS, Library and Information Science) werden nachfolgend zwei Aspekte der so ermöglichten neuen bzw. veränderten Qualifizierungswege beleuchtet: die strukturellen Vorteile berufsbegleitender sowie konsekutiver Studienangebote.

2 Der Bologna-Prozess und seine Folgen für die Qualifizierungswege Wissenschaftlicher Bibliothekare¹

Aus den 1999 beschlossenen Bologna-Reformen ergab sich eine Erweiterung der Qualifizierungswege für das Tätigkeitsfeld Wissenschaftlicher Bibliothekare (Deutschland. Bundesministerium für Bildung und Forschung, 1999). Die traditionell in Berlin,² Frankfurt,³ Köln⁴ und München⁵ angebotenen verwal-

¹ Der nachfolgende Teil dieses Beitrags greift wesentlich auf einen anderen Beitrag des Autors unter dem Titel „Qualifizierungsprofile wissenschaftlicher Bibliothekarinnen und Bibliothekare: Unterschiede gängiger Qualifizierungswege“ (Oßwald, 2015) zurück.

² Ab 1994 durch das heutige Institut für Bibliotheks- und Informationswissenschaft sowie zuvor durch das Institut für Bibliothekswissenschaft und wissenschaftliche Information der Humboldt-Universität; vgl. hierzu https://www.ibi.hu-berlin.de/de/institut/leitbild/gesch-ausbildung/index_html/

³ Bis 2000 durch die Bibliotheksschule in Frankfurt am Main; Fachhochschule für Bibliothekswesen.

⁴ Seit 1949 bis 2002 vom damaligen Bibliothekarlehrinstitut des Landes NRW und seinen Nachfolgeeinrichtungen; vgl. <http://www.fbi.fh-koeln.de/institut/kontakt/geschichte.htm>

⁵ An der heutigen Bibliotheksakademie Bayern (bis 2012 Bayerische Bibliotheksschule).

tungsinternen Ausbildungswege für den höheren Bibliotheksdienst (sog. Bibliotheksreferendariat; z. T. auch in anderer Bezeichnung) wurden z. T. beendet oder – wie an den Hochschulen in Berlin (HU Berlin) und Köln (damals FH Köln) – ersetzt durch Magister- bzw. Master-Studiengänge.⁶

Es gibt seitdem nicht nur verschiedene Qualifizierungsangebote, sondern auch inhaltlich und formal unterschiedlich ausgestaltete Qualifizierungswege, deren Gemeinsamkeit jedoch darin besteht, formal gleichwertig für die Laufbahnen des höheren Dienstes bzw. des höheren Bibliotheksdienstes und damit für wissenschaftliche Tätigkeiten im Bibliotheksbereich zu qualifizieren.⁷

Neu ist dabei u. a., dass der Bologna-Prozess ein gestuftes Studiengangskonzept vorsieht. Master-Studienangebote können fachlich konsekutiv sein, d. h. das Master-Studium schließt an ein fachlich affines Bachelor-Studium (BA) an, es können aber auch verschiedene Fachdisziplinen kombiniert werden (sog. Kreuzqualifikationen), was diesbezüglich dem traditionellen Qualifizierungsweg für Wissenschaftliche Bibliothekare entspricht. Prinzipiell können alle Studienangebote auch berufsbegleitend realisiert werden (s. u.); sie unterliegen dann aber zusätzlich speziellen formalen Anforderungen und werden normalerweise kostenpflichtig angeboten.

Der bislang typische Qualifizierungsweg für wissenschaftliche Tätigkeiten in Bibliotheken besteht aus einer sog. Kreuzqualifikation, d. h. ergänzend zu einem ersten Studienabschluss in einem beliebigen Fach erfolgt eine Zusatzqualifikation im LIS-Bereich. Immer wieder wurden und werden jedoch auch Fachspezialisten z. B. mit IT-Spezialisierungen ohne LIS-Qualifikation für Aufgaben in den Wissenschaftlichen Dienst berufen.⁸

Absolventen eines LIS-affinen Studiums (früher mit Diplom-, heute mit BA-Abschluss) bietet sich durch die Bologna-Reformen nun ein früher strukturell nur Aufstiegsbeamten vorbehaltener Qualifizierungsweg, indem sie ein LIS-bezogenes Masterstudium absolvieren. Dies kann zeitlich direkt im Anschluss

⁶ Für weitere Details vgl. Oßwald (2008, 2015).

⁷ Absolventen von akkreditierten Master-Studiengängen erfüllen prinzipiell die Zulassungsvoraussetzungen zur Laufbahn des höheren Dienstes; vgl. hierzu die Vereinbarung „Zugang zu den Laufbahnen des höheren Dienstes durch Masterabschluss an Fachhochschulen“ (Beschluss der Innenministerkonferenz vom 07.12.2007 und der Kultusministerkonferenz vom 20.09.2007). http://www.kmk.org/fileadmin/veroeffentlichungen_beschluesse/2007/2007_09_20-Vereinbarung-Zugang-hoeherer-Dienst-Master.pdf. Die Vielfalt der länderspezifischen Laufbahnregelungen soll hier nicht genauer betrachtet werden. Hierzu gehört auch, dass in den letzten Jahren die Laufbahnen in Bayern und NRW offiziell neu bezeichnet wurden. Für den vorliegenden Kontext wird jedoch auf die bisherigen Laufbahnbezeichnungen zurückgegriffen.

⁸ Berufsbegleitende Studiengänge bieten die Möglichkeit, diese Personengruppe während ihrer Tätigkeit LIS-bezogen weiter zu qualifizieren.

an das BA-Studium erfolgen, empfehlenswerter und beruflich erfolgsträchtiger ist jedoch die Aufnahme eines Masterstudiums nach mehrjähriger Berufserfahrung. In den meisten dieser Fälle erfolgt ein solches Studium – allein schon aus wirtschaftlichen Gründen – dann als berufsbegleitendes Studium.

Darüber hinaus soll nicht unerwähnt bleiben, dass durch das Bologna-Konzept auch in anderer Hinsicht weitere Qualifizierungswege eröffnet wurden, die es davor so nicht gab: So beginnen z. B. Fachangestellte für Medien- und Informationsdienste mit einem (berufsbegleitenden) Bachelor-Studium und schließen nach einer weiteren Berufsphase ein fachlich einschlägiges – zumeist ebenfalls berufsbegleitendes – Master-Studium ab.⁹

Als Zwischenergebnis kann festgehalten werden:

- Die durch den Bologna-Prozess ermöglichten Qualifikationsprofile für Wissenschaftliche Bibliothekare können aus der traditionellen Kombination eines Fachstudienabschlusses und LIS-Studiums, aber auch aus einer gestuften Kombination von LIS-bezogenen Studienabschlüssen bestehen. Ungeachtet dieser Unterschiede gelten sie jedoch als *formal gleichwertige* Qualifikationsprofile.
- Trotz ihrer formalen Gleichwertigkeit können sich die Qualifikationsprofile dieser Absolventen inhaltlich faktisch deutlich unterscheiden. Faktoren, die dies beeinflussen sind u. a. das fachliche Profil des Studienschwerpunktes und/oder die berufliche Vorerfahrung der Absolventen.

3 Strukturelle Vorteile berufsbegleitender Studienangebote

Die fachmethodische Qualifizierung für den höheren Bibliotheksdienst erfolgte jahrzehntelang begleitend zu einer berufspraktischen Qualifizierung (Referendariat, Volontariat) und zumeist systematisch orientiert an den typischen Aufgabenstellungen und Tätigkeitsfeldern der jeweiligen Bibliothekssparte.

In berufsbegleitenden Studiengängen wird dieser geschützte, an „Stationen“ orientierte „Durchlauf“ durch eine Bibliothek aufgegeben und ersetzt durch die direkte, fachlich einschlägige berufliche Tätigkeit der Studierenden

⁹ Prinzipiell könnte sich hieran auch eine Promotion anschließen – auch wenn dies weniger vom Bologna-Konzept inspiriert sein dürfte. Konrad Umlauf hat sich der Promotion gerade auch von früheren FH-Absolventen gegenüber immer offen gezeigt und auch befürwortet, dass Professoren von Fachhochschulen als Gutachter an Promotionsverfahren der HU Berlin beteiligt waren.

mit der Möglichkeit, durch berufspraktische Erfahrungen den Realitätsbezug zu fördern. Berufsbegleitend Studierende verfügen daher über ein meist deutlich realistischeres Bild der Tätigkeit in einer Bibliothek als auf anderem Wege Qualifizierte. Zudem werden sie normalerweise parallel zu ihrem Studium gezielt für – häufig neue oder aktuell besonders relevante – Aufgaben eingesetzt, für die ein konkreter Bedarf besteht. Oder aber es handelt sich um erfahrene Kräfte, die vor dem Hintergrund ihrer über Jahre entwickelten Kompetenzen und Erfahrungen in Verbindung mit dem berufsbegleitenden Masterstudium neue methodische Ansätze für ihre alltägliche Arbeit aufgreifen.

Insofern besteht eine sehr spezifische Einbindung der berufsbegleitend Studierenden in den beruflichen und kollegialen Kontext, was durchaus motivationsfördernd sein kann – nicht zuletzt durch den Aspekt, dass bei der Bearbeitung von konkret anstehenden Projekten und Aufgabenstellungen darüber hinaus das im Studium erworbene, aktuelle methodische Know-how direkt zurückfließt in die jeweilige Bibliothek. Die Bibliothek nimmt insofern eine andere Rolle ein: Sie bietet den Rahmen für eine Qualifizierungsmaßnahme, hat aber selbst im studien- oder ausbildungstechnischen Sinne keine qualifizierende Funktion.

Für die Studierenden bietet das berufsbegleitende Studienkonzept zudem die Option auf eine an den beruflichen und familiären Gegebenheiten orientierte Skalierung ihrer Belastung – bis hin zur selektiven Belegung von einzelnen thematisch aktuell relevanten Studienmodulen.

4 Konsekutive Qualifizierung im LIS-Bereich

Die durch die Bologna-Reformen eröffneten konsekutiven Qualifizierungswege sollten unterschieden werden nach zeitlich konsekutiven und inhaltlich konsekutiven Wegen.

In dieser Form neu und in den Tarif- wie Karrierestrukturen des LIS-Bereichs noch am wenigsten etabliert ist sicher das zeitlich konsekutive LIS-Studium nach einem LIS-affinen Bachelor-Studium. Durch diesen Qualifizierungsweg werden neue fachliche Spezialisierungen ermöglicht. Konkret gilt dies z. B. für Tätigkeiten im Bereich der Bibliothekspädagogik, im Umgang mit historischen Beständen (beides wird konkret von der Hochschule für Technik, Wirtschaft und Kultur Leipzig angeboten)¹⁰ oder in anderen Tätigkeitsfeldern

¹⁰ Vgl. hierzu die dort als Profillinien bezeichneten fachlichen Studiengangstiefen unter <http://www.htwk-leipzig.de/?id=612>

insbesondere auch von Spezialbibliotheken. Als Alternative böten sonst nur berufsbegleitende Weiterbildungsangebote wie z. B. die Zusatzausbildung „Musikinformatikmanagement“ der Hochschule der Medien Stuttgart oder Zertifikatskurse wie z. B. der vom ZBIW der Technischen Hochschule Köln angebotene Kurs „Teaching Librarian“ eine auch fachwissenschaftlich vertiefte Beschäftigung mit speziellen Aufgabenbereichen und Tätigkeitsfeldern.¹¹

Strukturell neu ist – sieht man einmal von den Aufstiegsbeamten vom gehobenen zum höheren Dienst ab – darüber hinaus auch das inhaltlich konsequente Qualifikationsprofil von Absolventen, die nach einem Erststudium im LIS-Bereich sowie anschließender, z. T. langjähriger berufspraktischer Erfahrung im LIS-Bereich ein berufsbegleitendes Weiterbildungsstudium mit Master-Abschluss absolviert haben. Diese Studierenden- bzw. Absolventengruppe zeichnet sich u. a. durch die Bereitschaft aus, sich mit erheblichem persönlichem Engagement und den mit einem solchen Studium verbundenen zeitlichen und finanziellen Belastungen weiter zu qualifizieren. Solches Engagement erfolgt z. T. aus der Hoffnung auf eine weiterführende berufliche Karriere, aber auch aus dem Interesse heraus, das im früheren Studium Erlernte fachlich zu aktualisieren, sich ggf. zu spezialisieren oder auf neue Entwicklungen kompetent reagieren zu können. Hinzu kommt schließlich der Wunsch, im weiteren Berufsleben durch die zusätzlich erlangten Kompetenzen fachlich gefestigter und damit auch persönlich zufriedener sein zu können.

Für Arbeitgeber ist diese Personengruppe insbesondere für Maßnahmen der Personalentwicklung besonders interessant, da ihre Qualifizierungsbemühungen gezielt unterstützt werden können. Die Formen der Unterstützung können ganz vielfältig gestaltet sein, z. B. durch finanzielle Hilfen bis hin zur Entsendung in ein solches Weiterbildungsstudium, zeitliche oder organisatorische Freistellungen oder durch die Perspektive zur Übernahme neuer Aufgaben mit mehr Verantwortung und höherem Gehalt. Für die Förderung verbeamteter Bibliothekare des gehobenen Dienstes bieten sich dabei neuerdings erweiterte Möglichkeiten bis hin zur Finanzierung der Teilnahme und der Freistellung für die Teilnahme an einem entsprechenden Masterstudium.¹²

Attraktiv ist diese Personengruppe auch durch die Kombination ihrer z. T. langjährigen, breit angelegten berufspraktischen Erfahrungen auf der operativen Ebene mit einer aktuellen, den formalen Anforderungen zur Beschäftigung

¹¹ Vgl. hierzu https://www.hdm-stuttgart.de/view_news?ident=news20110819130548 sowie https://www.fh-koeln.de/weiterbildung/zertifikatskurs-teaching-librarian_9840.php. ZBIW steht für „Zentrum für Bibliotheks- und Informationswissenschaftliche Weiterbildung“ der TH Köln.

¹² So die Regelungen z. B. der Laufbahnverordnung NRW vom 30.06.2016 (§§ 26 und 27).

auf Stellen des Wissenschaftlichen Dienstes entsprechenden Qualifikation.¹³ Damit eröffnen sich für Arbeitgeber im Bibliotheksbereich neue Optionen für die differenzierte Besetzung von Aufgaben- und Tätigkeitsfeldern in Bibliotheken, für die formal bislang allein die traditionell qualifizierten Wissenschaftlichen Bibliothekare zur Verfügung standen.

Eine erste Bestandsaufnahme der Karriereentwicklung von entsprechenden Absolventen des Kölner Master-Studiengangs MALIS (Master in Library and Information Science) zeigt deutlich, dass – vorausgesetzt die Bibliotheksleitungen ergreifen diese Chance – sich dieser Absolventengruppe hochinteressante Aufgaben- und Verantwortungsbereiche erschließen. So sind entsprechend qualifizierte MALIS-Absolventen schon kurz nach ihrem Studienabschluss Leiter einer mittelgroßen Universitätsbibliothek oder stellvertretende Leiter einer großen Universitätsbibliothek geworden. Andere übernahmen Dezernate bzw. Abteilungen in den klassischen Geschäftsbereichsbereichen, koordinieren die Zweigstellen größerer Bibliothekssysteme bzw. größerer Projekte oder wurden ganz gezielt für innovative Bereiche wie z. B. Forschungsinfrastrukturen, Electronic Resource Management oder den Kundenservice im Bereich digitaler Bibliotheksdienste eingesetzt.¹⁴

Tendenziell wird dabei erkennbar, dass im Bereich der Spezialbibliotheken auf diese neuen Qualifikationsprofile und die mit ihnen verbundenen neuen Aufgabenzuordnungen deutlich flexibler reagiert wird, als dies im Hochschulbereich der Fall ist. Eine Ursache dafür dürfte der dort höhere Innovationsdruck und geringere Stellenwert des Laufbahnrechtes sein, in dem die politisch gewollten Veränderungen durch den Bologna-Prozess erst nach und nach ihren Niederschlag finden (vgl. FN 13).

Daraus folgt als weiteres Ergebnis:

- Differenzierte Qualifikationsprofile erlauben die Einstellung von *formal gleichwertig* qualifizierten Personen mit unterschiedlichen Vorerfahrungen für unterschiedliche Aufgaben. Bei der Besetzung von offenen Positionen ist damit eine noch stärkere Differenzierung nach Kompetenzen und Erfahrungen möglich. Zudem besteht die Chance, auf neue Kompetenzbedarfe gezielt reagieren zu können.
- Die weitere Öffnung von laufbahn- und tarifrechtlichen Regelungen für die neuen Qualifikationsprofile wird die Chance eröffnen, das Potenzial der differenzierten Qualifikationsprofile voll zum Tragen kommen zu lassen.

13 Für eine differenziertere Betrachtung sei auf den Vortrag des Autors unter dem Titel „Karrieren statt Barrieren: Berufliche Perspektiven für BibliothekarInnen durch ein Masterstudium“ am 5. Juni 2014 beim Deutschen Bibliothekartag in Bremen sowie die dort dargestellten Fallvarianten verwiesen (vgl. Oßwald, 2014).

14 Für den Kölner MALIS-Studiengang erfolgte für 2016 eine umfangreiche Absolventenstudie, bei der die entsprechenden Karriereentwicklungen systematisch erfasst wurden.

5 Zusammenfassung und Schlussfolgerungen

Angesichts der gegebenen Qualifikationsprofile könnten Arbeitsplatz- und Stellenbeschreibungen für Wissenschaftliche Bibliothekare wesentlich stärker auf Kompetenzen, veränderte Bedarfe (vgl. z. B. Horstmann, Jahn & Schmidt, 2015; Braun & Brunenberg-Piel, 2014) und tatsächliche Tätigkeiten Bezug nehmen. So bestünde die Chance, für die sich ausdifferenzierenden Aufgabengebiete die formal gleichwertigen, aber nicht gleichartigen Kompetenzprofile von Absolventen der einschlägigen Master-Studiengänge besser zu nutzen.

Erst allmählich beginnen bibliothekarische Arbeitgeber, mit Personalentwicklungskonzepten auf die demografisch zu erwartenden Besetzungsgänge im Wissenschaftlichen wie im Öffentlichen Bibliotheksbereich sowie die künftig wichtiger werdenden Bedarfe an nicht originär bibliothekarischen Qualifikationen (z. B. IT, BWL, Marketing, Finanz- u. Kooperations-Akquisition oder Didaktik) zu reagieren. Die Ergebnisse des Bologna-Prozesses werden insofern bislang noch zu selten als Chance zu einer bedarfsorientierten Personalentwicklung aufgegriffen.

Entsprechend erfolgt noch zu selten die Ermutigung und Unterstützung von erfahrenen, qualifizierungswilligen und besonders geeigneten Mitarbeitern des gehobenen Dienstes oder auch beruflichen Quereinsteigern, sich den nicht zu unterschätzenden zeitlichen und sonstigen Belastungen eines berufsbegleitenden Studiums zu unterziehen und sich dadurch neue berufliche Aufgabengebiete zu erschließen.

Obwohl Tarif- wie Laufbahnrecht die Unterstützung der Qualifizierung von Mitarbeitern explizit vorsehen, besteht weiterhin häufig Unsicherheit bei den Personalverantwortlichen, wie mit aufstiegsinteressierten Mitarbeitern umgegangen werden sollte. Dies verwundert auch deshalb, weil neue Aufstiegsregelungen z. B. in NRW eine erhöhte Durchlässigkeit zwischen den bibliothekarischen Tätigkeitsbereichen und Laufbahnen ermöglichen. Der Bibliotheksbereich sollte nicht auf diese leistungsbereiten, engagierten und durch ihre berufliche Entwicklung sicher auch zufriedeneren Mitarbeiter verzichten!

Literatur

- Braun, K. & Brunenberg-Piel, U. (2014). Fachreferat heute: Analyse des Berufsbildes von Fachreferenten anhand von Stellenanzeigen der Jahre 2003 bis 2013. In A. Oßwald, I. Tappenbeck, H. Meinhardt & H. Rösch (Hrsg.), *MALIS Praxisprojekte 2014: Projektberichte aus dem berufsbegleitenden Masterstudiengang Bibliotheks- und Informationswissenschaft der Fachhochschule Köln* (BIT online Innovativ, 50, S. 189–210). Wiesbaden: Dinges & Frick. urn:nbn:de:hbz:79pbc-opus-4412

- Deutschland. Bundesministerium für Bildung und Forschung. (1999). *Der Europäische Hochschulraum: Gemeinsame Erklärung der Europäischen Bildungsminister; 19. Juni 1999, Bologna*. Abgerufen von https://www.hrk.de/fileadmin/redaktion/hrk/02-Dokumente/02-03-Studium/02-03-01-Studium-Studienreform/Bologna_Dokumente/Bologna_1999.pdf
- Horstmann, W., Jahn, N. & Schmidt, B. (2015). Der Wandel der Informationspraxis in Forschung und Bibliothek. *Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie: ZfBB*, 62(2), 73–79. doi:10.3196/186429501562223
- Nordrhein-Westfalen. Ministerium für Inneres und Kommunales. (2016). *Verordnung über die Laufbahnen der Beamtinnen und Beamten im Land Nordrhein-Westfalen* (Laufbahnverordnung – LVO) vom 21. Juni 2016, Gesetz- und Verordnungsblatt (GV. NRW.) Ausgabe 2016 Nr. 19 vom 30. 06. 2016, S. 441–488. Abgerufen von https://recht.nrw.de/lmi/owa/br_text_anzeigen?v_id=62820161004091233148
- Oßwald, A. (2008). Bolognakonforme Masterstudienangebote für den Bibliotheksbereich in Deutschland. *Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie: ZfBB*, 55(3/4), 124–129. doi:10.3196/1864295008553435
- Oßwald, A. (2014). *Karrieren statt Barrieren: Berufliche Perspektiven für BibliothekarInnen durch ein Masterstudium* [Vortrag am 05. 06. 2014 beim Deutschen Bibliothekartag in Bremen, Folien]. urn:nbn:de:0290-opus-15797
- Oßwald, A. (2015). Qualifizierungsprofile wissenschaftlicher Bibliothekarinnen und Bibliothekare: Unterschiede gängiger Qualifizierungswege. *O-bib: Das offene Bibliotheksjournal*, 2(3), 16–28. doi:10.5282/o-bib/2015H3S16-28
- Ständige Konferenz der Kultusminister der Bundesrepublik Deutschland. (2007). *Zugang zu den Laufbahnen des höheren Dienstes durch Masterabschluss an Fachhochschulen*. Abgerufen von http://www.kmk.org/fileadmin/veroeffentlichungen_beschlu-esse/2007/2007_09_20-Vereinbarung-Zugang-hoeherer-Dienst-Master.pdf

Alle Internetquellen wurden zuletzt am 27. 09. 2016 aufgerufen.

Gudrun Marci-Boehncke

Vom Buchliebhaber zum Bildungscoach

Zur didaktischen Zielperspektive
Öffentlicher Bibliotheken heute

Abstract: Das Berufsbild von Bibliothekaren an Öffentlichen Bibliotheken hat sich in den letzten Jahrzehnten stark gewandelt und ist einer Orientierung zum Kunden und zu Netzwerkpartnern gewichen. Gesucht werden heute kommunikative, medienaffine Auszubildende, die sich in der Jugendkultur auskennen und auf die Bedarfe entlang der Bildungskette von der Kita bis zum Seniorenheim reagieren zu können. Im Folgenden werden drei Perspektiven eingenommen: die mediale Situation der Nutzer, die Aus- und Weiterbildungssituation im Bibliothekswesen sowie Kooperationen von Bibliothek und Schule.

1 Die Nutzerperspektive: Zu Veränderungen der Lebens- und Medienwelt in Zeiten der Digitalität

Lesegewohnheiten verändern sich langsam, aber gewinnen sukzessive Einfluss auf das Dienstleistungsspektrum Öffentlicher Bibliotheken. Noch immer ist der Anteil derer, die auf das gedruckte Buch schwören, hoch (Börsenverein des Deutschen Buchhandels, 2014, Folie 6): Nahezu 40 % der Leser sind Käufer im Print-Bereich. Doch diese wurden zu einer Zeit sozialisiert, in der das gedruckte, analoge Buch das Leitmedium darstellte. Die 12- bis 19-Jährigen sind heute hingegen permanent online, überwiegend mit mobilem Internetzugang ausgestattet und vertrauen bei der Informationssuche auf den ebenfalls digital präsenten Journalismus: Lesen von Schrifttexten korrespondiert zwar nach wie vor mit einer Bildungsorientierung (Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest, 2016, S. 13), aber seriöse Information wird digital über unterschiedliche Sinneskanäle bereitgestellt und breit nachgefragt und genutzt. Öffentliche Bibliotheken heute müssen daher Texte in unterschiedlichen medialen Formaten zur Verfügung stellen. Und dies gilt perspektivisch umso mehr, da mit zunehmender Alterung der „Generation iPhone“ (Höft & Marci-Boehncke, 2017, S. 53) diese „jugendkulturelle“ Mediennutzungsform zum Habitus der erwachsenen Bevölkerung gehören wird. So ist schon für 63 % der 16- bis 29-Jährigen

ein Zugang zu digitalen Angeboten über die Bibliothek extrem wichtig (Institut für Demoskopie Allensbach, 2016, S. 17).

Bibliotheken werden zum einen zunehmend digitaler, zum anderen mehr und mehr auch sozial und pädagogisch neu definiert: als kultureller Treffpunkt bildungsorientierter Senioren und als pädagogischer Ort im Zusammenspiel kommunaler Bildungsverantwortung „entlang der Bildungskette“ (Aufenanger, Eickelmann & Herzig, 2014). Damit werden neue Berufsanforderungen für Bibliotheksmitarbeiter deutlich: Sie stellen nicht mehr nur Texte bereit, sondern sie bemühen sich zielgruppenorientiert darum, Publika mit diversen medialen Angeboten zu erreichen (Höft & Marci-Boehncke, 2017).

Konrad Umlauf hat diesen Gedanken (z. B. 1999) entfaltet, zentrale Forderungen für ein neues Bibliotheksleitbild formuliert und in seiner Lehre an der Humboldt-Universität federführend mit gestaltet. Nicht mehr das Buch, sondern die Lesenden stehen im Mittelpunkt. Bibliothekare werden Bildungscoaches: Sie vermitteln bei Alt und Jung Interesse an literarischen und informatorischen Texten und helfen bei der Orientierung im größer werdenden Angebotsdickicht. Damit füllen sie zugleich eine Lücke im Kompetenzprofil anderer Bildungsinstitutionen. Kitas, aber vor allem Schulen und Universitäten müssen deshalb intensiver mit Bibliotheken zusammenarbeiten, um die nachwachsenden Generationen mit den aktuellen Kompetenzen zur Orientierung in der digital-mediatisierten Welt auszustatten. Dazu sind – vor allem im Bereich der reinen Informationskompetenz – unterschiedliche Teilkompetenzen wichtig: „[...] die Kenntnis qualitativer Informationsquellen, das Finden (Recherchieren) von Information, eine am Erkenntnisinteresse ausgerichtete kritische Auswahl der benötigten Information, die intellektuelle wie technisch unterstützte Weiterverarbeitung der Information“ (Georgy & Scholle, 2014, S. 476).

Wie auch der Printmarkt keinesfalls ausschließlich auf Hochliteratur ausgerichtet ist – auch nicht in den Bibliotheken –, so bringt auch die aktuelle Gesellschaftsstruktur andere Nutzerprofile hervor als die traditioneller Bildungsabschlüsse. Jugendliche sind digital präsent – mal eher kommunizierend, mal eher selbst gestaltend –, das Internet ist für sie ein sozialer Raum und Teil ihrer Identität. Die Ausprägung in Richtung einer Informations- oder einer vermeintlich „gehobeneren“ Unterhaltungsorientierung mag bildungsabhängig bleiben, die digitale Präsenz an sich ist es nicht (Shell Deutschland, 2015, S. 19 f.).

2 Die Anbieterperspektive: Zur Veränderung der Angebots- und Ausbildungsbedarfe und -möglichkeiten in Zeiten der Digitalität

So, wie das „Lesenlernen für alle“ schon seit über 200 Jahren selbstverständlicher Teil der Schulpflicht ist, muss heute „digitale Lesekompetenz für alle“ vermittelt werden – von klein auf und entlang der Bildungskette. Georgy (2014, S. 478) verweist darauf, dass ähnlich wie bei Lehrkräften auch bei Berufseinsteigern im Bibliothekswesen inzwischen digitales Anwenderwissen vorhanden ist, es jedoch vor allem an didaktischen und methodischen Kenntnissen mangelt. Daher ist hier eine umfassende Aus- und Weiterbildung der Mitarbeiter erforderlich. In Zertifikatskursen werden berufsbegleitend interessierte Fachkollegen erreicht (Georgy & Scholle, 2014, S. 474), die Hochschulen stellen sukzessive ihre Curricula auf die Bedarfe der *information literacy* um, vor allem in technischer Hinsicht. Klassische und digitale Medienformate werden idealerweise in der Aus- und Weiterbildung miteinander kombiniert, um analoge und digitale Medienkompetenz zu üben.

Auch Umlauf (2012, S. 94) plädiert für Konzepte, die sich insgesamt an den Bedarfen der Stadt- und Regionalentwicklung orientieren. Das bedeutet im analogen wie digitalen Bereich nicht nur die Berücksichtigung der Hochkultur, sondern – v.a. bei Öffentlichen Bibliotheken – eine breite Angebotspalette und eine ebenso breite Vermarktungsstrategie. Vor allem die Distinktions- und Abgrenzungsstrategien der verschiedenen Milieus sind zu berücksichtigen. Georgy und Schade (2012, S. 23) und Umlauf (2015) empfehlen dazu die Orientierung an der jeweils aktuellen MedienNutzerTypologie (Eckert & Feuerstein, 2015). Neben Urbanitätsgrad, Alter und Bildung spielt vor allem „mediale Kulturalität“ eine entscheidende Rolle. Das bedeutet im digitalen Bereich aber neben der Bereitstellung und Unterweisung in der Nutzung moderner Online-Kataloge und -datenbanken auch die Berücksichtigung von Computerspielen und Social Media, die Einrichtung von Makerspaces, Unterstützung bei digitalen Publikationen und vieles mehr.

Umlauf (2015) geht bei den Entscheidungen für einen Bibliotheksstandort wesentlich von den Bedarfen der Nutzer aus und fordert eine Überprüfung der Faktoren im Einzelfall. Kommunale Unterstützung, Klarheit über das Nutzerprofil und die Bereitschaft, dieses auch zu bedienen und dann ggf. vorsichtig weiterzuentwickeln, sieht er als Erfolgskriterien. Mitarbeiter und Zielpublikum müssen zusammenpassen. Für Bibliotheken ist deshalb ein kontinuierliches, auch individualisiertes und digital gestütztes Qualitätsmanagement wichtig.

3 Die Kooperationspartner: Von Kita, Schule und Co. bis zum Seniorenheim

Wenn die Bibliothek sich an ihren Publika orientieren soll, dann muss man fragen, wo diese herkommen und ob nicht auch Bibliotheken auf deren Bildung Einfluss nehmen können. Die Familie als primäre Sozialisationsinstanz spielt in der Medienbildung nach wie vor die zentrale Rolle. Sowohl hinsichtlich der Vorlesepraxis als auch als digitales Vorbild geschieht in den Kernfamilien bereits vor Eintritt in Kita und Schule vieles – aktiv oder als Desiderat. Eltern tragen die Hauptverantwortung für die literarische Sozialisation (Lange & Sander, 2010, S. 182). So geben zwischen 60 % und knapp 80 % aller Kinder einer Stichprobe in drei Bundesländern an, erstmals mit den Eltern in der Bibliothek gewesen zu sein (Rose, 2013, S. 418). Es gelingt also den anderen Sozialisationsinstanzen nicht, Kinder aus lesefernen Milieus nachhaltig zu erreichen. Deshalb ist ein Blick auf die bibliothekarische Ausbildung mit Konzentration auf die Medien und die Nutzer allein noch nicht ausreichend.

Die Gelenkstelle der Kooperationspartner soll deshalb abschließend noch stark gemacht werden: Kitas, Schulen, der Offene Ganztag, ggf. die Wohlfahrtsverbände und natürlich die Kirchen in Doppelfunktion, weil sie auch selbst häufig Träger von lokalen Bibliotheken in Deutschland sind (Deutsche Bibliotheksstatistik, 2015), sind Sozialisationspartner auf dem Weg zur Lesekompetenz entlang der Bildungskette – bis hin zum Seniorenheim, wo heute noch neue Nutzer der digitalen Welt gewonnen werden können und zukünftig das Internet als Qualitätskriterium für eine Einrichtung gefordert werden wird: WLAN, Onleihe in Bibliotheken, barrierefreie Zugänge ohne Whitelist, ggf. auch mehrkulturelle digitale Angebote, Social Media von E-Mail über Twitter, Facebook zu Skype und anderen, sich weiter entwickelnden Formen bis hin zu evtl. auch kollektiven, partizipativen Schreib- und Publikationsmöglichkeiten werden zum Standard gehören müssen, sowohl in den Senioreneinrichtungen selbst als auch für ältere Besucher in den Räumen der Bibliothek.

Bibliotheken sollten also ihrerseits Vorteile aktiver Kooperationsbemühungen erkennen und offensiv gestalten. Dabei sind die avisierten Nutzer zum einen die Endnutzer (also etwa die Kinder, die mit Buch- und Eventangeboten letztlich erreicht werden sollen), aber davor wesentlich die Erzieherinnen und Lehrkräfte. Beider Interessen und Gratifikationen aus solchen Kooperationen sind zu berücksichtigen.

Für Schule und Bibliothek lassen sich etwa folgende Aspekte beschreiben:

Tab. 1: Lese- und Medienvermittlungsprofile von Schule und Öffentlicher Bibliothek.

Schule	Bibliothek
Häufig noch kein freies WLAN	Häufig freies WLAN
Schlechtes Schüler-Endgeräte Verhältnis (11 : 1, vgl. Bos et al., 2014)	Eigene digitale Endgeräte zur öffentlichen Benutzung
Lehrkräfte mit wenig digitaler Recherche-kompetenz	Personal mit hoher digitaler Recherchekompetenz
Schule für Schüler eher unattraktiver Lernort	Außerschulischer Lernort für Schüler attraktiver
Wenig Mittel für aktuelle Klassensätze	Möglichkeit zur Bereitstellung aktueller Klassensätze
Bisher kaum schulübergreifende Kooperation bei Lektürebesprechung	Möglichkeit zur Vernetzung verschiedener in- und ausländischer Schulen bei der Lektürebesprechung über eigene Lernplattformen
Kaum Möglichkeit zu externer Mittelakquise	Möglichkeit zu projektorientierter Mittelakquise – ggf. in inhaltlicher Koop. mit Schulen
Ambivalente Haltung der Lehrkräfte zu digitalen Medien	Berufsbedingt offensives Umgehen mit den Möglichkeiten digitaler Medien
Kein Raum für kreative Mediengestaltungsangebote (z. B. Makerspaces, Online-Publikation etc.)	Möglichkeit zum Angebot kreativer Mediengestaltungsangebote
Wenig Motivation zu digitalen Fortbildungen	Hohe digitale Medienkompetenz
Potenziale der digitalen Medien im Hinblick auf partizipatives Arbeiten, individuelle Förderung, Motivation und Nachhaltigkeit werden schlecht beurteilt (Bos et al., 2014)	Angebote v. a. im Bereich der Motivation und Möglichkeiten zur Partizipation
Bibliotheksbesuch im Curriculum, aber häufig standardisierte Angebote: Führung, Recherchetraining, Medienkiste, Leseanimation. Ca. 20 % der NRW-Bibliotheken haben institutionalisierte Partnerschaften	Viele Bibliotheken besitzen bundesland-spezifische Bildungsk Kooperationen mit Schulen, häufig standardisiert, v. a. mit Gymnasien, Gesamtschulen und Grundschulen
Bedarf an Anerkennung durch Schülerlob für attraktiven Unterricht	Bedarf an Besuchern – Schulkooperationen rechtfertigen Personaleinsatz
Pädagogisch-didaktische Kompetenz vorhanden, gemeinsame Planung entlastet von alleiniger Unterrichtsgestaltung	Bei gemeinsamer Gestaltung der Angebote Peer-to-Peer-Lernen von Lehrkraft

Für Schulen wie für Bibliotheken bieten Partnerschaften die Möglichkeit, eigene Schwächen zu kompensieren: Schulen gewinnen mit der Kooperation vor allem Kompetenz und Motivation, Bibliotheken erhöhen ihre Nutzerzahlen und erhalten die Möglichkeit zur Profilierung ihrer Nutzertypologie. Das trägt sogar zur Sicherung von Arbeitsplätzen bei.

Kompetenzen sind dabei vom Bibliothekspersonal in zweierlei Richtung zu entwickeln: Zum einen müssen sie unmittelbar an den Interessen und Bedarfen der Lehrkräfte argumentieren können, sich sicher in den Curricula verschiedener Schularten und -stufen bewegen und kompetenzorientierte Angebote machen können – mit Bereitstellung von Klassensätzen, Medienverbundangeboten und Lehrerbegleitmaterialien, in Zukunft vielleicht mehr und mehr noch durch Vermittlung von Kooperationsklassen, die die gleichen Medien besprechen wollen und so ideale Peer-to-Peer-Partner werden können. Zum anderen werden schulübergreifend Themen bearbeitet, verfestigte Klassenstrukturen und Arbeitsweisen aufgebrochen, partizipatives, ggf. inklusives Arbeiten ermöglicht. Begleitend können dann mehrere Klassen von ergänzenden Angeboten wie Autorenlesungen und Workshops zum selben Thema profitieren. Solide Recherche, professionelle Posterpräsentation mit Plottern, Einführung in Präsentationsprogramme ergänzen als arbeitsmethodische Aspekte. Ein Bibliothekar muss kein voll ausgebildeter Lehrer sein – aber gelernt haben, die Bedarfe der Kooperationspartner zu erkennen und sich argumentativ darauf einzustellen. Grundbegriffe der Pädagogik und Didaktik sollten bekannt sein, damit motivierend, altersgerecht und orientiert an den jahrgangsstufenspezifischen Kompetenzanforderungen die gemeinsame Kooperation geplant werden kann. Bibliotheksmitarbeiter werden sich als kompetente Partner auf Augenhöhe von Lehrkräften etablieren, wenn beide eine gemeinsame Sprache sprechen.

Natürlich gilt diese Forderung auch im Umkehrschluss. Ein entsprechendes Ausbildungsmodell dazu gibt es an der Technischen Universität Dortmund, wo Lehramtsstudierende durch eine Zusatzqualifikation zum Zertifikat Literaturpädagogik unter Beteiligung von Kooperationspartnern aus den Stadt- und Landesbibliotheken, Archiven und Wissenschaftlichen Bibliotheken lernen, was Bibliotheken und Archive können und wie ihre Kompetenzen effizient in einer gemeinsamen Unterrichtsgestaltung genutzt werden (Marci-Boehncke, 2016) – nicht als „Bücherlieferanten“, sondern als professionelle Literatur- und Medienexperten. Ca. 250 Studierende haben seit 2012 dieses Zertifikat in Arbeit, etwa 100 bereits abgeschlossen. Dies ist ein wichtiger Schritt auf dem gemeinsamen Weg. Denn „am pädagogischen Effekt einer Schulbibliothek“ (Umlauf, 2006, S. 26) – oder einer Kooperation Schule-Bibliothek – haben sowohl Bibliothekare wie auch Lehrkräfte ihren Anteil.

4 Fazit

Die Kooperation von Bibliotheken mit ihren Bildungspartnern auf dem Weg entlang der Bildungskette von der Kita bis zum Seniorenheim ist effizienzsteigernd für alle Seiten und muss daher auch in den Ausbildungsgängen der Institutionen verankert werden. Nur im Bewusstsein der gegenseitigen Möglichkeiten und Anforderungen kann eine gewinnbringende Zusammenarbeit gestaltet und verstetigt werden. Dazu ist besonders auch ein kompensatorischer Blick hilfreich: Was haben die jeweils anderen Akteure zu bieten, mit dem wir gemeinsam noch stärker auftreten können? Der gegenseitige Austausch innerhalb der Bildungsgänge könnte helfen, das jeweilige Berufsbild von Anfang an in Richtung Kooperation zu profilieren und zu qualifizieren.

Literatur

- Aufenanger, S., Eickelmann, B. & Herzig, B. (2014). *Medienbildung entlang der Bildungskette: Ein Rahmenkonzept für eine subjektorientierte Förderung von Medienkompetenz im Bildungsverlauf von Kindern und Jugendlichen*. Bonn: Deutsche Telekom Stiftung.
- Börsenverein des Deutschen Buchhandels. (2014). *Verankert im Markt: Das E-Book in Deutschland 2013* [Folien-Präsentation]. Abgerufen von http://www.boersenverein.de/sixcms/media.php/976/Kurzversion_E-Book-Studie2014.pdf
- Bos, W., Eickelmann, B., Gerick, J., Goldhammer, F., Schaumburg, H., Schwippert, K., Senkbeil, M., Schulz-Zander, R. & Wendt, H. (Hrsg.). (2014). *ICILS 2013: Computer- und informationsbezogene Kompetenzen von Schülerinnen und Schülern in der 8. Jahrgangsstufe im internationalen Vergleich*. Münster: Waxmann.
- Deutsche Bibliotheksstatistik. (2015). Abgerufen von <https://www.bibliothekstatistik.de/>
- Eckert, M. & Feuerstein, S. (2015). Veränderungen und Grundcharakteristik der MedienNutzerTypen. *Media Perspektiven*, 19, 482–496.
- Georgy, U. & Schade, F. (2012). Marketing für Bibliotheken: Implikationen aus dem Non-Profit- und Dienstleistungsmarketing (S. 7–40). In U. Georgy & F. Schade (Hrsg.), *Praxishandbuch Bibliotheks- und Informationsmarketing*. Berlin/Boston: De Gruyter.
- Georgy, U. & Scholle, U. (2014). Zertifikatskurs „Teaching Librarian“ des ZBIW: Informationskompetenz in der wissenschaftlichen Aus- und Weiterbildung. *BIT online*, 17(5), 474–479. Abgerufen von <http://www.b-i-t-online.de/heft/2014-05-nachrichtenbeitrag-georgy.pdf>
- Höft, R. & Marci-Boehncke, G. (2017). Experten für das Lesen: Leseförderung in Öffentlichen Bibliotheken weiterentwickeln. *BuB – Forum Bibliothek und Information*, 69(1), 51–55. Abgerufen von <http://b-u-b.de/archiv/>
- Institut für Demoskopie Allensbach. (2016). *Die Zukunft der Bibliotheken in Deutschland. Eine Repräsentativbefragung der Bevölkerung ab 16 Jahre*. Allensbach. Abgerufen von http://www.ifd-allensbach.de/uploads/tx_studies/11048_Bericht_ekz_Bibliotheken.pdf
- Lange, A. & Sander, E. (2010). Mediensozialisation in der Familie. In R. Vollbrecht & C. Wegener (Hrsg.), *Handbuch Mediensozialisation* (S. 180–191). Wiesbaden: VS.

- Marci-Boehncke, G. (2016). Leseförderung 3.0: Eine Bilanz zum veränderten Bewusstsein der „Experten für das Lesen“. *ProLibris*, 21(2), 79–81.
- Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest. (2016). *JIM-Studie 2016: Jugend, Information, (Multi-)Media; Basisstudie zum Medienumgang 12- bis 19-Jähriger in Deutschland*. Stuttgart. Abgerufen von https://www.mpfs.de/fileadmin/files/Studien/JIM/2016/JIM_Studie_2016.pdf
- Rose, S. (2013). *Bibliothek – Medien – Lesen: Von der Buchausleihe zur Leseförderung: Lesedidaktische Kompetenzen von Bibliotheken im Selbst- und Fremdbild*. Dissertation, Technische Universität Dortmund. Abgerufen von <https://eldorado.tu-dortmund.de/bitstream/2003/32915/1/Dissertation.pdf>
- Shell Deutschland. (2015). *Jugend 2015: 17. Shell Jugendstudie*. Frankfurt/Main: Fischer. urn:nbn:de:101:1-2015122312957
- Umlauf, K. (1999). Leiten + Bilden = Leitbild. Das Bibliotheksleitbild: Inhalt – Funktion – Anforderungen – Erstellung – Umsetzung. *Buch und Bibliothek – BuB*, 51(2), 98–105.
- Umlauf, K. (2006). *Schule, Bibliotheken, Schulbibliotheken* (Berliner Handreichungen zur Bibliotheks- und Informationswissenschaft, Heft 208). Berlin: Institut für Bibliotheks- und Informationswissenschaft. Abgerufen von <http://www.ib.hu-berlin.de/~kumlau/handreichungen/h208/>
- Umlauf, K. (2012). Standortmarketing. In U. Georgy & F. Schade (Hrsg.), *Praxishandbuch Bibliotheks- und Informationsmarketing* (S. 64–101). Berlin/Boston: De Gruyter.
- Umlauf, K. (2015). Trends bei Bibliotheksfilialen. *Bibliothek: Forschung und Praxis*, 39(2), 163–174. doi:10.1515/bfp-2015-0020

Alle Internetquellen wurden zuletzt am 29.01.2017 aufgerufen.

Jonas Fansa

Wer macht die Bibliothek von morgen?

Abstract: Den aktuellen gesellschaftlichen Herausforderungen begegnen Bibliotheken mit neuen programmatischen Ansätzen: Vom Providing zum Performing – längst stehen klassische Sammlungs-, Erschließungs- und Bereitstellungskonzepte als eine Säule neben infrastrukturellen und vermittelnden Aufgaben. Bibliotheken sind Orte der Kreativität und Plattformen der Vernetzung geworden. Diese Entwicklungen erfordern auch neue Antworten auf personelle Fragen. Unter den gegebenen Bedingungen hat die monokulturelle Ausrichtung des Berufsbildes mit drei Ebenen von Bibliotheksbeschäftigten ausgedient. Die Bibliothek der Zukunft wird Diversität nicht nur in gesellschaftlichen Kategorien brauchen, um einer vielfältiger werdenden Gesellschaft adäquate Angebote zu machen. Sie wird auch fachlich und professionell komplexer werden, um den kommenden Anforderungen zu begegnen. Das gelingt nur durch die Anreicherung des Kompetenzprofils mit den Fähigkeiten und professionellen Haltungen weiterer Berufsgruppen.

1 Das Bild von der Bibliothekswissenschaft

Niemals werde ich den Beginn der letzten Vorlesung, die ich als Bibliotheksreferendar besucht habe, vergessen. Der Dozent fragte: „Wer hier im Raum hält die Bibliothekswissenschaft nicht für eine Wissenschaft?“ Ohne lange darüber nachdenken zu müssen, habe ich mich gemeldet. Ich sah mich um. Ich war der Einzige. Der Dozent kommentierte dieses Bild mit den Worten: „Ich bin froh, dass nur sehr wenige dieser Ansicht sind.“ – Gelächter.

Bis heute fällt es mir schwer, den Beruf „Bibliothekar/in“, den ich selbst mit Leidenschaft ausübe, zu beschreiben. Dass die Ausbildung von einem Studienfach namens „Bibliothekswissenschaft“ begleitet wird, macht es dabei nicht leichter, in übersichtlicher Weise zu erklären, was wir eigentlich tun. Hingegen fällt es den allermeisten Nichtbibliothekaren keineswegs schwer, mit dem Wort „Bibliothekar“ ein Image, eine Idee, eine Vorstellung zu verbinden. Und diese Vorstellung ist im Grunde kanonisch. Der Protagonist des 2014 erschienenen Romans „Der Bibliothekar, der lieber dement war als zuhause bei seiner Frau“ von Dimitri Verhulst entscheidet eines Tages, der Außenwelt den Verlust seines Verstands vorzugaukeln. Das Motiv: in Ruhe gelassen zu werden. Die Figur ist freilich liebenswürdig, ein Abziehbild von Bibliothekar, der

den Standort jedes einzelnen Buchs aus dem Gedächtnis kennt: „Man brauchte mir nur den Namen eines Autors oder ein Thema zu nennen, schon ratterte ich einen Rattenschwanz Titel herunter“ (Verhulst, 2016, S. 45). In der belletristischen Literatur finden sich zahllose vergleichbare Stereotypen unseres Berufsstands.

Mir sind nicht wenige Kolleginnen oder Kollegen bekannt, die sich Fremden zunächst als „Kulturmanager“ oder als „ich finde, es ist nicht so wichtig, was man beruflich macht“ vorstellen. Würde sich mir jemand in der letztgenannten Weise erklären, meine Phantasie würde Blüten treiben: Auftragsmörder? Metzger? Geheimagent? Wenn die Wahrheit aber weit weniger spektakulär ist, scheint dem Beruf des Bibliothekars bzw. der Bibliothekarin etwas mithin schwer Vermittelbares anzuhängen. Jüngst hat eine Autorin des Onlineformats „Freitext“ der ZEIT ihr Bedauern darüber zum Ausdruck gebracht, dass nach ihrer Wahrnehmung das kanonische Bild von Bibliothek und Bibliothekspersonal nicht mehr der von ihr erlebten Realität entspricht (De Velasco, 2016). Interessant ist das – aus unserer Sicht oft „staubige“ – Image deshalb, weil es eine Art Konstante darstellt; bis heute jedenfalls und ganz gewiss auch künftig in den Köpfen vieler Nichtbibliothekare.

Das hat meines Erachtens mit zweierlei zu tun: Dieses kanonische Bild dessen, was Bibliothekare treiben, ist einfach. Es ist griffig darstellbar, es passt zu einer bestimmten Art von Persönlichkeit (ein durchaus gebildeter Messie, nicht in erster Linie kundenorientiert) und in eine bestimmte Art von gut vorstellbarem Kontext (wissenschaftlich, monumental, altehrwürdig, kulturbeflissen, schützenswert). Figur und Kontext sind dabei statisch, tendenziell ein bisschen langweilig, definitiv bedeutsam für eine Gesellschaft, ihre Elite und ihr „Erbe“, aber trotzdem für die allermeisten Menschen nicht so wichtig. Stereotype vereinfachen das Leben und haben auch Vorteile. Und in diesem Fall sind sie ja auch nicht böse, denn sie dienen nicht der Diskriminierung. Naja, eventuell ein bisschen, aber im Vergleich zu Diskriminierung wegen Geschlecht, Herkunft, Behinderung etc. dürfte das Langweiligfinden von Bibliothekaren niemanden ernsthaft erschüttern. Gut so.

Auf der anderen Seite ist der Beruf, wie wir Bibliothekare ihn kennen, enorm vielfältig, extrem dynamisch, mitunter irritierend vielschichtig und verstörend schnelllebig – und das gilt nicht nur für das Management im sogenannten „höheren Dienst“, sondern genauso für den sogenannten „gehobenen Dienst“ und das Personal, das die Bibliothek gegenüber der Kundschaft überwiegend repräsentiert, die Fachangestellten. Das Studium und die dazugehörigen Ausbildungscurriculae gleichen einem Rundumschlag; darin enthalten ist freilich all das, was für die klassischen Tätigkeiten des Sammelns, Erschließens und Verfügbarhaltens von Medien und Informationen erforderlich ist.

Dieser Teil nimmt unter Berücksichtigung moderner Informations-, Publikations- und Kommunikationsformen dabei (wen wundert's?) die größten Anteile der fachlichen Ausbildung ein.

Gleichzeitig werden im höheren und gehobenen Dienst Führungs- und Managementkompetenzen vermittelt, betriebswirtschaftliche und verwaltungsrechtliche Kompetenzen. Auch dabei: Politisches und Marketing. Ein Gemischtwarenladen. Und tatsächlich charakterisiert die vielfältige Mixtur auch später den beruflichen Alltag. Nicht ohne ein Gefühl methodischer Dauerüberforderung, weil sich die Themen und fachlichen Kontexte oft schneller entwickeln, als der oder die Einzelne zu lernen imstande ist. Gleichzeitig werden die oben genannten klassischen Tätigkeiten zunehmend zurückgedrängt.

2 Wo liegen die künftigen Herausforderungen im Bibliothekssegment?

Kurz zurück zum pseudodementen Bibliothekar von Verhulst: Was in der Klosterbibliothek, der barocken Prachtbibliothek oder vielleicht auch dem Prototyp der dreigeteilten Bibliothek della Santas (1816) noch vorstellbar gewesen sein mag, ist spätestens seit dem 20. Jahrhundert bloß noch ein romantisches Relikt. Die Industrialisierung auch des Publikationsmarkts und die zunehmende Komplexität von Nachweis- und Retrievalinstrumenten für analoge und digitale Medien und Content, die im Verlauf des letzten Jahrhunderts zentrale Herausforderungen des Berufsstands waren, haben den Jäger- und Sammlerbibliothekar weitgehend obsolet gemacht. Dass es in bestimmten Nischen noch der Kompetenzen dieser Gattung bedarf, ist unzweifelhaft. Doch das Gros der Branche verabschiedet sich von der Vorstellung, dass wir alles überblicken und im Detail verstehen können.

Die Probleme waren in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts noch einigermaßen durchdringbar: Eine RAK-Aufnahme musste auf eine international normierte Katalogkarte passen, die Schlagwortketten mussten sinnfällig sequenziert und damit suchbar sein, die Aufstellungssystematik sollte ein Wissensgebiet in nachvollziehbarer Weise repräsentieren. Doch die Katalogkarte ist verschwunden, die Schlagwortkette eigentlich auch (sie stört nicht, aber wer vergibt sie noch?). Die Aufstellungssystematik wird noch heute in vielen Bibliotheken harmonisiert, an Verbünde angeschlossen usw. „Weg mit den Haussystematiken!“ hieß es in vielen Bibliotheken. Doch ist das heute noch wichtig?

Aufstellungssystematiken dienen infolge der Digitalisierung mehr und mehr nur noch der zweifelsfreien Identifikation im physischen Raum, elektronische Leitsysteme sollen das Gesuchte auffindbar machen, ohne dass die Nutzerschaft allzu viele Schilder lesen müsste – das mobile Endgerät weist den Weg. In Öffentlichen Bibliotheken gibt es vielfach keine Individualsignaturen mehr, in einigen europäischen Ländern sind die Signaturetiketten teilweise ganz verschwunden. Die Nutzerschaft von morgen wird anders suchen, gemäß den Prämissen von FRBR und RDA, die sich am Erkenntnisinteresse des Besuchers orientieren, auch gerne zunächst unabhängig von Formaten: Information und Wissen in jeder physischen bzw. digitalen Form. Gleichzeitig löst sich ein ganzes uns bekanntes System der Kundenkommunikation auf: Nun ist angesichts unserer Besucherschaft die Rede von sogenannten „Prosumern“ (f/21 Büro für Zukunftsfragen, 2016). Menschen, die zu uns kommen, produzieren auf einmal selbst etwas, was dann sogar Teil eines „Bestands“ werden kann. Erschließung wird mitunter von diesen Leuten mit erledigt. Discovery Systeme beziehen ihre für das Retrieval erforderlichen Daten aus unterschiedlichsten Quellen. Bibliothekare konfigurieren Suchsysteme gemeinsam mit Informatikern und „kaufen“ oder aggregieren Daten, um die Suchergebnisse zu verbessern, die die Kundschaft ausgespuckt bekommt. Anstelle der klassischen Kataloge treten heterogene Datenquellen, Indizes und Suchmaschinen. Die Kundschaft ist die Frontends von gängigen Warenwirtschaftssystemen, wie Web-Shops, gewöhnt und findet die alten „OPACs“ ein bisschen „strange“.

Es ist heute egal, wieviel Text auf eine Katalogkarte passt. Es ist egal, wie die Reihenfolge der Wörter in der Schlagwortkette ist, es ist egal, wie „hygienisch“ die Titelaufnahme ist, wenn angereicherte Metadaten verfügbar sind und das Objekt mithilfe von semantischen virtuellen Maschinen statistisch in seiner Relevanz ausgewertet werden kann. Die „Reinheit“ der Katalogdaten ist eine hübsche Antiquität. Qualitäts- und Relationsanforderungen an Daten haben das Reinheitsgebot abgelöst. Die Daten müssen ausreichend komplex sein und intelligent verknüpft und maschinell ausgewertet werden können – das ist ein ganz neues Business. Suchmaschinentechnologie löst klassische Katalogabfragen ab: *best match* statt *exact match*, Nutzer stehen am Auskunftspult und sind unter Umständen dreimal so schnell im Umgang mit manch einem Suchsystem wie wir. Die hinter der Retrievalleistung liegenden Logistiksysteme – digital und unkörperlich bei Medien aus Bits und Bytes oder industriell in automatisierten Hochregallagersystemen – können Bibliothekare überwiegend nur anwendungsbezogen verstehen.

Mit der Digitalisierung sowohl der Arbeitsabläufe und auch des Verhaltens unserer Nutzerschaft haben sich auch die Infrastrukturen und Räume verändert. Der Lesesaal und alle von ihm typologisch abgeleiteten räumlichen Situa-

tionen von klarer Hierarchie und Gliederung sind in heutigen Bibliotheken allenfalls noch Mosaiksteine des räumlichen Angebots. Auch hier verflüssigen sich die bekannten Ordnungen. Dabei lernen wir nicht nur von anderen Branchen, welche entscheidende Rolle räumliche Inszenierung und Aufenthaltsqualität spielen. Wir erleben auch, dass unsere Nutzerschaft eine Flexibilisierung der Räume erwartet, sie erobert sich die Bibliothek in einer Weise, die im klassischen Lesesaal noch undenkbar gewesen wäre. Der geneigte Besucher baut sich mitunter aus den beweglichen Möbeln seine optimale Arbeits-, Lern- oder Kommunikationssituation selbst zusammen. Was dereinst in Kinder- oder Jugendbibliotheken vor allem der Unterstützung von Programmarbeit im Bibliotheksraum diente, wird beim Design von zeitgenössischen Bibliotheksräumen zur ganz normalen Ausgangshaltung.

Die Räume müssen Enormes leisten: Identitätsstiftung für ihre Community einerseits, Unterstützung der unablässigen Entwicklung dieser Community durch Beweglichkeit und Veränderlichkeit andererseits. Die letzten Bibliotheken, die überwiegend aus Regalsystemen, Tischen, Stühlen und statischen Theken konfiguriert worden sind, datieren aus den späten 1990er oder frühen 2000er Jahren. Heute wissen wir, dass der Anspruch an Identität, Flexibilität, Entwicklungsfähigkeit und Vielfalt der Infrastrukturen ohne die aktive Arbeit von und ständige Begleitung durch Profis nicht zu leisten ist. Architekten, Innenarchitekten, Produkt- und Industriedesigner entdecken Bibliotheken als faszinierende Gestaltungsaufgabe, und wir brauchen den Sachverstand dieser Berufsgruppen, um die Orte aufgabengerecht zu formen. Dabei erleben wir, dass das Methodenset dieser Professionen bei uns gar nicht verfügbar ist und lernen aus ihm wiederum viel über unsere eigene Klientel und unsere eigenen Reflexe.

Die Ansprüche der Nutzerschaft sind gerade in großen Bibliotheken heute hoch, und das hinsichtlich der Infrastrukturen, der Technologien und der Dienstleistungen. Die Anforderungen an Systeme und Personal müssen sich messen lassen an der Verfügbarkeit und Professionalität von Organisationen, die mit kommerziellem Interesse Märkte erschließen. Dass WLAN und VPN funktionieren und die Dienstleistungen verständlich und nachvollziehbar sind, das Personal sich kundenorientiert verhält und Serviceversprechen mit hoher Verlässlichkeit eingehalten werden, wird vorausgesetzt. Der Fokus des Personaleinsatzes in Bibliotheken ist indes entsprechend performativ geworden.

Die eigentliche Bibliotheksarbeit findet nicht mehr im Büro statt, sondern stellt die Interaktionsschnittstellen zwischen Menschen in den Mittelpunkt. Dienstleistungsentwicklung ist optimaler Weise bereits in ihren ersten Schritten teilhabeorientierter Prozess, und die Methoden dafür sind anderen Disziplinen als dem Bibliothekswesen entlehnt. Design-Thinking-Ansätze inkorporie-

ren Sach- und Fachverstand unterschiedlicher Disziplinen im Vordenken von Bibliotheksangeboten, sinnfälliger Weise auch im Dialog mit der Kundschaft (IDEO, 2015). Die Prämissen des Design Thinking sind teamorientiert, experimentell und vor allem von den Sichtweisen unterschiedlich vorgebildeter Akteure geprägt. In definierten Phasen kreativen Arbeitens wird der Bedarf analysiert und es werden Ideen aus zunächst möglichst naiven Blickwinkeln heraus entwickelt und mithilfe verschiedener Methodensets in einem iterativen Prozess und mit Unterstützung von Experimenten zur Umsetzungsreife getrieben. Am Beginn steht dabei der faktische Bedarf der gesellschaftlichen Stakeholder an Bibliotheken – nicht unsere selbstdefinierte Bedeutung und Rolle als Kultur- und Bildungseinrichtung.

3 Auf Augenhöhe

Indes ist uns klar geworden, dass die Vermittlung von Informationskompetenz nicht mehr dem Bild des „Navigators im Informationsdschungel“ oder dergleichen entspricht. Das Navigatorenbild hat ausgedient. Unsere vermeintliche Orientiertheit schmilzt durchaus dahin. Fragen, die die Nutzerschaft an uns heranträgt, können wir nicht unbedingt immer parieren. Je technologischer und multidisziplinärer unser Geschäft wird, desto weniger kann es gelingen, eine Art Monopolanspruch auf mediale Technologien und damit verbundene Kulturtechniken zu erheben. Das haben wir noch bis vor wenigen Jahrzehnten getan.

Heute wird gefragt: „Wie logge ich mich mit diesem Gerät in Ihr WLAN ein?“, „Welche Codecs brauche ich, um dieses Medium hier auf meinem Android-Gerät mit diesem oder jenem Mediaplayer abzuspielen?“, „Kann ich das auch scannen ohne schwarzen Rand?“, „Wie mache ich aus dieser *.JPG-Datei ein PDF-A-Dokument?“, „Haben Sie Gruppenarbeitsräume für Schüler?“, „Wie kriege ich meinen Laptop an diesem Smartboard zum Laufen?“, „Kann ich vom WLAN auch auf Pressdisplay zugreifen?“ usw. Die Zielrichtung von Makerspaces (Stadtbibliothek Helsinki, o. J.) und Co-Working-Konzepten (Schwarz, 2016) für Bibliotheken besteht unter anderem darin, Kompetenzen zusammenzubringen, die wir aufgrund von begrenzten Ressourcen und eigenen Fähigkeiten nicht mehr umfassend auf dem One-Way-Ticket anbieten können: hier unsere Dienstleistung, da die Kundschaft. Dieses Modell ist am Ende. Es passt nicht zum Vielfaltsanspruch heutigen Lernens und Arbeitens und zeitgemäßen Wissenstransfers und zu zeitgemäßen Auffassungen von Teilhabegerechtigkeit.

Deswegen drängt es Bibliotheken wie andere Kultur- und Bildungseinrichtungen auch zu partizipativen Entwicklungsmodellen hin. Akzeptanz und Relevanz von Angeboten sind heute nicht mehr ohne die Zielgruppe zu erreichen, und damit sind nicht nur regelmäßige quantitative und qualitative Erhebungen gemeint, sondern auch das aktive Einbinden der Nutzerschaft und anderer Akteure, die Bibliotheken als Transferplattformen für Befähigung und Vernetzung (Stadtbibliothek Köln, 2016) verstehen, etwa Schulen, Hochschulen, freie Bildungsträger, Stadtentwicklungsagenturen und die öffentliche Verwaltung (Schulz, 2016). Dass viele mitreden wollen bei Services, Infrastrukturen und programmatischer Arbeit von Bibliotheken, ist eine logische Konsequenz des schärfer auf gesellschaftliche Relevanz fokussierenden Blicks, wenn es um die Aufgaben der öffentlichen Hand geht. Bibliotheken fliegen wie andere Kultureinrichtungen längst nicht mehr unter dem Radar. In betrieblicher Hinsicht wird von uns schon länger unternehmerisches Handeln unter teils erschwerten Bedingungen erwartet.

Der politische New-Public-Management-Anspruch gibt uns je nach Rechtsform und längerer oder kürzerer Leine des Trägers nicht nur gewisse Freiheiten, sondern er zieht uns zur Verantwortung für unsere Haushalts- und Wirtschaftspläne. Deren inhaltliche Herleitungen wiederum sind im besten Fall Spiegel der gesellschaftlichen Relevanz bibliothekischer Arbeit. Wir tragen nicht nur Verantwortung für „wieviel“ und „wovon“, sondern auch für „was“, „warum überhaupt“ und „für wen“.

Die Bibliothek wird in Zukunft noch mehr unter dem Druck stehen, ihre Angebote und ihr Programm zielgruppenspezifisch angemessen zu entwickeln und zu legitimieren. Sie muss das im Dialog mit ihren gesellschaftlichen, politischen und administrativen Stakeholdern leisten und kommerziellen Konkurrenten etwas entgegensetzen. Infrastrukturell und räumlich muss sie die Erwartungen und die sich schnell verändernden Gewohnheiten ihrer Klientel bedienen – dafür darf sie nicht aufhören, selbst Neues zu lernen.

Physis und Digitale Welt der Bibliothek müssen in puncto Servicedesign funktional und gestalterisch überzeugen – gleichzeitig sind beide Komponenten der Identität einer Bibliothek verpflichtet. Als Ermächtigungsorte der Zivilgesellschaft – das war und ist auch in Zukunft die Hauptaufgabe dieser Institutionen – können es sich Bibliotheken immer weniger leisten, technologisch nicht up to date zu sein. All das muss ihnen unter häufig herausfordernden finanziellen Bedingungen auch noch so gelingen, dass sie wirtschaftlich stabil agieren können. Der schiere Hinweis an die Politik, dass Kultur und Bildung Geld kosten, verfängt dabei nicht. Erst eine überzeugende und attraktive Programmatik bei effizienter innerer Organisation wird politische Akteure heute zu Vorkämpfern des bibliothekischen Gedankens machen.

4 Doch wer macht künftig dieses komplexe und vielgestaltige Ensemble?

Als ich 2008 vorgeschlagen habe, das Wort „bibliothekarisch“ in bestimmten Zusammenhängen durch das Wort „bibliothekisch“ zu ersetzen, habe ich mitunter irritierte Kommentare geerntet (Fansa, 2008, S. 26). Durchsetzen konnte sich der Vorschlag freilich nicht, und darüber möchte ich mich an dieser Stelle auch gar nicht beklagen. Dennoch soll der Blick hier darauf gelenkt werden, dass wir zahllose Fragestellungen, Aufgaben und Dienstleistungen als „bibliothekarisch“ bezeichnen, und das bedeutet: „die berufliche Tätigkeit eines Bibliothekars, einer Bibliothekarin betreffend, zu ihr gehörend, ihr eigentümlich, gemäß“ (bibliothekarisch, o. J.).

Das zeigt zwar, wie sehr wir uns mit den vielfältigen Themen identifizieren. Wir werfen uns bereitwillig auf jede Herausforderung. Eine Stärke dieses Berufsstands! Andererseits zeugt dieses Denken auch von Selbstüberschätzung, ja Selbstüberforderung. Der Bibliothekar kümmert sich nicht selten um alles, arbeitet sich in jedes Thema ein, ist Lobbyist, Manager, Verwalter, Unternehmer, Führungskraft, Projektleiter, Gestalter, Lehrer, Berater, Werbetexter, Logistiker, Informatiker, Hausmeister usw. Ist er das eine oder andere nicht so richtig, dann ist er es vielleicht ein bisschen und wenn das auch nicht klappt, dann beauftragt er eben die entsprechenden Fachleute und Fachfirmen. Hin und wieder sind Fachfirmen, die spezifische Leistungen für Bibliotheken anbieten, beispielsweise Möblierung oder Integrierte Bibliotheksmanagementsysteme (ILS, Integrated Library System), überwiegend von Bibliothekaren geprägt. Sind sie das nicht selbst, so hat die Zusammenarbeit mit Bibliotheken in manchen Fällen über Jahrzehnte hinweg dazu geführt, dass weitgehend geschlossene Spezialmärkte entstanden sind. Auf diesen Märkten treffen sich vergleichsweise wenige Kunden und noch weniger Anbieter und in den vergangenen Jahren ist spürbar geworden, wie sehr die Akteure sowohl in Bibliotheken als auch in selbige bedienenden Firmen nach Anregungen von außerhalb der Branche Ausschau halten.

Um beim Beispiel ILS zu bleiben: Die Integrierten Bibliotheksmanagementsysteme sind inzwischen hochkomplizierte Monstren geworden. Die Implementation zeitgemäßer Dienste (bspw. mashups oder direkter Zugriff auf digitalen Content aus dem Katalog) in die „klassischen ILS“ ist kaum mehr möglich oder zwingt zu abenteuerlichen Bastelaktionen. Das Nachdenken über bestehende Systeme, die teilweise mit uralten Toolkits entwickelt worden sind, bereitet geradewegs Kopfschmerzen. In Skandinavien experimentieren Bibliotheken indes mit stark vereinfachten Lösungen, um die logistischen Anforderungen des ILS mit leichtgewichtigeren Komponenten zu bedienen.

Frontends werden aus marktgängigen Lösungen konstruiert, die auch in anderen Lebensbereichen im Einsatz sind (bspw. TING in Aarhus und Kopenhagen oder der neue Katalog der SLUB Dresden), um sich aus der Sperrigkeit und den Zwängen der „Dinosaurier“ zu befreien. Das tut unter Umständen weh, da über Jahrzehnte gewachsene Ablauforganisationen und Arbeitsauffassungen sich an standardisierte Prozesse annähern oder diese adaptieren müssen. Es ist aber in zweierlei Hinsicht heilsam: Bibliotheken lernen, sich auf offeneren Märkten zu orientieren und die Nutzerschaft findet ihre Intuition adäquat bedient, weil aus Standardkomponenten gestaltete Systeme sich an den Gepflogenheiten des Marktes orientieren – nicht an „bibliothekarischen“ Anforderungen. Sie suchen also eher den Bezug zur Aufgabe der Bibliothek für ihre Community, sie sind mehr „bibliothekisch“ als „bibliothekarisch“.

Die Stadtbibliothek Aarhus beschäftigt für die digitalen Projekte bezüglich des Frontends und des ILS, die sie in Zusammenarbeit mit der Stadtbibliothek von Kopenhagen durchführt, eine Gruppe „echten“ IT-Personals. Und auch in deutschen Bibliotheken ist es bereits seit Jahren gang und gäbe, IT-Profis einzustellen, insbesondere in den Verbundzentralen. Aufgrund der tarifvertraglichen Limitationen und der durchaus erforderlichen Bibliotheksaffinität ist es freilich nicht immer einfach, qualifiziertes Personal zu finden und zu binden. Doch die Branche ist zum Erfolg verdammt, wenn sie sich bedarfsgerecht entwickeln will. Der IT-Bereich ist das Paradebeispiel dafür, das allen Bibliothekaren sofort einleuchtet.

In puncto gestalteter Umwelt haben Bibliotheken in den letzten anderthalb Jahrzehnten einen atemberaubenden Professionalisierungsschub erfahren. Das beginnt bei einem konsistenten und vom Logo über Farbkonzept, Typografie bis hin zu Gestaltungsregeln für unterschiedlichste Produkte durchdachten Corporate Design (CD) der Bibliothek. Es geht weiter bei der nach diesen CD-Vorgaben entwickelten Website und dem dazugehörigen Suchsystem und anderen Interfaces, bei der gestalteten Geschäftskommunikation, den Ausstattungen in öffentlichen Bereichen des Hauses inklusive Leitsystemen, die optimaler Weise mit dem Corporate Design korrelieren, sowie im Extremfall einer Corporate Architecture – man denke hier an neuere Häuser wie die Openbare Bibliotheek Amsterdam oder DOKK1 in Aarhus.

Gestaltung aus einem Guss muss aber nicht nur einmal erreicht werden, sondern ist eine ständige Aufgabe, die in kleineren Häusern mit externer Unterstützung, in größeren Häusern aber aufgrund der nötigen kontinuierlichen Arbeit daran bestenfalls aus dem eigenen Team heraus geleistet oder zumindest betreut werden kann. Das Einbinden von beispielsweise Designern (v. a. Produkt- und Industrie-, ggf. aber auch Grafik- und Kommunikationsdesignern) in Bibliotheksteams kann auch methodisch vorteilhaft sein, weil

dieses Personal die im Design-Thinking-Ansatz genutzten Herangehensweisen professionell beherrscht und damit Bearbeitungs- und Problemlösungsstrategien mitbringt, die bei Bibliothekaren nicht zum verfügbaren Werkzeug gehören.

Damit sind Gestalter nicht etwa nur interessant für reine Design-Aufgaben, sondern auch für das Weiterentwickeln der Kernangebote einer Bibliothek. Gestalter bringen qua Ausbildung die Fähigkeit mit, Kreativprozesse in klar abgrenzbaren Phasen zu denken und innerhalb dieser Phasen an den entscheidenden Punkten die richtigen Fragen zu stellen. Sie lernen bereits im Studium, den Bedarf anderer zu verstehen und sich fremde Aufgaben zu eigen zu machen. Dabei behalten sie stets das Ganze im Blick und führen eine für alle Stakeholder befriedigende Synthese herbei.

Ein weiteres Einsatzgebiet für zunächst fachfremdes Personal sind pädagogische Aufgaben, v. a. für Medienpädagogen und pädagogische Profis mit interkulturellen Kompetenzen, wenn es um Programmarbeit für unterschiedliche Zielgruppen – auch mit Migrationshintergrund – geht. Solches Personal wird mit zunehmenden performativen Aufgaben in der Vermittlung von Wissen und Fähigkeiten eine wachsende Rolle spielen. Bibliothekare haben im Rahmen der Informationskompetenzvermittlung zwar ein gewisses didaktisches Methodenset erlernen müssen, aber die Bandbreite im Eingehen auf die Bedürfnisse unterschiedlicher Zielgruppen ist die natürliche Domäne des hierfür qualifizierten Personals.

Im Bereich des professionellen Marketings holen Bibliotheken derzeit – auch angeregt von niederländischen und skandinavischen Vorbildern – durchaus auf. Sie sind jedoch überwiegend weit davon entfernt, beispielsweise Kampagnen mit der Reichweite etwa namhafter Museen durchzuführen. Unsere „Schwesterbranche“ hat hier ihre Hausaufgaben in den letzten beiden Jahrzehnten konsequenter gemacht. Wir haben indes zwar begriffen, dass unsere Institutionen professionelles Marketing brauchen – ohne jedoch immer zu verstehen, was das genau ist und was es alles umfasst. Marketing-Profis verstehen darunter nicht nur das Bewerben von Institution, Marke und Dienstleistungen, sondern Marketing ist als integraler Prozess Teil der Marktanalyse, der Produktentwicklung, der Vermittlung und Bewerbung und der Gestaltung der gesamten Kundenbeziehung. Deswegen brauchen wir die Unterstützung von Marketing-Profis genau genommen während des gesamten Produktzyklus.

Ein Risiko des Rekrutierens von etwa IT-, Gestaltungs- und Marketing-Profis besteht erfahrungsgemäß darin, dass diese Menschen in heute noch vergleichsweise fachlich homogene Teams geraten, in denen sie eventuell mit der Unternehmenskultur in Konflikt kommen oder zumindest zunächst mit einer gewissen Isolation hadern. Hier braucht es Sensibilität auf beiden Seiten:

Externe Professionals, die sich in die ihnen möglicherweise unbekannte Bibliothekswelt wagen, müssen die nötige Organisationsempathie mitbringen und sich von Anbeginn des experimentellen Charakters solcher Konstellationen bewusst sein. Strukturen und Geschwindigkeiten, Kommunikationsbedarf und Regelverhaftung im öffentlichen Dienst sind für Personal von „da draußen“ oft schwer nachvollziehbar.

Teammitglieder in der Bibliothek brauchen hingegen die Bereitschaft, sich auf die gänzlich andere Perspektive einzulassen, die mit diesen Menschen in die Bibliotheken kommt, und müssen imstande sein, ihre eigenen Haltungen und Strukturen zu hinterfragen. Der externe Blick ist a priori schon eine Bereicherung. Doch solange wir noch überwiegend monokulturell strukturiert sind, liegen hier die größten Konfliktpotenziale für das stärkere Durchmischen unserer Kompetenzprofile.

Für mehr „bibliothekisches“ Denken, also eine mehr auf die Institution und ihre Relevanz und weniger auf den Berufsstand gerichtete Perspektive, braucht es auch nichtbibliothekarisches Personal. Der Bibliothekar als Querschnitts- und Schnittstellentalent wird in der Organisation freilich weiterhin gebraucht werden, aber eben nicht nur. Den jetzt in Ausbildung befindlichen Generationen von Bibliothekarinnen und Bibliothekaren muss klar sein, dass sie als Allrounder ein weites Feld überblicken werden und dass sich der Boden unter ihren Füßen zeitlebens bewegen wird.

Die Frage, was genau ein Bibliothekar ist und was er macht, kann heute und künftig nur sehr allgemein beantwortet werden: Wir sind im weitesten Sinne Ermöglicher und spielen verschiedene Rollen in Bibliotheken. Mehr denn je kommt es auf die persönlichen Voraussetzungen an, um den richtigen Platz in der Institution zu finden. Es kann hierbei keine Klarheit a priori geben, welche Rollen künftig vornehmlich von ausgebildeten Bibliothekaren ausgefüllt werden und welche eher von fachlich anders spezialisierten Kräften besetzt werden sollten. Das hängt neben den einzelnen Akteuren und Teamzusammensetzungen auch von den akuten Herausforderungen und dem jeweiligen Bibliothekstypus ab. Die Fragen: „Spezialist oder Generalist?“, „Konzeptionalist oder Führungskraft?“ werden sich nicht entlang des Ausbildungshintergrunds beantworten lassen, sondern aufgrund der persönlichen Eignung und des nötigen und jeweils verfügbaren Methodensets. Das gilt für alle Ebenen des Bibliothekspersonals und -managements bis hin zur Spitze der Häuser. Um deutlich zu werden: Wer mit diesen Unsicherheiten und der fortgesetzten Dynamisierung in der (inneren) Organisation des Bibliotheksgeschäfts nicht umgehen kann, sollte einen anderen Beruf ergreifen.

5 Veränderte Rahmenbedingungen brauchen veränderte Strategien

Wie andere Unternehmen auch werden Bibliotheken – zumal größere – ihre Teams viel ausgeprägter diversifizieren müssen, um zu bestehen. Neben den bekannten gesellschaftlichen Forderungen nach Unterschiedlichkeit in Alter, Geschlecht, Herkunft, kulturellem Hintergrund usw. wird es auf fachliche Vielfalt ankommen. Bibliotheken werden auch Designer brauchen, Marketingexperten, Betriebswirte, Kulturmanager, Technologieexperten, Pädagogen, Sozialarbeiter, Logistiker, vielleicht Einzelhandelskaufleute. „Fremde“ Berufsgruppen werden nicht nur im Verwaltungs- oder Technikbereich von Bibliotheken wichtige Treiber von Zukunftsaufgaben sein, sondern auch in den bibliothekarischen Kernaufgabenfeldern ihr Wissen und ihre Methodenkompetenzen einbringen.

Zumal: Der aktuelle Markt für Bibliothekspersonal ist angespannt, es herrscht ein spürbarer Unterdruck. Vielfach wird kritisiert, dass nicht genug ausgebildet worden ist. Zum Beispiel: In den Berliner Öffentlichen Bibliotheken werden in den nächsten zehn Jahren etwa 40 % des Personals durch Verrentung und Pensionierung ausscheiden. Schon heute müssen häufig Ausschreibungsverfahren ergebnislos aufgehoben werden. Insbesondere Führungskräfte zu rekrutieren, ist für zahlreiche Bibliotheken ein Problem geworden. Das zeigt, dass Personal mit Querschnittsfähigkeiten, also die nach „klassischer“ Mixtur ausgebildeten Bibliothekare, weiterhin gefragt sein wird. Es gibt genug zu tun, aber ohne konsequente „Querrekutierungen“ können wir es kaum schaffen, das derart vielfältig gewordene Aufgabenfeld professionell und zeitgemäß abzudecken.

Übrigens ist es eben diese Vielfalt des Berufsfelds, die mich dereinst dazu bewogen hatte, mich für ein Bibliotheksreferendariat zu bewerben. Und ich würde sogar behaupten, dass es eine große Zahl von Bibliothekaren gibt, die diese Tätigkeit mit Engagement ausüben, gerade weil der Alltag Einblick in zahllose Themenfelder bietet. Das macht ja auch die „Bibliothekswissenschaft“ aus: Sie sammelt sich aus benachbarten Disziplinen alles zusammen, was sie gerade braucht. Wir sind eben doch noch ein bisschen Jäger und Sammler.

Literatur

- De Velasco, S. (2016, 11. September). Schuld ist nicht die Digitalisierung. *ZEIT-Online*. Abgerufen von <http://www.zeit.de/freitext/2016/09/11/bibliotheken-abschied-digitalisierung-de-velasco/>
- Della Santa, L. (1816). *Della costruzione e del regolamento di una pubblica universale biblioteca: Con la pianta dimostrativa*. Firenze: Ricci.
- bibliothekarisch. (o. J.). In *Duden Online-Wörterbuch*. Abgerufen von <http://www.duden.de/suchen/dudenonline/bibliothekarisch>
- f/21 Büro für Zukunftsfragen. (2016). *Zukunftsperspektiven: Bibliothekswelten im Umbruch: Die Bibliothek im Internetzeitalter*. Abgerufen von http://www.f-21.de/downloads/f21_zukunftsperspektiven_zukunft-bibliotheken.pdf
- Fansa, J. (2008). *Bibliotheksfliirt*. Bad Honnef: Bock + Herchen. Abgerufen von <http://edoc.hu-berlin.de/oa/books/reOk3GeXGKXw/PDF/28XaSCmGsBFzY.pdf>
- IDEO. (2015). *Design thinking for libraries*. Abgerufen von <http://www.designthinkingforlibraries.com/>
- Schulz, K. (2016). *Die Öffentliche Bibliothek als Bürgerplattform für Veränderung* [Präsentation]. Abgerufen von <http://de.slideshare.net/KnudSchulz/die-ffentliche-bibliothek-als-brgerplattform-fr-vernderung-september-2016>
- Schwarz, T. (2016, 23. September). Die Bibliothek erfindet sich als Ort der Arbeit neu. *Netzpiloten Magazin*. Abgerufen von <http://www.netzpiloten.de/bibliothek-ort-arbeit-coworking-niederlande/>
- Stadtbibliothek Helsinki. (o. J.). *Kirjaston kaupunki verstaas*. Abgerufen von <http://www.kaupunkiverstaas.fi/en/>
- Stadtbibliothek Köln. (2016, 27. Juni). *Erste Mini Maker Faire Köln*. Abgerufen von <https://stadtbibliothekkoeln.blog/2016/06/27/erste-mini-maker-faire-koeln/>
- Verhulst, D. (2016). *Der Bibliothekar, der lieber dement war als zu Hause bei seiner Frau*. München: btb.

Alle Internetquellen wurden zuletzt am 26. 12. 2016 aufgerufen.



Historische Forschung

Georg Ruppelt

Theoria cum praxi

Erinnerungen an den Bibliothekar und Wissenschaftler

Paul Raabe (1927–2013)

Abstract: Paul Raabe als den bedeutendsten Bibliothekar des 20. Jahrhunderts zu bezeichnen, ist gewiss keine Übertreibung. 2007 hat ihn Dieter Hildebrandt in der „Zeit“ den „ersten Bibliothekar Deutschlands“ genannt. Wie kein anderer seines Berufsstandes hat Paul Raabe vielerorts das oft unter den Scheffel gestellte Licht von Bibliotheken in Wissenschaft, Politik und Öffentlichkeit zum hellen Leuchten gebracht. Wie kein anderer hat er sich in der Debatte um Kultur, Bildung und die Grundlagen von Forschung und Wissenschaft in beiden Teilen des geteilten wie im wiedervereinten Deutschland für Bibliotheken engagiert. Im Laufe seines langen Berufslebens und auch danach hat er außerordentlich viel für die von ihm betreuten Häuser, aber auch für das gesamte Bibliothekswesen bewegen können. Sein ehemaliger Stellvertreter in Wolfenbüttel erinnert an die Lebensstationen und die Leistungen seines Mentors Paul Raabe.

1 Einleitung

Wenn wir auf die Geschichte des deutschen Bibliothekswesens im 20. Jahrhundert blicken, insbesondere auf dessen zweite Hälfte, so werden uns sicher einige Namen von Bibliothekarinnen und Bibliothekaren einfallen, die über die eigene Bibliothek hinaus bedeutsam für das gesamte Bibliothekswesen waren. Wenn wir dann weiter fragen, wer aus dieser Zunft zudem in die deutsche Kultur- und Wissenschaftspolitik gewirkt und dort auch etwas bewirkt hat, so gibt es nur einen, auf den dies zutrifft: Paul Raabe – geboren am 21. Februar 1927 in Oldenburg, gestorben am 5. Juli 2013 in Wolfenbüttel.

Die Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften hat dies in Paul Raabes Todesjahr 2013 präzise anlässlich der Verleihung der Leibniz-Medaille an ihn zusammengefasst:

Als leidenschaftlicher Bibliothekar, anerkannter Forscher und Publizist sowie als erfolgreicher Kulturmanager kann Paul Raabe ein beeindruckendes Lebenswerk vorweisen, das sowohl im Westen wie im Osten Deutschlands nach der Wiedervereinigung seinesgleichen sucht. (Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften, 2013)

Die Leibniz-Medaille war die letzte Ehrung unter vielen, die Raabe zu Lebzeiten erhalten hat, und es war eine, die der Bedeutung seiner Person und seines Werkes auf besondere Weise Rechnung trug.

2 In der Nachfolge von Leibniz

Eine der für den bibliothekarischen Berufsstand wichtigsten historischen Persönlichkeiten war Gottfried Wilhelm Leibniz (1646–1716). Er stand 40 Jahre lang der Bibliothek Kurhannovers vor und die letzten 26 Jahre seines Lebens im Nebenamt auch der Herzoglichen Bibliothek in Wolfenbüttel – also ein direkter Vorgänger Paul Raabes wie auch Gotthold Ephraim Lessings, mit dem sich Paul Raabe intensiv beschäftigt hat. Vorgänger meint hier jedoch nicht nur die Abfolge in der Leitung der Bibliothek, es meint auch, dass Leibniz' Gedankenwelt der Raabe'schen in vielem ähnlich ist. Ja, es scheint, als hätte Paul Raabe ein Motto seines weltberühmten Vorgängers ganz und gar internalisiert: „*Theoria cum praxi*“.

Auch das von Leibniz stets für alles öffentliche und individuelle Handeln und insbesondere von den Mächtigen dieser Welt geforderte Ziel, nämlich das *bonum commune*, das allgemeine Wohl, im Blick zu haben, gehörte zu Paul Raabes lebenslangem Wirken an allen Orten und in allen Funktionen.

Paul Raabe hat sein lebenslanges christliches Bekenntnis, ebenso wie Leibniz, nie „vor sich hergetragen“, aber es auch nicht versteckt – ein Thema, das bei seiner Beisetzung am 12. Juli 2013 in Wolfenbüttel betont wurde. Mehrfach wurde dabei das Motto der Franckeschen Stiftungen zitiert: „Die auf den HERRN harren, kriegen neue Kraft, dass sie auffahren mit Flügeln wie Adler“ (Jesaja, 40,31).

In seinem fesselnden Erinnerungsbuch „Frühe Bücherjahre“ beschreibt Raabe unter der Kapitelüberschrift „Es gibt etwas Höheres auf der Welt“ auch die Zeit als Luftwaffenhelfer seit Februar 1943 (da war er gerade einmal 16 Jahre alt) und den letzten Bombenangriff auf Oldenburg. Anschließend heißt es:

In diesem Sommer 1945 war die Bibel meine einzige Lektüre. „Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat“ (1. Joh. 5,4); „Alle Sorgen werfet auf ihn, denn er sorgt für euch“ (1. Petr. 5,7); „Man muss Gott mehr gehorchen als den Menschen“ (Apg. 5,29); „Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, und eure Wege sind nicht meine Wege“ (Jes. 55,8). Die Gewissheit des Glaubens beflügelte mich in meinem Denken und Fühlen. Die Sprüche der Bibel wurden meine Lebensmaximen. (Raabe, 2007, S. 95 f.)

3 Buchmensch

Gern erzählte Raabe später von seinen damaligen ersten Begegnungen mit europäischer und vor allem mit amerikanischer Literatur, die in Deutschland nach dem Ende des nur zwölf Jahre währenden 1000-jährigen Reiches nun endlich möglich war. Er habe diese, so sagte er, aufgesogen wie ein Schwamm.

Paul Raabes Liebe zu Büchern und allem, was mit ihnen zusammenhängt, begann in seiner Heimatstadt Oldenburg. In einem Interview erinnerte er sich im Dezember 1997:

Ich habe von Kindesbeinen an gerne Bücher besessen, als Vierzehnjähriger Bücher in 26 Sprachen. Das waren alles Sprachführer, Wörterbücher, Miniatur-Wörterbücher, 30 Stunden Russisch und wie das alles so hieß. Mit dem Buch bin ich also aufgewachsen, mit dem Buch lebe ich. Allerdings habe ich durchaus auch die Schwierigkeit in meinem Leben erfahren, was es bedeutet, als Bibliothekar zu sammeln und privat noch Bücher anzuschaffen. Die Wünsche für die eigene Bibliothek waren für mich immer zweitrangig. Im Vordergrund stand für mich immer die Bibliothek, die ich beruflich verwaltete. Was meine eigene Sammlung betrifft, so habe ich mich bemüht, mein eigenes Forschungsgebiet, den Expressionismus, weiter zu sammeln, auch etwas moderne Literatur, aber die Bücher, die im ganzen Haus und auch in einem umgebauten Schwimmbad stehen, sind ja nur ein Teil dessen, was mich im Leben bewegt hat. Denn, wie gesagt, die Bibliothek, die ich gerade verwaltete, war mir immer die wichtigste. (Ruppelt, 2014, S. 17)

4 Bibliothekar

Auch Raabes bibliothekarische Laufbahn begann in Oldenburg, wo er an der Landesbibliothek seit 1946 zunächst als Praktikant und nach seiner Ausbildung in Hamburg als Diplom-Bibliothekar tätig war. Später studierte er nebenher in Hamburg Germanistik und Geschichte.

Über seine anschließende Marbacher Zeit (1958–1968) – „Mein expressionistisches Jahrzehnt“, so der Titel eines seiner vier Memoirenbücher – sagte er in dem schon erwähnten Interview:

Und so habe ich dann in Marbach eine Spezialbibliothek zur deutschen Literatur aufbauen können. Als junger Diplombibliothekar hatte ich die in Ratzeburg ausgelagerte Bibliothek des Weltwirtschaftsarchivs kennengelernt, Prof. Gülich zeigte uns die Methode der Erschließung von Beiträgen in Büchern und Beiträgen in Zeitschriften. Dieses habe ich von Anfang an in Marbach übernommen und damit ein großes Katalogsystem aufgebaut, einen systematischen Katalog, der nicht nur die Bücher enthält, sondern eben auch alle Aufsätze und literarischen Beiträge. So ist dort eine sehr schöne und auch heute noch kräftig weitergeführte Spezialbibliothek zur modernen deutschen Literatur entstanden. (Raabe, 2014, S. 13)

Doch nicht nur verbesserte Raabe die Katalog-Situation am Deutschen Literaturarchiv (bis dahin existierten am Schiller-Nationalmuseum zwei Alphabetische Kataloge, einer für Schwaben und einer für Nichtschwaben), sondern er erwarb sich auch große Verdienste um die Präsentation und Erforschung des literarischen Expressionismus, der unter der Herrschaft der Nationalsozialisten als „entartete Kunst“ verteufelt wurde.

5 Wissenschaftler und Bibliothekar

Mit seinem Wirken in Marbach hat Raabe als Wissenschaftler wie als Bibliothekar Grundlagen für die Zukunft gelegt. Während sich in den folgenden Jahrzehnten die Ausbildung für den Höheren Bibliotheksdienst an Wissenschaftlichen Bibliotheken immer stärker und schließlich fast ausschließlich dem Management und der Technologie zuwandte und wissenschaftliches Publizieren – wenn auch nur marginal – regelrecht verpönt war, beschritt Raabe während seines gesamten Berufslebens einen anderen Weg. Im Interview von 1997 nahm er zu der Ansicht, dass Bibliothekare nicht wissenschaftlich arbeiten sollten, um sich ganz dem Management widmen zu können, wie folgt Stellung:

Ich kann mir den bibliothekarischen Beruf in leitenden Funktionen nicht vorstellen ohne eine wissenschaftliche Betätigung. Denn es ist ja die wissenschaftliche Neugier, die auch nötig ist, wenn man Wissenschaftler, die eine Bibliothek benutzen wollen, anleiten und zu den Büchern hinführen soll. Wissenschaftliche Neigung war es, die mich immer in meinem Leben bewegt hat. Deshalb habe ich die Bibliothek in Marbach aufgebaut, gleichzeitig auch als Wissenschaftler. Ich habe mit dem Aufbau der modernen Forschungsbibliothek auch die Erschließung und wissenschaftliche Aufarbeitung des literarischen Expressionismus betreiben können durch Bibliographien, Darstellungen und Quellenwerke. Das gehörte für mich zusammen, denn der Bibliothekar soll ja schließlich ein Partner des Wissenschaftlers sein, und dieses kann er nur sein, wenn er auch selbst wissenschaftlich tätig ist.

Die gleiche Erfahrung habe ich selbstverständlich in Wolfenbüttel gemacht. Ich musste mich ja in Göttingen habilitieren, da ich nicht die beamtenrechtlichen Voraussetzungen für den Höheren Bibliotheksdienst besaß und über fünf Ausnahmegenehmigungen von Beamten zu einem Beamten gemacht worden bin. Aber auch hier habe ich erlebt, dass der Umgang mit den Wissenschaftlern die Voraussetzung zur Neugestaltung der Bibliothek und zum Ausbau zu einer Forschungsbibliothek war. Dass ich mich auch selbst beteiligen konnte, versteht sich. Ich habe mir als neues Fachgebiet die Buchgeschichte erobert und bilde mir ein, dass ich da auch einiges habe in Gang bringen können. Wenn ich auch weiß, dass unser Beruf natürlich die Fähigkeit zum Management erfordert, so sollte man trotz allem, trotz aller Belastungen, die jeder einzelne Bibliothekar auf sich nehmen muss, versuchen, sich nebenher – und es gibt ja schließlich auch Freizeit – auch weiterhin wissenschaftlich zu betätigen. Ich habe immer empfunden, dass die wissenschaftliche Arbeit eigentlich das *Movens* für die bibliothekarische Tätigkeit ist. (Ruppelt, 2014, S. 16)

Diese gegen den Trend der Zeit gewandte Sichtweise auf die Arbeit in Bibliotheken, die Hinwendung zur Buch- und Sammlungsgeschichte – Raabe äußerte sich gelegentlich konsterniert, wenn er bemerkte, dass ein leitender Kollege die Bestände seiner Bibliothek nicht kannte – und deren Umsetzung in die Praxis durch Lehre, Veranstaltungen, Präsentationen und Publikationen gehören zu den bleibenden Verdiensten Paul Raabes, hier insbesondere um die ungeheure Vielfalt der historischen Bibliotheksbestände im föderalen Deutschland.

6 Forschungsbibliothek

Wirklich bekannt über das Bibliothekswesen hinaus wurde Paul Raabe dann durch seine ungeheuer fruchtbare und erfolgreiche Arbeit an der Wolfenbütteler Herzog August Bibliothek von 1968 bis 1992. Über seine Wolfenbütteler Zeit heißt es im Nachwort zu Paul Raabes letztem Buch „Tradition und Innovation“, das kurz vor seinem Tod im Juli 2013, noch von ihm bearbeitet, druckfertig vorlag:

Der Bibliotheksreformer Paul Raabe betrat 1968 als Direktor der Herzog August Bibliothek diese berühmte Bühne, die vorher merkwürdigerweise lange Jahre mehr für sich selbst gespielt zu haben schien als für ihr Publikum. Als er die Bibliothek 1992 verließ, waren aus zwei Häusern, die bei seinem Amtsantritt zur Bibliothek gehörten, acht geworden; aus 30 Mitarbeitern über 200. Aus dem Bibliotheksdornröschen und der ‚bibliotheca illustris‘, so wie sie sein Amtsvorgänger Erhart Kästner als Ideal gesehen hatte, war eine Institution mit Weltrenommee erwachsen; ihre Stellung in der internationalen Gelehrtenwelt wie im regionalen Kulturbetrieb war 1992 gesichert.

In Wolfenbüttel hatte Raabe zunächst den Umbau des wilhelminischen Bibliotheksgebäudes, der ‚Bibliotheca Augusta‘, weiter zu betreiben, und er legte Wert darauf, sie möglichst rasch einer wissenschaftlichen wie einer breiten Öffentlichkeit bequem zugänglich zu machen. Er sah sich dabei mit der Problematik konfrontiert, dass eine große alte Universalbibliothek wie die Herzog August Bibliothek in einer Stadt mit rund 50 000 Einwohnern kaum den Benutzerkreis finden konnte, der ihr gebührte.

Mit Hilfe der Volkswagenstiftung, einer neu gegründeten Freundesgesellschaft und vor allem des Landes Niedersachsen baute er die Bibliothek seit 1974 gezielt zu einem internationalen Forschungszentrum für die Geistes- und Kulturgeschichte Europas aus. Daneben und zur Unterstützung des Forschungsprogramms entwickelte Raabe ein Kulturprogramm, das dazu beitrug, dass die Herzog August Bibliothek Akzeptanz als kulturelles Zentrum in der Region und in Niedersachsen bei einer breiten Öffentlichkeit fand.

Paul Raabe wusste, dass es in einer Position wie dem Wolfenbütteler Direktorat nicht genügt, sich nur mit geistigen Konstrukten zu beschäftigen, losgelöst von der Praxis; er wusste, dass die geisteswissenschaftliche Forschung Grundlagen braucht. Und so waren es denn seine Katalogprojekte – zunächst noch in konventioneller Form mit Zetteln, dabei sei besonders an die Titelblattkopien erinnert – die auf verschiedene Weise die alten Be-

stände vor allem inhaltlich erschlossen. Erinnert sei auch an die großen Ausstellungen, deren Kataloge selbst wiederum Erschließungsmittel für die Bibliothek waren – vom wissenschaftlichen Gewinn und ästhetischen Genuss einmal ganz abgesehen.

Als Direktor einer alten Bibliothek hatte Paul Raabe sehr früh einen Sinn für die neuen Medien, die neue Technik, die in Gestalt der Computer schon Mitte der 80er Jahre Einzug in die Herzog August Bibliothek hielt. Gemeinsam mit seinem Stellvertreter gelang es ihm Anfang der 90er Jahre, das damals fortschrittlichste EDV-Programm für Bibliotheksverbünde zunächst nach Wolfenbüttel und später nach ganz Niedersachsen zu holen. Von dort aus migrierte es in viele Bundesländer. Heute wissen nur noch wenige, dass der Siegeszug des niederländischen PICA-Systems in Deutschland von Wolfenbüttel ausging.

Unter Raabes Leitung erlebte die Herzog August Bibliothek eine Zeit der Blüte, die Wirkungen auch nach außen zeigte. Das in Wolfenbüttel verwirklichte Konzept wurde Vorbild für manche andere Einrichtung, allen voran in Weimar. Die Klassik Stiftung Weimar bewahrt ihm durch die jährlichen Paul-Raabe-Vorlesungen Anfang Juli ein ehrendes Andenken.

Paul Raabe konnte mit Recht für sich in Anspruch nehmen, Erfinder und Begründer einer neuen Bibliothekssparte in Deutschland gewesen zu sein, die innovativ Forschung auf der Grundlage ihrer Bestände betreibt und unterstützt: die Forschungsbibliothek. (Ruppelt, 2013, S. 290)

Nach seiner Pensionierung 1992 als niedersächsischer Beamter ging Raabe als ehrenamtlicher Direktor nach Halle, wo er mit Ideen und beispielloser Energie die verfallenen Franckeschen Stiftungen wieder auf- und die von August Hermann Francke (1663–1727) errichtete „Stadt in der Stadt“ ausbaute und einer neuen Bestimmung zuführte. Raabes vielfältiges Engagement in den neuen Bundesländern manifestierte sich u. a. in seinem „Blaubuch“ über deren kulturelle Leuchttürme, das er im Auftrag der Bundesregierung fertigte. An der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften war Paul Raabe seit 2008 an dem geistes- und kulturwissenschaftlichen Langzeitvorhaben „Grundriss zur Geschichte der deutschen Dichtung aus den Quellen – Goedekes Grundriss“ tätig, dessen Leiter er war und an dem er auch mitschrieb.

7 Die Bibliothek als humane Anstalt betrachtet

Es ist unmöglich, hier Paul Raabes Publikationstätigkeit – etwa als Goethe- oder Knigge-Herausgeber – nur annähernd zu würdigen. Festzuhalten bleibt, dass seine letzte Publikation den Bibliotheken und ihren historischen Beständen galt (Raabe, 2013). Eine seiner Schriften, die programmatischen Charakter im Hinblick auf alte Bibliotheken besitzt, sei jedoch erwähnt: *Die Bibliothek als humane Anstalt betrachtet. Plädoyer für die Zukunft der Buchkultur* von 1986.



Abb. 1: Gedenkstein für Paul Raabe vor der Herzog August Bibliothek © G. Ruppelt.

Es ist eine kämpferische Schrift, die mehrere einzelne, auf Vorträgen basierende Aufsätze enthält, die sich inhaltlich ergänzen. Die Beiträge spiegeln Raabes Sorge um die Zukunft der Buchkultur in Bibliotheken wider, die er zu anonymen Dienstleistungsbetrieben in einer verwalteten Welt herabgewürdigt sieht. Er wendet sich gegen das preußische Sparsamkeitsdenken, das letztlich zum Ende der gelehrten Tradition an Bibliotheken geführt habe. Und er ruft die Politik zur Unterstützung der Bibliothek auf,

die einen bedeutenden Platz in einer Kommune, einer Stadt, einem geistigen Umfeld haben soll. Neben Oper und Theater, Museum und Kunsthalle sollte die Bibliothek der fünfte Kristallisationspunkt kulturellen und wissenschaftlichen Lebens sein. Sie darf deshalb nicht länger das fünfte Rad am Wagen der Kultur sein. (Raabe, 1986, S. 10)

Die Thesen und die Visionen, die Paul Raabe in dem Band vertritt bzw. vorstellt, sind heute in großen Teilen durchaus noch aktuell. Die schöne Formulie-

rung von der Bibliothek als humaner Anstalt, die den Schiller-Aufsatz von der Schaubühne als moralischer Anstalt zitiert, verdient auch heute nicht nur Beachtung, sondern sie sollte ein bleibendes Ziel Öffentlicher wie Wissenschaftlicher Bibliotheken sein.

Freilich hat sich seit dem Jahr 1986 die Bibliothekswelt erheblich verändert. Die digitalen Medien, die weltweite Vernetzung und manches andere haben zusätzlich zu völlig neuen Bibliotheksaufgaben geführt.

Dass heute die jeweils neuen Medien wie die Buchkultur nebeneinander existieren und sich ergänzen und befruchten, ist auch dem lebenslangen Wirken Paul Raabes zu verdanken. Seine Ideen und deren Umsetzung an verschiedenen Orten haben zu neuen Wegen in der Erforschung, Präsentation und Kommunikation in Bibliotheken geführt – auch im Verhältnis von altem Buch und moderner Technik zueinander.

Ebenso wie das Leibniz'sche Motto „*theoria cum praxi*“, das am Eingang dieses Textes Leben und Wirken Paul Raabes zusammenfasst, könnte auch der Titel, den er seinem letzten Buch gab, Paul Raabes gewaltigen Lebens- und Wirkungskreis beschreiben: „Tradition und Innovation“.

Literatur

- Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften. (2013, 6. März). *Leibniz-Medaille an Paul Raabe*. Abgerufen von <http://www.bbaw.de/presse/pressemitteilungen/pressemitteilungen/Leibniz-Medaille-1>
- Raabe, P. (1986). *Die Bibliothek als humane Anstalt betrachtet: Plädoyer für die Zukunft der Buchkultur*. Stuttgart: J. B. Metzler.
- Raabe, P. (2007). *Frühe Bücherjahre: Erinnerungen*. Zürich/Hamburg: Arche.
- Raabe, P. (2013). *Tradition und Innovation: Studien und Anmerkungen zur Bibliotheksgeschichte* (Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie: ZfBB, Sonderbände, 110). Frankfurt, M.: Klostermann.
- Ruppelt, G. (2013). Nachwort. In P. Raabe, *Tradition und Innovation: Studien und Anmerkungen zur Bibliotheksgeschichte* (Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie: ZfBB, Sonderbände, 110). Frankfurt, M.: Klostermann.
- Ruppelt, G. (2014). *Paul Raabe – Bibliothekar und Wissenschaftler aus Niedersachsen: Reden, Texte und Nachrufe*. Hannover: Gottfried Wilhelm Leibniz Bibliothek.

Alle Internetquellen wurden zuletzt am 20. 01. 2017 aufgerufen.

Juliane Deinert

Dr. Josef Becker – Eine bibliothekarische Karriere im Dritten Reich

Abstract: In der Wissenschaft ist das Thema Bibliotheksgeschichte im Nationalsozialismus bislang nur zögerlich vorangetrieben worden. Wohl auch deshalb ist in der einschlägigen Literatur – abgesehen von einem Nachruf und randseitigen Äußerungen in diversen Aufsätzen – kaum etwas über Josef Becker zu finden, der als einer der wichtigsten Bibliothekare seiner Zeit betrachtet werden muss. Zuvor als Bibliotheksdirektor der Stadtbibliothek Breslau, anschließend der Universitätsbibliothek Göttingen tätig, war er zum 1. April 1935 zum ersten Direktor der Berliner Staatsbibliothek und damit der einflussreichsten Bibliothek des Landes aufgerückt. In enger Zusammenarbeit mit dem Generaldirektor Hugo Andreas Krüß betrieb er eine Politik, in der es vordringlich darum ging, „[...] nichts als das sachliche Interesse der Bibliothek wahrzunehmen“. Gerade vor dem Hintergrund der Schlüsselfunktion, die die Staatsbibliothek ab 1934 bei der Verteilung beschlagnahmter Literatur einnahm, bleibt die Frage nach Ansätzen einer kritischen Selbstreflexion seines Tuns spannend und aufarbeitungswürdig. Dies soll hier im Ansatz geschehen.

1 Einleitung

Dr. Josef Becker zählte zu den wichtigsten Bibliothekaren seiner Zeit. Als Erster Direktor der Preußischen Staatsbibliothek bekleidete er von 1935 bis 1945 eine Stelle, die – wie er behauptete – zu den „zweifelloso einflussreichsten im ganzen deutschen Bibliothekswesen“ zählte.¹ Umso erstaunlicher ist es, dass er in der einschlägigen Literatur – abgesehen von einem Nachruf und randstelligen Äußerungen in diversen Aufsätzen – bislang kaum beachtet wurde (Wehmer, 1964; Schmidt, 1957, S. 85; Lohse, 1988, S. 73, 75, 236; Habermann, Klemmt & Siefkes, 1985, S. 14; Briel, 2013, S. 71 ff.; Deinert, 2016, S. 13 ff.).

Die Entwicklung seiner Laufbahn verlief nahezu bruchlos und geriet erst am Ende seines beruflichen Werdegangs, nachdem er zum 10. Dezember 1945 aus dem Dienst der Preußischen Staatsbibliothek entlassen worden war, ins

¹ Staatsbibliothek zu Berlin Preußischer Kulturbesitz – Handschriftenabteilung (im Folgenden: SBB-PK), Historische Akten, Nachlass 223, Lebensbericht abgefasst von Becker, Nov. 1944, Bl. 11.

Straucheln.² Rückblickend betrachtet werfen seine beispiellose Karriere in der NS-Zeit sowie die fristlose Kündigung nach dessen Zusammenbruch Fragen hinsichtlich seiner politischen Haltung auf. Wer war der Mann, der sich als Sohn eines Lehrers zum Ersten Direktor der wichtigsten Wissenschaftlichen Bibliothek im Reich emporarbeiten konnte? Daraus ergibt sich ganz allgemein die Fragestellung, inwieweit eine Beamtenkarriere im zentral gesteuerten NS-System ohne Mittäterschaft oder zumindest einen gewissen Grad an Anpassung möglich war. Das lässt sich hier nicht allgemeingültig beantworten. Beckers Biografie vermittelt insoweit aber eine gute Vorstellung.

2 Der Wandel in den Wissenschaftlichen Bibliotheken unter den Nationalsozialisten

Nachdem Adolf Hitler am 30. Januar 1933 zum Reichskanzler ernannt worden war, wurde ein schrittweiser Gleichschaltungs- und Zentralisierungsprozess eingeleitet (Baum, 1955, S. 39, 43 f.), von dem auch die Universitäten und ihre Bibliotheken betroffen waren, die möglichst schnell als Stätten einer ideologisch genormten Lernkultur zur Verfügung stehen sollten: das Buch als Manipulationsinstrument zur Durchsetzung der politischen Ziele (Koch, 2003, S. 11, 15 ff.).

Überdies kam es den Wissenschaftlichen Bibliotheken in den nachfolgenden Jahren zu, als Sammelstellen für zahlreiche sekretierte sowie konfiszierte Bestände regimiekritischer oder religiöser Institutionen sowie Privatpersonen zu fungieren. Augenscheinlich ohne irgendeine moralische Hinterfragung wurden unzählige unrechtmäßig entwendete Bücher aus dem Inland und nach 1939 auch aus dem Ausland in die Bestände aufgenommen und technokratisch eingearbeitet.

Die Preußische Staatsbibliothek profitierte in besonderer Weise von einem Erlass des Reichsfinanzministeriums vom 27. März 1934, nach welchem die beschlagnahmten Publikationen zunächst ihr angeboten werden sollten (Briel, 2013, S. 163 f.).³ Dies entsprach durchaus ihrem Selbstbild einer Institution, die

² SBB-PK, Historische Akten, A36/5, Schreiben vom 04. 08. 2000.

³ Nachdem die Preußische Staatsbibliothek die für sie brauchbaren Werke anhand von Listen ausgesucht hatte, sollten die unverwendeten Bestände an andere Bibliotheken im Reich verteilt werden. Der Erlass bezog sich auf die Gesetze über die Einziehung kommunistischen und sogenannten volksfeindlichen Vermögens vom 26. 05. und 14. 07. 1933. Reichsgesetzblatt (im Folgenden: RGBl.) I 1933, S. 293 und 479.

nach ihrer „Größe vor allen deutschen Bibliotheken und in gleicher Linie mit den großen Nationalbibliotheken des Auslandes“⁴ stehe.

Dessen ungeachtet notierte Josef Becker später rückblickend, dass es ihm nie in den Sinn gekommen sei, die Stelle des Ersten Direktors der hiesigen Staatsbibliothek „zu erstreben oder auch nur davon zu träumen“ und er sie vielmehr dem „Tüchtigeren und Ehrgeizigeren gegönnt hätte“, wobei er hier auf Georg Leyh anspielt, der ebenfalls als Kandidat erwogen wurde.⁵ Mithin gab er dem Leiter des „Reichsministeriums für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung“ (REM)⁶, Bernhard Rust, bei seinem Vorstellungsgespräch zu verstehen, dass er lieber auch künftig die Position des Direktors der Göttinger Universitätsbibliothek ausüben wolle, was Rust jedoch ablehnte.⁷

Beckers bibliothekarische Laufbahn war bis zu diesem Zeitpunkt ausgesprochen geradlinig verlaufen. Nachdem er sich im Ersten Weltkrieg ein chronisches Herzleiden zugezogen hatte, entschied er, seinen bisherigen Beruf des Oberlehrers aufzugeben und in den Bibliotheksdienst einzutreten. Zum 1. Januar 1919 begann er als Volontär mit seiner Ausbildung an der Universitätsbibliothek Marburg, wurde dort im Mai 1920 zum Assistenten und bereits im Oktober 1920 zum Bibliotheksrat der Preußischen Staatsbibliothek in Berlin befördert.⁸ Aufgrund der schlechten Wohnungssituation in der Hauptstadt⁹ nahm Becker zeitnah eine sich ihm bietende Tauschgelegenheit mit einem Kollegen wahr und wechselte zum 1. April 1921 nach Göttingen. Der dortige Direktor Richard Fick (1867–1944) machte ihn zu seiner rechten Hand und bot ihm eine „hervorragende bibliothekarische Schule“.¹⁰ „Es war ein glücklicher Wechsel“, resü-

4 SBB-PK, Historische Akten, I.7,22, Personalakte Becker, Schreiben vom 11.03.1939.

5 SBB-PK, Historische Akten, Nachlass 223, Lebensnotizen, Bl. 11; I.7,22, Personalakte Becker, Schreiben vom 05.10.1934; vgl. auch Lohse (1988).

6 Zur Errichtung des REM am 01.05.1934: RGBl. I 1934, S. 365; Kasper & Huber (1942–1943, S. 5 und S. 34 f.).

7 Ferner notierte der Generaldirektor der Preußischen Staatsbibliothek, Hugo Andres Krüß, am 23.01.1935 in sein Tagebuch: „Besuch von D. Becker, UB Göttingen (hat im Ministerium erklärt, dass er nicht den Wunsch habe, Erster Direktor der Staatsbibliothek zu werden)“. SBB-PK, Historische Akten, Nachlass 223, Lebensnotizen, Bl. 1 und 9; Nachlass Krüß (Erg. 2): Tagebücher von 1910–1944 (m. Lücken), Buch 1935, 23.01.1935; vgl. auch: Mitspracherecht des Reichsministers Rust bei der Neubesetzung der Direktoren- und Bibliotheksratsstellen, Erlass vom 11.10.1934, genannt in Barbian (1993, S. 337).

8 Die bibliothekarische Freiprüfung bestand er am 11.03.1920 „mit gutem Erfolg“. SBB-PK, Historische Akten, Nachlass 223, Lebensnotizen, Bl. 5; Nachlass Karl Christ, Typoskript-Durchschlag/Schreiben vom 15.08.1943; I.7,22, Personalakte Becker, „Personalnachrichten“ ausgestellt am 15.05.1940.

9 Becker bewohnte mit seiner frisch angetrauten Ehefrau, Dr. phil. Marta geb. Seeger, nur ein möbliertes Zimmer. SBB-PK, Historische Akten, Nachlass 223, Lebensnotizen, Bl. 5 f.

10 SBB-PK, Historische Akten, Nachlass 223, Lebensnotizen, Bl. 7.

mierte Becker später. Aus diesem Grund folgte er der zum 1. November 1925 für ihn vorgesehenen Beförderung zum stellvertretenden Direktor an der Staats- und Universitätsbibliothek Breslau nur widerstrebend¹¹ – wobei ihn auch hier „eine sehr glückliche und erfolgreiche Zeit“ erwartete, die ihren dienstlichen Höhepunkt in der Berufung zum Leiter der Breslauer Stadtbibliothek ab dem 1. November 1929 fand.¹²

Als Becker schließlich – nicht ohne Zutun von Richard Fick¹³ – die Leitung der Göttinger Universitätsbibliothek angeboten wurde, schloss sich für ihn der Kreis, obwohl ihm schnell klar wurde, dass sich die Bibliothek in einer nie da gewesenem finanziellen Schieflage befand.

3 Beckers Zeit in Göttingen und Berlin

Dabei hatten sich die Bibliotheken durch den Machtwechsel „eine Wendung zum Besseren“ und eine Erleichterung ihrer wirtschaftlichen Lage erhofft.¹⁴ Doch das Gegenteil war der Fall. Als Josef Becker – wie schon häufiger – den Ministerialrat Dr. Becker vom Preußischen Finanzministerium um Zuschüsse ersuchte, wurde ihm entgegengehalten, dass „das Staatsministerium wie auch das Unterrichtsministerium“ der Auffassung seien, Bibliotheken bräuchten

11 Tatsächlich bat er den Göttinger Universitätskurator darum, „die Beförderung beim Ministerium wieder rückgängig [zu] machen“. Doch dieser wies Beckers Ansinnen mit der Begründung ab, dessen „weitere Laufbahn“ nicht zerstören zu wollen. SBB-PK, Historische Akten, Nachlass 223, Lebensnotizen, Bl. 7.

12 Richard Fick steuerte ein äußerst positives Gutachten zum Gelingen der Beförderung Beckers bei. SBB-PK, Historische Akten, I.7,22, Personalakte Becker, Schreiben des Magistrats, Breslau vom 10. 08. 1929; Vertrauliches Schreiben von Fick vom 15. 08. 1929.

13 Fick wurde wiederholt in Berlin vorstellig, um sich für Beckers Berufung einzusetzen. Die beiden Männer verband Zeit ihres Lebens ein enges Vertrauensverhältnis, was auch darin zum Ausdruck kommt, dass Becker Fick später nach Berlin holte, damit ihn dieser „bei der Umstellung des Preußischen auf den Deutschen Gesamtkatalog“ unterstützen konnte. Dazu: Bibliotheksarchiv der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen, im Folgenden: SUB Göt., Bibl.Arch., C 12,10, Schreiben vom 12. 12. 1935; SBB-PK, Historische Akten, I.7,22, Personalakte Becker, Schreiben des REM vom 04. 07. 1933. In Breslau intervenierte der Magistrat und bat Becker, „die Berufung nach Göttingen nicht anzunehmen“. SBB-PK, Historische Akten, Nachlass 223, Schreiben des Magistrats der Hauptstadt Breslau vom 18. 05. 1933 und vom 28. 07. 1933, dazu auch: Habermann, Klemmt & Siefkes (1985, S. 14).

14 SUB Göt., Bibl.Arch., C 1,1, Skriptauszug zur Geschichte der Bibliothek, S. 5, o. D. (vermutlich von 1936), S. 4 f.

„nicht so viel Literatur [...], weil die Studentenschaft infolge der neuen Erziehung sich den Büchern nicht mehr wie früher widmen“ könne.¹⁵

Becker beschloss daraufhin, keine Neuankäufe mehr durchzuführen und sämtliche Zeitschriften sowie Fortsetzungswerke abzubestellen. Durch diese Maßnahme gelang es Becker, einen Sonderzuschuss von 36 500 RM einzustreichen.¹⁶ Darüber hinaus setzte er die Teilung einer wissenschaftlichen Stelle in zwei Stellen des mittleren Dienstes in eigenmächtiger Regie durch, was ihm nicht nur Kritik aus dem Ministerium sondern auch seitens des Reichsbeirats für Bibliotheksangelegenheiten, dem der Generaldirektor der Preußischen Staatsbibliothek Hugo Andres Krüß¹⁷ vorstand, einbrachte.

Insofern wundert es kaum, dass Krüß sich eher für Leyh als den angesehenen und bekannteren unter den hochdotierten Fachkollegen aussprach.¹⁸ Dessen ungeachtet sollte sich die Zusammenarbeit der beiden Männer von Anfang an reibungslos vollziehen.¹⁹

Nach dem Wechsel zur Preußischen Staatsbibliothek am 1. April 1935 widmete sich Becker schnell seinem Prestigeprojekt, einer Erweiterung des Preußischen Gesamtkatalogs zum Deutschen Gesamtkatalog. In seinen Lebensnotizen betonte er, den Entschluss praktisch im Alleingang durchgesetzt zu haben.²⁰

15 SUB Gö., Bibl.Arch., C 4,7, Schreiben Beckers vom 12.06.1934, siehe auch: SUB Gö., Bibl.Arch., C 4,8, Bericht des Bibliotheksdirektors vom 22.07.1935 an den Kurator, Kap.: „Folgen“ [zur Weiterleitung an den Minister und den Herrn Vorsitzenden des Beirats für Bibliotheksangelegenheiten].

16 SUB Gö., Bibl.Arch., C4,8: Bericht des Bibliotheksdirektors vom 22.07.1935 an den Kurator. In seinen Lebenserinnerungen rundet Becker die Sonderbewilligung auf 36 000 RM ab. SBB-PK, Historische Akten, Nachlass 223, Lebensnotizen Bl. 10.

17 Zum Werdegang und politischem Engagement Krüß': Jammers (2011), Briel (2014), Schochow (1995; 2005).

18 In einem vertraulichen Gutachten versuchte der Vorgänger Beckers, Dr. Jacobs, Becker damit zu rechtfertigen, dass dessen Vorgänger Fick leider „in Manchem den materiellen Rahmen zu weit gespannt“ hätte und Beckers Maßnahmen „zwar nicht zu billigen“ seien, „aber in den Göttinger Verhältnissen eine erklärende Entschuldigung finden“ müssten. SBB-PK, Historische Akten, I.7,22, Personalakte Becker, Vertrauliches Schreiben vom 13.09.1934.

19 Der in den erhaltenen Schreiben nachlesbare offene und angesichts bibliotheksbezogener Probleme zuweilen kritische Ton gegenüber ministeriellen Vorgaben spricht ebenfalls dafür, dass sich die Männer vertrauten. SUB Gö., Bibl.Arch., C 7,5, Briefwechsel vom 27.11.1933, vom 30.11.1933 und vom 05.12.1933; auch Gerhart Lohse bewertet das Verhältnis ihrer späteren Zusammenarbeit an der Preußischen Staatsbibliothek als allseitig gut (Lohse, 1988, S. 235). Siehe auch Krüß, Tagebuchnotiz vom 02.10.1935: „Zum Abendessen Dir. Dr. Becker und Frau“, in: SBB-PK, Historische Akten, Nachlass Krüß (Erg. 2): Tagebücher von 1910–1944 (m. Lücken); Siehe auch: Verabschiedung Krüß vor seinem Freitod von „seinem engsten Mitarbeiter, dem getreuen Josef Becker“ (Schochow, 1995, S. 15, 17).

20 Beckers – nach eigenen Darstellungen – tragende Rolle, wird in der einschlägigen Literatur nicht erwähnt. SBB-PK, Historische Akten, Nachlass 223, Lebensnotizen, Bl. 11.

Ferner bemühte er sich, ein „Verzeichnis der Handschriften im Deutschen Reich“ zu realisieren sowie eine Erweiterung des Katalogwesens vom alphabetischen zum systematischen Zettelkatalog voranzutreiben. Der Personal-mangel, der durch Zwangsentlassungen jüdischer sowie politisch „unzuverlässiger“ Angestellter auch in Berlin zu beklagen war, ließ die Vorhaben nicht in dem gewünschten Maße vorankommen. Vor allem aber setzte der Beginn des Zweiten Weltkrieges den hochgesteckten Plänen ein jähes Ende.²¹

Becker wurde „bis auf weiteres unabkömmlich gestellt“.²² Er unternahm im Auftrag des Sonderbeauftragten zahlreiche Dienstreisen für die „Sicherung der Kunst- und Kulturgüter“.²³

Die von nun an ebenso in den Bestand der Preußischen Staatsbibliothek eingehende „Kriegsbeute“ sollte jedoch laut Anordnungen von Krüß nicht eingearbeitet, sondern lediglich eingelagert werden. Den umfassenden Raub an Kulturgütern in den besetzten Ländern lehnten er wie Becker im Grunde ab, wobei sie dabei nicht immer konsequent verfahren (Briel, 2013, S. 311).²⁴

Auch als Becker die Tätigkeit des Kommissarischen Direktors an der National- und Universitätsbibliothek in Prag übernahm, führte er – laut Aussagen zeitgenössischer Angestellter – sein „Amt in korrekter und humaner Art“ durch. So setzte er sich für die „Wiederzulassung der tschechischen Benutzer“ ein, widmete sich der „sozialen Lage der tschechischen Bibliotheksangestellten“ und ließ „kein einziges Buch“ aus dem Bestand nach Deutschland schaffen.²⁵

Ein Schüler Beckers, Carl Wehmer, beschrieb ihn als einen uneitlen, intelligenten, entschlossenen und mutigen Beamten einer Regierung, „die er bei zunehmender Kenntnis ihres wahren Charakters [...] verabscheute“ (Wehmer, 1964, S. 269 f., 280).

21 SBB-PK, Historische Akten, Nachlass 223, Lebensnotizen, Bl. 12; der Gesamtkatalog endete nach dem 14. Band (beim Begriff „Beethordnung“) (Hermann, 2011, S. 301). Später nahm Emil Gratzl das Projekt als Symbol für den Größenwahn der Nationalsozialisten. Dazu Knoche (2013, S. 207).

22 SBB-PK, Historische Akten, I.7.22, Personalakte Becker, Schreiben des Universitätskurators vom 24. 09. 1940.

23 SBB-PK, Historische Akten, I.7.22, Personalakte Becker, z. B. Schreiben vom 04. 07. 1940. Einem Kollegen schrieb er, dass er „seit Kriegsbeginn meist außerhalb Berlins“ sei. UB Leipzig, Sondersammlungen, NL 226, Glauning, II/1/A/91, Schreiben vom 20. 03. 1941.

24 Raubgut aus zweiter Hand, von vermeintlich seriösen Stellen, wurde ohne Hinterfragung eingearbeitet. Ebenso wurden beschlagnahmte Bestände beispielsweise aus den Büchersammelstellen in Posen und Metz nicht als geraubter Besitz gewertet.

25 SBB-PK, Historische Akten, Nachlass, Misz 82–1.2, Schreiben vom 20. 05. 1947.

Zugleich besetzte Becker als Geschäftsführer großer Bibliotheken sowie als Vertreter des Reichsbeirats für Bibliotheksangelegenheiten²⁶ und Mitglied der Kommission für die bibliothekarische Fachprüfung wichtige Positionen, aus denen heraus eine Politik im nationalsozialistischen Sinne gemacht und somit nicht ohne Weiteres ignoriert werden konnte.²⁷ In diesem Zusammenhang ließe sich auch seine ab 1942 bestehende Anwartschaft für den Eintritt in die NSDAP anführen, die zumindest für eine Anpassungsbereitschaft Beckers spricht (Briel, 2013, S. 230).²⁸

Nach seiner Entlassung am 10. Dezember 1945 nahm er eine Stelle als Kassierer in der Textilfirma Heinrich Leineweber an, bis ihm ein Jahr vor seinem Tod die Leitung der Bibliothek der Technischen Hochschule Berlin-Charlottenburg übertragen wurde. Josef Becker starb am 17. August 1949 in Berlin.²⁹

4 Schlussgedanken

Becker war kein ideologischer Nationalsozialist. Er hat versucht, sich im Dienst der Sache den Bedingungen seiner Zeit unterzuordnen. Insofern war er auch alles andere als ein Regimegegner.

Aus heutiger Sicht mutet es nahezu naiv an, dass viele unter den führenden Bibliothekaren geglaubt zu haben schienen, sie würden ihr bibliothekarisches Alltagsgeschäft fern von den ideologischen Einflussnahmen jener Zeit, die einhergingen mit Entlassung, Denunzierung, Sekretierung und Zensur, weiterführen können. Insofern steht Josef Becker für viele seiner Generation, denen es hauptsächlich darum ging, „[...] nichts als das sachliche Interesse der Bibliothek wahrzunehmen“.³⁰ Interessant wäre an dieser Stelle ein Vergleich mit anderen Biografien ranghoher Bibliothekare, aus denen sich möglicherweise ein Resümee ziehen ließe, wie groß die Chancen auf einen beruflichen Aufstieg in Abhängigkeit zur politischen Angleichung tatsächlich waren. Hier steht die bibliothekshistorische Forschung noch am Anfang.

26 Aufnahme: SBB-PK, Historische Akten, I.7,22, Personalakte Becker, Schreiben vom 21. 10. 1933.

27 SBB-PK, Historische Akten, I.7,22, Personalakte Becker, Schreiben vom 10. 11. 1937.

28 Laut Aktenlage wurde Becker jedoch nie Mitglied der Partei.

29 SBB-PK, Historische Akten, A36/5, Schreiben vom 04. 08. 2000; Schreiben der Technischen Universität vom 11. 08. 1948.

30 SUB GÖ., Bibl.Arch., C 7,5, Schreiben vom 05. 12. 1933.

Literatur

- Barbian, J.-P. (1993). *Literaturpolitik im „Dritten Reich“: Institutionen, Kompetenzen, Betätigungsfelder*. Frankfurt a. Main: Buchhändler-Vereinigung.
- Baum, W. (1955). Die „Reichsreform“ im Dritten Reich. *Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte*, 3(1), 36–56.
- Briel, C. (2013). *Beschlagnahmt, erpresst, erbeutet: NS-Raubgut, Reichstauschstelle und Preußische Staatsbibliothek zwischen 1933 und 1945*. Berlin: Akademie Verlag.
- Briel, C. (2014). Hugo Andres Krüß: Preußischer Beamter im NS-Staat. In K. G. Saur & M. Hollender (Hrsg.), *Selbstbehauptung – Anpassung – Gleichschaltung – Verstrickung: Die Preußische Staatsbibliothek und das deutsche Bibliothekswesen 1933–1945* (S. 97–120). Frankfurt a. Main: Klostermann.
- Deinert, J. (2016). „Politisieren [...] strengstens untersagt“: *Die Universitätsbibliothek Göttingen in den Vorkriegsjahren zwischen 1933 und 1939* (Berliner Handreichungen zur Bibliotheks- und Informationswissenschaft, 409). Berlin: Institut für Bibliotheks- und Informationswissenschaft. Abgerufen von <http://edoc.hu-berlin.de/series/berliner-handreichungen/2016-409/PDF/409.pdf>
- Habermann, A., Klemmt, R. & Siefkes, F. (1985). *Lexikon deutscher wissenschaftlicher Bibliothekare 1925–1980* (Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie: ZfBB, Sonderhefte, 42). Frankfurt a. Main: Klostermann.
- Hermann, K. (2011). Die Sächsische Landesbibliothek 1933–1945: Martin Bollert und Hermann Neubert; Zwei Epochen in zwölf Jahren? In M. Knoche & W. Schmitz (Hrsg.), *Wissenschaftliche Bibliothekare im Nationalsozialismus: Handlungsspielräume, Kontinuitäten, Deutungsmuster* (S. 289–308). Wiesbaden: Harrassowitz.
- Jammers, A. (2011). Hugo Andres Krüß und der Verein der Freunde der Preußischen Staatsbibliothek in der Zeit des Nationalsozialismus. In M. Knoche & W. Schmitz (Hrsg.), *Wissenschaftliche Bibliothekare im Nationalsozialismus: Handlungsspielräume, Kontinuitäten, Deutungsmuster* (S. 309–323). Wiesbaden: Harrassowitz.
- Kasper, G. & Huber, H. (Hrsg.). (1942–1943). *Die deutsche Hochschulverwaltung: Sammlung der das Hochschulwesen betreffenden Gesetze, Verordnungen und Erlasse*. Berlin: Weidmann.
- Knoche, M. (2013). „Es ist doch einfach grotesk, dass wir für die Katastrophe mitverantwortlich gemacht werden.“ Die Einstellung von deutschen wissenschaftlichen Bibliothekaren zu ihrer Vergangenheit im Nationalsozialismus. In K. Kempf & S. Kuttner (Hrsg.), *Das deutsche und italienische Bibliothekswesen im Nationalsozialismus und Faschismus* (S. 203–215). Wiesbaden: Harrassowitz.
- Koch, C. (2003). *Das Bibliothekswesen im Nationalsozialismus: Eine Forschungsstandsanalyse*. Marburg: Tectum-Verlag.
- Lohse, G. (1988). *Die Bibliotheksdirektoren der ehemals preußischen Universitäten und Technischen Hochschulen 1900–1985*. Köln: Böhlau.
- Schmidt, W. (1957). Erwerbung. *Zentralblatt für Bibliothekswesen*, 4(2), 85.
- Schochow, W. (1995). Hugo Andres Krüß und die Preußische Staatsbibliothek. *Bibliothek: Forschung und Praxis*, 19(1), 7–19.
- Schochow, W. (2005). *Die Berliner Staatsbibliothek und ihr Umfeld*. Frankfurt a. Main: Klostermann.
- Wehmer, C. (1964). Josef Becker zum Gedenken. *Bibliothek und Wissenschaft: Ein Jahrbuch*, 1, 266–284.

Alle Internetquellen wurden zuletzt am 10.02.2017 aufgerufen.

Annette Pozzo

Bücherauktionen im 18. Jahrhundert

Ihre Funktion beim Aufbau und bei
der Erweiterung öffentlicher und gelehrter Bibliotheken

Abstract: Für das Erwerbungsprofil öffentlicher und gelehrter Bibliotheken im 18. Jahrhundert spielen Bücherauktionen und folglich Auktionskataloge eine wesentliche Rolle der Bestandsvermehrung. Dies kann gut am Beispiel der Auktion der Privatbibliothek des Göttinger Gelehrten und Professors Lüder Kulenkamp 1796 dokumentiert werden. Ein durchschossenes Exemplar des Auktionskatalogs belegt nicht nur die Teilnahme unterschiedlicher in- und ausländischer Bibliotheken, etwa der Bodleian Library in Oxford, der Herzoglichen Bibliothek Gotha und der Universitätsbibliothek Göttingen, sondern demonstriert auch deren Sammelverhalten, das auf der Basis unterschiedlicher Schwerpunktsetzungen bzw. Bedürfnisse durchaus differenziert motivierte Käufe belegt. Sehr interessant ist in dieser Hinsicht auch der preisgeschichtliche Aspekt, der gemäß Kaufkraft der einzelnen Bibliotheken ebenfalls Auswirkungen auf das jeweilige Erwerbungsprofil hat.

1 Einleitung

Bücherauktionen als Veräußerungsform und als Erwerbungsmöglichkeit für Bibliotheken, aber auch private Sammler, erreichen in Deutschland ihre Blütezeit zweifelsfrei während des 18. Jahrhunderts.¹ Besondere Bedeutung kommt dabei größeren protestantischen Städten und Universitätsorten zu (Jäger & Wittmann, 2010, S. 208). Auktionen bildeten ein wichtiges Mittel zur Bestandserweiterung gerade beim Erwerb von Alt- und Spezialbeständen. Der Versteigerungskatalog ist dabei nicht nur Zeugnis der Auflösung einer oft kurzlebigen privaten Büchersammlung (Conring, 1661, S. 16), sondern gibt gleichwohl deren Konsistenz wieder und lässt zudem Rückschlüsse auf Erwerber und Erwerbsprofile zu.

¹ Aufgrund des für diesen Beitrag gegebenen begrenzten Rahmens soll an dieser Stelle nicht auf die historische Entwicklung von Buchauktionen an sich eingegangen werden. Der Beitrag nimmt Ausgang von Pozzo (2014).

2 Die Göttinger Bibliothek des Lüder Kulenkamp

Gut lässt sich dies am Beispiel der 1796 in Göttingen abgehaltenen Versteigerung der Bibliothek des Gelehrten und Professors Lüder Kulenkamp (1724–1794) belegen. „Er war ein reicher Mann und besaß eine kostbare, an seltenen Werken und Prachtausgaben sehr reiche Bibliothek“ (Baur, 1803, Sp. 593 ff.). Gemäß Auktionskatalog besaß Kulenkamp bei seinem Tod 39 Handschriften, 25 Abschriften, 126 Inkunabeln und fast 9 000 Drucke des 16. bis 18. Jahrhunderts (*Bibliotheca Luderii Kulenkamp*, 1795). Rein zahlenmäßig handelt es sich bei seiner Büchersammlung um die viertgrößte private Gelehrtenbibliothek Göttingens im 18. Jahrhundert (Streich, 1977, S. 292). In seiner Rolle als ordentlicher Professor der Philosophie, Doktor der Theologie und als Prediger an der Göttinger Reformierten Kirche in der Nachfolge Albrecht von Hallers widmete er sich neben seiner Lehrtätigkeit vor allem theologisch-philosophischen und griechisch-altertumskundlichen Veröffentlichungsvorhaben (Pütter, 1765, Bd. 1, S. 182 ff.; 1788, Bd. 2, S. 164). Dementsprechend angelegt war auch seine Bibliothek.²

Ein durchschossenes Exemplar des Auktionskatalogs belegt die Teilnahme unterschiedlicher in- und ausländischer Bibliotheken, so des Göttinger Gymnasiums, der Universitätsbibliotheken in Helmstedt und Halle, vor allem aber der Bodleian Library in Oxford, der Herzoglichen Bibliothek Gotha und der Universitätsbibliothek Göttingen. Darüber hinaus lässt sich eine große Anzahl privater Erwerber belegen, die von Studenten über Universitätsprofessoren bis hin zu antiquarischen Buchhändlern und Verlegern reicht.³ Es offenbart sich ein sehr differenziertes Sammelverhalten, das auf der Basis unterschiedlicher Schwerpunktsetzungen bzw. Bedürfnisse seitens der einzelnen Bibliotheken und Institutionen durchaus differenziert motivierte Käufe belegt.

² Nur angedeutet sei an dieser Stelle, dass die hauptsächlichen Schwerpunkte Kulenkamps auf theologisch-philosophischen Werken (Bibelausgaben, Veröffentlichungen zu Dogmatik, Polemik und Freidenkertum) und humanistisch-klassischen Werken lagen. Er besaß etwa 250 griechische und lateinische Ausgaben aus der renommierten Druckerei des Aldus Manutius, mit einem Hauptgewicht auf dessen Inkunabeln und frühen Drucken des 16. Jahrhunderts. Mit einem geringeren Anteil sind auch Titel zur Literaturgeschichte und bibliophile Raritäten vertreten.

³ Aufgrund des begrenzten Rahmens wird hier nur auf die Erwerbspolitik öffentlicher gelehrter Institutionen, nicht aber auf private Initiativen eingegangen.

3 Die Bodleian Library

Äußerst interessant erscheint an erster Stelle die Teilnahme der Bodleian Library. Es handelt sich um deren ersten Direktkauf bei einer deutschen Auktion.

Whereas the library had previously bought directly from auctions in the Netherlands, the library's first purchases directly from a German auction were made at the sale in 1796 of the library of Lüder Kulenkamp (1724–1794). (Ward-Jones, 2003)

Die Ersteigerungen wurden direkt per Kommission über den Göttinger Professor der klassischen Philologie, Christoph Wilhelm Mitscherlich (1760–1854), Nachfolger Christian Gottlob Heynes (1729–1812), getätigt. Aufschlussreich ist in diesem Zusammenhang auch die Schwerpunktsetzung der Bodleian Library. Erworben wurden ausschließlich 25 Inkunabeln (Ward-Jones, 2003).⁴

Seit Gründung der Bibliothek lag ein Hauptgewicht auf Erwerbungen von Drucken des 15. Jahrhunderts. „As a result of 400 years of purchases and donations, the Bodleian now has 5,600 incunable editions in its holdings, [...] with the total number of incunabula in excess of 7,000“ (Coates, o. J.).

Zunächst gut über Schenkungen bzw. Nachlässe versorgt, war die Bodleian Library seit Ende des 18. Jahrhunderts verstärkt auf Erwerbungen über Auktionen angewiesen. Bereits 1789 bzw. 1790, also nur wenige Jahre vor der Kulenkampschen Auktion, wurden zahlreiche Inkunabeln beim Verkauf der Sammlungen des Maffeo Pinelli (1735–1785) und des Pierre-Antoine Bolongaro-Crevenna (1735–1792) ersteigert. Wegweisend war der Erwerb klassischer Autoren:

For the Bodleian, the Pinelli sale was a particular landmark in the development of its collections in that it saw the beginning of a concerted policy of purchasing first or early editions of the Latin and Greek classical authors. (Coates, o. J.)

Tatsächlich ersteigerte die Bodleian Library auch bei Kulenkamp ausschließlich Ausgaben klassischer Autoren. Allein fünf Ankäufe betreffen Cicero-Ausgaben. Bei der 1485 von Andreas Torresanus und Bartholomaeus de Blavis in Venedig besorgten Ausgabe *De oratore* handelt es sich beispielsweise um eine seltene Erstausgabe, die im British Library Incunable Short Title Catalogue mit weniger als zehn Exemplaren in Großbritannien nachgewiesen ist (Cicero, 1485).

⁴ „A Catalogue of Books purchased for the Bodleian Library marks out the 25 books acquired at this sale.“

Außerdem wurden Ausgaben von Caesar, Titus Livius, Terenz, Seneca und Lactantius ersteigert (Ward-Jones, 2003). Gerade der Lactantius-Ausgabe 1476 von den Michaelisbrüdern in Rostock gedruckt und für £ 1.9 erworben, kommt besondere Bedeutung zu. Bei der auch als „Fratres Domus Viridis Horti“ bekannten Druckerei handelt es sich nicht nur um die erste in Rostock ansässige Offizin, die Lactantius-Ausgabe ist zudem deren erster Druck und zugleich die einzige im 15. Jahrhundert im deutschen Sprachraum publizierte Gesamtausgabe des Rhetorikers und Apologeten: „[...] the editio princeps of the ‚Christian Cicero‘ had seen the light of day in Subiaco, and Rostock would be the only German press to publish his complete works during the fifteenth century“ (Rial, 2013, S. 55).

4 Die Herzogliche Bibliothek zu Gotha

Ein völlig anderes Sammelverhalten legte die Herzogliche Bibliothek Gotha an den Tag. Während unter der Regierung von Friedrich III. „die zu Anschaffungen verfügbaren Geldmittel der Bibliothek zum Theil entzogen und zersplittert wurden“ (Petzholdt, 1853, S. 152), legte sein Nachfolger Ernst II. (1745–1804, ab 1772 Landesfürst) große Aufmerksamkeit auf die Fortentwicklung der Bibliothek:

Unter dem wissenschaftsinteressierten Herzog Ernst II. wurden die Bestände der Bibliothek wesentlich vermehrt. Er selbst hatte eine ca. 20.000 Bände umfassende Privatbibliothek, die 1823 der öffentlichen Bibliothek eingegliedert wurde. (Wunderle, 2002, S. XVI)

Bibliophile Interessen, aber hauptsächlich der Aufbau einer repräsentativen Fürstenbibliothek standen im Vordergrund. Seit 1775 war Julius Wilhelm Hamberger (1754–1813) auf Empfehlung Heynes Bibliothekar in Gotha. Die Durchsicht von Versteigerungskatalogen gehörte dabei zu seinen täglichen Aufgaben, wie Jacobs und Ukert in ihren *Beiträgen zur Herzoglichen Bibliothek Gotha* bemerkten:

Die ganze Last der laufenden Geschäfte, das Ausleihen und Einnehmen der Bücher, Führung der Registrande, Eintragen in den systematischen Catalog, Durchsicht der Auctions-Verzeichnisse; Anordnung des Einbindens der Bücher, zugleich mit der Anfertigung des alphabetischen Cataloges (Jacobs & Ukert, 1835, Bd. 1, S. 40)

gehörten zu Hambergers täglichen Geschäften. Ganz im Sinne der Repräsentanz wurden zudem kostspielige Anschaffungen, die das Ansehen der Bibliothek steigerten, vorangetrieben:

Um diese Zeit finden wir das erste Zeichen der Liebhaberei des Herzogs für bibliographische Seltenheiten, die in den folgenden Jahren der Bibliothek so nützlich geworden ist; indem er befahl, jährlich 50 Thaler zur Anschaffung alter Drucke auszusetzen. (Jacobs & Ukert, 1835, Bd. 1, S. 41)

Ausdrücklich hervorgehoben wurde der gute Einkauf bei der Kulenkampschen Auktion: „Vorzüglich ergibig war im Sommer 96 Kulenkamps Auction, für die der Herzog 1000 Thlr. bestimmte, und durch Eyrings höchst gefällige Besorgung für 543 erhielt“ (Jacobs & Ukert, 1835, Bd. 1, S. 46; siehe auch Claus, 2003).

Und an anderer Stelle:

Zu den vorzüglicheren Erwerbungen der Bibliothek während dieser Zeit gehören, ausser einer sehr bedeutenden Anzahl alter Drucke und anderer Seltenheiten, folgende grössere Büchercomplexe: 1787 eine ansehnliche Sammlung von Theaterschriften, ein Geschenk der Herzogin Charlotte; später zwei Sammlungen medicinischer Dissertationen, von denen die eine von den Erben des Dr. Keller in Langensalz für 66 Thlr., die andere aus 5000 Nummern bestehend, in Dresden für 115 Thlr. angekauft wurde; 1796 für 710 Thlr. Bücher aus der Kulenkamp'schen Auction; 1798 der litterarische Nachlass Dr. Ph. Breyne's, welchen man nebst einigen alten Drucken für 514 Thlr. erhielt; 1800 ein Vorrath von Mss. und alten Drucken aus einer sächsischen Kirchenbibliothek für 300 Thlr. (Petzholdt, 1853, S. 152)

Der Kulenkampsche Ankauf übertraf von den Ausgaben her alle anderen getätigten Erwerbungen Gothas zu der Zeit. Jacobs und Ukert betonen zudem den Wert der bibliophil schönen Ausgaben in Kulenkamps Sammlung:

Unter den hierdurch gewonnenen Büchern waren nicht weniger als 28 Bände alte Drucke des 15ten Jahrhunderts; die erste Ausgabe Homers von 1488 für 68 Thaler; ein herrliches Exemplar des Aldinischen Aristoteles 1494. für 62; die Biblia Complutensia für 200 Thaler; die Aldinische griechische Bibel von 1518 für 26 Thaler; und 34 andre griechische und lateinische Classiker der Aldinischen, und 13 der Juntinischen Pressen. (Jacobs & Ukert, 1835, Bd. 1, S. 46–47)

Allein der Kauf der zwischen 1514–1517 veröffentlichten Complutensischen Polyglotte, die bekanntlich die erste gedruckte Ausgabe des griechischen Testaments enthält, machte etwa ein Drittel der Gothaer Gesamtausgabe aus.

5 Die Universitätsbibliothek Göttingen

Eine dritte, sich sowohl von der Bodleian Library als auch von der Herzoglichen Bibliothek Gotha unterscheidende Erwerbungspolitik offenbart die Universitätsbibliothek Göttingen:

Die Zahl der Bücher ist das, was am wenigsten in Betracht kömmt; den wahren Werth macht die zweckmäßige Auswahl für die Universität, die eine Vereinigung von wissenschaftlichen Gelehrten aller Classen ist, die nicht bloß Lehrer des bereits bekannten, sondern Erweiterer gelehrter Kenntnisse und Einsichten jeder in seinem Fache, seyn sollen, (Heyne, 1810, S. 851)

so der Göttinger Bibliothekar Christian Gottlob Heyne in einem 1810 in den *Göttingischen gelehrten Anzeigen* abgedruckten Bericht. Gebrauch und Zweck bestimmten den Aufbau und den Zuwachs der Sammlung, denn

[...] eine Bibliothekszusammenstellung nach eher unausgesprochenen Kriterien der Nützlichkeit hat es im 16. und 17. Jahrhundert öfters gegeben. Die Theorie und die Praxis, Wissenschaftlichkeit zur Grundlage bibliothekarischer Sammlungen zu machen, begegnet uns erst am Ende des 18. Jahrhunderts in Göttingen. (Schneider, 2012, S. 30)

Angestrebt wurde

[...] eine Bibliothek, die ganz auf den Gebrauch, und auf das Brauchbare, auf das Bedürfniß und die Verhältnisse der sie Brauchenden, beschränkt und berechnet wird: so daß auch Prachtbücher nicht gern angeschaffet werden, wenn sie nicht auch inner wissenschaftlichen und Kunstwerth haben. Also werden in der Regel nur solche Bücher gesucht und gewählt, worin die menschlichen Kenntnisse, wissenschaftliche, technische, praktische, ein Fortrücken, Fortgang, oder auch nur einen einzelnen Schritt vorwärts, gemacht haben. (Heyne, 1810, S. 852)

Heyne hebt dabei eine bereits 1765 von Johann Stephan Pütter in seinem *Versuch einer academischen Gelehrten-Geschichte von der Georg-August-Universität zu Göttingen* formulierte Aussage hervor: „Das vornehmste Augenmerk bey dieser academischen Bibliothek ist jederzeit das nützliche und der Gebrauch gewesen“ (Pütter, 1765, Bd. 1, S. 213).

Sowohl Pütter als auch Heyne unterstreichen die herausragende Stellung von Auktionen, da nur auf solche Weise Lücken im Alt- und Spezialbestand gefüllt werden können:

Den beträchtlichen Zuwachs hat bisher ein beständiger Ankauf gemacht, da sowohl aus Buchläden als aus Auktionen, besonders aus Holländischen, wie auch aus Engelland von dem Oßbornischen Vorrath, und mittelst vielfältiger Italiänischer Transporte, Jahr aus Jahr ein Bücher angeschaffet worden“ (Pütter, 1765, Bd. 1, S. 212) bzw. „Die Ausfüllung der Lücken aus frühern Zeiten ist meistens nur von einem glücklichen Zufall und aus Bücher-Auktionen zu erwarten. (Heyne, 1810, S. 852)

Ein durchaus zeitaufwändiges Unterfangen, wiederum Heyne (1810, S. 853) zitierend, der „von der zeitspilligen und mühsamen Auszeichnung aus den Auctions-Catalogen“ spricht. Hartmann und Füchsel bemerken:

Dazu kamen die vielen Gelegenheitskäufe, vorwiegend auf Auktionen. Räumlich erstreckten sie sich so ziemlich über ganz Deutschland und griffen nach Holland, Dänemark und Schweden hinüber. Ihre Zahl betrug jährlich bis zu zehn. Hier galt es, rasch und zielsicher zu handeln, zuverlässige und geschickte Kommissionäre zu gewinnen. Heyne kümmerte sich um alle Einzelheiten, beauftragte ehemalige Schüler oder erhielt Anerbietungen von auswärtigen Gelehrten. [...] Oft handelte es sich um geringfügige Erwerbungen, andere Male waren es ganz beträchtliche. So kaufte man 1771 auf der ersten Dresdener Dublettenauktion für 481, 1796 aus der Bibliothek Kulenkamps für 351, 1801 aus der Kästners für 333 Thlr. (Hartmann & Füchsel, 1937, S. 16)

Wesentlich innerhalb der Göttinger Erwerbungs politik war zudem die funktionelle Zusammenarbeit der einzelnen universitären Abteilungen. Anschaffungen wurden den Bedürfnissen der Professoren entsprechend erworben:

Ein jeder Professor hatte die Freyheit, dem ersten Curator, oder dem Bibliothekar zu melden, welche Bücher er zu seinen gelehrten Arbeiten zu haben wünsche, und solche Bücher wurden, wenn sie irgend aufzutreiben waren, sogleich angeschafft. (Meiners, 1804, Bd. 1, S. 59)

Höchstes Ziel war dabei der allgemeine, öffentliche und freie Zugang zu den Beständen der Bibliothek:

Der größte Vortheil von dieser Bibliothek besteht im freyen und unbeschwerten Gebrauch, welchen jedem Mitgliede der Universität von den darauf vorhandenen Büchern zu machen vergönnt ist; ein Vorzug, den ihr schwerlich irgend einige Bibliothek in Teutschland, noch auch vielleicht in anderen Gegenden streitig machen dürfte; und bey allen Beschwerlichkeiten und nachtheiligen Umständen, welche ein so freyer Gebrauch besonders kostbarer Werke nach sich zieht, hat man doch den wahren Vortheil, welchen eine solche Anstalt, sowohl für Professoren, als für Studierende haben muß, allen andern Betrachtungen vorgezogen. (Pütter, 1765, Bd. 1, S. 219)

Maßgeblich war zudem ein breitgefächerter Ansatz, stets mit Blick auf Funktionalität und Forschung:

Der Universalcharakter der Bibliothek [...] lag nicht in der bloßen Anhäufung von Beständen [...]. Das Prinzip der Universalität wurde vielmehr in der gleichmäßigen Repräsentation verschiedener Disziplinen gesehen. Die Beschaffung erfolgte [...] offenbar unter der Perspektive der Zugehörigkeit eines Werkes zu einem bestimmten Sach- oder Arbeitsgebiet. Das Entscheidungskriterium war die Notwendigkeit des einzelnen Werkes für den Fortgang der Forschung. (Fabian, 1977, S. 215)

Auch wenn gemäß der Schwerpunktsetzung der Kulenkampschen Sammlung auf Theologie und auf Titeln klassischer Autoren die Erwerbungen in diesen Bereichen überwogen, die zusammen etwa 90 % ausmachten, fehlten dagegen juristische, medizinische, historische, geografische und literaturhistorische Anschaffungen nicht:

Der Aufwand, den die Bibliothek erfordert, erstreckt sich, wie bereits angedeutet worden, theils auf die Erhaltung dessen, was schon vorhanden ist, auf die Fortsetzung und Ergänzung der bereits angefangenen Werke, theils auf regelmässigen Ankauf sowohl neuer, als alter Werke, welche in dem Plan und System der Bibliothek unentbehrlich sind, und zur Ergänzung dienen. (Heyne, 1810, S. 851)

Der zweckmäßige und gelehrte Anspruch im Dienste einer Universal- und Forschungsbibliothek beinhaltete auch, ein Werk in all seinen Erscheinungsformen in einem durchaus noch enzyklopädisch und universal verpflichteten Ansatz zu besitzen (Bödeker, 1997, S. 111). In zahlreichen Fällen wurde ein Werk in unterschiedlichen Ausgaben und/oder Sprachen erworben. Die *Ilias* des Homer beispielsweise lag in mindestens fünf Ausgaben in drei verschiedenen Sprachen vor (Bibliotheca Luderii Kulenkamp 1795, S. 270–272, Nr. 5514, 5540, 5542, 5544, 5565), das Werk *Enchiridion* des Epiktet erwarb Göttingen in sechs Ausgaben des 16., 17. und 18. Jahrhunderts, (Bibliotheca Luderii Kulenkamp 1795, S. 298–299, Nr. 5984–5986, 5988–5989, 5994–5995) und *De bello Gallico* von Caesar wurde in mehr als zehn Ausgaben ersteigert (Bibliotheca Luderii Kulenkamp 1795, S. 342–343, Nr. 6667–6670, 6672–6674, 6678–6680, 6682).

Interessant erscheint hier auch der liberale Ansatz Göttingens, der durchaus auch den Kauf freidenkerischen Materials, etwa von Fausto Sozzini (1539–1604), Michael Servetus (1511[?]-1553), Giordano Bruno (1548–1600) und Anthony Collins (1676–1729), unterstützte, solange der Besitz sinnvoll und unentbehrlich im Kontext theologischer, philosophischer und philologischer Debatten war.

Da im Reiche der Wissenschaften, wie wir anderwärts gesagt haben, ein kosmopolitischer Sinn, in seinem ganzen Umfange, gilt und gelten kann, und unsere Universität einstmahls die höchste ruhmvolle Erklärung erhalten hat, sie gehöre der ganzen cultivirten Welt an: so gründet sich dieses vorzüglich auf die Bibliothek, auf die liberale Unterhaltung, und den ebenso liberalen Gebrauch derselben. (Heyne, 1810, S. 850)

Ziel war der „Wandel vom Gelehrten zum Gebildeten [...], der sich im geistigen Raum der Aufklärung vollzog“ (Fabian, 1988, S. 17). Sehr aufschlussreich sind in diesem Zusammenhang auch die zur Verfügung stehenden Geldmittel. Während Gotha für weniger als hundert Taler 710 Taler ausgab, erwarb Göttingen für etwa 351 Taler (also die Hälfte) etwa vierhundert Titel (also das Vierfache).⁵ Der repräsentativ angelegten Kostspieligkeit Gothas begegnete die der Forschung dienende Funktionalität Göttingens.

⁵ Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen (SUB). *Libri Bibliothecae Georgiae Augustae nomine ex Kulenkampi bibliotheca, publice distracta, emti*, S. 13, Signatur: Bibl. Arch. A 21 b.

6 Fazit

Aufgrund der durchschossenen Exemplare gut belegt, vermittelt die Kulenkampsche Auktion – wenn auch nur im Rahmen einer exemplarischen Studie – aufschlussreiche Einblicke in das völlig unterschiedliche Erwerbungsprofil nationaler und internationaler, öffentlicher und gelehrter Bibliotheken im 18. Jahrhundert. Eng mit der Thematik verbunden ist auch eine preisgeschichtliche Betrachtung, die durchaus Rückschlüsse zu historischen Buchpreisen und zum Marktwert unterschiedlicher Buchtypen zulässt. Nicht zuletzt bedeutet die Ausweitung auf weitere wichtige Auktionen der Zeit grundlegende Kenntnisse zu Bestandsaufbau und Bestandsmanagement im Sinne einer „intellectual history“.

Literatur

- Baur, S. (1803). *Allgemeines historisches Handwörterbuch aller merkwürdigen Personen, die in dem letzten Jahrzehend des achtzehnten Jahrhunderts gestorben sind* (Neues historisches Hand-Lexikon. Oder kurzgefaßte biographische und historische Nachrichten von berühmten Patriarchen, Kaysern, Königen, Fürsten, großen Feldherren, Staatsmännern, Päbsten, Erz- und Bischöffen, Kardinälen, Gelehrten aller Wissenschaften, Mahlern, Bildhauern, Künstlern und andern merkwürdigen Personen beyderley Geschlechts, besonders neuerer Zeiten; 5). Ulm: Stettin. Abgerufen von <http://reader.digitale-sammlungen.de/resolve/display/bsb10070424.html>
- [Bibliotheca Luderii Kulenkamp]. (1795). *Bibliotheca Luderii Kulenkamp SS. Theol. Et Philos. D. Prof. ... : Ordine Digesta: Quae Gottingae Postridie Festi Ascensionis Christi A. MDCCCLXXXVI. Pvblica Avctionis Lege Divendetvr*. Göttingen: Grape.
- Bödeker, H. E. (1997). Buchhandel und Bibliotheken im Diskurs der Aufklärung. In B. Fabian (Hrsg.), *Buchhandel, Bibliothek: Vorträge eines Symposiums der Arbeitsgemeinschaft Sammlung Deutscher Drucke* (S. 87–134). Wiesbaden: Harrassowitz.
- Cicero, M. T. (1485. 03. 05). *De oratore*. Venedig: Andreas Torresanus und Bartholomaeus de Blavis. [GW 6750]. Abgerufen von <http://gateway-bayern.de/BV035489562>
- Claus, H. (2003). Gotha: Forschungs- und Landesbibliothek. In B. Fabian (Hrsg.), *Handbuch der historischen Buchbestände in Deutschland*. Hildesheim: Olms Neue Medien. Abgerufen von [http://fabian.sub.uni-goettingen.de/fabian?Forschungs-_und_Landesbibliothek_\(Gotha\)](http://fabian.sub.uni-goettingen.de/fabian?Forschungs-_und_Landesbibliothek_(Gotha))
- Coates, A. (o. J.). *The Bodleian Library and its incunabula*. Abgerufen von
- Conring, H. (1661). *De bibliotheca Augusta quae est in arce Wolfenbüttelensi*. Helmstedt: Müller.
- Fabian, B. (1988). Bibliothek und Aufklärung. In W. Arnold & P. Vodosek (Hrsg.), *Bibliotheken und Aufklärung: Vorträge der 4. Jahrestagung des Wolfenbütteler Arbeitskreises für Bibliotheksgeschichte vom 7. bis 9. April 1986 in der Herzog-August-Bibliothek* (S. 1–19). Wiesbaden: Harrassowitz.

- Fabian, B. (1977). Göttingen als Forschungsbibliothek im 18. Jahrhundert. In P. Raabe (Hrsg.), *Öffentliche und private Bibliotheken im 17. und 18. Jahrhundert: Raritätenkammern, Forschungsinstrumente oder Bildungsstätten?* (S. 209–239). Bremen: Jacobi.
- Hartmann, K. J. & Füchsel, H. (Hrsg.). (1937). *Geschichte der Göttinger Universitäts-Bibliothek*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Heyne, C. G. (1810, 31. Mai). [Artikel ohne Titel]. In *Göttingische gelehrte Anzeigen*, (St. 86), S. 849–856.
- Jacobs, F. & Ukert, F. A. (Hrsg.). (1835). *Beiträge zur ältern Litteratur oder Merkwürdigkeiten der Herzogl. öffentlichen Bibliothek zu Gotha*. Leipzig: Dyk.
- Jäger, G. & Wittmann, R. (2010). Der Antiquariatsbuchhandel. In *Geschichte des deutschen Buchhandels im 19. und 20. Jahrhundert*, Bd. 1, Teilbd. 3: Das Kaiserreich, S. 195–280). Berlin: De Gruyter. doi:10.1515/9783110232387.2.195
- Meiners, C. (1804). *Göttingische Akademische Annalen*. Hannover: Helwing. Abgerufen von <http://reader.digitale-sammlungen.de/resolve/display/bsb10733811.html>
- Petzholdt, J. (1853). *Handbuch deutscher Bibliotheken*. Halle: Schmidt.
- Pozzo, A. (2014). *Membra disiecta: Inhalt und Wirkung der Bibliothek des Göttinger Professors Lüder Kulenkamp (1724–1794)*. Berlin: Logos Verlag. Abgerufen von <http://edoc.hu-berlin.de/dissertationen/pozzo-annette-2013-11-06/PDF/pozzo.pdf>
- Pütter, J. S. (1765–1788). *Versuch einer academischen Gelehrten-Geschichte von der Georg-Augustus-Universität zu Göttingen*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Rial, C. B. (Hrsg.). (2013). *Print culture and peripheries in early modern Europe: A contribution to the history of printing and the book trade in small European and Spanish cities*. Leiden: Brill.
- Schneider, U. J. (2012). Sammlungen, die Bibliothek, die Zukunft. *Denkströme: Journal der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig*, (8), 27–34. Abgerufen von http://www.denkstroeme.de/heft-8/s_27-34_schneider
- Streich, G. (1977). Die Büchersammlungen Göttinger Professoren im 18. Jahrhundert. In P. Raabe (Hrsg.), *Öffentliche und private Bibliotheken im 17. und 18. Jahrhundert: Raritätenkammern, Forschungsinstrumente oder Bildungsstätten?* Bremen: Jacobi.
- Ward-Jones, P. (2003). The Bodleian Library. In B. Fabian (Hrsg.), *Handbuch der historischen Buchbestände in Deutschland*. Hildesheim: Olms Neue Medien. Abgerufen von http://fabian.sub.uni-goettingen.de/?The_Bodleian_Library
- Wunderle, E. (2002). *Katalog der mittelalterlichen lateinischen Papierhandschriften. Aus den Sammlungen der Herzog von Sachsen-Coburg und Gotha'schen Stiftung für Kunst und Wissenschaft*. Wiesbaden: Harrassowitz.

Alle Internetquellen wurden zuletzt am 21. 01. 2017 aufgerufen.

Carsten Kottmann

Die Bibliothek des herzoglich württembergischen Naturalienkabinetts in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts

Abstract: Entgegen den heute üblichen Erwerbungspolicies sahen die Bibliotheksherren in vergangenen Tagen ein Instrumentarium vor, das sich aus heutiger Sicht drastisch darstellt: Die verordnete Inkorporierung von einzelnen Sammlungen in einen bestehenden größeren Bibliotheksbestand. Insbesondere Herzog Carl Eugen von Württemberg zeigte sich bei der Gründung der Herzoglichen Öffentlichen Bibliothek in Ludwigsburg 1765 und vor allem bei deren Verlegung nach Stuttgart 1776 in dieser Hinsicht konsequent und übernahm per Dekret zahlreiche Behördenbibliotheken. Darunter befanden sich große Sammlungen wie die Regierungsrats- und Konsistorialbibliothek, aber auch zahlreiche kleine Buchbestände. Das Naturalienkabinett war bis 1791 eine sonst nicht eigens aufgeführte Abteilung der württembergischen Kunstkammer, hat aber offenbar ihren eigenen Buchbestand entwickelt und gepflegt, der hier erstmals in bibliothekshistorische Betrachtung genommen wird. In meinem Beitrag möchte ich den kleinen, aber vor allem wegen seiner Handschriften höchst interessanten Bestand des herzoglich württembergischen Naturalienkabinetts vorstellen.

1 Einleitung

Historische Bibliotheksforschung ist sowohl Forschung für die Praxis als auch Forschung mit der Praxis: einer vergangenen Praxis, die sich in unterschiedlichster Ausformung in den aktuellen Bibliotheken erhalten hat. Somit verfolgt die historische Bibliotheksforschung unter anderem zwei zentrale Ziele: erstens die exemplarische Auswertung desjenigen historischen Bestands, der den Bibliotheken als Erbe – als kulturelles, als identitätsstiftendes, manchmal auch nur schlicht als vorgefundenes – gegeben ist, und zweitens ist so manche Bibliothek durch den Charakter ihres Altbestands geprägt und eine auswertende Beschäftigung damit und mit der darin erkennbaren Bibliotheks- und Bestandsgeschichte „kann als Grundlage der Erwerbungspolitik dienen“ (Mittler, 2013, S. 483).

Am 11. Februar 1765, an seinem 37. Geburtstag, gründete Carl Eugen in Ludwigsburg die Herzogliche Öffentliche Bibliothek, die heutige Württember-

gische Landesbibliothek Stuttgart (WLB).¹ Ihr Anfangsbestand setzte sich aus der Bibliothek der herzoglichen Residenz in Ludwigsburg und der umfangreichen Sammlung des herzoglichen Bibliothekars Joseph Uriot (1713–1788) zusammen (Steiff, 1909, S. 275–281; Löffler, 1923, S. 2–8 u. 246; Herrmann, 2015a; Herrmann, 2015b). Die Bibliothek war ein Projekt Carl Eugens, der ein Bücherliebhaber war und sich auf seinen Reisen gerne durch Bibliotheken führen ließ (Losert, 2015). Er sah sich nicht nur als Initiator oder Förderer der neugegründeten Einrichtung, er fungierte, nachdem sie eröffnet wurde, als ihr erster Bibliothekar und gestaltete nahezu sämtliche bibliothekarischen Vorgänge, allen voran die Bestandserweiterung, mit größtem Engagement. Die Herzogliche Öffentliche Bibliothek deckte dabei den gesamten traditionellen und zeitgenössisch modernen Fächerkanon ab und war damit Universalbibliothek, die auch eine Archivfunktion übernahm.

1776 siedelte die Herzogliche Öffentliche Bibliothek nach Stuttgart über und Herzog Carl Eugen nahm dies zum Anlass, den Bibliotheksbestand durch die Inkorporierung zahlreicher Bibliotheken, d. h. der in Stuttgart ansässigen württembergischen Verwaltungseinrichtungen, erheblich zu vergrößern (Löffler, 1923, S. 9–15). Unter diesen Behördenbibliotheken befanden sich große Sammlungen wie die Regierungsrats- und Konsistorialbibliothek, aber auch zahlreiche kleine Buchbestände (Herrmann, 2015c; Kottmann, 2015). Einer dieser kleinen Bestände war der des württembergischen Naturalienkabinetts.

2 Das württembergische Naturalienkabinett

Dass das württembergische Naturalienkabinett einen eigenen Bibliotheksbestand mit eigens ausgewiesenen Handschriften vorzuweisen hatte, darf einigermaßen verwundern – war doch das Naturalienkabinett bis 1791 nur ein Teil der württembergischen Kunstkammer, die aus den verschiedenen privaten Sammlungen von Kunstgegenständen, Naturalien und Kuriositäten der württembergischen Herzöge seit dem 16. Jahrhundert hervorging (Fleischhauer, 1976). Offensichtlich wurde aber der Bestand des Naturalienkabinetts schon länger gesondert verwahrt; seit dem Verzeichnis aus den Jahren 1753/54 anlässlich der Übergabe der Kunstkammerverwaltung an den Kunstkammerinspektor

¹ Ab 1765: Herzogliche Öffentliche Bibliothek; ab 1803: Kurfürstliche Öffentliche Bibliothek; ab 1806: Königliche Öffentliche Bibliothek; ab 1901: Königliche Landesbibliothek; ab 1921: Württembergische Landesbibliothek. Zur Geschichte vgl. grundsätzlich Löffler (1923). Folgende Abkürzung wird eingeführt: HStAS = Hauptstaatsarchiv Stuttgart.

Wilhelm Friedrich Schönhaar (im Amt 1752–1761) lässt sich dies nachweisen (Fleischhauer, 1976, S. 132; Pfeilsticker, 1957–1974, § 3, 2001). Der handschriftliche Bestand, der etwas mehr als zwanzig Jahre später dem Naturalienkabinett zugerechnet wird, ist hier im dritten Fach des Kastens G aufbewahrt (HStAS A 20a Bü 37, fol. 3^v [6^v]–5^r [8^r]). Der Druckbestand ist in der Geschlossenheit, wie er 1776 verzeichnet wird, ab 1771 belegbar (HStAS A 20a Bü 87, pag. 1–11).²

Seit 1762 war Johann Friedrich Vischer (1726–1811) Inspektor der Kunstkammer und damit auch für das Naturalienkabinett zuständig; er trug den Titel eines Antiquars und eines *Professor Gymnasii*. Nach seinem Studium der Theologie in Tübingen als Stipendiat des herzoglichen Stipendiums (dem heutigen Evangelischen Stift) war er ab 1754 zunächst Diaconus in Gochsheim (heute zu Kraichtal, Lkr. Karlsruhe). Trotz seiner theologischen Ausbildung zeigte Vischer „Kenntnisse und Interessen vor allem auf dem Gebiet der Naturwissenschaften“ (Fleischhauer, 1976, S. 132). 1791 wurde er dann Oberaufseher über die neu strukturierte Kunstkammer und übernahm gleichzeitig deren historische Fachabteilung (Fischer, o.J.; Fleischhauer, 1976, S. 132; Pfeilsticker, 1957–1974, § 2000).

3 Der Bibliotheksbestand des Naturalienkabinetts

Im Zuge der Übergabe des Bibliotheksbestands des Naturalienkabinetts 1776 an die Herzogliche Öffentliche Bibliothek wurde der Bestand mit den im 18. Jahrhundert üblichen Angaben von Autor, Titel, Erscheinungsort und -jahr von Johann Friedrich Vischer katalogisiert: *Verzeichnis derjenigen Bücher, und Manuscripten, welche auf dem Herzoglichen Naturalien Cabinet biß hirher in Verwahrung geweßen, nun aber auf ergangenen Herzoglichen Höchsten Befehl den 24.ten Maij 1776. auf die öffentliche Bibliothekc abgegeben worden sind* (Stuttgart, WLB, Bibliotheksakten Nr. 14).³ Der Bestand an Druckschriften in der Bibliothek des württembergischen Naturalienkabinetts bietet dabei wenig Überraschendes. Neben zahlreichen Bänden mit naturgeschichtlichem Inhalt finden sich Reiseberichte, vor allem von Reisen in überseeische Länder und Regionen, Beschreibungen anderer Kunst- und Schatzkammern sowie Württembergica, hier vor allem Landesbeschreibungen. Etwas aus der Reihe fällt die Rede des

² Der Bestand A 20a des HStAS liegt digitalisiert im Netz vor. Abgerufen von <http://www2.landesarchiv-bw.de/ofs21/olf/start.php?bestand=2988>

³ In doppelter Ausführung auch in: Hauptstaatsarchiv Stuttgart, A 20a Bü 113. Die Zeit ab 1791 (s. o.) beschreibt Sühl-Strohmenger (1994).

Tübinger Theologieprofessors Balthasar Raith (1616–1683) bei der Einweihung der kabbalistischen Lehrtafel der Herzogin Antonia von Württemberg 1673 in der Dreifaltigkeitskirche Teinach (heute zu Bad Teinach-Zavelstein, Lkr. Calw) (VD17, 23:322229W; Betz, 2013).⁴

Nur die wenigsten Bände aus der Bibliothek des Naturalienkabinetts können heute noch im Bestand der Württembergischen Landesbibliothek nachgewiesen werden. Offensichtlich trugen diese nur im seltenen Fall einen Besitzvermerk. Im Fall des in Vischers Verzeichnis unter der Nr. 24 der Folio-Bände gelisteten *Museum Romani Collegii Societatis Jesu* des Georgius de Sepibus, gedruckt in Amsterdam 1678,⁵ sowie im Fall des unter Nr. 16 der Quart-Bände geführten *Harpocrates* des Gijsbert Cuper, gedruckt in Utrecht 1687,⁶ findet sich der goldgeprägte Eintrag *KVNST CAMMER* auf dem Vorderdeckel, sodass hier die Provenienz des Naturalienkabinetts als Teil der Kunstkammer gesichert ist. Zudem werden unter Nr. 10 und 11 der Quart-Bände des Naturalienkabinetts zwei Handschriften genannt: *Beschreibung der Florentiner Kunstkammer. Manuscriptum*⁷ sowie *Beschreibung der Dreßdner Kunstkammer. Manuscriptum*.⁸ Etliche Bände aus Vischers Verzeichnis werden sich jedoch heute nicht mehr in der Württembergischen Landesbibliothek finden lassen, da die Quart- und Oktav-Bände der Abteilung Naturgeschichte (Nat.G.qt. und Nat.G.oct.) beim Luftangriff auf Stuttgart in der Nacht vom 12. auf den 13. September 1944 verbrannten (Württembergische Landesbibliothek, o. J.; Hilger, Stegmaier & Trost, 1990, S. 23–25).⁹

⁴ Vischers Verzeichnis führt als Erscheinungsjahr fälschlich 1684 an.

⁵ Stuttgart, WLB, Altert.fol.573.

⁶ Stuttgart, WLB, Altert.qt.231.

⁷ Stuttgart, WLB, Cod. hist. 4° 174; von Heyd 1890–1891, Bd. 2, S. 80.

⁸ Stuttgart, WLB, Cod. hist. 4° 175; von Heyd 1890–1891, Bd. 2, S. 80.

⁹ Zwei weitere Bände tragen den Besitzvermerk der Kunstkammer, die jedoch nicht in Vischers Verzeichnis gelistet sind und damit wohl nicht dem Naturalienkabinett angehörten: 1. Hubert Goltzius, *Romanae Et Graecae Antiquitatis Monumenta. E Priscis Numismatibus Eruta*, Antwerpen: Plantin-Moretus 1645 (Stuttgart, WLB, Allg.G.fol.651–1: Besitzeintrag *Kunst Camer* auf dem Titelblatt, wohl davor aus dem Besitz Herzogs Eberhard III. von Württemberg); 2. Johann Jacob Lucke, *Sylloge Numismatum Elegantiorum, Quae Diversi Imppp. Reges, Principes Comites, Respublicae Diversas ob causas ab Anno 1500, ad Annum usque 1600 cudi fecerunt...*, [Straßburg]: Repp 1620 (Stuttgart, WLB, Allg.G.fol.667: Besitzeintrag *Kunst Cammer Stuttg[art]* auf dem Vorderdeckel, zudem geprägtes Monogramm *L. G. V. S.* und die Jahreszahl 1642).

4 Handschriften des Naturalienkabinetts

Interessante Funde ergeben sich hingegen in der kleinen Anzahl der in Vischers Verzeichnis aufgeführten Handschriften, und hier können einige der erwähnten Stücke im heutigen Bestand der Württembergischen Landesbibliothek identifiziert werden, auch wenn keine Handschrift einen Besitzeintrag des Naturalienkabinetts oder der Kunstkammer trägt. Als Nr. 2 der *Manuscripta* wird genannt: *Ein französisches Schreiben an Seiner Durchlaucht Prinz Carl Alexander von Württemberg, welches derselbe gerade damals im Sack bey sich hatte, als Er Anno 1704 am Schellenberg in den Schenkel geschossen wurde, und wovon ein Theil durch die Kugel tief in die Wunde mit hineingeschlagen worden.*¹⁰ Das geschilderte Erlebnis des württembergischen Herzogs Carl Alexander (1684–1737, reg. 1733–1737) in der Schlacht am Schellenberg bei Donauwörth während des Spanischen Erbfolgekrieges (Sauer, 2006, S. 59) beschreibt auch eine dem Brief beigelegte Notiz von einem C. Knebel (?); der Brief selbst weist zwar einen markanten Einriss und eine Blaufärbung auf, die aber kaum von einem Durchschuss und einem intensiven Kontakt mit der Wunde stammen können – erhaltene Blutflecken müssten heute eigentlich eine schwarze Färbung tragen. Zusammen mit den unter Nr. 3 und 4 der *Manuscripta* genannten autografen Briefen des Herzogs Ludwig Friedrich von Württemberg-Mömpelgard (1586–1631)¹¹ und des Königs Heinrich IV. von Frankreich, datiert in Paris am 21. Dezember 1609,¹² wurde die Handschrift bereits im Inventar der württembergischen Kunstkammer von 1771 erwähnt; die Briefe Herzog Ludwig Friedrichs und König Heinrichs IV. befanden sich sogar bereits 1753/54 dort (HStAS A 20a Bü 37, fol. 4^r [7^r]).

Das unter Nr. 5 der *Manuscripta* verzeichnete *auf Pergament geschriebene[s] alte[s] Privilegium de Anno 1485 vor die Stadt Gröningen, wegen des Bruder Ordens zu Stuttgart* befand sich bis 1909 unter der Signatur Cod. hist. 2° 56 in der WLB Stuttgart (Heyd, 1890–1891, Bd. 1, S. 26), wurde dann aber an das Königliche Staatsarchiv, das heutige Hauptstaatsarchiv, abgegeben (HStAS A 602 Nr. 8773). Das Privileg wurde am 14. März 1485 ausgestellt und begünstigt die heutige Stadt Markgröningen (Lkr. Ludwigsburg) wegen ihrer Verbundenheit zum Stuttgarter Dominikanerkloster; bereits im zwischen 1705 und 1717 entstandenen Kunstkammerinventar wird es unter Wiedergabe des kompletten Urkundentexts genannt (HStAS A 20a Bü 18, pag. 20).

¹⁰ Stuttgart, WLB, Cod. hist. 2° 44 Nr. 3; Heyd 1890–1891, Bd. 1, S. 21.

¹¹ Stuttgart, WLB, Cod. hist. 2° 911 Nr. 256.

¹² Stuttgart, WLB, Cod. hist. 2° 44 Nr. 1; von Heyd 1890–1891, Bd. 1, S. 21; Vischers Katalog datiert fälschlich Pavia, 21. Dezember 1669.

Neben einer Bulle des Papsts Martin V. aus dem Jahr 1426 in *Lateinischer Sprache, auf Pergament geschrieben, mit einem anhangenden bleynern Sigill* (*Manuscripta*, Nr. 10; vgl. HStAS A 20a Bü 37, fol. 4^r [7^r]; heute nicht mehr in WLB Stuttgart) erwähnt Vischers Verzeichnis vier Ablassbriefe, die alle auch im Kunstkammerinventar (zwischen 1705 und 1717) genannt werden (HStAS A 20a Bü 18, pag. 14–19, 21–24; *Manuscripta*, Nr. 11–14). Zwei dieser Ablassbriefe erteilte der Bischof von Gurk (Kärnten) Raimond Pérault (Raimundus Gurcensis) im Jahr 1502; diese beiden Urkunden sind auch heute noch in der WLB erhalten (Kirch.G.qt.K.2373 [Nr. 12]; Kirch.G.qt.K.2374 [Nr. 13]). Obwohl es sich bei den beiden Urkunden sowie bei Nr. 14 um Einblattdrucke handelt, wurden sie von Vischer unter die *Manuscripta* aufgenommen, was er auch thematisiert: Die genannten Drucke sollten *mithin nicht unter den Manuscripten stehen; allein man konnte diesen etlichen wenigen piecen nicht wohl einen andern Plaz anweisen* (Notiz zwischen Nr. 14 und 15). Von Nr. 11 und Nr. 13 der *Manuscripta* wird zudem im zwischen 1705 und 1717 entstandenen Kunstkammerinventar der komplette Urkundentext wiedergegeben. Das Inventar der Kunstkammer von 1654 schließlich nennt *Zwey getruckte Ablaß Brieff, der eine uff Pergamen, der Ander uff Papier* (HStAS A 20a Bü 6, pag. 46), wobei die Zuordnung zu den genannten Ablassbriefen nicht eindeutig ist.

Bei Nr. 15 der *Manuscripta* handelt es sich um das Register einer theologischen Handschrift im Umfang von sechs Pergamentblättern, das wohl etlichen katechetisch-moraltheologischen Texten vorangestellt war und heute noch in der WLB vorhanden ist,¹³ das Register wurde am 14. Juli 1456 (*Anno domini MCCCCLVI to in crastino Margaretae virginis et martiris*) von Johannes Stöblin geschrieben. Vischers Verzeichnis verwies auf die Besonderheit des Registers, *worauf die Bedeutung des Herzog Eberhardi I. Barbaty Symboli: Attempto, deutlich erhellet, nemlich, daß es so viel heiße, als Attento, ich wags, wie damahls dieses Wort also geschrieben, und ausgesprochen worden*; das Register erkläre also die Devise *Attempto* Eberhards im Bart (1445–1496, seit 1459 als Eberhard V. Graf von Württemberg, ab 1495 als Eberhard I. Herzog von Württemberg).

Ein besonderes Stück in der Handschriftenliste der Bibliothek des württembergischen Naturalienkabinetts ist die Nr. 1: *Eine Handschrift von einem Griechischen Abt aus Thessalien, die derselbe Anno 1702. bey Besehung der Kunstkammer von sich gegeben*. Das zwischen 1705 und 1717 entstandene Inventar der Kunstkammer präziserte die Angaben: *Die Handschrift eines Geistlichen Apts auß Thessalia, in Griechischer Sprach, welcher Anno 1702 in Teutschland*

13 Cod. theol. et philos. 2° 242.

an den Fürstlichen Höfen und auch hier zu Stutgard umb eine steuer zu wider Aufbauung ihres von den Turcken verstörten Closters gebetten (HStAS A 20a Bü 18, pag. 25). Leider ist die Identität dieses griechischen Abts unklar; in der WLB Stuttgart scheint sich die Handschrift heute nicht mehr zu befinden.

Die größte Prominenz innerhalb der Handschriften des Naturalienkabinetts gebührt den dort vorhandenen Autografen der Reformatoren Martin Luther und Philipp Melanchthon. Nr. 6 nennt einen Brief Luthers an den Coburger Pfarrer Johann Fesel (Feselius, † 1557): *Ein eigenhändisches Lateinisches Schreiben von Doctor Martin Luther, an Magistrum Johann Fuselium [!], Pfarrer in Coburg, dedit 5. Octobris 1531*. Der Brief wurde wirklich am 5. Oktober 1530 in Neustadt bei Coburg geschrieben und ist in der WLB erhalten.¹⁴ Bereits 1753/54 befand sich der Brief im Naturalienkabinett (HStAS A 20a Bü 37, 4^r [7^r]).

Nr. 7 unter den *Manuscripta* in Vischers Verzeichnis nennt ein weiteres Autograf Luthers: *Doctor Martin Luthers eigene Handschriftt, teutsch, in 2. folio – aber weil sie zerrissen, in 4. Quart Blättlein*. Dabei kann es sich nur um die heute in der WLB verwahrte Handschrift Cod. theol. et philos. 2^o 300 handeln, da bei allen übrigen Luther-Autografen der WLB eine anderweitige Provenienz vorliegt. Das Autograf, das vor 1544 geschrieben wurde und das Konzept einer Ostermontagspredigt enthält, befand sich bereits 1753/54 im Naturalienkabinett (HStAS A 20a Bü 37, 4^r [7^r]); es besteht tatsächlich aus vier Quart-Blättern, die später wieder zusammengeklebt wurden; die Klebesteifen sind heute noch erkennbar. Wohl im 19. Jahrhundert wurden die beiden entstandenen Folio-Blätter auf zwei unterschiedliche Signaturen aufgeteilt und 1891 unter der heute gültigen Signatur Cod. theol. et philos. 2^o 300 wieder zusammengefügt.¹⁵ Die Ostermontagspredigt ist Teil einer Predigtreihe zum Kirchenjahr, die 1544 von Hans Lufft in Wittenberg gedruckt wurde (Luther, 1930–1985, Bd. 8, Nr. 1734; Heyd, 1890–1891, Bd. 1, S. 38; VD16 L 5610; Luther, 1883–2009, Bd. 22, S. XII Anm. 4 u. S. 434–437). Es handelt sich um die einzig erhaltene handschriftliche Vorlage zu dieser Druckausgabe, die von Caspar Cruciger (1504–1548) betreut wurde; das Autograf aus dem Naturalienkabinett enthält Nachträge von dessen Hand und befand sich wohl zur Zeit des Drucks in seinem Besitz.

Eines der beiden Melanchthon-Autografe, die in Vischers Verzeichnis genannt werden, ist heute noch in der WLB Stuttgart erhalten: 8. *Phil[ippi] Melanchthonis eigene Lateinische – aber unleißliche Handschriftt, auf einem Blatt in folio, aber weil es zerrissen, auf 2. Blatt in Quarto*. Der in der Tat nicht leicht lesbare, undatierte Entwurf Melanchthons befasst sich mit der Thematik der

¹⁴ Cod. hist. 4^o 95.

¹⁵ Stuttgart, WLB, Cod. hist. 4^o 95, 1b [Heyd, 1890–1891, Bd. 2, S. 38] sowie Cod. theol. et philos. 2^o 272.

Rechtfertigung und Liebe. Die Identifizierung dieses Entwurfs mit der bei Vischer genannten *unleßliche[n] Handschrift* ergibt sich ebenfalls durch das Ausschlussverfahren; alle anderen Melanchthon-Autografe lassen sich anderweitigen Provenienzen zuordnen. Auch sind weiterhin die Klebestreifen zu erkennen, die das einstmals zerrissene Blatt wieder zusammenfügen. Seit 1753/54 befand sich der Entwurf in der württembergischen Kunstkammer (HStAS A 20a Bü 37, 7^r [4^r]).¹⁶

Das zweite bei Vischer genannte Melanchthon-Autograf, das ebenfalls bereits 1753/54 in der Kunstkammer aufbewahrt wurde (HStAS A 20a Bü 37, 7^r [4^r]), hat sich nicht in der WLB Stuttgart erhalten: *9. Ein eigenhändiger Lateinischer Brief von Philippo Melanchtone, dedit Nürnberg, den 17.ten Februaris 1552.* Es handelt sich dabei um einen Brief Melanchthons an Bischof Otto von Augsburg (Melanchton, 1977–, Bd. 6, Nr. 6351). Das Hauptstaatsarchiv Stuttgart verwahrt eine Abschrift des Briefes (HStAS A 63 Bü 8/23) und diese könnte durchaus von dem in Vischers Verzeichnis genannten und nun verlorenen Autograf aus der Bibliothek des Naturalienkabinetts gefertigt worden sein.

5 Zusammenfassung

Die Bibliothek des württembergischen Naturalienkabinetts, die wohl über Jahrhunderte Teil der Büchersammlung der Kunstkammer war und als abgrenzbarer Bestand erst 1771 in Erscheinung tritt, ist vor allem aufgrund ihrer bemerkenswerten Sammlung an Handschriften interessant. Diese Handschriften sind zudem kein klassisches Bibliotheksgut; bei der Mehrheit der Stücke handelt es sich um Briefe, sie wären daher eher in einem Archiv zu vermuten – auch eine gezielte Sammlungstätigkeit lässt sich daraus kaum ablesen. Im Falle der Luther- und Melanchthon-Autografe ist es denkbar, dass sie dem jeweils regierenden württembergischen Herzog bei einer Audienz als Geschenk überreicht wurden; im Fall des Bittbriefes des unbekannten griechischen Abts ist dieser Umstand zumindest gesichert. Andere Stücke stammen aus dem Besitz der herzoglichen Familie. In Ermangelung von plausiblen Alternativen wurden alle diese Handschriften wohl als *Curiosa* der Kunstkammer zugeschlagen und sind dann womöglich ebenfalls eher durch Zufall im Kasten des Naturalienkabinetts gelandet. Letztlich haben sie mit der Übernahme in die Herzogliche Öffentliche Bibliothek eine geeignetere und vor allem nachhaltigere Unterbringung gefunden.

¹⁶ Cod. hist. 4° 95.

6 Anhang

Edition des Katalogs der Bibliothek des württembergischen Naturalienkabinetts, 1776 (Stuttgart, WLB, Bibliotheksakten Nr. 14)

[1^r] Verzeichnis || derjenigen Bücher, und Manuscripten, welche auf dem Herzogl[ichen] Naturalien Cabinet biß hirher in Verwahrung geweßen, nun aber auf ergangenen Herzogl[ichen] Höchsten Befehl d[en] 24.ten Maij 1776. auf die öffentliche Bibliothekc abgegeben worden sind.

[1^v] *leer.*

[2^r] Folio.

1. Hortus Malabaricus Indicus. Pars 1. Amstelod[ami]. 1678.
2. Ejusdem Libri, Pars II.
3. Rumphii, Georg Eberh[ardi] Amboinsche Rariteit Kamer. Amsterdam, 1705.
4. Histoire Naturelle des plus Rares Curiositez de la Mer des Indes. Amsterdam.
5. Schweerti, Eman[uelis] Florilegium, sive Tractatus de variis floribus, et aliis Indicis plantis, ad vivum delineatum, et 4. Linguis concinatum. F[ranc]o[fu]rt[i] ad Moen[um]. 1612.
6. Weinmanni, Joh[annis] Guil[ielmi] Phytanthoza Iconographia. Tom[us] I. Ratisbonae 1737.
7. Ejusdem Libri Tom[us] II.
8. Ejusdem Libri Tom[us] III.
9. Ejusdem Libri Tom[us] IV.
10. Kircheri, Athan[asii] China Illustrata. Amstelod[ami] 1667.
11. Ejusdem Munus Subterraneus. Amstelodami 1665.
12. Valentini, Mich[aelis] Bernh[ardi] Museum Museorum. F[ranc]o[fu]rt[i] 1704.
13. Tabernaemontani, Jac[obi] Theod[orici] Kräuterbuch, vermehrt d[urch] Casp[ar] Bauhinum. F[ranc]o[fu]rt[i] ad Moen[um] 1625.
- [2^v] 14. Gesneri, Conr[adi] Thierbuch, ins teutsche übersezt durch Conrad Forer. Heidelberg 1606.
15. Ejusdem, Vogel, Fisch, und Thierbuch. Zürich 1557.
16. Mathioli, Petr[i] Andr[ae] Kräuter Buch, vermehrt von Joach[imo] Camerario. F[ranc]o[fu]rt[i] ad Moen[um] 1590.
17. Hieronymi Tragi, genannt Bock, Kräuterbuch, vermehrt durch Melch[iorem] Sebizum. Straburg 1630.
18. Ruellius, Joh[annes] de Natura Stirpium. Basel, ex Officina Froben[iana]. 1543.
19. Hobergs, von, Georgica Curiosa Aucta. Tom[us] I. Nürnberg, 1687.

20. Ejusdem Libri Tom[us] II.
21. Ejusdem Libri Tom[us] III.
22. Agricolae, Georg[ii] Bergwerckbuch. Basel 1621.
23. Erckers, Laz[arus] Beschreibung Mineralischer Erzte, und Bergwercksarten. Prag 1574.
24. Sepibus, Georgii de, Museum Romani Collegii Soc[ietatis] Jesu. Amstel[odami] 1678. *[Stuttgart, WLB, Altert.fol.573]*
25. Wormii, Olai, Museum Wormianum. Lugduni Bat[avorum] 1655.
26. Imperati, Ferrante, Historia Natur[ale]. Napoli 1599.
27. Ein Band mit Waßerfarben gemahlter Blumen.
- [3^r] 28. Flud, Robert, historia utriusque Cosmi. Oppenheimii. Tom[us] I. 1617.
29. Ejusdem Libri Tom[us] II.
30. Panvinii, Onuphrii, de Ludis Circensibus Libr[i] II. et de Triumphis Liber I. Venet[iae] 1600.
31. Bry, de, Westindische Schiffarten. Tom[us] I. Oppenheim 1617.
32. Ejusdem Libri Tom[us] II.
33. Francisci, Erasmi, Ost- und WestIndischer Lust u[nd] Staats Garten. Nürnberg 1688.
34. Ejusdem Geschicht- Kunst- und Sitten Spiegel ausländischer Völcker. Nürnberg 1670.
35. Baldaeï, Philippi, Beschreibung von Malabar, Coromandel, u[nd] Ceylon. Amsterdam 1672.
36. Schulzens, Casp[ar] Walther, Ostindische Reyße. Amsterdam 1676.
37. Merians, Math[äei] Topographiae Italiae. F[ranco]f[u]rt[i] ad Moen[um] 1688.
38. Ejusdem Topographia Sueviae. F[ranco]f[u]rt[i] 1643.
39. Ejusdem Topographia Archiepiscopatum Moguntinensis, Trevirensis, et Coloniensis A[nno] 1646.
40. Olearii, Adam, Moscowitische, u[nd] Persianische Reyß Beschreibung. Schließwig 1671.
- [3^v] 41. Cramers, Math. Dictionnaire Rojal Francois Allemand. à Nuremberg 1712. Tom[us] I.
42. Ejusdem Libri Tom[us] II.
43. Gottfrids, Joh[ann] Ludw[ig] Neue Welt, u[nd] americanische Historien, mit Merianischen Kupferstichen. Fr[ank]f[u]rt 1655.
44. Continuatio Rariorum, quae collegit Basilius Besler. Norib[ergae] 1616. cum fig[uris] aeneis.
45. Reiseli Siphio Wurtembergicus. Stuttg[ardiae] 1684.
46. Raithii Turris Antonia. Tub[ingae] 1673. Mit zwey auf Brettlein aufgepapp- ten Kupferstichen.

Quarto.

1. Terzagi, Paul[i] Mar[iae] Museum Septalianum. Dert[onae] 1664.
2. Ephemeridum Medico Physicarum. Tom[us] I. Lips[iae] 1670.
3. Ejudem Libri Tom[us] II.
4. Ejudem Libri Tom[us] III.
5. Happelii Relationum Curiosarum, Tom[us] I. Hamb[urg] 1683.
6. Ejudem Libri Tom[us] II.
7. Caramuelis, Aspasii, Iocoseria Naturae, et Artis. 1666.
8. Oleari Gottorfische Kunstkammer. Schließwig 1666.
- [4^r] 9. Leuwenhoek, Ant[oni] à Anatomia per Microscopia. Lugd[uni] Bat[avorum] 1687.
10. Beschreibung der Florentiner Kunstkammer. M[anu]sc[ri]pt[um], [Stuttgart, WLB, Cod. hist. 4° 174].
11. Beschreibung der Dreßdner Kunstkammer. M[anu]sc[ri]pt[um], [Stuttgart, WLB, Cod. hist. 4° 175].
12. Lachmunds, Frid[erich] Opuklospachía Hildesheimensis. Hildesh[eimii] 1669.
13. Bockenhoferi, Joh[annis] Joach[imi] Museum Brackenhoferianum. Argent[orati] 1677.
14. Schwenckfelds, Casp[ar] Theriotrophaeum Silesiae. Ligniz 1603.
15. Camilli, Leonardi, Speculum Lapidum. Aug[ustae] Vind[elicorum] 1533.
16. Cuperi, Gisberti, Harpocrates. Traject[i] 1687, [Stuttgart, WLB, Altert.qt.231].
17. Struvii, Burc[hardi] Gotthelf[ii] Antiquitates Rom[anae]. Jen[ae] 1707.
18. Schefferi, Joh[annis] Lapponia. Fr[anco]f[ur]t[i] 1673.
19. Walzens, Joh[ann] Georg[ius] Württembergische Stamm- und Nahmens Quell. Stuttg[art] 1657.
20. Elenchus Tabularum Pinacothecarum, atque nonnullorum Cimeliorum in Gazophylazio Levini Vincent. Harlemi Batavorum 1719.
21. Griendels von Ach, Joh[ann] Franz, Micrographia Nova. Nürnberg 1687.

Octavo.

1. Kölreuters, Jos[eph] Gottl[ieb] Nachricht, das Geschlecht der Pflanzen betreffend. Leipzig 1761.
2. Ejusdem Fortsetzung dieser Nachricht. Leipzig 1763.
3. Bellonius, Petr[us] de Aquatilibus. Paris. 1553.
4. Boëtii de Boot. Anselm[i] hist[oria] Gemmarum. Lugd[uni] Bat[avorum] 1647.
- [4^v] 5. Beschreibung der Schatzkammer in Wien. 1680.
6. Beschreib[ung] der Künastischen Kunstkammer. Strasb[urg] 1688.
7. Gesner, Conr[ad] de omni rerum fossilium genere. Tig[uri] 1565.

8. Maskoski, Mart[in] Göppingisches Bethesda. Nördl[ingen] 1688.
9. Viridarii Adriatici Teriotrophaeum. Augsp[urg] 1687.
10. Bartholini, Thom[ae] Observationes de Vnicornu. A[nno] 1645.
11. Mollerg, Dan[ielis] Guilh[ielmi] de Infectis prodigiosis Hungaricis. Fr[anco]f[u]rt[i] ad Moen[um] 1673.
12. Zeillers, Mart[in] Beschreib[ung] der 10. Reichs Creyße. Nürnberg 1694. Tom[us] I.
13. Ejusdem Libri Tom[us] II.
14. Ertels, Anth[on] Wilh[elm] Churbayrischer Atlas. Nürnberg 1703. Tom[us] I.
15. Ejusdem Libri Tom[us] II.
16. Ephemerides des Hauses Würtemberg. Ulm 1706.
17. Rebstocks, Joh[ann] Mart[in] Beschreibung des Herzogthums Würtembergs. Stuttgart, 1699.
18. Reiß Beschreibung von Pultawa, nach Bender. 1714.

[5^r] Manuscripta.

1. Eine Handschrift von einem Griechischen Abt aus Thessalien, die derselbe A[nno] 1702. bey Besehung der Kunstkammer von sich gegeben.
2. Ein französisches Schreiben an S[eine]r D[u]r[ch]l[au]cht Prinz Carl Alexander von Württemberg, welches derselbe gerade damals im Sack bey sich hatte, als Er A[nno] 1704. am Schellenberg in den Schenkel geschossen wurde, u[nd] wovon ein Theil durch die Kugel tief in die Wunde mit hineingeschlagen worden. [Stuttgart, WLB, Cod. hist. 2° 44 Nr. 3]
3. Ein eigenhändiges Schreiben Herzog Ludwigs von W[ü]rt[tem]b[er]g, an seinen Vetter, Graf Friederich von W[ü]rt[tem]b[er]g, die Vermählung des Letzen mit Sibylla, Fürstin zu Anhalt, betreffend. [Stuttgart, WLB, Cod. hist. 2° 911 Nr. 256]
4. Ein Schreiben des König Heinrichs von Fr[ank]reich an den Herzog Ludwig Frid[erich] zu W[ü]rt[tem]b[er]g, de dato Pavia, 21. Dec[embris] 1669. [Stuttgart, WLB, Cod. hist. 2° 44 Nr. 1]
5. Ein auf Pergament geschriebenes altes Privilegium de A[nno] 1485. vor die Stadt Gröningen, wegen des Bruder Ordens zu Stuttgart. [Stuttgart, HStA, A 602 Nr. 8773 (olim Stuttgart, WLB, Cod. hist. 2° 56)]
6. Ein eigenhändisches Lateinisches Schreiben von D[oc]tor Martin Luther, an M[ag]istrum Johann Fuselium, Pfarrer in Coburg, d[e]d[it] 5. Oct[obris] 1531. [Stuttgart, WLB, Cod. hist. 4° 95]
7. D[oc]tor Martin Luthers eigene Handschrift, teutsch, in 2. folio – aber weil sie zerrißen, in 4. Quart Blättlein. [Stuttgart, WLB, Cod. theol. et philos. 2° 300 (olim Stuttgart, WLB, Cod. hist. 4° 95 und Cod. theol. et philos. 4° 272)]

8. Phil[ippi] Melanchtonis eigene Lateinische – aber unleißliche Handschrift, auf einem Blatt in folio, aber weil es zerrissen, auf 2. Blatt in Quarto. [*Stuttgart, WLB, Cod. hist. 4° 95*]
- [5^v] 9. Ein eigenhändiger Lateinischer Brief von Philippo Melanchtone, d[e]d[it] Nürnberg, d[en] 17.ten Febr[uaris] 1552.
10. Bulla Papae, Martini V. de A[nno] 1426. in Lateinischer Sprache, auf Pergament geschrieben, mit einem anhangenden bleyernen Sigill.
11. Indulgentiales Papae, Julii II. an die Herrn von Rechberg, de A[nno] 1511. Lateinisch, auf Pergament geschrieben.
12. Ein Ablass Brief, auf Pergament, von Raymundo, Cardinali Gurcensi, erteilt an Blasius Raydt. de A[nno] 1502. [*Stuttgart, WLB, Kirch.G.qt.K.2373*]
13. Noch ein solcher ablass Brief auf Pergament, von eben diesem Raymundo, Cardinali Gurcensi, auch von A[nno] 1502. [*Stuttgart, WLB, Kirch.G.qt.K.2374*]
14. Ein unter Pabst Paulo III. ertheilter Ablass Brief, de A[nno] 1540.
- n[ota]. Dieser, und die beyde vorhergende Ablass Briefe sub N[um]e[r]is 12. et 13. seynd zwar gedruckt, und sollten mithin nicht unter den Manuscripten stehen; allein man konnte diesen etlichen wenigen piecen nicht wohl einen andern Plaz anweisen.
- [6^v] 15. Ein auf 6. Pergament Blättern in Klein Folio geschriebenes Register, aus einem alten Theologischen Manuscripto Originali Joh[ann] Stösslins, de A[nno] 1456. worauß die Bedeutung des Herzog Eberhardi I. Barbat Symboli: Attemto, deutlich erhellet, nemlich, daß es so viel heiße, als Attento, ich wags, wie damahls dieses Wort also geschrieben, und ausgesprochen worden. Den deutlichsten Beweiß von der Richtigkeit dieser Auslegung aber findet man zu Urach im Schloß, worinn Eberhardus Barbatus residirt hat, indeme allda an einer Wand bey dem fürstl[ichen] Wappen stehet: der Eberhard im Barth der wags, daß man also gar nicht Ursache hat, auf allerhand andere Erklärungen dieses Symboli zu verfallen. [*Stuttgart, WLB, Cod. theol. et philos. 2° 242*]

Joh[ann] Frid[ericus] Vischer, Prof[essor] u[nd] Aufseher des Herz[oglichen] Nat[uralien] Cab[inets].

[6^v] leer.

Literatur

Betz, O. (2013). *Licht vom unerschaffnen Lichte: Die kabbalistische Lehrtafel der Prinzessin Antonia* (3. Aufl.). Tübingen: Werner Grimm.

Fischer, J. F. (o. J.). *Württembergische Kirchengeschichte Online*. Abgerufen von <https://www.wkgo.de/personen/suchedetail?sw=gnd:GNDFB2109>

- Fleischhauer, W. (1976). *Die Geschichte der Kunstkammer der Herzöge von Württemberg in Stuttgart*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Herrmann, C. (2015a). Rarität und Ästhetik: Die Sammlung Uriot. In V. Trost & H.-C. Pust (Hrsg.), *Carl Eugens Erbe: 250 Jahre Württembergische Landesbibliothek; Eine Ausstellung der Württembergischen Landesbibliothek aus Anlass ihrer Gründung am 11. Februar 1765 vom 11. Februar bis 11. April 2015* (S. 46–51). Stuttgart: Württembergische Landesbibliothek.
- Herrmann, C. (2015b). Fürstliche Selbstdarstellung durch Bücher: Die Herzogliche Bibliothek. In V. Trost & H.-C. Pust (Hrsg.), *Carl Eugens Erbe: 250 Jahre Württembergische Landesbibliothek; Eine Ausstellung der Württembergischen Landesbibliothek aus Anlass ihrer Gründung am 11. Februar 1765 vom 11. Februar bis 11. April 2015* (S. 52–57). Stuttgart: Württembergische Landesbibliothek.
- Herrmann, C. (2015c). Behörde mit breitem Bildungspotential: Die Regierungsrats-Bibliothek. In V. Trost & H.-C. Pust (Hrsg.), *Carl Eugens Erbe: 250 Jahre Württembergische Landesbibliothek; Eine Ausstellung der Württembergischen Landesbibliothek aus Anlass ihrer Gründung am 11. Februar 1765 vom 11. Februar bis 11. April 2015* (S. 58–61). Stuttgart: Württembergische Landesbibliothek.
- Heyd, W. von (1890–1891). *Die historischen Handschriften der königlichen öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart* (Bd. 1.2). Stuttgart: Kohlhammer.
- Hilger, H., Stegmaier, G. & Trost, V. (1990). (Red.). *Württembergische Landesbibliothek Stuttgart: Ein Führer durch ihre Geschichte und ihre Sammlungen*. Stuttgart: Württembergische Landesbibliothek.
- Kottmann, C. (2015). Wissensspeicher für das lutherische Württemberg: Die Konsistorialbibliothek. In V. Trost & H.-C. Pust (Hrsg.), *Carl Eugens Erbe: 250 Jahre Württembergische Landesbibliothek; Eine Ausstellung der Württembergischen Landesbibliothek aus Anlass ihrer Gründung am 11. Februar 1765 vom 11. Februar bis 11. April 2015* (S. 62–69). Stuttgart: Württembergische Landesbibliothek.
- Löffler, K. (1923). *Geschichte der Württembergischen Landesbibliothek*. Leipzig: Harrassowitz.
- Losert, K. (2015). „Gleich in der Früh nach 9 Uhr fuhr Ich aus und kaufte einige Bücher“: Herzog Carl Eugen und seine Handschriftenerwerbungen. In V. Trost & H.-C. Pust (Hrsg.), *Carl Eugens Erbe: 250 Jahre Württembergische Landesbibliothek; Eine Ausstellung der Württembergischen Landesbibliothek aus Anlass ihrer Gründung am 11. Februar 1765 vom 11. Februar bis 11. April 2015* (S. 32–45). Stuttgart: Württembergische Landesbibliothek.
- Luther, M. (1930–1985). *D. Martin Luthers Werke* (Kritische Gesamtausgabe, Abt. Briefwechsel). Weimar: Böhlau.
- Luther, M. (1883–2009). *D. Martin Luthers Werke* (Teil: Schriften). Weimar: Böhlau.
- Melanchton, P. (1977–). *Melanchthons Briefwechsel* (Kritische und kommentierte Gesamtausgabe, im Auftrag der Heidelberger Akademie der Wissenschaften hrsg. von Heinz Scheible, seit Bd./ T 11 von C. Mundhenk). Stuttgart-Bad Cannstatt: Frommann-Holzboog.
- Mittler, E. (2013). Historische Bibliotheksforschung: Anthropologisch-kulturwissenschaftliche Ansätze und Methoden; Die digitale Wende. In K. Umlauf, S. Fühles-Ubach & M. Seadle (Hrsg.), *Handbuch Methoden der Bibliotheks- und Informationswissenschaft: Bibliotheks-, Benutzerforschung, Informationsanalyse* (S. 483–525). Berlin/Boston: De Gruyter Saur.
- Pfeilsticker, W. (1957–1974). *Neues württembergisches Dienerbuch* (Bd. 1–3). Stuttgart: Cotta.

- Sauer, P. (2006). *Ein kaiserlicher General auf dem württembergischen Herzogsthron: Herzog Carl Alexander von Württemberg (1684–1737)*. Filderstadt: Markstein.
- Steiff, K. (1909). Bibliotheken. In Württembergischer Geschichts- und Altertums-Verein, Herzog Karl Eugen von Württemberg und seine Zeit (Bd. 2, S. 277–281). Esslingen a. N.: Neff.
- Sühl-Strohmenger, W. (1994). Bibliothek des Staatlichen Museums für Naturkunde. In W. Kehr (Hrsg.), *Handbuch der historischen Buchbestände in Deutschland* (Bd. 8). Hildesheim: Olms-Weismann.
- VD 17: *Verzeichnis der im deutschen Sprachraum erschienenen Drucke des 17. Jahrhunderts*. (o. J.). Abgerufen von <http://www.vd17.de>
- VD 16: *Verzeichnis der im deutschen Sprachraum erschienenen Drucke des 17. Jahrhunderts*. (1971–2000). Stuttgart: Hirsemann.
- Württembergische Landesbibliothek. (o. J.). *Aktuelle Signaturen für Altbestände und alte Signaturen (bis 1929) sowie Kriegsverluste*. Abgerufen von http://www.wlb-stuttgart.de/fileadmin/user_upload/sammlungen/drucke/alte_signaturen.pdf

Alle Internetquellen wurden zuletzt am 23.12.2016 aufgerufen.

Elmar Mittler

Radikaler Wandel?

Ein Blick in die Bibliotheksentwicklung der letzten 60 Jahre

Abstract: Vielfach wird heute radikaler Wandel der Bibliotheken und in den Bibliotheken gefordert. Aufgrund auch eigener Erfahrung des Verfassers werden Veränderungsprozesse der Bibliotheken in Deutschland in den letzten Jahrzehnten dargestellt. Sie begannen mit der nutzerorientierten Wandlung zu Freihandbibliotheken und setzten sich über Ansätze des bewussten Change Managements in der Bibliotheksplanung fort; die dritte Phase war die Einführung der automatisierten Datenverarbeitung bis hin zu regionalen Verbundsystemen und dem Beginn der Retrodigitalisierung. Die Bibliotheken konnten dabei mit großer gesellschaftlicher Akzeptanz ihre Dienstleistungen ausbauen. Ein entscheidender Erfolgsfaktor war dabei der hohe Grad der Einigkeit, mit der man agierte. Für sie waren der Zusammenschluss aller Institutionenverbände im DBV und der Bibliotheksplan 1973 (auch in der für die Entwicklung nach der Wiedervereinigung wichtigen Aktualisierung Bibliotheken '93) kennzeichnend. Die Bibliotheken lagen damit auch im Trend der dynamischen (west)deutschen Konsensgesellschaft. Einigkeit wird auch in den Zeiten disruptiver Entwicklung der Digitalisierung wie der Gesellschaft wesentliche Voraussetzung weiteren Erfolges bleiben.

1 Die Ausgangssituation

Die Zerstörungen und Verlagerungen durch den Zweiten Weltkrieg waren für das deutsche Bibliothekswesen verheerend (Leyh, 1947). Nur wenige Bibliotheken wie Freiburg, Göttingen und Heidelberg waren einigermaßen intakt geblieben und konnten bald wieder arbeitsfähig gemacht werden, obwohl die Gebäude teilweise von Bombenschäden betroffen waren. In allen drei Bibliotheken wurden durch Ein- oder Umbauten in der alten Substanz vor allem neue Lesebereiche geschaffen. Neubauten in Mainz und Saarbrücken waren weiterhin darauf gerichtet, das aus dem 19. Jahrhundert stammende Baukonzept der dreigeteilten Bibliothek zu optimieren. Man war schon sehr stolz, wenn es gelang, den Zettelkatalog, der das Herzstück der Bibliothek blieb, so aufzustellen, dass er für Personal und Benutzer gleichermaßen zugänglich und auch den Buchmagazinen günstig zugeordnet war.

Das Ideal der wissenschaftlichen Bibliothekare war und blieb die Universalbibliothek, deren Bestände an vielen Standorten weiterhin in die veralteten Klassifikationen der Vorkriegszeit eingeordnet wurden, solange die räumlichen Verhältnisse eine systematische Aufstellung zuließen. Die Mittel für die adäquate Erwerbung auch der ausländischen Literatur fehlten; die Arbeit der Auswahl aus der sich schnell ausweitenden Fachliteratur bestand für die Fachreferenten deshalb – wie dem Verfasser als Referendar in Freiburg deutlich gemacht wurde – mehr in der Ablehnung als der Erwerbung neuer Titel. Sie wurde aber mit dem Achten auf wissenschaftliche Qualität begründet, deren Kriterien allerdings mehr die Vorurteile der Auswählenden waren. Jedenfalls kümmerten sich die Forscher an den Universitäten sehr wenig um das, was in den Universitätsbibliotheken geschah. Sehr zum Missvergnügen der Bibliothekare gelang es ihnen, mehr Mittel für die Seminarbibliotheken zu erhalten, um diese zu aktuellen Forschungsbibliotheken auszubauen. Die Universitätsbibliotheken waren auf dem besten Weg, in die Bedeutungslosigkeit zu versinken.

2 Die Zeit der Bibliotheksplanungen und -pläne

Doch es sollte zu einer unerwarteten Wende kommen. 1965 stellte der damalige Bundeskanzler Ludwig Erhard sozusagen amtlich fest, die Nachkriegszeit sei zu Ende. Nach gut 15 Jahren ungestümen wirtschaftlichen Wachstums begann man in Deutschland, die Entwicklung systematischer und mit neuen Horizon-ten voranzubringen, um sie nachhaltig machen zu können. Infrastruktur für Forschung und Bildung erhielt einen neuen Stellenwert.

2.1 Die Wissenschaftlichen Bibliotheken

Für die Wissenschaftlichen Bibliotheken war es von größter Bedeutung, dass der Wissenschaftsrat schon 1964 als Band 2 seiner Empfehlungen zum Ausbau der wissenschaftlichen Einrichtungen die Bibliotheken in den Mittelpunkt stellte.¹ Die außerordentlich hohe Autorität dieses von Bund und Ländern noch kurz vor dem „Sputnikschock“ (Oktober 1957) berufenen Bund-Länder-

¹ Wissenschaftsrat (1964); die wichtige Rolle des Bibliotheksreferates und des Bibliotheksaus-schusses der DFG bei der Vorbereitung des Papiers sollte nicht unerwähnt bleiben; vgl. dazu Schmidt und Oertel (1966).

Gremiums trug dazu bei, einen breiten gesellschaftlichen Konsens herzustellen und in die Wissenschaft und die Ausbildung zu investieren. Das führte zu einem flächendeckenden Investitionsschub bei den Universitäten und Hochschulen, von dem auch die Bibliotheken profitierten. Er wurde zunächst durch die Studentenrevolte der sog. '68er Jahre unterstützt, der man durch den Ausbau der Hochschulen die Spitze zu nehmen suchte. Die Gründung neuer Hochschulen wurde angepackt.

In Baden-Württemberg mit seinen drei großen, traditionsreichen Universitäten in Freiburg, Heidelberg und Tübingen sowie zwei Technischen Hochschulen in Karlsruhe und Stuttgart entschloss man sich – neben der Neugründung einer „Eliteuniversität“ in Konstanz –, die bestehenden Hochschulen auszubauen. Der Entwicklung der Bibliotheken sollte dabei eine zentrale Rolle zukommen. Im Mai 1968 wurde dazu die Arbeitsgruppe Bibliotheksplan Baden-Württemberg berufen, die in zwei umfangreichen Bänden 1973 und 1975 ihren Gesamtplan veröffentlichte,² dessen Inhalte in Einzelpapieren und Zwischenberichten schon längst auch überregional bekannt und von anderen Planungsgruppen aufgegriffen worden waren.

Von entscheidender Bedeutung aber war, dass es schon in den Jahren vor der Veröffentlichung gelang, pragmatisch die Gunst der Stunde zu nutzen: Das Wissenschaftsministerium, das sich mit seinem Bibliotheksreferat an der Arbeit der Planungsgruppe intensiv beteiligte, sorgte dafür, dass Teilempfehlungen so weit wie politisch machbar schnell umgesetzt wurden. Das führte u. a. dazu, dass die Etats der zentralen Bibliotheken (die damals in einer eigenen Titelgruppe ausgewiesen waren) deutlich aufgestockt wurden. Es kam gelegentlich sogar vor, dass eine Bibliothek eine höhere Zuweisung erhielt, als von ihr beantragt worden war. Der Aufbau universitärer Gesamtkataloge konnte an allen traditionellen Universitätsstandorten mit zentralen Sondermitteln aus dem Stand begonnen werden.

Die Strukturempfehlungen flossen in die Neufassung des Hochschulgesetzes ein: Das unkoordinierte Nebeneinander von Universitätsbibliothek und Institutsbibliotheken wurde durch die gegliederte Zusammenfassung in ein Bibliothekssystem ersetzt. Damit wurde die Intensivierung der Zusammenarbeit von Zentralbibliothek und Institutsbibliotheken legitimiert, die nicht mehr als Konkurrenten gesehen, sondern als integrierte dezentrale bibliothekarische Einrichtungen und unverzichtbare Teile der Literaturversorgung anerkannt wurden. Im Gegensatz zu dem die unterschiedlichen Aufgaben und

² Arbeitsgruppe Bibliotheksplan Baden-Württemberg (1973, 1975). Einen knappen Überblick über die Planung und ihre Umsetzung bietet Köttelwesch (1980, S. 115–120); vgl. auch aus gegenwärtiger Sicht Sühl-Strohmeier (2014, S. 17–19).

Servicemöglichkeiten eher verdeckenden Begriff der funktionalen Einschichtigkeit wurde hier eine differenzierende Zielvorstellung entwickelt. Die zentralen Aufgaben (insbesondere Gesamtkatalog, Zeitschriftenpool und Lehrbuchsammlung) wurden mit konkreten Umsetzungsvorgaben versehen; die Ausleihfunktion der Zentralbibliothek und die Präsenzfunktion der dezentralen Einrichtungen wurden als aufeinander bezogene Aufgaben für eine optimale Literaturversorgung von Forschung, Lehre und Studium beschrieben. Fachspezifisch differenziert wurden daraus an den Benutzerbedürfnissen orientierte Vorgaben für die Erwerbungsabstimmung entwickelt: Die grundlegende Forschungsliteratur sollte als Ausleihbestand Schwerpunkt der Erwerbung durch die Zentralbibliothek sein, die Studienliteratur insbesondere in den geisteswissenschaftlichen Massenfächern in den dezentralen Bibliotheken zusätzlich präsent gehalten werden, die entsprechend den Interessenschwerpunkten auch spezielle Forschungsliteratur erwerben sollten.³

Derartige allgemeine Vorgaben waren natürlich nur in konkreter Absprache zu realisieren, die ein aktives Zugehen der Bibliothekare auf die Institute erforderlich machte; aus eigener Erfahrung weiß der Verfasser, wieviel „Klinkenputzen“ notwendig war, um z. B. bei den Germanisten und den Historikern regelmäßige gemeinsame Kaufsitzungen zu erreichen.⁴ Ziel war dabei vor allem, die vorhandenen Literaturmittel optimal auszunutzen, um der steigenden Buchproduktion, aber auch den wachsenden Studentenzahlen entsprechen zu können. Als bestes Mittel dazu erwies sich der Ausbau der Lehrbuchsammlungen viel gebrauchter Studienliteratur. Schon der Wissenschaftsrat hatte sie empfohlen, die Volkswagenstiftung hatte die Einrichtung durch eine Anschubfinanzierung von mehreren Millionen DM unterstützt. Es kam nun darauf an, diese Entwicklung zu verstetigen. Dafür war eine deutliche Erhöhung der ursprünglich empfohlenen Summe von 4 DM je Student erforderlich. Wolfgang Kehr, der Direktor der Universitätsbibliothek Freiburg, der auch Vorsitzender der Arbeitsgruppe Bibliotheksplan Baden-Württemberg wurde, konnte als Mitglied der DFG-Arbeitsgruppe auf Anregung des Verfassers in den Empfehlungen zur Zusammenarbeit zwischen Hochschulbibliothek und Institutsbibliotheken (Deutsche Forschungsgemeinschaft, 1970)⁵ eine Anhebung auf 10 DM pro Student mit laufender Fortschreibung festschreiben, welche dann wieder-

³ Vgl. dazu die Grafik in Arbeitsgruppe Bibliotheksplan Baden-Württemberg (1973, S. 176).

⁴ Einen guten Überblick gibt Dörpinghaus (1977), der in Freiburg die vom Verfasser aufgebaute Erwerbungs Kooperation übernahm und fortführte.

⁵ Die Empfehlungen betonen ausdrücklich, dass darin Erfahrungen einzelner Bibliotheken sowie der Neugründungen aufgenommen wurden.

um mit der Autorität der DFG versehen in die baden-württembergischen Empfehlungen übernommen werden konnte.

Zwei Aspekte waren in diesem Prozess von besonderer Bedeutung: Die Mittel wurden in der Regel zweckgebunden zur Verfügung gestellt und durch die dynamische Entwicklung der Studentenzahlen in den Folgejahren überproportional gesteigert. Die Attraktivität der zentralen Hochschulbibliotheken wurde dadurch für die Studenten schlagartig verändert: Das brachte in kürzester Zeit eine bis dahin nie gekannte (und von traditionellen Bibliothekaren auch vielfach abgelehnte) Massennutzung der Universitätsbibliotheken.⁶ Schon 1970 konnte dazu auf dem 60. Deutschen Bibliothekartag in Augsburg ein erstes Resümee gezogen werden:

Die dauernd steigenden Studentenzahlen haben auch das Gesicht der Universitätsbibliotheken einschneidend geprägt: Wir haben tief gestaffelte Bestände in den Lehrbuchsammlungen; wir bieten in den Lesesälen möglichst große Präsenzbestände und viele Semesterapparate an; wir haben vor, Teile der Magazine für Selbstbedienung durch den Benutzer zu öffnen – kurz, vergleicht man die benutzerintensiven Bibliotheken von heute mit Universitätsbibliotheken der Vergangenheit, drängt sich einem der Satz auf: „Opas Bibliothek ist tot. (Mittler, 1970, S. 288)

In Baden-Württemberg wurde versucht, dauerhaft einen kontinuierlichen professionell gesteuerten Planungsprozess in Gang zu bringen: Nach einer umfassenden Erhebung und Analyse des Ist-Zustandes und der Zielanalyse führte er zur Planung von Leistung, Kapazitäten und Organisation. Sie wurden in alternativen Szenarien bewertet und umgesetzt, um dann erneut in einer evaluierenden Ist-Zustands-Analyse in einem weiteren Planungszyklus fortgesetzt zu werden (Mittler, 1972, 1976).

Die Vorstellung, derartige Aktivitäten auch noch im Verbund realisieren zu können, gehörte sicher in die Kategorie der Planungseuphorie; immerhin griff das Bibliotheksreferat der DFG 1973 die Thematik der Bibliotheksplanung auf. Die eingeladenen Vertreter aus Ministerien und Bibliotheken kamen zwar zu dem Schluss, Planung sei als permanente Aufgabe anzusehen, für die Personal freigestellt werden müsse (Oertel, 1973), eine darüber hinausgehende koordinierende Zusammenarbeit wurde aber nicht entwickelt. So ergaben sich vereinheitlichende Tendenzen eher durch die Wirkung einzelner Planungspapiere wie des sog. Zielkatalogs,⁷ der bis in die äußere Form hinein weit über Baden-

⁶ Vgl. dazu für Baden-Württemberg Arbeitsgruppe Bibliotheksplan Baden-Württemberg (1973, S. 282).

⁷ Die damals viel zitierten und in leichten Abwandlungen immer wieder aufgenommenen Kernsätze lauteten (S. 81 f.): „Das Bibliothekssystem hat das Ziel, eine optimale benutzerorientierte Literatur- und Informationsversorgung der Universität für Forschung und Lehre bei ökonomischem Einsatz an Personal und Mitteln zu sichern“ (0.5.2) und „Das Bibliothekssystem ist eine gegliederte Einheit aus zentralen und dezentralen Elementen“ (0.5.4).

Württemberg hinaus Schule machte (Arbeitsgruppe Bibliotheksplan Baden-Württemberg, 1973–1975, Bd. 1; darin: Gesamtkonzeption für den Ausbau des Bibliothekswesens der Universitäten: Zielkatalog, S. 75–208). Die nordrhein-westfälischen Zielvorstellungen für die Gesamthochschulbereiche sind dafür ein Beispiel, dem sich weitere hinzufügen ließen (Nordrhein-Westfalen. Planungsgruppe Bibliothekswesen im Hochschulbereich, 1975).

2.2 Die Öffentlichen Bibliotheken

Ähnlich wie es den Wissenschaftlichen Bibliotheken erfolgreich gelang, sich in die Planungsaktivitäten der Ministerien zu integrieren, versuchten auch die Bibliothekare an Öffentlichen Bibliotheken (die damals in der Regel noch Büchereien hießen), neuere Planungsansätze zu nutzen. Konrad Umlauf hat die einzelnen Empfehlungen sowie die Phasen ihrer Entwicklung und ihre regionale Aufsplitterung detailliert analysiert (Umlauf, 2005, 2008). Wenn er und viele andere immer wieder darauf hinweisen, dass dabei keine Einheitlichkeit erreicht werden konnte, ist das weniger eine Schwäche als ein Zeichen für die Bedeutung, ja die Faszination, die damals darin gesehen wurde, durch Planung des systematischen Ausbaus des Bibliothekswesens die zukünftige Entwicklung von der kleinsten Schule bis zur Forschung auf internationalem Niveau zu fördern. Dass in einem Land mit so bewusst dezentralisierten Zuständigkeiten für den Kulturbereich die Frage nach der Planungshoheit systemimmanent nicht eindeutig beantwortet werden kann (ja eigentlich sogar nicht darf), sollte dabei nicht verwunderlich sein.

Man muss sich allerdings auch verdeutlichen, dass sich in dieser vielschichtigen Entwicklung immer wieder Planungskonkurrenzen ergaben. Es war auch deshalb nicht leicht für die Bibliothekare, jeweils die richtigen Partner zu finden. Dies ist den Öffentlichen Bibliotheken durch den Schulterschluss insbesondere mit dem Städtetag gelungen. Dieser ermöglichte es, dass die KGSt (Kommunale Gemeinschaftsstelle für Verwaltungsvereinfachung, heute Kommunale Gemeinschaftsstelle für Verwaltungsmanagement) als von den Städten, Gemeinden und Kreisen 1949 gegründeter Fachverband für kommunale Entwicklung 1964 und 1973 Gutachten zur Öffentlichen Bücherei bzw. Öffentlichen Bibliothek vorlegte, wobei es 1973 gelungen war, auch das Bundesministerium für Bildung und Wissenschaft mit ins Boot zu holen (Beyersdorff, 2008). Wie in den Empfehlungen des Wissenschaftsrates für die Wissenschaftlichen Bibliotheken waren damit wesentliche Grundlagen vorhanden, auf die man sich im Bibliotheksplan 1973 (Deutsche Bibliothekskonferenz, 1973) mit dem Nebeneffekt berufen konnte, dass hier nicht illusionäre Selbstbedienungsvorstellungen, sondern von außen geprüfte und akzeptierte Planungswerte

vorgelegt wurden. Dabei waren nicht selten – wie Eingeweihte wussten – die bei der Vorbereitung dieser Planungspapiere beteiligten Personen nicht nur zufällig identisch. Es war aber auch bei den Unterhaltsträgern die Bereitschaft vorhanden, sich für die von ihnen für sinnvoll und notwendig gehaltenen Entwicklungen neuer Services und Infrastrukturen der Fachleute zu bedienen.

2.3 Bibliotheksplan 1973

Versuche, den Einfluss des von der Deutschen Bibliothekskonferenz vorgelegten Bibliotheksplans 1973 zu messen, sind natürlich zum Scheitern verurteilt. Tatsache ist, dass – wie Umlauf (2008) feststellte – die Öffentlichen Bibliotheken zwischen 1966 und 1990 ihre Bestände mehr als vervierfacht und das Personal nahezu verdoppelt haben, ohne dass hier eine unmittelbare Auswirkung des Bibliotheksplans 1973 sichtbar wird. Aber man muss anerkennen, dass dieses gemeinsame, von Pragmatismus und Kompromissbereitschaft getragene Papier einen entscheidenden Durchbruch für das Bibliothekswesen in Deutschland gebracht hat. Es hat eine Verständigung nach innen erreicht und damit die Kraft zu gemeinsamer Argumentation nach außen ermöglicht.

Dazu ein Beispiel: Die ursprüngliche Vorstellung der Bibliotheksstruktur der Bibliothekare an Öffentlichen Bibliotheken sah vor, dass auf der Landesebene große Öffentliche Bibliotheken mit regionalen Funktionen bedacht und dafür ausgebaut werden. Dies war natürlich für die Wissenschaftlichen Bibliotheken in doppelter Hinsicht nicht akzeptabel: Die Landesbibliotheken wären in ihrer Position geschwächt worden; außerdem erfüllten viele Universitätsbibliotheken traditionell landesbibliothekarische Aufgaben – die aber nur als institutionenbezogene Bibliotheken außerhalb der Stufenabfolge eingruppiert werden sollten. Der Kompromiss war, nicht starr von Bibliotheken der 1. bis 3. Stufe auszugehen, sondern von Bibliotheken mit entsprechenden Funktionen, die dann gegebenenfalls von Universitätsbibliotheken oder auch einmal von einer Stadtbibliothek ausgefüllt werden konnten; außerdem wurde die 4. Stufe mit überregionalen Bibliotheken hinzugefügt. Das entsprach dem komplexen Bild des deutschen Bibliothekswesens und schuf doch Klarheit über bibliothekarische Aufgaben – hat aber auch dazu beigetragen, dass eine Reihe von Universitätsbibliotheken inzwischen offiziell den Zusatztitel – und damit auch die anerkannte Funktion – „Landesbibliothek“ erhalten hat oder z. B. durch Neugründung der Landesbibliothekszentrale Koblenz/Speyer die regionalen Funktionen in Rheinland-Pfalz erfüllt worden sind.⁸

⁸ Köttelwesch (1980, S. 114 f.) übersieht diese flexiblen Gestaltungsmöglichkeiten nicht, wenn er die Einordnung der Universitätsbibliotheken in den Funktionsbereich der institutionsbezogenen Literaturversorgung kritisiert. In Bibliotheken '93 wurde die letztlich mit Recht kritisier-

Die Beschreibung als „Magna Charta überlegter Aufgabenverteilung und Kooperation im deutschen Bibliothekswesen“ (Plassmann & Seefeldt, 1999, S. 206) trifft deshalb eine wesentliche Wirkung des Bibliotheksplans. Nur wenn man sich bewusst macht, wie wenig selbstverständlich diese spartenübergreifenden bibliothekarischen Strukturen 1973 noch waren, kann man die epochemachende Wirkung des Papiers verstehen. Der Bibliotheksplan 1973 ist damit ein typisches Beispiel der bundesrepublikanischen Konsensgesellschaft dieser Zeit, die den weiteren schnellen Aufstieg Westdeutschlands und letztlich auch die Wiedervereinigung ermöglichte.

2.4 Bibliotheken '93 und die Wiedervereinigung

Im wiedervereinigten Deutschland – dies sei bei dieser Gelegenheit ergänzend angemerkt – hatte für das gemeinsame bibliothekarische Denken und Handeln der aktualisierte Bibliotheksplan von 1973, *Bibliotheken '93* (der in Vorfassungen schon früher weit verbreitet war), eine ähnlich strukturierende Wirkung (Bundesvereinigung Deutscher Bibliotheksverbände, 1994; Mittler, 1993). Im Jahre 1990 erwies es sich als besonderer Glücksfall, dass mit der Bundesvereinigung Deutscher Bibliotheksverbände 1989 eine gemeinsame Plattform für alle bibliothekarischen Verbände gefunden worden war. Sie trug wesentlich dazu bei, dass in der (zunächst deutsch-deutschen und dann Bund-Länder-) Arbeitsgruppe Bibliothekswesen (Bund-Länder-Arbeitsgruppe Bibliothekswesen, 1991) nicht nur kurzfristige Finanzhilfen organisiert, sondern auch die entscheidenden Weichen für den Ausbau der Universitätsbibliotheken in den neuen Bundesländern über Grundbestandsmittel im Rahmen des Hochschulbauförderungsgesetzes gestellt und die völlig außergewöhnliche, vom Grundgesetz eigentlich nicht vorgesehene, mehrjährige Unterstützung kommunaler Bibliotheken aus dem Bundeshaushalt erreicht werden konnten. Das machte es möglich, die strukturelle Unterfinanzierung der Universitätsbibliotheken in der DDR zu überwinden und drei Jahre nach der Wiedervereinigung trotz Schließung vieler kleiner Bibliotheken in den Öffentlichen Bibliotheken der neuen Länder mehr Bücher auszuleihen als in der – oft als „Leseland“ bezeichneten – vormaligen DDR. Der radikale Wandel, den die Bibliothekare in den Neuen Ländern in beeindruckend kurzer Zeit bewältigt haben, verdient noch heute Bewunderung – standen sie doch nach der Wiedervereinigung sozusagen

te Differenzierung durch die Funktionsstufe 3: Spezialisierter Bedarf ersetzt, die Landes- und andere Regionalbibliotheken, Bibliothekssysteme der Universitäten und wissenschaftliche Spezialbibliotheken umfasst (Bundesvereinigung Deutscher Bibliotheksverbände, 1994, S. 35).

gen über Nacht mit weitgehend obsolet gewordenen Beständen fast an einem Nullpunkt.

2.5 Bibliotheksplan 1973, DBV und DBI

Um wieder auf den Bibliotheksplan 1973 zurückzukommen: Die Kultusministerkonferenz begrüßte das Planungspapier nur zurückhaltend „als Grundlage für die Entwicklung eines einheitlichen vierstufigen Bibliothekswesens auf Bundesebene grundsätzlich in seiner Tendenz“. Man stellte aber fest, dass „zur Klärung der Fragen, die hinsichtlich der Wissenschaftlichen Bibliotheken noch offen sind [...] zunächst ein Meinungs austausch mit bibliothekarischen Sachverständigen notwendig“ sei (Köttelwesch, 1980, S. 114) – für den damaligen Bibliotheksreferenten im Ministerium für Wissenschaft und Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen, Antonius Jammers, eine „Beerdigung erster Klasse“ (wie er unter vier Augen kommentierte). Die erkennbare Skepsis war nicht nur in der offen gehaltenen Frage der Rolle der Universitätsbibliotheken bei der allgemeinen Literaturversorgung begründet. Es gab im Hintergrund auch andere politische Bedenken: Mit der Vorlage des Bibliotheksplans 1973 beim Bibliothekskongress in Hamburg war die Gründung des Deutschen Bibliotheksverbandes als Vereinigung aller bibliothekarischen Institutionenverbände verbunden. Die damit erreichte Bündelung der Fachinteressen wurde in politischen Kreisen damals durchaus ernst genommen. Der Deutsche Städtetag hatte seinen Einfluss indirekt dadurch gesichert, dass sein Geschäftsführer Präsident des neuen bibliothekarischen Verbandes wurde. Im wissenschaftlichen Bibliothekswesen suchten die Ministerien teilweise die Entwicklung zurückzudrängen. So war es den der Generaldirektion der Bayerischen Staatlichen Bibliotheken unterstellten Hochschulbibliotheken lange Jahre nicht erlaubt, dem DBV beizutreten. Im weniger zentralisierten Baden-Württemberg setzten sich die Bibliothekare über den Widerstand des Ministeriums hinweg. Aber die Gründung des Deutschen Bibliotheksinstitutes (DBI) 1978 als Bund-Länder-Einrichtung im Rahmen der sog. Blauen Liste (heute Leibniz-Gemeinschaft) sollte letzten Endes dazu dienen, den bibliothekarischen Einfluss in Sachfragen unter staatlicher Kontrolle zu halten (wie einzelne Ministeriale offen aussprachen). Das Kuratorium, das vor allem von den Unterhaltsträgern – Bund, Ländern, dem Deutschen Städtetag und dem Deutschen Städte- und Gemeindebund – unter zahlenmäßig geringer Beteiligung auch des Deutschen Bibliotheksverbandes gebildet wurde, bestimmte offiziell die Politik. Beeindruckend war, wie Günter Beyersdorff durch die personelle Verbindung der Geschäftsführung des DBI und des DBV und der Fachbeirat aus Vertretern des DBV, der die praktische Arbeit de facto entscheidend beeinflusste, diese politische Absicht pragmatisch

unterlaufen haben – was letztlich in einer völlig veränderten politischen Landschaft auch dazu beigetragen haben dürfte, das politische Interesse der Unterhaltsträger am DBI erlahmen zu lassen, und damit wohl auch zur Abwicklung des Institutes zum 1. Januar 2000 beigetragen hat.

2.6 Rückschläge für die Planungsarbeit

Der schon erwähnte vergebliche Versuch, die grundsätzlich durchaus akzeptierte professionelle Planungsarbeit für das Bibliothekswesen zu verstetigen, lässt die retardierenden Entwicklungen erkennen, die sich schon im Verlauf der 1970er Jahre beim Ausbau der Universitäten, aber auch ihrer Bibliotheken, ergaben. Mit der in den Terrorismus abgleitenden studentischen Aufbruchbewegung erlahmte der Investitionswille der Politiker zugunsten der Universitäten. Die kontinuierliche Prüfung der Zielerreichung akzeptierter planerischer Vorgaben im Bibliothekswesen hätte aus Sicht der Ministerien die Argumentationsbasis der Bibliothekare für Ansprüche zur Etat- und Personalaufstockung gestärkt, was politisch seit der Ölkrise 1973 bei lahmender Konjunktur durchaus unerwünscht war. Auch die Öffentlichen Bibliotheken hatten den richtigen Moment, sich in die Regionalplanung mit passenden Strukturvorstellungen einzubringen, verpasst (Umlauf, 2005, S. 93 u. 97–99). In den Städten und Gemeinden suchte man sich von der als Gängelung empfundenen Förderpolitik der Länder zu befreien, die für das Bibliothekswesen insbesondere über Staatliche Fachstellen realisiert wurde. Die pauschale Zuteilung von Fördermitteln an Städte und Gemeinden ohne Zweckbestimmung durch das Land bedeutete praktisch das Aus für viele dieser bibliothekarischen Einrichtungen.

3 Bibliothekskonzepte in der Spätzeit der Gutenberggalaxis: Benutzerorientierung und Bibliotheksbau

Benutzerorientierung war das Zauberwort der weiteren Entwicklung – das Ringen um die adäquate räumliche Ausstattung ein „Hauptkampffeld“. Das zeigte sich exemplarisch bei der Badischen Landesbibliothek und der Universitätsbibliothek Heidelberg.

Ließen sich in Karlsruhe relativ leicht Serviceverbesserungen z. B. durch Erhöhung der Öffnungszeiten bei gleichzeitigem Abbau von Überstunden erreichen, so war die Bausituation zunächst in einer Sackgasse: Bei Amtsantritt des

Verfassers 1974 lag ein genehmigter Raumbedarfsplan vor, mit dem – durchaus wünschenswerter – zusätzlicher Raum für Nutzer und Personal durch Überbauung des kleinen Verwaltungs- und Benutzungsgebäudes im Nymphengarten geschaffen werden sollte. Der Magazinbedarf aber war nicht berücksichtigt worden (Mittler, 1983b). Mit lokaler politischer Unterstützung konnte bis 1979 zunächst ein Ergänzungsbau durchgesetzt werden; es wurde aber erreicht, dass für den Wettbewerb eine Gesamtplanung für eine neue Bibliothek ausgeschrieben wurde, die dann – wie absehbar – an einem der repräsentativsten Plätze im Zentrum Karlsruhes gegenüber der klassizistischen Stephanskirche bis 1992 realisiert worden ist (Römer, 1992).

Als typisches Merkmal der Spätzeit der analogen Gutenberggalaxis mit ihren schnell wachsenden Massen an gedruckten Publikationen verfolgte den Verfasser 1979 das Magazinproblem auch nach Heidelberg. Dort war ein lange geplanter Neubau im Neuenheimer Feld nicht realisiert worden (Mittler, 1989a, 1989b). In der Altstadt aber war das schon am Anfang des 20. Jahrhunderts vorgesehene Erweiterungsgelände für das sogenannte Triplexgebäude (mit Instituten, Mensa und Tiefgarage) be- (besser ver-)baut worden.⁹ Ein Verfügungsgebäude im Neuenheimer Feld konnte zwar Leseplätze und die neueren naturwissenschaftlichen und medizinischen Bestände aufnehmen; wesentliche Teile der geisteswissenschaftlichen Bestände aber waren in einer ehemaligen Zigarrenfabrik untergebracht. Täglich mussten im Schnitt 1,5 t Bücher transportiert werden, um den Literaturbedarf der Geisteswissenschaftler zu decken. Dabei war doch das Motto, unter dem der Verfasser in Heidelberg angetreten war, „Lasst den Leser an die Bücher!“ (Mittler, 1983b).

Es war in mancher Hinsicht erstaunlich, dass es möglich war, derartige zeitgerechte Ziele ansatzweise im 1905 eröffneten Gebäude der Bibliothek zu verwirklichen, über das der erste darin arbeitende Bibliotheksdirektor Jakob Wille 1911 in einem Brief an sein Ministerium schrieb, man halte den Bau in Fachkreisen für ein „Muster, wie man [Bibliotheken] nicht bauen soll“ (Wille, 1911). Durch Umwidmung der geschlossenen Magazine in Lese- und Freihandbereiche und Schaffen eines großen Informationszentrums im schlossartigen Hauptgebäude konnte ein von den Benutzern voll akzeptiertes Modernisierungskonzept umgesetzt werden; der (hoch komplizierte) Bau eines Tiefmagazins mitten im bebauten Gelände in unmittelbarer Nähe des Hexenturms (des ältesten erhaltenen Gebäudes der Stadt) reduzierte auch das strapazierende Transportieren der Bücher.

⁹ Inzwischen konnte dieser an das historische Gebäude unmittelbar anschließende Komplex neu gestaltet von der Universitätsbibliothek übernommen werden (Balzuweit & Nissen, 2016). Derzeit ist auch eine Neugestaltung des Südflügels des „Schloss“-Bereiches in Vorbereitung.

4 Die Anfänge des EDV-Einsatzes

4.1 Skepsis und Widerstand

Bei allen Schwierigkeiten, die bei dem Paradigmenwechsel von der geschlossenen zur offenen Bibliothek zu überwinden waren, hatte man doch auch gegenüber skeptischen Bibliothekaren einen Vorteil: Die Benutzer, die durch Befragungen in den Wandlungsprozess einbezogen wurden (Mittler, 1980), nahmen die neuen Serviceangebote so intensiv und zahlreich an, dass sie über kurz oder lang jede Skepsis verstummen ließen.

Das war bei der Einführung der elektronischen Datenverarbeitung keineswegs der Fall. Zwar wurden bei den neu gegründeten Universitäten in Bochum, Bielefeld, Konstanz oder Regensburg jeweils lokale Systeme entwickelt; eine erste Verbundlösung wurde in Nordrhein-Westfalen mit Gründung des Hochschulbibliothekszenentrums HBZ begonnen, das zunächst vor allem dem Aufbau der Bibliotheken der acht neuen Gesamthochschulen und der UB Bochum diente. In Baden-Württemberg empfahl der Gesamtplan die Einführung eines Verbundsystems mit zentraler Datenführung und lokaler Datenhaltung. Zunächst aber wurden die Ausleihsysteme automatisiert – die Kapazität der dafür eingesetzten Rechner reichte damals gerade einmal, die Signaturen der ausgeliehenen Bücher zu speichern. Nur in Heidelberg wurde mit dem Dortmunder IBM-System DOBIS ein dem Ansatz nach integriertes lokales System eingerichtet, das in seiner Heidelberger Anwendung HEIDI genannt wurde, zunächst aber nur für die Ausleihe verwendet werden durfte.

Die von dem Engländer Cronin für Deutschland konstatierte feindliche Einstellung zum Computer¹⁰ erforderte – hier wie an anderen Bibliotheken – einen hohen Einsatz der Bibliotheksleitung, die teilweise (so auch in Heidelberg) von den Personalräten bis zur persönlichen Verunglimpfung hart angegriffen wurde. Die offene Diskussion über Vor- und Nachteile, bei der vor allem auch die Ängste vieler Mitarbeiter offen angesprochen und ernst genommen wurden, ist durch Beiträge in der *Theke*, dem Informationsblatt der Mitarbeiter im Bibliothekssystem der Universität Heidelberg, erkennbar (u. a. Dietrich, 1984; Türk et al., 1984; Mittler, 1985; Türk & Brose, 1985; Mittler, 1986; Riemschneider, Stumpf & Weber, 1986). Man kann sich kaum vorstellen, welche Hürden zu

10 As far as librarianship is concerned, one still detects a certain 'anti-computers' strain. There is, for example, hostility among some professional librarians and some unions towards the idea of Bildschirmtext, based on a fear that the functions of the qualified librarian will be taken over by machines. Often, the level of discussion fails to move beyond the irrational (Cronin, 1983, S. 217).

überwinden waren, bis für die Universitätsbibliothek Heidelberg ein Rechner erworben werden konnte. Es galt, deutlich zu machen, dass der Erwerb dezidiert Rechenkapazität nicht dazu dienen sollte, sich von den (damals keineswegs optimalen) Dienstleistungen des Rechenzentrums zu emanzipieren: Kompromiss war die Aufstellung des IBM-Rechners für das DOBIS-System im Rechenzentrum und seine Anbindung an die dortigen Maschinen. Diese Kopplung hatte den Nebeneffekt, dass ein Zugriff auf das Bibliothekssystem von allen mit dem Rechenzentrum verbundenen Terminals möglich wurde – eine lokale Vernetzung, wie sie damals von kaum einer Bibliothek erreicht werden konnte. Damit konnte sogar die EDV-Katalogisierung in einer Reihe von Instituten begonnen werden – ein Konzept, das auch den Rechnerausschuss der DFG überzeugte. Dem Ministerium aber musste einerseits der Rationalisierungsgewinn unterbreitet, zugleich aber deutlich gemacht werden, dass nur dadurch das hohe Personaldefizit der Bibliothek gemindert werden könne, damit der Personalrat nicht mit seinen Prognosen des Personalabbaus am Ende noch Recht behalten würde. Er behielt nicht Recht – auch nicht mit der Angst vor der Vereinsamung der Bibliothekarin vor dem PC. 1983/84 gelang der Durchbruch; er beendete nicht nur die Probleme der Ausleihorganisation, bis 1988 war darüber hinaus die Katalogisierung in der Zentralbibliothek und einigen Instituten auf EDV umgestellt. Sie erfolgte nach den neuen Regeln RAK-WB im Südwestverbund – ein Anlass zu intensiven gemeinsamen Schulungen und zum Meinungsaustausch von Bibliothekarinnen, die vorher an ihrer Schreibmaschine nach Hausregeln katalogisierten und nie miteinander in Kontakt gekommen wären. In Heidelberg gelang es, die Daten aus dem Verbund in das lokale System (zunächst mit Magnetbändern) einzuspielen: Das erste lokale System einer alten Universität mit Katalogführung über den Verbund war geschaffen (Dörflinger, 1983; Dörflinger & Hebgen, 1984; Münnich, 1988; Mittler, 1983a; Mittler & Dörflinger, 1988).

4.2 Die 1990er Jahre: Der EDV-Einsatz wird zum Erfolgsmodell

Die weitere Entwicklung im Bereich des EDV-Einsatzes verlief in ganz Deutschland allmählich ohne größere Konflikte, wenn auch nicht immer problemlos, wenn man z. B. an den gescheiterten Versuch denkt, unter Federführung des DBI ein deutsches Verbundsystem zu entwickeln. Das im Bibliotheksplan Baden-Württemberg formulierte Ziel eines Verbundsystems mit zentraler Datenführung und lokaler Datenhaltung ließ sich in Deutschland erstmals 1991 in Göttingen durch die Übernahme des PICA-Systems aus den Niederlanden verwirklichen (Mittler, 2001).

Die Bibliotheken wurden in diesem Jahrzehnt allmählich zum Vorreiter der EDV-Entwicklung in Deutschland. Es gelang z. B., mit dem Digitalisierungsprogramm der DFG Anschluss an die internationale Entwicklung oder mit der Einführung von Internetangeboten in den Öffentlichen Bibliotheken eine führende Rolle bei der Einführung innovativer Dienste auch für breitere Kreise der Bevölkerung zu erreichen. Mit der Gründung von Universitätsverlagen mit Open-Access-Angeboten und Print on Demand waren manche Bibliotheken konzeptionell den deutschen Verlagen um ein Jahrzehnt voraus. So war die EDV-Entwicklung für die Bibliotheken über gut zwei Jahrzehnte eine Erfolgsgeschichte: Durch den Aufbau von Verbundsystemen konnten sie die Katalogisierung der Büchermassen bewältigen und (zunächst in den PICA-Bibliotheken) die Fernleihe beschleunigen; in der Kombination von Freihandbeständen und automatisierter Ausleihe wurden auch die wachsenden Entleihungen durch die immer größer werdenden Benutzermassen geradezu locker bewältigt. Zu einer Zeit, in der die Innovationskraft und -willigkeit in Deutschland zu erlahmen schien, waren die Bibliotheken treibende Kräfte. Konzeptionell hatten sie die Entwicklung klar im Blick, wie z. B. das erstmals auf dem Bibliothekartag 1995 in Göttingen vorgelegte BDB-Papier *Bibliotheken im Zeitalter der Datenautobahnen und internationalen Netze* zeigt, das auch in die repräsentative Sammlung *Deutschlands Weg in die Zukunftsgesellschaft* aufgenommen wurde (Bundesvereinigung Deutscher Bibliotheksverbände, 1996).

Die Leistungsfähigkeit der Einzelbibliothek ließ sich durch das Einwerben von Drittmitteln für die Entwicklung neuer Dienstleistungen voranbringen, deren Ergebnisse im Erfolgsfall auch dadurch verstetigt werden konnten, dass befristetes Personal aus Projekten auf frei werdende Dauerstellen übernommen wurde, die durch Rationalisierung im konventionellen Bereich gewonnen worden waren. Als wichtige organisatorische Neuerung bot es sich dazu an, eine Forschungs- und Entwicklungsabteilung zu gründen, die den komplexen Prozess zu professionalisieren half (Mittler, 2013). Soweit die Bibliotheken die Zukunftstrends erkannten und sich schnell auf sie umstellten, konnten sie eine aktive Rolle bei der digitalen Transformation der Forschung und der Universitäten, aber auch der Informationsgesellschaft spielen. Dabei kam ihnen entgegen, dass die EDV-Entwicklung bis über das Ende des zweiten Jahrtausends hinaus noch weitgehend evolutionär blieb.

5 Radikaler Wandel

Blicken wir kurz zurück: Die Bibliotheken hatten die Gunst der Stunde der Bildungsexpansion der 1970er Jahre erkannt und erfolgreich aufgegriffen. Wichtige Voraussetzungen ihres Erfolges war Einigkeit, wie sie sich im Zusammen-

schluss aller bibliothekarischen Institutionenverbände (1973) sowie in der Gründung des bibliothekarischen Dachverbandes BDB (1989) niederschlug. Die Chance wurde genutzt, in der westdeutsch-bundesrepublikanischen Konsensgesellschaft, aber auch den ersten Jahren nach der Wiedervereinigung gemeinsam mehr zu erreichen, als es getrennt jemals möglich gewesen wäre. Es war zwar radikaler Wandel von der geschlossenen (Magazin-)Bibliothek zur offenen nutzerorientierten Bibliothek und von der an Katalogkarten orientierten Buchbearbeitung mit Preußischen Instruktionen zur OPAC-Bibliothek im Verbund notwendig. Die erfolgreiche Bewältigung stärkte die Bibliotheken, ja machte sie zu dynamischen Vorreitern auch der beginnenden digitalen Vernetzung. Das brachte ihnen großes Prestige, Wachstum der Bibliotheken und den Bibliothekaren gesellschaftliche Anerkennung.

In den ersten Dezennien des dritten Jahrtausend aber stehen die Zeichen auf Sturm. Sie hatten sich schon mit der Zeitschriftenkrise angedeutet, durch die Bibliotheken – vor allem in den Universitäten – für manchen als Fass ohne Boden erschienen. Die unverhältnismäßige Stärkung der Position der Verleger durch die Verschärfung des Urheberrechts bei digitalen Publikationen tat ein Übriges. Doch die letztlich entscheidenden Entwicklungen für die schwächer werdende Stellung der Bibliotheken waren disruptive Innovationen wie iPad und Smartphones in Kombination mit der Ubiquität des Internets. Sie brachten – womit auch Fachleute nicht gerechnet hatten – fast über Nacht Information im Überfluss in die Hand selbst von Schulkindern. Google Books mit seinem Zugriff auf viele Neuerscheinungen (mindestens in Ausschnitten) aber auch auf Millionen digitalisierter Bücher aus einigen der größten Bibliotheken der Welt verschärfte den Eindruck, dass alles im Netz zu haben sei. Diese Meinung wird selbst von Bibliothekaren verbreitet, wofür das Interview von Rafael Ball (ETH Zürich), das unter der Überschrift „Weg mit den Büchern!“ in der Neuen Zürcher Zeitung erschienen ist, nur ein besonders medienwirksames Beispiel ist (Furger, 2016).

Radikale Wandlung der Bibliotheken erscheint notwendig, die scheinbar mehr Getriebene als Treibende der disruptiven Digitalisierung sind. Es fällt schwerer denn je, Erfolgsrezepte zu entwickeln und sie durchzusetzen. Doch die Lage ist keineswegs aussichtslos.

Man wünschte sich, dass so erfahrene Praktiker und gleichzeitig innovative akademische Lehrer wie Konrad Umlauf daran mitarbeiten könnten, einer jungen Generation von Bibliothekaren und Informationsspezialisten die richtigen Einstellungen und Methoden für erfolgreiches Arbeiten auch in der Zukunft zu vermitteln.¹¹

¹¹ Ein ergänzender Beitrag, bei dem gegenwärtige und zukünftige Entwicklungen im Vordergrund stehen, erscheint 2017 in *Bibliothek. Forschung und Praxis* 41(2) unter dem Titel „Wohin geht die Reise?“.

Literatur

- Arbeitsgruppe Bibliotheksplan Baden-Württemberg. (1973–1975). *Gesamtplan für das wissenschaftliche Bibliothekswesen* (Bd. 1–2). Pullach bei München: Verl. Dokumentation.
- Balzuweit, R. & Nissen, M. (2016). An der Zukunft bauen: Die Norderweiterung der Universitätsbibliothek Heidelberg und ihre aktuellen Innovationsfelder. *Bibliothek: Forschung und Praxis*, 40(3), 453–467. doi:10.1515/bfp-2016-0058
- Beyersdorff, G. (2008). Das Gutachten der Kommunalen Gemeinschaftsstelle für Verwaltungsvereinfachung „Öffentliche Bibliothek“ 1973: Modernisierungsschub für die Öffentlichen Bibliotheken? In P. Vodosek & W. Arnold (Hrsg.), *Auf dem Wege in die Informationsgesellschaft: Bibliotheken in den 70er und 80er Jahren des 20. Jahrhunderts* (Wolfenbütteler Schriften zur Geschichte des Buchwesens, Bd. 43, S. 97–114). Wiesbaden: Harrassowitz.
- Bundesvereinigung Deutscher Bibliotheksverbände. (1994). *Bibliotheken '93: Strukturen, Aufgaben, Positionen*. Berlin u. a.: Deutsches Bibliotheksinstitut.
- Bundesvereinigung Deutscher Bibliotheksverbände. (1996). Bibliotheken im Zeitalter der Datenautobahnen und internationalen Netze. In J. Tauss (Hrsg.), *Deutschlands Weg in die Informationsgesellschaft: Herausforderungen und Perspektiven für Wirtschaft, Wissenschaft, Recht und Politik* (S. 756–762). Baden-Baden: Nomos-Verl.-Ges.
- Bund-Länder-Arbeitsgruppe Bibliothekswesen. (1991). *Empfehlungen zur Förderung der Bibliotheken in den neuen Bundesländern* (dbi-Materialien, 106). Berlin: Deutsches Bibliotheksinstitut.
- Cronin, B. (1983). „Meanwhile in West Germany ...“. *Aslib Proceedings*, 35(5), 213–221. doi:10.1108/eb050884
- Deutsche Bibliothekskonferenz. (1973). *Bibliothekspan 1973: Entwurf eines umfassenden Bibliotheksnetzes für die Bundesrepublik Deutschland*. Berlin: Deutscher Büchereiverband, Arbeitsstelle für das Büchereiwesen. Abgerufen von http://www.bibliothekportal.de/fileadmin/user_upload/content/bibliotheken/strategie/dateien/bibliothekspan1973.pdf
- Deutsche Forschungsgemeinschaft. (1970). *Empfehlungen für die Zusammenarbeit zwischen Hochschulbibliothek und Institutsbibliotheken*. Bonn-Bad Godesberg: DFG. urn:nbn:de:hbz:466:1-8486
- Dietrich, V. (1984). Erinnerungen an EDV in Australien. *Theke: Informationsblatt der Mitarbeiter im Bibliothekssystem der Universität Heidelberg*, (2), 18–20.
- Dörflinger, G. (1983). Ein Computer für die UB! *Theke: Informationsblatt der Mitarbeiter im Bibliothekssystem der Universität Heidelberg*, (2), 4–7.
- Dörflinger, G. & Hebgen, M. (1984). Bald bekommen Sie die Universitätsbibliothek besser in den Griff. *Theke: Informationsblatt der Mitarbeiter im Bibliothekssystem der Universität Heidelberg*, (3), 14.
- Dörpinghaus, H. J. (1977). Zur Praxis der Erwerbungs Kooperation im Bibliothekswesen einer „alten“ Universität. *Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie: ZfBB*, 24(5), 405–427.
- Furger, M. (2016, 17. Februar). Weg mit den Büchern! *NZZ am Sonntag*. Abgerufen von <http://www.nzz.ch/nzzas/nzz-am-sonntag/bibliotheken-weg-mit-den-buechern-interview-rafael-ball-eth-ld.5093>
- Kommunale Gemeinschaftsstelle für Verwaltungsvereinfachung. (1964). *Kommunale öffentliche Bücherei*. Köln-Marienburg: KGSt.

- Kommunale Gemeinschaftsstelle für Verwaltungsvereinfachung. (1973). *Öffentliche Bibliothek: Gutachten der Kommunalen Gemeinschaftsstelle für Verwaltungsvereinfachung (KGSt) (Schriftenreihe Bildungsplanung, 2)*. Köln: KGSt. Abgerufen von http://www.bibliothekportal.de/fileadmin/user_upload/content/bibliotheken/strategie/dateien/KGSt_Gutachten_1973_OCR.pdf
- Köttelwesch, C. (1980). *Die Bibliotheken: Aufgaben und Strukturen* (Das wissenschaftliche Bibliothekswesen in der Bundesrepublik Deutschland, Bd. 1; 2., überarb. Aufl.). Frankfurt am Main: Klostermann.
- Leyh, G. (1947). *Die deutschen wissenschaftlichen Bibliotheken nach dem Krieg*. Tübingen: Mohr.
- Mittler, E. (1970). Modelle der Erwerbungs Kooperation an Universitäten. *Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie: ZfBB*, 17(4), 288–300. Abgerufen von <http://webdoc.sub.gwdg.de/pub/sub/2007/mitt70-modelle.pdf>
- Mittler, E. (1972). Moderne Bibliotheksplanung: Ein Überblick über neuere Planungsmethoden und erste Ansätze ihrer Anwendung bei der Bibliotheksplanung in Baden-Württemberg. *Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie: ZfBB*, 19(4), 260–284. Abgerufen von <http://webdoc.sub.gwdg.de/pub/sub/2007/mitt72-bibliotheksplanung.pdf>
- Mittler, E. (1976). Bibliotheksplanung. In W. Kehr, K. W. Neubauer & J. Stoltzenburg (Hrsg.), *Zur Theorie und Praxis des modernen Bibliothekswesens* (Bd. 1: Gesellschaftliche Aspekte, S. 88–154). München: Verl. Dokumentation. Abgerufen von http://webdoc.sub.gwdg.de/pub/sub/2007/mittbiblp_PPN518909107.pdf
- Mittler, E. (1980). User studies as a management aid. *LIBER Bulletin*, 14, 43–59. Abgerufen von http://www.digizeitschriften.de/download/PPN514822910_0014/PPN514822910_0014__log12.pdf
- Mittler, E. (1983a). Der Einsatz von Flächenrichtwerten bei der Programmierung von Bibliotheksbauten: Erfahrungen bei der Planung des Neubaus der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe und dem Umbau der Universitätsbibliothek Heidelberg. In S. Reinitzer (Hrsg.), *Bibliotheken bauen und führen: Eine internationale Festgabe für Franz Kroller zum 60. Geburtstag* (S. 111–155). München: Saur.
- Mittler, E. (1983b). Laßt den Leser an die Bücher!: Die Sanierung des Hauptgebäudes der Universitätsbibliothek. *Ruperto Carola*, 35(69), 38–41.
- Mittler, E. (1985). Wie bewältigen wir die wachsende Informationsflut. *Theke: Informationsblatt der Mitarbeiter im Bibliothekssystem der Universität Heidelberg*, (1), 1–14.
- Mittler, E. (1986). Problem erkannt? *Theke: Informationsblatt der Mitarbeiter im Bibliothekssystem der Universität Heidelberg*, (1), 12–17.
- Mittler, E. (1989a). Bibliothek im Wandel. In E. Mittler (Hrsg.), *Bibliothek im Wandel: Ein Werkstattbericht über die Sanierung des Gebäudes der Universitätsbibliothek Heidelberg* (Heidelberger Bibliotheksschriften, Bd. 33, S. 9–32). Heidelberg: Braus.
- Mittler, E. (1989b). Der Weg zur „offenen Bibliothek“: Die funktionale Neugliederung der Universitätsbibliothek Heidelberg durch die Sanierung des Gebäudes Plöck 107–109. In E. Mittler (Hrsg.), *Bibliothek im Wandel: Ein Werkstattbericht über die Sanierung des Gebäudes der Universitätsbibliothek Heidelberg* (Heidelberger Bibliotheksschriften, Bd. 33, S. 105–123). Heidelberg: Braus.
- Mittler, E. (1993). „Bibliothekssplan '93“ – „Bibliotheken '93“: Zum Stand der Überarbeitung. *Bibliotheksdienst*, 27(11), 1657–1658.

- Mittler, E. (2001). Vom Bibliothekszentrum für Niedersachsen (BRZN) zur Verbundzentrale des Gemeinsamen Bibliotheksverbundes (VZG). In E. Mittler (Hrsg.), *Zehn Jahre Pica in Niedersachsen und Deutschland: Skizzen eines Erfolgs; Aus Anlass der 5. Verbundkonferenz des Gemeinsamen Bibliotheksverbundes der Länder Bremen, Hamburg, Mecklenburg-Vorpommern, Niedersachsen, Sachsen-Anhalt, Schleswig-Holstein und Thüringen vom 11.–12. September 2001 in Göttingen* (Göttinger Bibliotheksschriften, Bd. 16). Göttingen: Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek.
- Mittler, E. (2013). Die Zeit war reif: Der Aufbau der Abteilung Forschung & Entwicklung an der SUB Göttingen. In H. Neuroth, N. Lossau & A. Rapp (Hrsg.), *Evolution der Informationsinfrastruktur: Kooperation zwischen Bibliothek und Wissenschaft* (S. 15–28). Glückstadt: Hülsbusch.
- Mittler, E. & Dörflinger, G. (1988). *HEIDI: Das Heidelberger Bibliothekssystem als lokales System im regionalen Verbund* (Heidelberger Bibliotheksschriften, Bd. 34). Heidelberg: Braus.
- Münnich, M. (1988). Der Einsatz EDV-gestützter Bibliotheksarbeit in Heidelberg. *Theke: Informationsblatt der Mitarbeiter im Bibliothekssystem der Universität Heidelberg*, (1/2), 15–23.
- Nordrhein-Westfalen. Planungsgruppe Bibliothekswesen im Hochschulbereich. (1975). *Empfehlungen für die Verbesserung der Struktur der Hochschulbibliotheken: Zielvorstellungen und Vorschläge für die Gesamthochschulbereiche des Landes Nordrhein-Westfalen*. Düsseldorf: Ministerium für Wissenschaft und Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen. urn:nbn:de:hbz:466:1-8130
- Oertel, D. (1973). Bibliotheksplanung in den Bundesländern. *Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie: ZfBB*, 20(2), 84–102.
- Plassmann, E. & Seefeldt, J. (1999). *Das Bibliothekswesen der Bundesrepublik Deutschland: Ein Handbuch* (3., völlig Neubearb. Aufl. des durch G. v. Busse und H. Ernestus begr. Werkes). Wiesbaden: Harrassowitz.
- Riemschneider, I., Stumpf, C. & Weber, G. (1986). „... allein uns fehlt der Glaube!“ *Theke: Informationsblatt der Mitarbeiter im Bibliothekssystem der Universität Heidelberg*, (2), 18–21.
- Römer, G. (Hrsg.). (1992). *Buch – Leser – Bibliothek: Festschrift der Badischen Landesbibliothek zum Neubau*. Karlsruhe: Badische Landesbibliothek.
- Schmidt, W. & Oertel, D. (Hrsg.). (1966). *Fünfzehn Jahre Bibliotheksarbeit der Deutschen Forschungsgemeinschaft: 1949–1964; Ergebnisse und Probleme* (Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie: ZfBB, Sonderhefte, 4). Frankfurt am Main: Klostermann.
- Sühl-Strohmenger, W. (2014). Hochschulbibliothekssysteme in Deutschland: Vier Jahrzehnte Strukturentwicklung. In K. Söllner & W. Sühl-Strohmenger (Hrsg.), *Handbuch Hochschulbibliothekssysteme: Leistungsfähige Informationsinfrastrukturen für Wissenschaft und Studium* (S. 13–23). Berlin/Boston: De Gruyter Saur.
- Türk, U. & Brose, P. (1985). Thema verfehlt. *Theke: Informationsblatt der Mitarbeiter im Bibliothekssystem der Universität Heidelberg*, (2/3), 12–17.
- Türk, U. et al. (1984). Erinnerungen an EDV in Australien – kritisch gesehen: Zu dem Artikel von V. Dietrich in *Theke* 1984,2. *Theke: Informationsblatt der Mitarbeiter im Bibliothekssystem der Universität Heidelberg*, (3), 15–18.
- Umlauf, K. (2005). Bibliotheksentwicklungsplanung 1966 bis 1973 und Bibliothek 2007. In G. Hacker (Hrsg.), *Bibliothek leben: Das deutsche Bibliothekswesen als Aufgabe für*

- Wissenschaft und Politik; Festschrift für Engelbert Plassmann zum 70. Geburtstag* (S. 91–113). Wiesbaden: Harrassowitz.
- Umlauf, K. (2008). Bibliotheksplan 1969 und Bibliotheksplan 1973: Anspruch und Realisierung. In P. Vodosek & W. Arnold (Hrsg.), *Auf dem Wege in die Informationsgesellschaft: Bibliotheken in den 70er und 80er Jahren des 20. Jahrhunderts* (Wolfenbütteler Schriften zur Geschichte des Buchwesens, Bd. 43, S. 27–80). Wiesbaden: Harrassowitz.
- Wille, J. (1911, 5. August). *[Brief an das Badische Ministerium für Kultus und Unterricht]*. Generallandesarchiv Karlsruhe, Signatur 235/3166. Abgerufen von <http://www.ub.uni-heidelberg.de/wir/geschichte/wille.html>
- Wissenschaftsrat. (1964). *Empfehlungen des Wissenschaftsrates zum Ausbau der wissenschaftlichen Einrichtungen* (Teil 2: Wissenschaftliche Bibliotheken). Tübingen: Mohr. urn:nbn:de:hbz:466:1-8230

Alle Internetquellen wurden zuletzt am 05. 02. 2017 aufgerufen.

Positionen

Boryano Rickum

Politikbibliothekarische Arbeit

Ein Essay zur politischen Aufgabe Öffentlicher Bibliotheken
gegen eine wachsende rechte Minderheit in Deutschland

Abstract: Der vorliegende Essay befasst sich mit der Frage, welchen Beitrag insbesondere Öffentliche Bibliotheken leisten müssen, um der aktuell wachsenden rechten Minderheit innerhalb der deutschen Gesellschaft begegnen zu können. Dieses Mitwirken an der gesellschaftlichen Aufgabe, die libertäre Grundordnung der Bundesrepublik zu schützen, wird konkret als politikbibliothekarische Arbeit verstanden. In diesem Sinne skizziert der Autor, welche konkreten Angebote und Tätigkeiten im Öffentlichen Bibliothekswesen entwickelt und angestoßen werden müssen. Es geht insbesondere darum, die freiheitlich gesinnte Mehrheit der Bevölkerung zu befähigen, die demokratisch notwendigen politischen Diskussionen und Meinungsbildungen im öffentlichen Raum nicht von rechtsextremen sowie rechtspopulistischen Akteuren dominieren zu lassen. In diesem Zusammenhang wird abschließend auch die Frage nach den für diese Aktivitäten notwendigen Fachkompetenzen sowie das politische und kulturelle Selbstverständnis von Bibliotheken erörtert.

1 Einleitung

Eine immer größer werdende Minderheit in Deutschland verzichtet in öffentlichen politischen Debatten, etwa über humanitäre Katastrophen wie die anhaltenden Flüchtlingsbewegungen in Europa, zunehmend auf fundierte Argumente. Jegliche Einwände und Fakten, die den häufig von Hass, Wut, Narzissmus und Angst getriebenen Ansichten dieser Minderheit widersprechen, werden schlicht als Unwahrheit und Lüge abgetan. Stattdessen instrumentalisieren Parteien und Gruppierungen aus diesem Umfeld regelmäßig verfassungsmäßige Grundsätze, wie das Recht auf freie Meinungsäußerung oder die Religionsfreiheit, mit dem Ziel, eben jene seit 1945 entwickelte libertäre Grundordnung auszuhöhlen, die sie eigentlich schützen sollen. In der Logik dieser Minderheit werden zudem die deutsche Nation und Identität sowie Kultur als einstmals homogen und natürlich gewachsene Gebilde betrachtet, die durch Zuwanderung und angebliche Fehlleistungen des bundesrepublikanischen und europäischen Parlamentarismus massiv bedroht werden. In diesem Welt-

bild stehen somit der deutsche Staat und seine Gesellschaft kurz vor dem Niedergang, der nur durch eine Rückbesinnung auf eine ultranationalistische Politik verhindert werden kann.

Trifft dieser Befund über die politischen Ansichten einer aktuell stark wachsenden Minderheit zu, müssen Öffentliche Bibliotheken als bedeutender Kern der Informations- und kulturellen Bildungsinfrastruktur der Bundesrepublik ihre Funktion als demokratiefördernde und gesellschaftsverbindende Institution ernst nehmen. Diese Aufgabe lässt sich konkret als politikbibliothekarische Arbeit begreifen. Die gegenwärtigen, zum Teil schrill geführten gesellschaftlichen Diskussionen zu Themen der Immigration, Integration, Flucht oder der nationalen Identität und Kultur in Deutschland offenbaren die Bedeutung dieses politischen Aspekts allgemeiner bibliothekarischer Arbeit: Denn häufig sind diese Debatten von fehlenden oder falschen Hintergrundinformationen geprägt. Das Ziel sollte folglich darin bestehen, einen gesellschaftlichen Diskurs mit fundierten Argumenten anstelle eines affektiv geleiteten Austauschs von unhaltbaren Behauptungen zu ermöglichen. Das Öffentliche Bibliothekswesen muss sich aktuell allerdings fragen lassen, ob es seine politikbibliothekarische Arbeit in ausreichendem Maße erfüllt:

- Welchen Beitrag leisten wir, damit in den gesellschaftlichen und politischen Debatten Meinungen und Argumente auf der Grundlage von soliden Fakten und Informationen formuliert werden können?
- Sind wir eine Institution, in der für alle eine gesellschaftliche Partizipation und Mitgestaltung im Sinne einer freiheitlich verfassten Ordnung möglich ist?

Im Folgenden werden Aufgaben von Öffentlichen Bibliotheken im Kontext der politischen Informationswelt sowie öffentlicher Debatten näher beschrieben. Anschließend sind die fachlichen Rahmenbedingungen für eine politikbibliothekarische Arbeit das Thema, bevor dieses Essay mit einigen Überlegungen zum politischen und kulturellen Selbstverständnis von Öffentlichen Bibliotheken abschließt.

2 Bibliothek als Vermittler, Kurator und Produzent von politischen Informationen und Informationskompetenz

Der Ausgangspunkt des politikbibliothekarischen Auftrages ist es, den Menschen zu ermöglichen, „sich aus allgemein zugänglichen Quellen ungehindert zu unterrichten“, wie es im ersten Absatz des fünften Artikels des deutschen

Grundgesetzes verbrieft ist. Mit konkretem Blick auf politische Themen bedeutet dies, dass Öffentliche Bibliotheken freien digitalen und analogen Zugang zu Informationen und Wissen bieten müssen, welche eine abgewogene politische Meinungsbildung erlauben. Dazu sind Nachrichten und Beiträge aus den Presse- und sozialen Medien, den Politik- und Gesellschaftswissenschaften und nicht zuletzt Informationen aus den Parteien und anderen staatlichen und nichtstaatlichen Institutionen von wesentlicher Bedeutung. Im Kontext tagespolitischer Themen spielt die Aktualität der Informationen eine weitere wichtige Rolle.

Im Sinne politischer Grundsatzfragen, welche zeitlich losgelöst immer wiederkehren können, ist es zudem von großer Bedeutung, dass die Informationen eine differenzierte Sicht auf die Dinge ermöglichen. Gemäß der Idee einer Blended Library erscheint es auch bei der politikbibliothekarischen Arbeit sinnvoll, wenn die virtuellen und physischen Informationswelten miteinander verknüpft werden, damit ihre Nutzer in und mit ihnen interagieren und sich umfassend über politische Themen informieren können. Das heißt, Bibliotheken müssen sowohl ihre analogen als auch digitalen Bestände, die zur Bildung einer abgewogenen politischen Meinung relevant sind, zugleich im physischen und virtuellen Raum präsentieren, recherchierbar halten und nutzergenerierte Informationen aufgreifen. Gleichgültig aus welchen dieser Welten die Menschen ihre Informationen beziehen, müssen sie in Bibliotheken immer die Möglichkeit erhalten, politische Probleme einerseits im kleinen Detail und andererseits aus der Vogelperspektive bzw. aus einem globalen Kontext heraus betrachten zu können. Ein Bibliotheksbestand, welcher diese Kriterien erfüllt, bildet die Grundlage, die einen fundierten und zeitgemäßen politischen Diskurs im öffentlichen Raum ermöglicht.

Die Funktion der Vermittlung und Präsentation von politisch relevanter Information kann allerdings ohne eine entsprechende Kuratierung der im Bestand vorhandenen Titel und Medien nicht mehr auskommen. Auf diese Weise können insbesondere jene Publikationen in einen angemessenen Kontext eingebettet werden, die für sich alleine stehend und kritisch betrachtet rein populistische Inhalte, nachweisbar fehlerhafte Darstellungen gesellschaftlicher Probleme oder xenophobische politische Forderungen enthalten und dadurch die freiheitliche Grundordnung herausfordern. Der Zugang zu derartigen Informationen ist in Öffentlichen Bibliotheken folglich nur dann sinnvoll, wenn ihnen zugleich andere Veröffentlichungen, Beiträge oder Begleitkommentierungen (physisch sehr nah) zur Seite – bzw. vielmehr gegenübergestellt werden, die alternative Sichtweisen auf den gleichen inhaltlichen Kontext erlauben.

Wichtige Voraussetzung für die Kuratierung ist zudem die Entwicklung von effektiven Geschäftsgängen und thematischen Konzepten, die einen regelmäßi-

gen und kurzfristigen Präsentationswechsel erlauben, inhaltlich gekoppelt an aktuelle politische Geschehen oder Grundsatzdebatten. Die große Herausforderung dieser bibliothekarischen Tätigkeit liegt freilich darin, sich als Organisation stets der eigenen Position bewusst zu sein und dabei selbst zu akzeptieren, dass alternative Sichtweisen existieren. Es gilt, das eigene Selbstverständnis zu definieren:

- Wer oder was legitimiert uns als Öffentliche Bibliothek bei der sachlichen Bestandsauswahl und Medienpräsentation?
- Welche Titel werden bei einer Präsentation aus welchen Gründen bewusst hervorgehoben?
- Welche nicht?
- Aus welchen Gründen?

Wenn sich eine Öffentliche Bibliothek die Förderung der politischen Meinungsbildung auf die Fahnen schreibt, muss sie sich bei der Konzeption von Bestandspräsentationen stets einer derartigen Selbstreflexion stellen, alleine schon um ihrerseits möglichen Vorwürfen des Populismus oder der Verbreitung von Fehlinformation wohlüberlegt entgegenzutreten zu können.

In diesem Kontext muss die Bibliothek auch die Rolle des Produzenten von politisch relevanten Informationen einnehmen: Das heißt, als Organisation sollte sie zum einen in der Lage sein, neue Erkenntnisse der Politik- und Gesellschaftsforschung für den Laien verständlich aufzubereiten, sofern diese kontroverse Themen aufgreifen, welche die breite Öffentlichkeit bewegen. Zum anderen muss sie ebenso die Fähigkeit besitzen, im Sinne des Open-Data-Gedankens empirische Daten populärwissenschaftlich darzustellen, welche von den statistischen Stellen der Behörden etwa zu Prognosezwecken über die Bevölkerung erhoben und gesammelt werden. Die Bibliothek muss hier unterschiedliche Betrachtungsweisen der gewonnenen Daten zur Diskussion anbieten und zugleich die Grenzen der Interpretationsmöglichkeit aufzeigen. Die eigene Informationsproduktion kann schließlich vielfältigste Formen annehmen und muss sich nicht auf klassische Formen begrenzen: Geschriebene oder audiovisuelle Beiträge in den sozialen Medien oder auf den eigenen Internetpräsenzen lassen sich mit herkömmlichen Publikationsformen wie den analogen oder inzwischen auch digitalen Buch- oder Zeitschriftbeiträgen sinnvoll kombinieren. Diese Aufgabe muss freilich nicht zwingend durch das vorhandene Personal erfolgen, vielmehr gilt es für die Bibliothek, als Herausgeber derartiger Informationen zu fungieren. Auf diese Weise vermag sie als öffentliche politische Informationseinrichtung zivilgesellschaftliche Diskurse mit notwendigen Belegen zu unterstützen.

Insbesondere bei politischen Fragen offenbart sich darüber hinaus, wie wichtig eine Vermittlung von kritischer Informationskompetenz bzw. einem entsprechenden Urteilsvermögen ist:

- Wie kann ich mich in der unendlichen digitalen und analogen Informationsvielfalt orientieren?
- Wie steht es um den Wahrheitsgehalt der Informationen, die ich in der Zeitung oder im Internet gefunden habe?
- Von wem und woher stammt die Information?
- Was muss ich berücksichtigen im Fall von digitalen Informationen, die mich aufgrund bestimmter Software-Algorithmen erreichen?
- Zu welchem Zweck ist eine bestimmte Information in die Welt gesetzt worden?

Bibliotheken müssen hier eigene, dem jeweiligen Zielpublikum angemessene Konzepte entwickeln. Sie müssen darüber hinaus Kooperationsnetzwerke zu politischen Bildungsinstitutionen knüpfen und nutzen, um so eine Informationskompetenz vermitteln zu können, die inhaltlich weit über eine allgemeine Erklärung von Bibliotheksbenutzung hinausgeht.

Die Vermittlung von Informationskompetenz in Verbindung mit der Bereitstellung, Kuratierung, Distribution und schließlich der Eigenproduktion von politisch relevanten Informationen führt in der Öffentlichkeit jedoch nicht automatisch zu einer individuellen und ausgewogenen politischen Meinung. Ein dafür notwendiger Diskurs und Austausch von Argumenten zu politischen Themen im öffentlichen Raum können diese funktionalen Grundvoraussetzungen nicht ersetzen, sondern nur stützen. Die Öffentliche Bibliothek als Inkubator politischer Meinung muss folglich auch den Raum zur Verfügung stellen, die ein derartiger gesellschaftlicher Diskurs benötigt. Diese Forderung ist freilich nicht neu, so wird die Bibliothek schon länger auch als Forum für die Stadtgesellschaft redefiniert. Aber auch hier muss die Bibliothek eigene proaktive Konzepte entwickeln, die den öffentlichen Diskurs fördern. Dazu gehören auch aufwändige Ideen wie feste und regelmäßige Reservierungen von Gruppenräumen oder ähnlichen Situationen im Publikumsbereich für freie und offene, aber professionell moderierte, debattierklubähnliche Veranstaltungen zu aktuellen sowie grundsätzlichen politischen Themen. Diese lassen sich mit Workshops zur Einführung in die Grundlagen und Techniken politischer Debatten- und Diskursführung oder etwa zum Umgang mit extremen politischen Meinungen sinnvoll kombinieren.

3 Rahmenbedingungen und Voraussetzungen politikbibliothekarischer Arbeit

Durch die hier skizzierte politikbibliothekarische Arbeit stellt sich die Frage nach den fachlichen Kompetenzen und Tätigkeiten, die dafür benötigt werden. Unabdingbar sind genaue Kenntnisse der tagesaktuellen und grundsätzlichen politischen Debatten sowie ihrer jeweiligen Meinungsfronten, aus der lokalen bis hin zur weltweiten Politik. Diese Hintergrundinformationen werden benötigt, um entscheiden zu können, wie die entsprechenden Bestände angepasst, ob und wie ihre Präsentation verändert sowie zu welchen Themen Veranstaltungen angeboten werden sollten.

Um im Sinne des Open-Data-Gedankens die amtlichen Sammlungen gesellschaftlich relevanter Daten für öffentliche Diskussionen aufbereiten zu können, sind Methoden und Techniken der empirischen Sozialforschung verlangt. Zur Förderung der oben beschriebenen Informations- und Sozialkompetenzen gilt es, pädagogische bzw. didaktische Fähigkeiten einzusetzen. Um in der Bibliothek konstruktive öffentliche politische Diskussions- bzw. Debattierveranstaltungen umsetzen zu können, werden Kommunikations- und Moderationskompetenzen benötigt – auch um mögliche populistische oder extremistische Dynamiken und Inhalte während einer Veranstaltung früh erkennen und wieder in konstruktive Bahnen lenken zu können. Ferner werden bestimmte IT-Skills benötigt, um den digitalen und analogen Bestand gemäß der Blended-Library-Idee miteinander verknüpfen zu können.

Die bis hier benannten erforderlichen Kompetenzen und Tätigkeiten legen nahe, dass entweder sozialwissenschaftlich, IT-technisch sowie pädagogisch geschulte Kräfte in das Bibliothekspersonal direkt integriert oder eine enge Zusammenarbeit mit entsprechenden Institutionen oder Organisationen angestrebt werden müssen, die darüber verfügen. Eine weitere Möglichkeit ist die Überlegung, hier auch das Wissen und die Erfahrungen der Bibliotheksnutzerschaft selbst als notwendige Ressource in Betracht zu ziehen und durch gemeinsame Projekte im Sinne politischer Citizen Science abzurufen.

Eine weitere wichtige Grundvoraussetzung bildet ein flächendeckendes Netz an Bibliotheksstandorten mit ausreichender Publikumsfläche in den einzelnen Häusern, um den Menschen die Möglichkeit zu bieten, unweit von ihren jeweiligen Wohnorten an politikbibliothekarischen Veranstaltungen, Programmen und öffentlichen Diskussionen teilnehmen zu können. Eine derartig konzipierte öffentliche Informationsinfrastruktur bildet ein wichtiges Fundament für konstruktive politische Debatten im öffentlichen Raum und ist damit eine unerlässliche Stütze unserer libertären Gesellschaft.

4 Fazit: Politisches und kulturelles Selbstverständnis Öffentlicher Bibliotheken

Die politischen Ansichten und Forderungen der eingangs beschriebenen rechten Minderheit stellen eine ernstzunehmende Herausforderung für unsere Gesellschaft dar. Sowohl die Informations- und Kultur- sowie Bildungsinfrastruktur als auch die Medien- und Presselandschaft der Bundesrepublik stehen hier in der Verantwortung, ohne die ein gesellschaftlich relevanter Diskurs und eine ausgewogene politische Meinungsbildung im öffentlichen Raum kaum möglich sind. Allerdings stehen letztere bereits im Fokus verbaler Attacken: Das Misstrauen gegenüber den deutschen Nachrichtenmedien und die Diffamierung selbiger als „Lügenpresse“ lässt sich kaum als fundierte Medienkritik, sondern vielmehr als einen bewussten Angriff auf die Tatsachenwahrheit sowie auf die für Demokratien notwendige vierte Gewalt bewerten. Das gleiche gilt für die gezielte Verbreitung von falschen Informationen und Nachrichten insbesondere in der virtuellen Welt, mittels derer das politische Geschehen losgelöst von umfassend recherchierten Fakten und ihrer kritischen Betrachtung beeinflusst werden soll. Um ihre Anhängerschaft zu vergrößern, stilisieren sich rechte Gruppierungen und Parteien zumeist als Sprachrohr des „ganzen Volkes“. Sie versuchen, jeglichen öffentlichen Diskurs mit stark vereinfachten politischen Lösungsangeboten für komplexe und häufig global zusammenhängende Herausforderungen mittels affektiv geleiteter Kampagnen zu dominieren. Der virtuelle öffentliche Raum in der digitalen Welt erschwert dabei jeden Versuch, die gesamtgesellschaftliche Zustimmung rechter Ansichten und Forderungen zu erfassen:

- Wie ist es zu bewerten, wenn eine bewusst fremdenfeindliche politische Forderung in den sozialen Medien eingestellt und anschließend tausendfach geteilt und ebenso häufig positiv kommentiert wird bzw. andere Formen der Zustimmung erfährt?

An diesem Punkt müssen Öffentliche Bibliotheken aktiv werden. Sie müssen es als ihre zentrale Aufgabe ansehen, die Zivilgesellschaft mit der Bereitstellung von Informationen bei der Suche nach Antworten auf eben solche Fragen zu unterstützen. Sie müssen der Zivilgesellschaft Orientierungshilfe bei der Bewertung politischer Information geben. Und sie müssen darüber hinaus auch aktiv dabei mitwirken zu verhindern, dass die rechte Minderheit es schafft, den politischen Diskurs im öffentlichen Raum zu dominieren. Statt sich vermeintlich neutral gegenüber dem Vorwurf der Lügenpresse sowie den politischen Lügen selbst zu verhalten, muss auch die Bibliothek ihren Beitrag dazu leisten,

dass Tatsachenwahrheiten bzw. -informationen nicht zu bloßen Meinungen verkommen, die sich nach Belieben einem politischen Interesse unterordnen lassen. Denn unumstößliche Tatsachen müssen zwingend den Grenzrahmen bilden, in dem der demokratisch notwendige Wettstreit der Meinungen stattfinden kann.

Ebenso steht die häufige Forderung der rechten Minderheit nach einer Leitkultur dem Selbstverständnis von öffentlichen Kultureinrichtungen wie den Bibliotheken in weiten Teilen entgegen: So verstehen Letztere die Vermittlung von Kultur dezidiert nicht als Aufgabe, eine historisch rein positiv konnotierte deutsche Identität zu stiften und eine national übersteigerte Kulturform zu befördern, deren Ziel es ist, andere kulturelle Vorstellungen zu verdrängen, die sich in der deutschen Gesellschaft in ihrer Gesamtheit finden lassen. Im Gegenteil verstehen sich gerade Öffentliche Bibliotheken als Einrichtungen, in denen jeder Mensch aktiv an der Kultur teilhaben und mitwirken kann, unabhängig von jeglichem persönlichen und gesellschaftlichen Hintergrund. Ein Selbstverständnis, das zugleich die hohe Bedeutung sowie die gesellschaftliche Verantwortung von Bibliotheken für den gesamtgesellschaftlichen Zusammenhalt beschreibt.

Richtig und wichtig ist, dass Bibliotheken bei ihrer politikbibliothekarischen Arbeit ihre Überparteilichkeit und Neutralität bewahren – jedoch nur bis zu dem Punkt, an dem bewusst unsere freiheitliche Grundordnung öffentlich in Frage gestellt wird. Politisches Handeln und Standpunkt beziehen im Sinne der wehrhaften bundesrepublikanischen Demokratie ist dann auch für Öffentliche Bibliotheken ein Gebot.

Andreas Degkwitz

Generischer Nutzerservice oder kundennaher Mehrwertdienst?

Eine Infragestellung

Abstract: Akademische Informationsinfrastrukturen werden oft als wenig kundenorientiert empfunden. Dabei setzen sich die Infrastrukturbetreiber nicht selten dem Vorwurf aus, zu passiv auf Kunden- und Zielgruppen einzugehen. Insbesondere mit den Möglichkeiten des Internets, umfassende Informationszugänge zu schaffen und sich gezielt am Kundenbedarf zu orientieren, werden bestehende Infrastrukturangebote häufig in Frage gestellt. Das geschieht meistens unter dem Eindruck, dass die anvisierten Nutzer- und Zielgruppen zu wenig an der Weiterentwicklung der Infrastrukturen beteiligt sind. Der Übergang der Förderung der „Sondersammelgebiete“ (SSG) zur Förderung von „Fachinformationsdiensten“ (FID) verdeutlicht dies. Denn Kommunikation und Kundenorientierung haben zur Intensivierung der Nutzung der nun geförderten FIDs einen hohen Stellenwert. Dabei stellt sich die Frage, ob dieses neue Versorgungsmodell eine dauerhaft akzeptierte Informationsinfrastruktur gewährleisten kann. Mit dem vorliegenden Beitrag wird die Thematik nicht wissenschaftlich bearbeitet, sondern für unterschiedliche Szenarien als Infragestellung aufgegriffen und präsentiert.

1 Bereitstellung oder Vermittlung?

Die Geschwindigkeit, mit der das Internet die Verbreitung von Inhalten und Informationen ermöglicht, sowie seine rasante technische Weiterentwicklung prägen die Erwartungen an Bereitstellung und Vermittlung von Informationen signifikant. Die Potenziale der Partizipation an Informationen, die das Internet bietet, haben Suchmaschinen wie Google und „Social Networks“, wie Facebook und Twitter, zu primären Informationsquellen etabliert. Zugleich haben die Möglichkeiten personalisierter Nutzungsoptionen zu einer verstärkten Bedarfs- und Kundenorientierung geführt.

Demgegenüber scheint den Services akademischer Infrastrukturen wie die der Wissenschaftlichen Bibliotheken eine vergleichbare Entwicklungsdynamik zu fehlen. Die Mehrwerte, die von Seiten der Nutzer erwartet werden, erweisen sich oft als nur eingeschränkt existent. Der dabei häufig gegebene Hinweis auf

Datenschutz, Qualität und Verlässlichkeit trägt im Regelfall nicht zu spürbarer Akzeptanzsteigerung bei. Öffentlich-rechtliche Infrastrukturen und privatwirtschaftliche Werkzeuge dienen zwar identischen oder zumindest verwandten Zwecken, weisen aber im Hinblick auf Effizienz und Komfort ganz offensichtliche Unterschiede auf. Die Schwerpunkte des jeweiligen Angebotsverhaltens sind wesentlich dadurch bestimmt, dass sich der Auftrag öffentlich-rechtlicher Institutionen primär auf die Bereitstellung sicherer und auf Dauer stabiler Angebote bezieht und damit kundennahe Mehrwertdienste weniger in den Mittelpunkt stellt, als dies bei Firmen und Unternehmen notwendig und unverzichtbar ist. Dort spielen Kundengewinnung und Nachfrageorientierung eine zentrale Rolle, ohne in vergleichbarer Weise Stabilitäts- und Sicherheitsanforderungen zu garantieren.

Insofern schließen sich Kunden- und Marktnachfrage sowie Nachhaltigkeit und Verlässlichkeit sicher nicht grundsätzlich aus, fokussieren aber kundennahen Komfort und stabile Nachhaltigkeit mit unterschiedlicher Intensität. Das Internet als ein Werkzeug der in beiden Szenarien angestrebten Partizipation an Informationen und Wissen wird deshalb aus differierenden Motivationen heraus in ganz unterschiedlicher Weise genutzt.

2 Kommunikation oder Veröffentlichung?

Ein weiteres Szenario, das die Möglichkeiten des Internets in nochmals anderer Hinsicht zeigt, ist das wissenschaftliche Publizieren im Web. Mit Publikationen werden Forschungsergebnisse öffentlich zugänglich gemacht. Wie es das englischsprachige „Scholarly Communication“ treffend zum Ausdruck bringt, geht es bei Publikationen um Kommunikation. Die Verbreitungspotenziale des Internets tragen dazu wesentlich bei. Doch die Potenziale des Internets bleiben nicht auf die Verbreitung von Publikationen beschränkt. Mittels des Internets können Publikationen auf verschiedenen Kanälen kommuniziert und verbreitet sowie Downloads und Zugriffe analysiert und bewertet werden. Schließlich sind Ergänzungen und Kommentare zu Publikationen via Internet möglich. Die schlichte Bereitstellung von Publikationen wird insofern mit einer Reihe von Assets erweitert und angereichert.

Doch damit nicht genug: Wenn mit der Publikation der Forschungsergebnisse auch der Forschungsprozess selbst veröffentlicht wird, wie dies z. B. bei Editionsprojekten oder lexikografischen Projekten geschieht, sind Publikationen im herkömmlichen Sinne gar nicht mehr möglich. Forschungsergebnisse werden dann als Zwischenergebnisse auf einer Web-Plattform präsentiert und sind Bestandteil einer kontinuierlichen Kommunikation, die den Forschungs-

prozess permanent dokumentiert und zugänglich macht. Was sich traditionell als monografische oder artikelbasierte Publikation versteht, wird in diesem Szenario durch Web-Präsenzen ersetzt, die in Abhängigkeit vom Fortgang des Forschungsprojekts jeweils aktuell im Web zur Verfügung stehen. In diesem Szenario geht es weniger um das Thema der Kundenorientierung als vielmehr um die Substitution der *abgeschlossenen* Publikation zugunsten einer meistens ebenso offenen wie öffentlichen Kommunikation, die als *Veröffentlichung* fungiert.

Mit der langfristigen Nutzbarkeit der in dieser Form dann verfügbaren Publikationen werden bestehende Informationsinfrastrukturen mit gewaltigen Herausforderungen konfrontiert, die nach aktuellem „State of the Art“ nicht als gelöst zu betrachten sind. Mit anderen Worten: Eine auf Dauer verlässliche Infrastruktur für die Bereitstellung dieser im Web verfügbaren Inhalte existiert bisher nicht. Zugleich haben Kunden- und Nutzerorientierung in diesem Kontext noch gar keinen Stellenwert.

3 Generisch oder kundennah?

Das letzte und abschließende Szenario geht auf die kommunikativen Potenziale des Internets und die Möglichkeiten der Kunden- und Nutzerkommunikation am Beispiel der von der DFG geförderten FIDs unter Aspekten nachhaltiger Infrastrukturbildung ein. Dafür möge genügen, das SSG-System wie seine Ablösung durch die FID-Förderung nur im Überblick vorzustellen.

Das über mehr als 60 Jahre von der DFG geförderte SSG-System hatte die beiden folgenden Ziele: Zum einen sollten mit Hilfe der Förderung eines auf mehrere Bibliotheksstandorte verteilten Systems die im Bibliothekssystem der Bundesrepublik Deutschland nach 1945 bestehenden Defizite – insbesondere auf dem Gebiet der ausländischen Fachliteratur – ausgeräumt werden und den jungen Forschungsaktivitäten der Bundesrepublik eine auskömmliche Versorgung mit Spezialliteratur möglichst aller Fachdisziplinen zur Verfügung stehen. Zum anderen wurde mit dem SSG-System das Fundament einer verteilten Nationalbibliothek für die Bundesrepublik und seit den 1990er Jahren für das wiedervereinigte Deutschland gelegt. Eine Nationalbibliothek wie z.B. die British Library oder die Bibliothèque nationale de France existierte in beiden Teilen Deutschlands nicht, sodass in Anbetracht der föderalen Verantwortungsstrukturen für Bildung und Wissenschaft zu der mit den SSGs verfügbaren Infrastruktur einer verteilten Nationalbibliothek eigentlich keine Alternative bestand. Mit dem Sammlungsansatz eines vorausschauenden Bestandsaufbaus im Sinne der „Reservoir-Funktion“ wurde für die SSGs größtmögliche Vollstän-

digkeit der im Auf- und Ausbau befindlichen Spezialsammlungen angestrebt. Dieser Anspruch wurde im Regelfall nach dem „Best Effort“-Prinzip erfüllt. Nach Möglichkeit sollte jede im Ausland und Inland erscheinende Publikation mit *einem* Exemplar an der entsprechenden SSG-Bibliothek vorhanden und damit Wissenschaftlern deutscher Hochschulen und Forschungseinrichtungen – via Fernleihe – verfügbar sein.

Mit diesem Profil war das SSG-System eine Basisinfrastruktur für ausländische und deutsche Spezialliteratur, mit dem sich auf der Grundlage seiner Bestände ein Nutzungsangebot verband, das, ohne spezifische Kunden- und Nutzergruppen zu adressieren, allen Forschenden, Lehrenden und Studierenden zugänglich war. Die voranschreitende Digitalisierung von Spezialliteratur wurde mit „virtuellen Fachbibliotheken“ aufgegriffen, die einerseits Link-Sammlungen für die Recherche boten und andererseits im Rahmen der Möglichkeiten ihrer überregionalen Bereitstellung durch lizenzierte Ressourcen ergänzt und erweitert wurden.

Die Motivation, von dem SSG-System Abstand zu nehmen, ist anhand der Kriterien der FID-Förderung gut zu erkennen: Neben dem Vorrang der Förderung der Beschaffung von Literatur und Informationen, die ausschließlich elektronisch vorliegen (e-only) und der bis auf Weiteres projektmäßig – auf drei Jahre – bezogenen Förderphasen für FIDs ist vor allem der im Interesse der jeweiligen Fachcommunity zu realisierende Mehrwert das eigentlich neue Förderkriterium gegenüber dem Förderansatz der SSGs. Dabei beruhen die Förderziele, die den speziellen Mehrwert – gegenüber der Grundversorgung – für die jeweilige Fachcommunity als Zielgruppe begründen, auf einer engen Abstimmung und Kommunikation mit Vertretern der Fachgesellschaften, die die Communities im FID-Kontext repräsentieren. Der jeweils geförderte Mehrwert erweist sich damit als zentrales und als eindeutig nachfragebezogenes Element der Förderziele des FID-Programms. Dass die motivierte Kundennähe des FID-Modells sich an den Möglichkeiten des Internets orientiert, ist aufgrund einer möglichst weitgehenden digitalen Ausrichtung der FIDs ganz offensichtlich.

Ein weiterer Punkt kommt hinzu: Der geförderte Mehrwert für die jeweilige Fachcommunity muss nicht mehr nur die Weiterentwicklung von Spezialsammlungen im Sinne der SSGs fokussieren. Zwar kann in begründeten Fällen weiterhin eine auf Vollständigkeit zielende Beschaffung von Spezialliteratur angestrebt werden. Doch von den Förderprinzipien her ist die Ausrichtung der FIDs nicht darauf beschränkt. Insofern bezieht sich die Förderung des jeweils bedarfsbezogenen Mehrwerts nicht mehr nur auf den sammlungsbezogenen *Spitzenbedarf*. Vielmehr unterstützt die FID-Förderung über den Sammlungs-ausbau hinaus die Entwicklung von Diensten und Services zur Anreicherung, Aufbereitung, Verarbeitung und Verbreitung fachspezifischer Inhalte und Res-

sources, soweit die jeweiligen Kunden- und Zielgruppen darin einen besonderen Mehrwert erkennen, der nicht im Rahmen der bibliothekarischen Grundversorgung verfügbar ist. Der Förderansatz für FIDs lässt offen, ob es dabei primär um die Bereitstellung von Inhalten oder ob es mehr um Kommunikation und Vermittlung von Inhalten geht, ohne dass diese Inhalte immer und unmittelbar Bestandteil oder Gegenstand der FID-Förderung sind. Aktuell hat der Sammlungsaspekt in den geförderten FIDs als community-relevanter Bedarf einen hohen Stellenwert. Wenn sich dies, was sich nicht ausschließen lässt, in den sich anschließenden Förderphasen ändert, hängt dieser Wandel direkt mit den Potenzialen des Internets als Treiber dieser Entwicklung zusammen.

Das SSG-System war eine generische Basisinfrastruktur fachspezifischer Sammlungen im Kontext der speziellen und hochspeziellen Literatur- und Informationsversorgung. Der Sammlungsansatz der SSGs ist in modifizierter Form in die FID-Förderung übernommen worden, hat aber dort weder die Ausrichtung noch den Stellenwert, der für das SSG-System maßgeblich war. Der Mehrwert für die jeweilige Fachcommunity, der die Zielsetzung der FIDs charakterisiert, öffnet die Literatur- und Informationsversorgung der bisherigen SSGs im Hinblick auf Services, die den Nutzer- und Zielgruppen in den Communities über den Sammlungsaspekt hinaus einen Mehrwert für ihre Forschungen bieten. Offen ist dabei, ob die mit den FIDs verfolgte Bedarfsorientierung und die daraus abgeleitete Zielsetzung eines *spürbaren* Mehrwerts zum Auf- und Ausbau einer nachhaltigen Informationsinfrastruktur beitragen kann und ob diese auf Dauer verfügbare Infrastruktur in ihrer notwendigen Kontinuität den jeweils fachspezifischen Mehrwert weiter gewährleisten wird.

Diese Fragestellung bezieht sich allerdings nicht nur auf die FIDs, sondern auf nachfrageorientierte und kundennahe Services insgesamt, wie sie mit dem und über das Internet zur Verfügung stehen. Insofern wird mit der Herausforderung der FIDs, sich zu einem nachhaltigen Infrastrukturangebot zu etablieren, eine Thematik benannt, die die Nachhaltigkeit der Entwicklungen, die sich aus der digitalen Transformation ergeben, ganz generell betrifft. Um diese Herausforderung produktiv aufzugreifen, ist die bereits genannte Alternative relevant, mit den Möglichkeiten des Internets entweder einen generischen Nutzungsservice zu realisieren oder einen kundennahen Mehrwertdienst zur Verfügung zu stellen.

4 Ausblick

Das Internet ist weiterhin von einem hohen Maß an Entwicklungsintensität geprägt. Insofern ist für die Herausforderung einer nachhaltigen Informationsinfrastruktur kontinuierliche Weiterentwicklung ein dringendes Desiderat. Zu-

gleich muss im Kontext von Mehrwertdiensten wie die der FIDs die Anschlussfähigkeit an Standards und Quasi-Standards gewährleistet sein. Doch geht es bei akademischen Informationsinfrastrukturen vorrangig nicht um betriebswirtschaftliche Ansätze zur Gewinnung von Kunden und Marktanteilen. Vielmehr geht es um einen volkswirtschaftlichen Auftrag, der auf der Verantwortung für den „Cultural Life Cycle“ beruht und sich deshalb nicht allein auf den temporären Bedarf einzelner Zielgruppen beziehen darf. In Zeiten, in denen zunehmend nach dem *Markt* gefragt wird, ist genau diese Verantwortung die zentrale Herausforderung, die viele Fragen aufwirft und zugleich vieles in Frage stellt.

Wulf-D. von Lucius

Open Access und die Folgen

Abstract: Die weithin positive Beurteilung der Publikationsform Open Access/Golden Road verdankt sich einer Bewertung aus der Perspektive der Nutzer, für die es unstrittig sehr komfortabel und kostengünstig ist, auf diesem Weg weltweit auf aktuelle Publikationen ohne u. U. zeitaufwändige Übertragungskosten zugreifen zu können.

Anders sieht es aus der Perspektive zweier wichtiger Interessenvertreter im System wissenschaftlicher Publikationen aus: der Autoren und der Verlage. Insbesondere für die kleineren und wirtschaftlich schwächeren Teilnehmer aus diesen beiden Bereichen entsteht die Gefahr großer Funktionsverluste bei gleichzeitigen – für alle internetbasierten Geschäfte typischen – erheblichen Konzentrationseffekten. Am bedenklichsten scheint der völlig veränderte Steuerungsmechanismus bei Open Access/Golden Road für die akademische Community und ihre internen Wettbewerbsmechanismen: An die Stelle des von den Nutzern bezahlten knappen Publikationsraumes tritt die theoretisch unbegrenzte Menge von Publikationen im Internet. Die Zahlungsfähigkeit der Autoren tritt an die Stelle von Prioritätsabwägungen der Nutzer. Der Wettbewerb der Autoren um die natürlich auch begrenzten Zuschussmittel für Open-Access-Publikationen verlagert sich auf problematische Gremienentscheidungen und andererseits entsteht eine Unzahl von „Junk Journals“, die gegen Bezahlung alles publizieren. Bisher scheinen diese schwerwiegenden Probleme von Open Access/Golden Road noch nicht gebührend seitens der Befürworter dieses Publikationswegs bedacht zu werden.

1 Einleitung

Der kostenfreie Zugang zu wissenschaftlicher Literatur ist ein sehr alter Wunsch, der für die Nutzer wissenschaftlicher Einrichtungen, d. h. vor allem der Bibliotheken, schon lange Wirklichkeit war. Abgesehen von den eher geringfügigen Kosten für eine Leserkarte bot die Bibliothek kostenlosen Zugang zu allen ihren Beständen und darüber hinaus per Fernleihe zu sehr großen weiteren Beständen anderer Bibliotheken im In- und Ausland. Die erheblichen Kosten dieser für die Nutzer kostenlosen Bereitstellung trug der Staat durch die Finanzierung der Bibliotheken insgesamt, vom Haus über das Personal bis zu den Erwerbungen.

Mit dem Aufkommen des Internets entstand eine weit darüber hinausgehende Vision: Alles Wissen der Welt sollte auf jedem ans Netz angeschlossenen Bildschirm zugreifbar sein – und das kostenfrei. Zur Begründung diene, dass die Erstellung der Inhalte im wissenschaftlichen Bereich durch staatliche Mittel finanziert worden sei und nun nicht ein zweites Mal staatliche Mittel erforderlich sein sollten, um diese Informationen nutzen zu können. Der Begriff „kostenfrei“ bezieht sich in diesem Modell nur auf die Erwerbungskosten; die sonstigen Kosten des Bibliothekssystems bleiben – bei eventuell teilweisen Umschichtungen – bestehen.

Der Terminus für diese Vorstellung ist Open Access.¹ Durch Open Access ist der kostenlose Zugang der Nutzer nicht mehr auf Hochschulangehörige oder registrierte Bibliotheksnutzer beschränkt, sondern für jedermann weltweit gegeben. Mit wissenschaftspolitischem Nachdruck wurde der Wunsch nach Open Access insbesondere seit 2001 vorgetragen mit der „Budapest Open Access Initiative“, die im Februar 2002 verabschiedet wurde, sowie das „Bethesda Statement on Open Access Publishing“ vom April 2003, dem im Oktober 2003 die „Berlin Declaration on Open Access to Knowledge in the Sciences and Humanities“ folgte, die von wichtigen wissenschaftlichen Gesellschaften Deutschlands sowie internationalen Organisationen unterzeichnet wurde. Welche Detailprobleme der Finanzierung und der nachfolgenden Mittelzuweisung zu bedenken sind, die in diesen Resolutionen in keiner Weise auch nur skizziert sind, ist Gegenstand der nachfolgenden Ausführungen.²

Je komplexer ein Fachgebiet und je größer der Anfall an potenziellem Publikationsmaterial, das ja auch noch durch Qualitätskontrollen ausgefiltert werden muss, desto größer sind der Zeitaufwand, d. h. die Arbeitskosten, und die Aufwendungen für die technische und die IT-Infrastruktur. Ein großer Teil dieser Kosten fiel bislang bei den Verlagen an. Inwieweit sie sich reduzieren lassen, wenn sie in den öffentlichrechtlichen universitären Bereich verlagert werden, ist eine Kernfrage in der Open-Access-Diskussion. Im Prinzip fallen jedenfalls diese Kosten auch bei Open Access an.

Dieser Beitrag befasst sich ausschließlich mit den Konsequenzen von Open Access für wissenschaftliche Zeitschriften und klammert die großen spezifischen Probleme bei Open Access im Bereich der Monografien aus. Letztere sind insbesondere deshalb besonders gelagert, als hier lange Zeithorizonte zu berücksichtigen sind, während für Zeitschriften ein kurzfristiges zyklisches Geschäftsmodell gilt.

¹ Der Autor dankt Nadine Walger (Deutsche Nationalbibliothek, Frankfurt a. M.) für wertvolle Literaturhinweise.

² Einen umfassenden Überblick bietet die (teuer zu bezahlende) umfangreiche Studie „Open Access Journal Publishing 2014–2017“ (Simba Information, 2014).

2 Der Grüne Weg

Die praktische Verwirklichung der Open-Access-Idee stützt sich auf zwei grundsätzlich verschiedene Open-Access-Modelle: zum einen den sog. „Grünen Weg“, bei dem die Publikation wie bisher durch Verlage oder wissenschaftliche Gesellschaften erfolgt. Deren Kosten sollten unverändert durch Abonnementgebühren gedeckt werden, aber die Inhalte nach einer Embargofrist von 6 bis 12 Monaten kostenlos auf den Websites der Autoren oder auf von der öffentlichen Hand betriebenen Repositorien zugänglich gemacht werden. Frank Linde hat wohl zutreffend von einer Tendenz gesprochen, dass Informationsgüter in die Nähe öffentlicher Güter rücken (Linde, 2009). Der Weg zu diesem „grünen Modell“ wurde einerseits – mit bisher mäßigem Erfolg – seitens der großen Forschungsorganisationen betrieben, die ihre Wissenschaftler dazu zu drängen versuchten, den Verlagen ein solches Zweitveröffentlichungsrecht abzurufen. Andererseits sind mittlerweile die Weichen für eine gesetzliche Bildungs- und Wissenschaftsschranke im Urheberrecht gestellt, die – unter Einhaltung einer Embargofrist von 12 Monaten – jedem Autor die Freischaltung ermöglicht. Inwieweit dadurch – wie von den Wissenschaftsverlagen befürchtet – die Abonnementzahlen weiter sinken, ist abzuwarten und vermutlich unterschiedlich in den verschiedenen Fachgebieten. In den Geisteswissenschaften kann man u. U. ohne großen Nachteil die Embargo-Frist abwarten, während auch nur sechs Monate in den sehr „schnellen“ Fachgebieten wie Chemie oder Pharmakologie große Nachteile brächten. Die geisteswissenschaftlichen Bereiche könnten u. U. beim Grünen Weg auf viele Abonnements verzichten, die STM-Fächer kaum.

Verwunderlich ist in diesem Zusammenhang der eher lässige Verweis des Wettbewerbs- und Medienökonom Justus Haucap (Haucap, Loebert, Spindler & Thorwarth, 2016, S. 115), dann sollten die Verlage eben ihre Preise entsprechend anheben bis hin zu einem allerletzten sehr teuren Exemplar. Wo bei solcher Preispolitik dann die Ersparnis bei den Erwerbungskosten bliebe, ist zweifelhaft. Hinzu kommt, dass die neue Schrankenregelung im UrhG unstreitig wieder durch Zahlungen der Nutzer, zumindest teilweise, zu kompensieren wäre; von den aktuellen Wirrnissen um die Verlagsansprüche aus Schrankenregelungen bei den Verwertungsgesellschaften soll hier nicht die Rede sein.

Die Erwartung, dass sich die Zeitschriftenkrise, d. h. die wachsende Schere zwischen steigenden Abonnementpreisen und stagnierenden Bibliotheksetats auf diese Weise lösen ließe, darf durchaus bezweifelt werden. Hinzu kommt beim Grünen Weg für die Nutzer, die den Open-Access-Weg wählen, der schon erwähnte Nachteil, dass sie nur zeitversetzt an das Material herankommen und

dieses auf eine Vielzahl von Repositorien bis hin zum PC des einzelnen Autors verstreut ist.

Das Fazit beim „Grünen Weg“ ist: Die Kosten bleiben – sowohl auf der Seite der dienstleistenden Verlage als auch zu sehr erheblichen Teilen auf der Seite der Bibliotheken. Ersparnisse ergeben sich allenfalls durch die Teilenteignung der Verlage mittels neuer Schrankenregelungen, insoweit nämlich auch in Zukunft die Vergütungen für die Schrankenregelungen völlig unzureichend bleiben oder gar wie derzeit durch höchstrichterliche Entscheidung den Verlagen gänzlich vorenthalten werden. Bei angemessenen Vergütungen wären die Einsparungen für die öffentlichen Haushalte deutlich geringer, als von den Propagatoren des grünen Wegs behauptet.

3 Der Goldene Weg

Deshalb wird mittlerweile verstärkt seit etwa 2012 unter den Wissenschaftspolitikern und Unterhaltsträgern (Ware & Mabe, 2015, S. 89) der „Goldene Weg“ als die bessere Lösung angesehen, bei dem zur Finanzierung der Publikationen anstelle der Abonnementgebühren die Publikationsgebühren (Article Processing Charges, APC) treten sollen. Im Nachfolgenden bezieht sich der Terminus Open Access immer auf den Goldenen Weg. Die EU hat hierzu in ihrem 7-Jahres-Programm „Horizon 2020“ das sehr anspruchsvolle Ziel von 60 % offen zugänglicher Arbeiten bereits für 2016 formuliert – ein Ziel, das offenbar bei weitem nicht erreicht worden ist (European Commission, 2013).

Der Verlag berechnet im Modell des Goldenen Wegs zu Open Access für jede eingereichte Arbeit eine APC entweder pauschal pro Artikel oder umfangsproportional nach Seiten. Diese Gebühren weisen in den diversen Fachgebieten bei den einzelnen Zeitschriften eine erhebliche Streubreite auf: von 400 bis zu 3 000 USD, letzteres insbesondere bei den sog. Hybridzeitschriften, die sowohl Artikel per APC-Zahlung als auch subskriptions-finanzierte Artikel veröffentlichen. Bei rein digitalen Zeitschriften lag der Durchschnitt bei rd. 1 400 USD, bei Hybridtiteln bei 2 100 USD (Ware & Mabe, 2015, S. 94 f.; Schmitz, 2016a). Die Preishöhen variieren sowohl zwischen den verschiedenen Verlagshäusern als auch innerhalb dieser sehr stark (bis zum Vierfachen).

Dabei spielt der Journal Impact Factor (JIF) eine wesentliche Rolle. Der „Freikauf“ von Beiträgen in Hybridsystemen ist dabei tendenziell teurer als bei reinen Open-Access-Zeitschriften, von denen andererseits zahlreiche überhaupt keine APCs verlangen, sondern die Finanzierung anderweitig durch Zuschüsse von Forschungsinstitutionen oder Sponsoren erfolgt (Ware & Mabe, 2015, S. 91). Darüber hinaus gibt es zahlreiche differenzierte Preis- und Finan-

zierungsmodelle, die ausführlich von Björk und Salomon (2012) dargestellt wurden.

So gibt es verfallende Einreichungsgebühren, die bei Zeitschriften mit hohen Ablehnungsraten von z. T. über 75 % erhebliche Erlöse generieren, da die bei Einreichung fällig werdenden Gebühren einbehalten werden, auch wenn der Artikel abgelehnt wird. Es gibt Pauschalzahlungen auf künftig anfallende Publikationsgebühren, für die entsprechende Nachlässe gewährt werden (insbesondere für institutionelle „Mitglieder“), kombinierte Abonnementpreise, die Open-Access-Gebühren einschließen u. a. m. Wie sehr das gesamte Gebiet sich noch in raschen Veränderungen eines Status Nascendi befindet, zeigt sich an den sehr schwankenden Angaben zur Zahl der Open-Access-Zeitschriften und damit ihrem prozentualen Anteil an der Zahl der wissenschaftlichen Zeitschriften insgesamt sowie der Anzahl der sog. Hybridzeitschriften. Die Zahl insgesamt wird derzeit zwischen 10 000 und 12 000 Titeln angesetzt (Ware & Mabe, 2015, S. 92) – das wären etwa 10 % aller Zeitschriften – die Quote der Hybridzeitschriften auf etwa 6 bis 10 %.

Zwei Fakten sind dabei auffallend: Zum einen hat das Directory of Open Access Journals (DOAJ)³ im Mai 2016 gut 3 300 Open-Access-Titel wieder gestrichen, nachdem diese trotz mehrfacher Aufforderung keinerlei Rückmeldung zum Status ihrer Zeitschrift gegeben haben (Schmitz, 2016b). Das weist auf zahlreiche „Eintagsfliegen“ im Open-Access-Bereich hin. Zum anderen hat eine Erhebung nach der regional unterschiedlichen Quote von Open-Access-Zeitschriften in diversen Ländern ergeben, dass die Quote in Entwicklungsländern wie Brasilien, Indonesien, Iran besonders hoch ist (Herb, 2016). Das wäre ein Hinweis darauf, dass in Ländern mit einem weniger entwickelten international aktiven Verlagswesen Open-Access-Zeitschriften als Notventil fungieren. Demgegenüber besteht in Ländern mit einem leistungsfähigen, etablierten Verlagswesen ein wesentlich geringerer Druck in Richtung Open Access, auch seitens der Autoren.

In diese Richtung weist auch der sehr zögerliche Umstieg etablierter Subskriptionszeitschriften auf Open Access. Um dabei einen harten (und damit risikoreichen) Umstieg, das sog. „flipping“ abzufedern, wurden die Hybridmodelle entwickelt: Das sind Zeitschriften, die sowohl bezahlte Abonnements und, durch diese finanziert, einen Teil nicht frei zugänglicher Inhalte haben sowie einen zweiten, durch APCs finanzierten frei zugänglichen Bereich. Allerdings ist die Quote der letzteren Arbeiten eher niedrig zwischen 2 % und 10 %; nur bei vereinzelten Zeitschriftentiteln liegt diese bei 20 % und höher (Ware &

³ <http://doaj.org/>

Mabe, 2015, S. 92). Dieses Hybridmodell wird sowohl von Bibliotheken wie den Finanziers der Artikelgebühren kritisch gesehen: Beide vermuten, dass sie zu viel bezahlen („double dipping“), sodass diesem Modell wohl keine dauerhafte Zukunft beschieden sein wird.

Eine sehr spezielle Entwicklung bei Open Access/Goldener Weg stellen die „Megajournals“ dar, die nicht inhaltsbezogen auf Relevanz hin, sondern nur auf methodische Korrektheit hin evaluieren. Dieser Typ Zeitschrift ist also nicht ein thematisch streng definiertes, auf hohe Qualität hin selektierendes Publikationsorgan, sondern eher ein riesiger Gemischtwarenladen, in dem Exzellentes neben Randständigem oder gar Fragwürdigem steht. Die bekannteste dieser Zeitschriften ist PLOS ONE, in der im Jahr 2014 114 211 Artikel veröffentlicht wurden (Ware & Mabe, 2015, S. 99 f.). Selbst wenn man die relativ niedrigen APCs und Sonderkonditionen dieses Zeitschriftentyps wie vorstehend beschrieben berücksichtigt, ergibt sich ein Erlös von vermutlich mehr als 45 Mio USD allein für diese eine Zeitschrift! Open Access/Goldener Weg kann also ein überaus rentables kommerzielles Geschäftsmodell sein mit der Tendenz, möglichst viel Material an sich zu ziehen, denn jeder zusätzliche Artikel erzeugt zusätzliche Erlöse, während im Subskriptionsmodell gerade die durch den Subskriptionspreis definierte maximale Seitenzahl pro Jahrgang automatisch zu einer tendenziell hohen Ausfilterungsrate bei den hochrangigen Zeitschriften führte. Es steht also Massengeschäft in der Open-Access-Welt gegen bewusste Beschränkung im Subskriptionsmodell, das thematisch wie qualitativ eine für den Nutzer effiziente, Suchzeit ersparende Auswahl anbietet.

4 Die Finanzierung des Goldenen Wegs

Bei solchen sehr erheblichen Kosten stellt sich natürlich die Frage, wer die APCs trägt. Der Autor persönlich kommt wohl allenfalls in seltenen Ausnahmefällen in Betracht. Das heißt die Gebühren müssen weitestgehend aus öffentlichen Budgets finanziert werden. Unter diesem Aspekt der Kosten im Gesamtsystem haben schon vor Jahren einige führende amerikanische Universitäten den positiven Kosteneffekt des Goldenen Wegs in Modellberechnungen in Frage gestellt (Ware & Mabe, 2015, S. 115 f.).

Tatsächlich müssen die APCs von Dritten, also entweder dem Wissenschaftssystem oder dem Unternehmen, dem der Autor angehört, getragen werden. Letzteres kommt in vielen Wissenschaftsgebieten, man denke nur an Philologie, Linguistik oder Altertumswissenschaften, nicht in Betracht. Andererseits wecken Industrieunternehmen in den Bereichen, in denen sie zahlungsbereit sind, wie etwa Medizin, Pharmazie, Chemie, erhebliche Bedenken.

Schon jetzt gibt es viel Skepsis und Widerspruch zur Drittmittelfinanzierung in diesen Bereichen, weil ein inhaltlicher Einfluss der Industrie oder anderer Drittmittel gewährender Institutionen befürchtet wird. Diese Bedenken würden nun noch deutlich verstärkt.

Eine relativ problemlose Finanzierung bietet sich für all jene Forschungsprojekte, die auf Bewilligungen etwa der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) oder anderer Wissenschaftsinstitutionen basieren. In diesen Bewilligungen sind seit Jahren in der Regel die Publikationskosten mit enthalten. Aber eine Vielzahl wissenschaftlicher Publikationen entsteht nicht im Rahmen budgetierter Forschungsprojekte, sondern im Rahmen der wissenschaftlichen Tagesarbeit, so etwa bei Juristen, Sozialwissenschaftlern und in vielen anderen Bereichen. Das heißt, dass sehr viele wissenschaftliche Veröffentlichungen keineswegs auf direkter oder indirekter öffentlicher Finanzierung beruhen. Die Unterscheidung dieser beiden Typen ist bislang in der Diskussion zu wenig beachtet worden.

Der Lösungsansatz liegt bei den Propagatoren des Golden Open Access in Publikationsfonds, die in der derzeitigen Startphase auch in der Tat – um Anreize zu schaffen – weitgehend zur Verfügung stehen. Wie aber wird es sein, wenn Zigtausende von Artikeln pro Jahr gemäß dem Golden Road publiziert werden sollen? 50 000 Arbeiten zu 1200 USD wären bereits 60 Mio USD, also ein Betrag, der nicht so leicht bereitgestellt werden wird oder durch Umschichtung aus den Bibliotheksetats gewonnen werden könnte. Je knapper aber die Mittel zur Finanzierung der APCs sind, desto härter wird der Wettbewerb um entsprechende Bewilligungen. Hier kann man große Konflikte vorhersehen, die erhebliche grundsätzliche wissenschaftspolitische Bedeutung haben. Ganz zu schweigen von zahlreichen wissenschaftlichen Ergebnissen, die außerhalb der Hochschulen entstehen. An welche Fonds sollen sich diese Autoren wenden?

5 Verteilungskonflikte

Erkennbar sind primär drei Ebenen des Verteilungskonflikts um die entsprechenden Mittel.

5.1 Umschichtung von Mitteln innerhalb der Hochschulen

Seit Längerem wird von Befürwortern des Goldenen Wegs eine Mittelumschichtung befürwortet und zwar von den – so das Argument – schrittweise entbehrlich werdenden Erwerbungsmitteln für Periodika und Monografien (und zwar sowohl in gedruckter wie digitaler Form) hin zu Publikationsfonds; d. h. die

Budgetansätze für Abonnementgebühren werden zu APC-Mitteln umgewandelt. Dass hier ein erhebliches Konfliktpotenzial zwischen entschiedenem Neuern, die im Grunde ein rein digitales Bibliotheksmodell anstreben, und denjenigen, die auf lange Zeit von einem Hybridmodell der Bibliotheken ausgehen, die sowohl sehr große gedruckte Bestände weiterhin verwalten als auch in vielen Fällen neu hinzuerwerben müssen, liegt auf der Hand. Selbst wenn die Neuanschaffungen auf ein Minimum zurückgefahren würden, besteht für die Bibliotheken eine sehr hohe Kostenremanenz wegen des hohen Fixkostensockels durch die existierenden Altbestände, die weiterhin betreut werden müssen.

5.2 Quotenmäßige Aufteilung des Publikationsfonds auf die Fachgebiete

Ein weiteres großes Problem und Konfliktfeld liegt in der Aufteilung eines globalen Publikationsfonds einer Hochschule auf die Fachgebiete. Immanent wäre jedem Schlüssel eine Erstarrung der Strukturen: Unerwartet rasch wachsende, produktive Gebiete kämen schnell in die Gefahr, ihre Ergebnisse nicht vollumfänglich oder rasch genug publizieren zu können, immer kommt der Verzögerungsfaktor von Knappheit der Mittel sowie des Zeitaufwands der gremien-gesteuerten Bewilligungen zum Tragen. Während im Abonnementmodell herkömmlicher Art der Engpass im Finanzvolumen der erzielten Subskriptionsumsätze der Zeitschrift liegt, also wissenschaftliche Evaluierung der einzelnen Arbeiten und deren Einschleusung in das Publikationssystem auf verschiedenen, voneinander unabhängigen Ebenen erfolgen – nämlich überörtlichen Herausgebergremien und der quantitativen Rahmensetzung durch die Verlage –, entsteht nun ein System der Evaluierung und daraus folgenden Zuweisung der Publikationsgebühren innerhalb der Hochschule bzw. einer Fakultät. Persönliche Befindlichkeiten, Idiosynkrasien und Wettbewerbssituationen zwischen Lehrstühlen werden starke Reibungen erzeugen: Was ist wichtiger, was soll zeitlich prioritär bedient werden, wer darf in besonders „teuren“ Zeitschriften (das werden in der Regel die der internationalen Marktführer sein) publizieren?

Schwierige, in jedem Einzelfall zu entscheidende Fragen, deren Lösung in einem fakultätsinternen Konstrukt sehr problematisch werden kann. Persönliche Kontakte und Werturteile werden dabei sehr viel bedeutsamer als im z. T. marktgesteuerten, distanzierteren System herkömmlicher Art.

5.3 Zuweisung an den einzelnen Autor

Im Subskriptionssystem hatte jeder Autor, der bei einer Zeitschrift nicht angenommen wurde, die Möglichkeit der Einreichung bei einer anderen und wurde

meist am Ende erfolgreich, wenn auch nicht bei der eigentlich gewünschten Prestigezeitschrift. Es gab und gibt eben die Schichtung in A-, B- und C-Zeitschriften, oft noch weiter in Subklassen untergliedert. Dieses System spiegelt sich in den bibliometrischen Daten, aus denen ein Zeitschriftenranking entsteht. Der letzte Ausweg waren schon jetzt die „Junk Journals“, die gegen Zahlung einer (oft relativ niedrigen) Publikationsgebühr nahezu alles druckten. Abgesehen von dieser Notlösung der Junk Journals bleibt dem Autor bei flächendeckendem Open Access/Goldener Weg keine Chance mehr, wenn das Zuweisungsgremium ihm keine APCs zugestanden hat, denn alle Zeitschriften, die Rang haben, kosten in etwa ähnlich, nur die „Schrottverwertung“, die er zur Not auch persönlich bezahlen kann, bleibt.

Aus dem System der gremien-gesteuerten Mittelzuweisung werden große Härten entstehen; es kann durchaus als Problem angesehen werden, ob etwa arrivierte Hochschulangehörige deutlich größere Chancen haben als jüngere Wissenschaftler am Anfang ihrer Karriere. Ein bedenklicher Zwang, immer Spitzenleistungen abzuliefern, ist unverkennbar, während das Wissenschaftssystem ja notwendigerweise auch sehr viel Vorläufiges, Zweitrangiges, Umstrittenes hervorbringt und hervorbringen muss. Wie das System einer gremien-geprägten Mittelverwaltung damit umgehen soll, ist unklar, aber zentral für ein Forschungssystem, das nicht ausschließlich auf Exzellenz zielen darf. Unverkennbar ist dies aber bei der DFG, der Max-Planck-Gesellschaft und bei anderen Wissenschaftsinstitutionen der Fall. Wo bleibt das akademische Fußvolk? Die korporative Identität der bewilligenden Fakultät und der ihr angehörenden Antragsteller erscheint ein gravierender Nachteil gegenüber dem Subskriptionssystem, bei dem die qualitative Selektion (durch breit gestreute externe Gutachter) und die quantitative Begrenzung (durch die Vorgaben des Verlags) aus gutem Grund von den Einreichern getrennt waren. In wirtschaftswissenschaftlicher Terminologie handelt es sich um ein Problem der „Corporate Governance“, die eine Funktionstrennung der Entscheidungsebenen und überprüfbare Klarheit der Einzelentscheidungen fordert. Selbst bei bestem Willen besteht die Gefahr hochkomplizierter, zeittressender und durch Einsprüche immer wieder in Frage gestellter Verwaltungsverfahren.

6 Fazit

Als Fazit lässt sich feststellen, dass den großen Vorteilen eines Publikationssystems Open Access/Goldener Weg für die Nutzer erhebliche Probleme gegenüberstehen: sowohl in der Frage, ob ausreichend große APC-Fonds von den Hochschulträgern bereitgestellt werden, als auch in der Frage des Steuerungs-

systems für den Zugang zu den dadurch gewährten Publikationsmöglichkeiten. Das erste Problem mag zurzeit lösbar erscheinen, da in dem Bestreben, Open Access/Goldener Weg zu fördern, reichlich Mittel als Köder für zögerliche Autoren bereitgestellt werden. Im zweiten Aspekt, der durch die Gremien bestimmten Zuweisungsmethode, liegt jedoch ein tiefes strukturelles Problem. Insofern ist es nicht schlecht, dass der Umstellungsprozess auf Open Access/Goldener Weg wesentlich mehr Zeit in Anspruch nehmen wird, als von seinen Befürwortern erhofft. Open Access ist in dieser Perspektive primär nicht ein Problem für die Verlage, sondern eines der wissenschaftlichen Community und ihrer Offenheit – und für die Autoren ein zentrales Anliegen im Sinne einer möglichst großen Unabhängigkeit von gremien-gesteuerten Finanzzuweisungen.

Literatur

Zitierte Literatur

- Berlin Declaration on Open Access to Knowledge in the Sciences and Humanities.* (2003). [Berliner Erklärung über den offenen Zugang zu wissenschaftlichem Wissen]. Abgerufen von https://openaccess.mpg.de/68053/Berliner_Erklaerung_dt_Version_07-2006.pdf
- Bethesda Statement on Open Access Publishing.* (2003). [Bethesda Stellungnahme zur offen zugänglichen Veröffentlichung (Open Access Publishing)]. Abgerufen von http://legacy.earlham.edu/~peters/fos/bethesda_ger.htm
- Björk, B.-C. & Salomon, D. (2012). Pricing principles used by scholarly open access publishers. *Learned Publishing*, 25(2), 132–137. doi:10.1087/20120207/epdf
- Budapest Open Access Initiative. (2002). Abgerufen von <http://www.budapestopenaccessinitiative.org/read>
- European Commission. (2013). *Horizon 2020: The EU Framework Programme for Research and Innovation*. Abgerufen von <https://ec.europa.eu/programmes/horizon2020/>
- Haucap, J., Loebert, I., Spindler, G. & Thorwarth, S. (2016). *Ökonomische Auswirkungen einer Bildungs- und Wissenschaftsschranke im Urheberrecht* (Ordnungspolitische Perspektiven, 86). Düsseldorf: Düsseldorf University Press. Abgerufen von http://www.dice.hhu.de/fileadmin/redaktion/Fakultaeten/Wirtschaftswissenschaftliche_Fakultaet/DICE/Ordnungspolitische_Perspektiven/86_OP_Haucap_Loebert_Spindler_Thorwarth.pdf
- Herb, U. (2016, 13. Oktober). Heatmap: Anteil der Open-Access-Journale pro Land [Blogbeitrag]. Scinoptica: Wissenschaftsberatung & Publikationsberatung. Abgerufen von <https://www.scinoptica.com/2016/10/heatmap>
- Linde, F. (2009). Ökonomische Besonderheiten von Informationsgütern. In F. Keuper & F. Neumann (Hrsg.), *Wissens- und Informationsmanagement: Strategien, Organisation und Prozesse* (S. 291–320). Wiesbaden: Gabler. Abgerufen von <http://www.iws.th-koeln.de/personen/linde/publikationen/Beitrag%20Linde%20WM%20D3.pdf>

- Schmitz, J. (2016a, 17. März). Was kosten Publikationsleistungen? Erhebliche Spannbreiten bei Publikationsgebühren von Open Access-Zeitschriften [ZB MED-Blog]. Abgerufen von <http://zbmedblog.de/?tag=Hybrid-zeitschriften>
- Schmitz, J. (2016b, 25. Mai). Directory of Open Access Journals entfernt 3 300 Zeitschriften [Blogeintrag]. Abgerufen von http://www.password-online.de/?wysija-page=1&controller=email&action=view&email_id=78&wysijap=subscriptions
- Simba Information. (2014). *Open Access journal publishing 2014–2017*. Abgerufen von <https://www.simbainformation.com/Open-Access-Journal-8346683/>
- Ware, M. & Mabe, M. (2015). *The STM Report: An overview of scientific and scholarly journal publishing* (4. Aufl.). The Hague, The Netherlands: International Association of Scientific, Technical and Medical Publishers. Abgerufen von http://www.stm-assoc.org/2015_02_20_STM_Report_2015.pdf

Weiterführende Literatur

- Lucius, W. (2017). Verlage im Zeitalter der Informationsgüter: Aktuelle Konzentrationsursachen im wissenschaftlichen Verlag. *ORDO: Jahrbuch für die Ordnung von Wirtschaft und Gesellschaft*, 67(1), 437–448. doi:10.1515/ordo-2016-0119
- Kellersohn, A. (2014). *Bundesweite Lizenzierung von Angeboten größerer Wissenschaftsverlage: Bericht aus der Projektgruppe* [Präsentationsfolien]. Abgerufen von https://www.projekt-deal.de/wp-content/uploads/2016/07/2014_Kellersohn_Bundesweite_Lizenzierung.pdf
- Shapiro, C. & Varian, H. R. (2003). The information economy. In J. R. M. Hand & B. Lev (Hrsg.), *Intangible assets: Values, measures, and risks* (S. 48–62). Oxford: Oxford Univ. Press.

Alle Internetquellen wurden zuletzt am 31. 01. 2017 aufgerufen.

Anhang

Bibliografie Konrad Umlauf

Monografien und Herausgeberwerke

Alle Internetquellen wurden zuletzt am 30.05.2017 aufgerufen.

- 2017 Umlauf, K., Werner, K. U. & Kaufmann, A. (Hrsg.). *Strategien für die Bibliothek als Ort: Festschrift für Petra Hauke zum 70. Geburtstag*. Berlin: De Gruyter Saur.
- 2016 Umlauf, K. (Hrsg.). *Grundwissen Medien, Information, Bibliothek*. Stuttgart: Hiersemann.
- 2015 Greifeneder, E., Hauke, P., Umlauf, K. & Petras, V. (Hrsg.). Festschrift for Michael Seadle on the occasion of his 65th birthday: Paperless science; Libraries and the changing information society. *Bibliothek: Forschung und Praxis*, 39(2), 127–211. doi:10.1515/bfp-2015-0029
- 2014 Plassmann, E., Rösch, H., Seefeldt, J. & Umlauf, K. *Libraries and the Information Society in Germany: An introduction*. Wiesbaden: Harrassowitz.
- Umlauf, K. *Medienkunde*. Unter Mitarb. von P. Delin & S. Hein (3., aktualisierte Aufl.; Bibliotheksarbeit, 8). Wiesbaden: Harrassowitz.
- 2013 Umlauf, K., Fühles-Ubach, S. & Seadle, M. (Hrsg.). *Handbuch Methoden der Bibliotheks- und Informationswissenschaft: Bibliotheks-, Benutzerforschung, Informationsanalyse*. Berlin: De Gruyter Saur.
- 2012 Schade, F. & Umlauf, K. (Hrsg.). *Handbuch Bestandsmanagement in Öffentlichen Bibliotheken*. Berlin: De Gruyter Saur.
- Umlauf, K. & Gradmann, S. (Hrsg.). *Handbuch Bibliothek*. Stuttgart: Metzler.
- 2011 Plassmann, E., Rösch, H., Seefeldt, J. & Umlauf, K. *Bibliotheken und Informationsgesellschaft in Deutschland: Eine Einführung* (2., gründlich überarb. und erw. Aufl.). Wiesbaden: Harrassowitz.
- 2009– Umlauf, K. & Gradmann, S. (Hrsg.). *Lexikon der Bibliotheks- und Informa-*
2014 *tionswissenschaft* (2 Bände). Stuttgart: Hiersemann.
- 2007 Pohl, S. & Umlauf, K. *Warenkunde Buch: Strukturen, Inhalte und Tendenzen des deutschsprachigen Buchmarkts der Gegenwart* (2., erneuerte Aufl.). Wiesbaden: Harrassowitz.
- 2006 Hauke, P. & Umlauf, K. (Hrsg.). *Vom Wandel der Wissensorganisation im Informationszeitalter: Festschrift für Walther Umstätter zum 65. Geburtstag*. Bad Honnef: Bock + Herchen. Abgerufen von <http://edoc.hu-berlin.de/docviews/abstract.php?id=27533>
- Plassmann, E., Rösch, H., Seefeldt, J. & Umlauf, K. *Bibliotheken und Informationsgesellschaft in Deutschland: Eine Einführung*. Wiesbaden: Harrassowitz.
- Umlauf, K. *Medienkunde*. Unter Mitarb. von S. Hein und D. Sarnowski (2., aktualisierte und neu gefasste Aufl.; Bibliotheksarbeit, 8). Wiesbaden: Harrassowitz.
- 2005 Umlauf, K. *Moderne Buchkunde: Bücher in Bibliotheken und im Buchhandel heute* (2., aktualisierte und neu gefasste Aufl.; Bibliotheksarbeit, 2). Wiesbaden: Harrassowitz.
- 2003 Pohl, S. & Umlauf, K. *Warenkunde Buch: Strukturen, Inhalte und Tendenzen des deutschsprachigen Buchmarkts der Gegenwart*. Wiesbaden: Harrassowitz.

- 2001 Umlauf, K. (Mitarb.) *Berufsbild 2000: Bibliotheken und Bibliothekare im Wandel* [Erarbeitet von der Arbeitsgruppe Gemeinsames Berufsbild der BDB unter Leitung von U. Krauß-Leichert] (2., unveränd. Nachdr. der dt. Fassung, erg. um die engl. Version). Berlin: Bundesvereinigung Dt. Bibliotheksverbände. Abgerufen von <http://www.bideutschland.de/download/file/berufsbild2000.pdf>
- 2000 Umlauf, K. *Medienkunde*. Unter Mitarb. von D. Sarnowski (Bibliotheksarbeit, 8). Wiesbaden: Harrassowitz.
- 1999 Gundel, R., Jahn, G., Mautrich, M., Pirsich, V. & Umlauf, K. *Arbeitsvorgänge in Öffentlichen Bibliotheken (AVÖB): Beschreibung und Bewertung nach dem Bundes-Angestelltentarifvertrag (BAT)* (DBI-Materialien, 190). Berlin: Deutsches Bibliotheksinstitut.
- Umlauf, K. (Hrsg.). *Bestandsaufbau auf neuen Wegen*. Bad Honnef: Bock + Herchen.
- Umlauf, K. (Hrsg.). *vba – die ersten fünfzig Jahre: Zukunft, Anfänge, Rückblicke, Allianzen, Strategien, Reflexionen*. Bad Honnef: Bock + Herchen.
- 1998 Umlauf, K. *Der Beitrag der Öffentlichen Bibliothek zur Stadtentwicklung* [Hrsg.: Plattform Öffentliche Bibliotheken in der Bundesvereinigung Deutscher Bibliotheksverbände]. Berlin: Deutsches Bibliotheksinstitut. Abgerufen von <http://www.bideutschland.de/download/file/BeitragOEBJuni-98.pdf>
- Umlauf, K. *Bibliotheken – Netzwerke für Bildung* [erstellt anlässlich des Welttages des Buches am 23. April 1998]. Berlin: Deutsches Bibliotheksinstitut.
- Umlauf, K. (Hrsg.). *Politik für Öffentliche Bibliotheken*. Bad Honnef: Bock + Herchen.
- Umlauf, K. (Mitarb.). *Berufsbild 2000: Bibliotheken und Bibliothekare im Wandel* [Erarbeitet von der Arbeitsgruppe Gemeinsames Berufsbild der BDB unter Leitung von U. Krauß-Leichert]. Berlin: Bundesvereinigung Dt. Bibliotheksverbände.
- Umlauf, K. (Mitarb.). *vba für Funktionäre: Handreichungen für erfolgreiche Vorstands- und Beiratsarbeit*. Reutlingen: Verein der Bibliothekare und Assistenten.
- 1997 Umlauf, K. *Bestandsaufbau an öffentlichen Bibliotheken*. Frankfurt a. M.: Klostermann.
- 1996 Umlauf, K. *Diplom-Bibliothekar/Diplom-Bibliothekarin an öffentlichen Bibliotheken* (Blätter zur Berufskunde, 2 -X B 31). Bielefeld: Bertelsmann.
- Umlauf, K. *Moderne Buchkunde* (Bibliotheksarbeit, 2). Wiesbaden: Harrassowitz.
- 1994 Umlauf, K. (Mitarb.). *Bibliotheken '93: Strukturen – Aufgaben – Positionen*. Göttingen: Bundesvereinigung Dt. Bibliotheksverbände. Abgerufen von http://www.bibliotheksportal.de/fileadmin/user_upload/content/bibliotheken/strategie/dateien/bibliotheken93.pdf
- 1993 Umlauf, K. *Gutachten im Auftrag des Ministeriums für Wissenschaft, Forschung und Kultur des Landes Brandenburg über die Aufbauorganisation der Stadt- und Landesbibliothek Potsdam*. Berlin: Institut für Bibliothekswissenschaft und Bibliotheksbildung.
- 1990 Umlauf, K. (Mitarb.). *Musterbenutzungsordnungen*. Berlin: Deutsches Bibliotheksinstitut.
- 1983 Umlauf, K. (Hrsg.). *Adressbuch für Berlin und seine Vororte 1919–1932* (vollständige Mikrofilm-Ausgabe). Berlin, München: K. G. Saur.
- 1982 Umlauf, K. *Exil, Terror, Illegalität: Die ästhetische Verarbeitung politischer Erfahrungen in ausgewählten deutschsprachigen Romanen aus dem Exil 1933–1945*

- (Europäische Hochschulschriften, R. 1, Bd. 478). Frankfurt a. M.: P. Lang. Zugl. Berlin, Freie Univ., Diss., 1981.
- 1981 Umlauf, K. & Anderhub, A. *Preußische Porträts, erlebt auf den Friedhöfen am Halleschen Tor* [Begleitbroschüre zur Ausstellung]. Berlin: Amerika-Gedenkbibliothek.

Aufsätze

- 2017 Kaufmann, A., Umlauf, K. & Werner, K. U. Zur Einleitung. In K. Umlauf, K. U. Werner & A. Kaufmann (Hrsg.), *Strategien für die Bibliothek als Ort: Festschrift für Petra Hauke zum 70. Geburtstag* (S. 1–8). Berlin: De Gruyter Saur.
- Umlauf, K. Eingruppierung. In K. Umlauf & C. Vonhof (Hrsg.), *Erfolgreiches Management von Bibliotheken und Informationseinrichtungen* (Loseblatt-Ausg., Abschnitt 6.6.0). Hamburg: Dashöfer.
- Umlauf, K. Hybrides Bestandsmanagement in Öffentlichen Bibliotheken. In B. Jacob, M. Kindling & U. Müller (Hrsg.), *Peter Schirmbacher sei Dank – E(hren)-Journal*. Berlin: Institut für Bibliotheks- und Informationswissenschaft. urn:nbn:de:kobv:11-100244037
- Umlauf, K. Öffentlichkeitsarbeit und Kulturmanagement. *Zeitschrift für Bibliotheks- und Bibliographie: ZfBB*, 64(1), 4–13.
- Umlauf, K. Praxis des digitalen Bestandsmanagements in Öffentlichen Bibliotheken. In K. Umlauf, K. U. Werner & A. Kaufmann (Hrsg.), *Strategien für die Bibliothek als Ort: Festschrift für Petra Hauke zum 70. Geburtstag* (S. 221–264). Berlin: De Gruyter Saur.
- 2016 Umlauf, K. Ausstellungen zwischen Kulturvermittlung und Öffentlichkeitsarbeit. In P. Hauke (Hrsg.), *Praxishandbuch Ausstellungen in Bibliotheken* (S. 410–428). Berlin: De Gruyter Saur.
- Umlauf, K. Innovationsmanagement. In K. Umlauf & C. Vonhof (Hrsg.), *Erfolgreiches Management von Bibliotheken und Informationseinrichtungen* (Loseblatt-Ausg., Abschnitt 3.5.9.4.). Hamburg: Dashöfer.
- Umlauf, K. Die Lektoratskooperation aus betriebswissenschaftlicher Perspektive. In H. Meinhardt (Hrsg.), *40 Jahre Lektoratskooperation* (S. 284–297). Reutlingen: ekz-Bibliotheksservice.
- Umlauf, K. Standortwahl. In P. Hauke & K. U. Werner (Hrsg.), *Praxishandbuch Bibliotheksbau* (S. 42–57). Berlin: De Gruyter Saur.
- Umlauf, K. & Schade, F. Publikumsforschung in Öffentlichen Bibliotheken im Kontext gesellschaftlicher Entwicklungen: Zielsetzung, Bestandsaufnahme und Ausblick. In P. Glogner-Pilz & P. S. Föhl (Hrsg.), *Handbuch Kulturpublikum: Forschungsfragen und -befunde* (S. 391–420). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- 2015 Umlauf, K. Bibliotheken als Organisationen zur Bereitstellung von Lektüre. In U. Rautenberg & U. Schneider (Hrsg.), *Lesen* (S. 599–622). Berlin: De Gruyter.
- Umlauf, K. Kinderbücher, kulturelle Alltagspraxis, Medienverbund: Konsequenzen für Kinder- und Jugendbuchsammlungen. In C. Pohlmann (Hrsg.), *Kinder- und Jugendliteratur: Sammeln und Erwerben* (S. 12–27). Berlin: BibSpider.

- Umlauf, K. Trends bei Bibliotheksfilialen. In E. Greifeneder, P. Hauke, K. Umlauf & V. Petras (Hrsg.), Festschrift for Michael Seadle on the occasion of his 65th birthday: Paperless science; Libraries and the changing information society (*Bibliothek: Forschung und Praxis*, 39(2), S. 163–174). München: De Gruyter. doi:10.1515/bfp-2015-0020
- Umlauf, K. Unser Kerngeschäft bleibt das Informationsmanagement: Interview mit Roland Koch. *BIT online*, 18(6), 522–525. Abgerufen von <http://www.b-i-t-online.de/heft/2015-06-interview.pdf>
- 2014 Reschke, C., Umlauf, K. & Schlebbe, K. Seminararbeit liefert Konzept für Gefangenbibliothek: Umsetzung in der Justizvollzugsanstalt Heidering; Gelungene Zusammenarbeit zwischen Hochschule und Praxis. *BuB – Forum Bibliothek und Information*, 66(5), 376–379. Abgerufen von <http://b-u-b.de/archiv/>
- Umlauf, K. Bibliotheksfilialen: Chancen und Herausforderungen. *ekz-report*, (2), 4.
- Umlauf, K. Der Wert der MedienNutzerTypologie für Öffentliche Bibliotheken und die Herausforderungen des demografischen Wandels. In P. Hauke (Hrsg.), *Challenge accepted: Bibliotheken stellen sich der Herausforderung des Demografischen Wandels* (S. 129–150). Bad Honnef: Bock + Herchen. Preprint abgerufen von https://www.ibi.hu-berlin.de/de/studium/studprojekte/buchidee/bi13/bi13_preprint.pdf
- 2013 Fühles-Ubach, S. & Umlauf, K. Quantitative Methoden. In K. Umlauf, S. Fühles-Ubach & M. Seadle (Hrsg.), *Handbuch Methoden der Bibliotheks- und Informationswissenschaft* (S. 80–95). Berlin: De Gruyter Saur.
- Umlauf, K. Archive und Bibliotheken. In T. Anz (Hrsg.), *Handbuch Literaturwissenschaft* (Sonderausg., Bd. 3, S. 209–217). Stuttgart: Metzler.
- Umlauf, K. Die Bibliothekskonferenz des Landes Sachsen-Anhalt. In Landesverband Sachsen-Anhalt, *Erfolgreich für die Bibliotheken: 20 Jahre Landesverband Sachsen-Anhalt im DBV* (S. 81–86). Genthin: Landesverband Sachsen-Anhalt.
- Umlauf, K. Entgeltordnung für die Eingruppierung im Bereich des TVÖD-Bund. In H.-C. Hobohm & K. Umlauf (Hrsg.), *Erfolgreiches Management von Bibliotheken und Informationseinrichtungen* (Loseblatt.-Ausg., Abschnitt 2.1.1). Hamburg: Dashöfer.
- Umlauf, K. Lehrstuhl Öffentliche Bibliotheken. *Information – Wissenschaft & Praxis*, 64(2/3), 82–85. doi:10.1515/iwp-2013-0012
- Umlauf, K. Literaturbericht: Wie geht man vor, um einen guten Literaturbericht zu schreiben? In K. Umlauf, S. Fühles-Ubach & M. Seadle (Hrsg.), *Handbuch Methoden der Bibliotheks- und Informationswissenschaft* (S. 25–40). Berlin: De Gruyter Saur.
- Umlauf, K. Methoden der Marktforschung und Bedarfsanalyse. In K. Umlauf, S. Fühles-Ubach & M. Seadle (Hrsg.), *Handbuch Methoden der Bibliotheks- und Informationswissenschaft* (S. 284–314). Berlin: De Gruyter Saur.
- Umlauf, K. Neuere Lehr- und Fachbücher und Fachlexika der Buchwissenschaft: Bestandsaufnahme und Desiderate. In U. Rautenberg (Hrsg.), *Buchwissenschaft in Deutschland* (2. Aufl., S. 603–710). Berlin: De Gruyter Saur.
- Umlauf, K. Strategisches Management. In H.-C. Hobohm & K. Umlauf (Hrsg.), *Erfolgreiches Management von Bibliotheken und Informationseinrichtungen* (Loseblatt.-Ausg., Abschnitt 3.3). Hamburg: Dashöfer.
- Umlauf, K. Die Studiengänge am Institut für Bibliotheks- und Informationswissenschaft. *Information – Wissenschaft & Praxis*, 64(2/3), 75–81. doi:10.1515/iwp-2013-0013

- Umlauf, K. Von der aparten Beschaffungsreise bis zu Patron Driven Akquisition: Theorie und Praxis des Bestandsaufbaus heute; Rahmenbedingungen, Handlungsfelder, Instrumente, Standards. *BuB – Forum Bibliothek und Information*, 65(10), 670–675. Abgerufen von <http://b-u-b.de/archiv/>
- Umlauf, K. Ziele des Prozessmanagements und Analyse der Prozesse. In H.-C. Hobohm & K. Umlauf (Hrsg.), *Erfolgreiches Management von Bibliotheken und Informationseinrichtungen* (Loseblatt-Ausg., Abschnitt 8.4.3). Hamburg: Dashöfer.
- Umlauf, K., Fühles-Ubach, S. & Seadle, M. Einleitung. In K. Umlauf, S. Fühles-Ubach & M. Seadle (Hrsg.), *Handbuch Methoden der Bibliotheks- und Informationswissenschaft* (S. 21–24). Berlin: De Gruyter Saur.
- 2012 Umlauf, K. Bestandskonzepte. In F. Schade & K. Umlauf (Hrsg.), *Handbuch Bestandsmanagement in Öffentlichen Bibliotheken* (S. 245–266). Berlin: De Gruyter Saur.
- Umlauf, K. Bibliothek und Gesellschaft. In K. Umlauf & S. Gradmann (Hrsg.), *Handbuch Bibliothek* (S. 11–25). Stuttgart: Metzler.
- Umlauf, K. Bibliotheken, das Grundrecht der Meinungsfreiheit und die informationelle Grundversorgung. *Bibliothek: Forschung und Praxis*, 35(1), 86–92. doi:10.1515/bfp-2012-0010
- Umlauf, K. Einleitung. In K. Umlauf & S. Gradmann (Hrsg.), *Handbuch Bibliothek* (S. 1–2). Stuttgart: Metzler.
- Umlauf, K. Etatbedarf. In F. Schade & K. Umlauf (Hrsg.), *Handbuch Bestandsmanagement in Öffentlichen Bibliotheken* (S. 287–304). Berlin: De Gruyter Saur.
- Umlauf, K. Etatverteilung. In F. Schade & K. Umlauf (Hrsg.), *Handbuch Bestandsmanagement in Öffentlichen Bibliotheken* (S. 302–322). Berlin: De Gruyter Saur.
- Umlauf, K. Lektoratsarbeit in Öffentlichen Bibliotheken: Praxis und Perspektiven. In U. Hohoff & D. Lülfi (Hrsg.), *Bibliotheken für die Zukunft – Zukunft für die Bibliotheken: 100. Dt. Bibliothekartag in Berlin 2011* (S. 139–147). Hildesheim: Olms.
- Umlauf, K. Lernorte der Zukunft? Vernetzung von Erwachsenenbildung und öffentlicher Bibliothek [Vortrag gehalten auf dem Symposium „Lernorte der Zukunft“ am 18./19. November 2004 in Linz, veranstaltet von Volkshochschule und Stadtbibliothek Linz]. *Spurensuche*, 20/21(1/4), 249–265. Vortragsskript abgerufen von http://www.linz.at/images/Umlauf_Lernorte_der_Zukunft.pdf
- Umlauf, K. Medien in Bibliotheken. In K. Umlauf & S. Gradmann (Hrsg.), *Handbuch Bibliothek* (S. 110–121). Stuttgart: Metzler.
- Umlauf, K. Öffentliche Bibliotheken. In K. Umlauf & S. Gradmann (Hrsg.), *Handbuch Bibliothek* (S. 381–386). Stuttgart: Metzler.
- Umlauf, K. Personalbedarf, Eingruppierung und Organisation der Lektoratsarbeit. In F. Schade & K. Umlauf (Hrsg.), *Handbuch Bestandsmanagement in Öffentlichen Bibliotheken* (S. 267–286). Berlin: De Gruyter Saur.
- Umlauf, K. Programmarbeit. In K. Umlauf & S. Gradmann (Hrsg.), *Handbuch Bibliothek* (S. 205–209). Stuttgart: Metzler.
- Umlauf, K. Standortmarketing. In U. Georgy & F. Schade (Hrsg.), *Praxishandbuch Bibliotheks- und Informationsmarketing* (S. 67–101). Berlin: De Gruyter Saur.
- Umlauf, K. Theorie der Bibliothek. In K. Umlauf & S. Gradmann (Hrsg.), *Handbuch Bibliothek* (S. 25–32). Stuttgart: Metzler.

- Umlauf, K. & Schade, F. Bestandsmanagement im Rahmen von Marketing-Management Öffentlicher Bibliotheken. In F. Schade & K. Umlauf (Hrsg.), *Handbuch Bestandsmanagement in Öffentlichen Bibliotheken* (S. 117–204). Berlin: De Gruyter Saur.
- Umlauf, K. & Schade, F. Einleitung. In F. Schade & K. Umlauf (Hrsg.), *Handbuch Bestandsmanagement in Öffentlichen Bibliotheken* (S. 1–6). Berlin: De Gruyter Saur.
- 2011 Umlauf, K. Die duale Struktur der Informationsmärkte anerkennen: Bibliotheksgesetze und ihre Auswirkung auf die informationelle Grundversorgung. *BuB – Forum Bibliothek und Information*, 63(9), 640–644. Abgerufen von <http://b-u-b.de/archiv/>
- 2010 Umlauf, K. Hoher Umsatz trotz geringer Werbung: Bücher zum Hören; Die Praxis großer und kleiner Bibliotheken. *BuB – Forum Bibliothek und Information*, 62(1), 70–75. Abgerufen von <http://b-u-b.de/archiv/>
- Umlauf, K. Hörbücher in öffentlichen Bibliotheken. In S. Rühr (Hrsg.), *Verliert das Hörbuch seinen Körper?* (Alles Buch, 39; S. 40–71). Erlangen: Univ. Erlangen-Nürnberg. Abgerufen von http://www.buchwiss.uni-erlangen.de/AllesBuch/39_Hoerbuchtagung.pdf
- Umlauf, K. Neuere Lehr- und Fachbücher und Fachlexika der Buchwissenschaft: Bestandsaufnahme und Desiderate. In U. Rautenberg (Hrsg.), *Buchwissenschaft in Deutschland* (S. 655–766). Berlin: De Gruyter. doi:10.1515/9783110211924.603
- 2009 Umlauf, K. Standortfaktor Bibliotheken. In *Leben – Lernen – Kultur: Die Bibliothek als zentrale Einrichtung der Kommune; Tagungsband; 56. Jahrestagung der Fachkonferenz der Bibliotheksfachstellen in Deutschland in Karlsruhe; 60 Jahre Fachstelle für das öffentliche Bibliothekswesen im Regierungsbezirk Karlsruhe*. Vorträge vom 15. und 16. September 2008 (S. 28–36). Karlsruhe: Fachstelle für das öffentliche Bibliothekswesen. Abgerufen von http://www.fachstellen.de/media/PDF_Dateien/Jahrestagung/fk-08-umlau-standortfaktor.pdf
- Umlauf, K. Zentrale Anlaufstelle der Bürger- und Informationsgesellschaft: Die Öffentliche Bibliothek als Informationsvermittlerin. *BuB – Forum Bibliothek und Information*, 61(6), 441–446. Abgerufen von <http://b-u-b.de/archiv/>
- 2008 Umlauf, K. Bibliotheksplan 1969 und Bibliotheksplan 1973. In P. Vodosek & A. Werner (Hrsg.), *Auf dem Wege in die Informationsgesellschaft: Bibliotheken in den 70er und 80er Jahren des 20. Jahrhunderts* (Wolfenbütteler Schriften zur Geschichte des Buchwesens, Bd. 43, S. 27–80). Wiesbaden: Harrassowitz.
- Umlauf, K. Freiwillige als Chance für Bibliotheken: Offizieller DBV-Standpunkt ist offenbar noch nicht überall bekannt. *BuB – Forum Bibliothek und Information*, 60(4), 275. Abgerufen von <http://b-u-b.de/archiv/>
- Umlauf, K. Struktureller Neuanfang empfohlen: Bibliothekskonferenz Sachsen-Anhalt legt Konzept vor. *BuB – Forum Bibliothek und Information*, 60(2), 100–101. Abgerufen von <http://b-u-b.de/archiv/>
- Umlauf, K. Eine unerschöpfliche Quelle neuen Wohlstands und geistiger Freiheit: 15 Mal Zukunft der Bibliothek; Experten blicken nach vorn: Prognosen, Ideen, Visionen. *BuB – Forum Bibliothek und Information*, 60(1), 42–43. Abgerufen von <http://b-u-b.de/archiv/>
- 2007 Umlauf, K. An der Wiedervereinigung des Fachgebiets mitgebaut: Privatdozent Wolfgang Jänsch im Ruhestand. *BuB – Forum Bibliothek und Information*, 59(9), 592. Abgerufen von <http://b-u-b.de/archiv/>

- Umlauf, K. Archive und Bibliotheken. In T. Anz (Hrsg.), *Handbuch Literaturwissenschaft* (Bd. 3, S. 209–217). Stuttgart: Metzler.
- Umlauf, K. Biblioteku Veiklos Planavimas Vokietijoje po 1960 Metu (Planing of Library Activity in Germany after 1960). *Knygotyra*, 47, 75–104.
- Umlauf, K. Impulse, Wege und Möglichkeiten: Notwendige Profilierungen auf dem Weg zu einem stabilen und wirtschaftlich organisierten Bibliotheksnetz in Sachsen-Anhalt. *Mitteilungsblatt (mb) der Bibliotheken in Niedersachsen und Sachsen-Anhalt*, 136, 29–32.
- Umlauf, K. Management der Teaching Library. In H.-C. Hobohm & K. Umlauf (Hrsg.), *Erfolgreiches Management von Bibliotheken und Informationseinrichtungen* (Loseblatt-Ausg., Abschnitt 8.3.5). Hamburg: Dashöfer.
- Umlauf, K. Wolfgang Jänsch geht in den Ruhestand. *Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie: ZfBB*, 54(4/5), 295–296. Abgerufen von http://zs.thulb.uni-jena.de/receive/jportal_jpjournal_00000014
- 2006 Capellaro, C. & Umlauf, K. Per Mausclick durch die Bibliothekswissenschaft: Datenbank DABI soll Informationslücke schließen. *BuB – Forum Bibliothek und Information*, 58(11), 783–787. Abgerufen von <http://b-u-b.de/archiv/>
- Umlauf, K. Bibliothekskonferenz Sachsen-Anhalt: Ziele und Arbeitsstand. *Mitteilungsblatt (mb) der Bibliotheken in Niedersachsen und Sachsen-Anhalt*, 132, 6–9.
- Umlauf, K. Eingruppierung. In H.-C. Hobohm & K. Umlauf (Hrsg.), *Erfolgreiches Management von Bibliotheken und Informationseinrichtungen* (Loseblatt-Ausg., Abschnitt 6.6). Hamburg: Dashöfer.
- Umlauf, K. Humboldt-Universität Berlin: „Institut für Bibliotheks- und Informationswissenschaft“. *BuB – Forum Bibliothek und Information*, 58(1), 22. Abgerufen von <http://b-u-b.de/archiv/>
- Umlauf, K. Klaus-Peter Mieth in den Ruhestand. *Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie: ZfBB*, 53(3/4), 205. Abgerufen von http://zs.thulb.uni-jena.de/receive/jportal_jpjournal_00000014
- Umlauf, K. Medien: Typologie, Marketing, Trends, Mediensammlungen. In P. Hauke & K. Umlauf (Hrsg.), *Vom Wandel der Wissensorganisation im Informationszeitalter: Festschrift für Walther Umstätter zum 65. Geburtstag* (Beiträge zur Bibliotheks- und Informationswissenschaft, 1, S. 119–223). Bad Honnef: Bock + Herchen.
- Umlauf, K. Michael Seadle kommt nach Berlin. *Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie: ZfBB*, 53(5), 306. Abgerufen von http://zs.thulb.uni-jena.de/receive/jportal_jpjournal_00000014
- Umlauf, K. Prozessmanagement im Bestandsaufbau. In H.-C. Hobohm & K. Umlauf (Hrsg.), *Erfolgreiches Management von Bibliotheken und Informationseinrichtungen* (Loseblatt-Ausg., Abschnitt 5.2). Hamburg: Dashöfer.
- Umlauf, K. Walther Umstätter geht in den Ruhestand. *Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie: ZfBB*, 53(5), 269–270. Abgerufen von http://zs.thulb.uni-jena.de/receive/jportal_jpjournal_00000014
- Umlauf, K. Ein Wegbereiter der Digitalen Bibliothek: Professor Walther Umstätter geht in den Ruhestand. *BuB – Forum Bibliothek und Information*, 58(7), 678–679. Abgerufen von <http://b-u-b.de/archiv/>
- 2005 Umlauf, K. Bibliotheksentwicklungsplanung 1966 bis 1973 und Bibliothek 2007. In G. Hacker & T. Seela (Hrsg.), *Bibliothek Leben: Das deutsche Bibliothekswesen*

- in Wissenschaft und Politik; Festschrift für Engelbert Plassmann zum 70. Geburtstag* (S. 91–113). Wiesbaden: Harrassowitz.
- Umlauf, K. Bibliothekswissenschaft in Berlin aufgewertet: Vorläufiges Ende einer Zitterpartie. *BuB – Forum Bibliothek und Information*, 57(4), 259–260. Abgerufen von <http://b-u-b.de/archiv/>
- Umlauf, K. Eingruppierung. In H.-C. Hobohm & K. Umlauf (Hrsg.), *Erfolgreiches Management von Bibliotheken und Informationseinrichtungen* (Loseblatt-Ausg., Abschnitt 6.6). Hamburg: Dashöfer.
- 2004 Umlauf, K. Bibliotheken, Informationskompetenz, Lernförderung und Lernarrangements. *Lifelong Education and Libraries*, 4, 1–48. Abgerufen von <http://repository.kulib.kyoto-u.ac.jp/dspace/bitstream/2433/43676/3/KJ00004256738.pdf>
- Umlauf, K. Bibliotheksplanung zwischen Wunsch und Wirklichkeit. In R. Busch (Hrsg.), *Wie viele Bibliotheken brauchen wir?* (S. 41–68). Bad Honnef: Bock + Herchen.
- Umlauf, K. German Academic Libraries. In M. Drake (Hrsg.), *Encyclopedia of Library and Information Science* (Bd. 2, Des – Lib, 2. Aufl., S. 177–200). New York: Dekker.
- Umlauf, K. Lernen in und mit Bibliotheken. Vortrag gehalten auf dem Schleswig-Holsteinischen Bibliothekstag 2003 in Rendsburg am 10. September 2003. *Auskunft*, 24, S. 25–58. Desgl. in R. Schütt (Hrsg.), *Schleswig-Holsteinischer Bibliothekartag 2003* (S. 25–58). Nordhausen: Bautz. Abgerufen von <https://hdms.bsz-bw.de/files/293/HAN117.pdf>
- Umlauf, K. Management zivilgesellschaftlichen Engagements. In H.-C. Hobohm & K. Umlauf (Hrsg.), *Erfolgreiches Management von Bibliotheken und Informationseinrichtungen* (Loseblatt-Ausg., Abschnitt 4.7). Hamburg: Dashöfer.
- Umlauf, K. Prekiu grupiu sistematika vokietijos knygu prekyboje (The system of product items in German book trade). *Knygotyra*, 43, 25–49.
- Umlauf, K. & Naumann, U. Methoden der Personalbedarfs-Ermittlung. In H.-C. Hobohm & K. Umlauf (Hrsg.), *Erfolgreiches Management von Bibliotheken und Informationseinrichtungen* (Loseblatt-Ausg., Abschnitt 4.3.1–4.3.2). Hamburg: Dashöfer.
- Umlauf, K. & Pausch, S. Bibliotheksportrait: Die Regionalbibliothek Weiden. In H.-C. Hobohm & K. Umlauf (Hrsg.), *Erfolgreiches Management von Bibliotheken und Informationseinrichtungen* (Loseblatt-Ausg., Abschnitt 2.3.4). Hamburg: Dashöfer.
- Umlauf, K. & Schiffer, H. Haushaltsrecht, Haushaltspläne, Budgetierung, Globalhaushalte. In H.-C. Hobohm & K. Umlauf (Hrsg.), *Erfolgreiches Management von Bibliotheken und Informationseinrichtungen* (Loseblatt-Ausg., Abschnitt 5.2). Hamburg: Dashöfer.
- 2003 Schwemer-Marienßen, H. & Umlauf, K. Möglichkeiten und Grenzen am Beispiel der Hamburger Öffentlichen Bücherhallen. In D. Heinze & D. Schütz (Hrsg.), *Erfolgreich Kultur finanzieren: Lösungsstrategien in der Praxis* (1. Aufl., E 1.2–1). Stuttgart: Raabe.
- Umlauf, K. Aktuelle Tendenzen in der Bibliothekspolitik: Das Netz wird immer löchriger; Bürgerbeteiligung gewinnt an Bedeutung. *BuB – Forum Bibliothek und Information*, 55(12), 718–720.

- Umlauf, K. Am eigenen Schopf aus dem Sumpf? Die Öffentlichen Bibliotheken in der Haushaltskrise. *Öffentliche Bibliotheken in Bayern*, 2(5), 7–15.
- Umlauf, K. Die Bibliothek – ein Ort zum Lernen. *BüchereiPerspektiven*, 1, 10–15.
- Umlauf, K. Bibliotheken, Freiwillige und die Erneuerung der Zivilgesellschaft. In P. Hauke & R. Busch (Hrsg.), *Ehrensache?!: Zivilgesellschaftliches Engagement in öffentlichen Bibliotheken; Positionen – Modelle – Grundlagen* (S. 37–48). Bad Honnef: Bock + Herchen.
- Umlauf, K. Die Gestaltung von Werbe- und Informationsmaterial. In H.-C. Hobohm & K. Umlauf (Hrsg.), *Erfolgreiches Management von Bibliotheken und Informationseinrichtungen* (Loseblatt-Ausg., Abschnitt 7.4). Hamburg: Dashöfer.
- Umlauf, K. Kritische Analyse der Leistungsmessung in Bibliotheken und Informationseinrichtungen. In M. Brauer (Hrsg.), *Bibliotheken und Informationseinrichtungen: Aufgaben, Strukturen, Ziele; 29. Arbeits- und Fortbildungstagung der ASpB, Sektion 5 im DBV in Zusammenarbeit mit der BDB, BIB, DBV, DGI und VDB; zugleich DBV-Jahrestagung; 8.–11. April 2003 in Stuttgart* (S. 271–300). Jülich: ASpB. urn:nbn:de:kobv:83-goobi-234307
- Umlauf, K. Leistung lohnt sich nicht: Bibliothekswissenschaft in Berlin erneut von Abwicklung bedroht. *BuB – Forum Bibliothek und Information*, 55(12), 682–683.
- Umlauf, K. Werbemittel, Werbeträger. In H.-C. Hobohm & K. Umlauf (Hrsg.), *Erfolgreiches Management von Bibliotheken und Informationseinrichtungen* (Loseblatt-Ausg., Abschnitt 7.5). Hamburg: Dashöfer.
- Umlauf, K. & Jedwabski, B. Eingruppierung. In H.-C. Hobohm & K. Umlauf (Hrsg.), *Erfolgreiches Management von Bibliotheken und Informationseinrichtungen* (Loseblatt-Ausg., Abschnitt 6.6). Hamburg: Dashöfer.
- 2002 Naumann, U. & Umlauf, K. Personalbedarf. In H.-C. Hobohm & K. Umlauf (Hrsg.), *Erfolgreiches Management von Bibliotheken und Informationseinrichtungen* (Loseblatt-Ausg., Abschnitt 4.3). Hamburg: Dashöfer.
- Umlauf, K. & Umstätter, W. (2002, 8. Mai). Funktionsbündel Bibliothek. *Frankfurter Allgemeine Zeitung*.
- Umlauf, K. Bestandspolitik. In H.-C. Hobohm & K. Umlauf (Hrsg.), *Erfolgreiches Management von Bibliotheken und Informationseinrichtungen* (Loseblatt-Ausg., Abschnitt 8.1). Hamburg: Dashöfer.
- Umlauf, K. Darbo vietos tinklo aplinkoje itaka profesiniam pokyciams (The influence of a networked environment on the professional changes). *Knygotyra*, 39, 98–109.
- Umlauf, K. Leitbild und Organisationsidentität. In H.-C. Hobohm & K. Umlauf (Hrsg.), *Erfolgreiches Management von Bibliotheken und Informationseinrichtungen* (Loseblatt-Ausg., Abschnitt 3.2). Hamburg: Dashöfer.
- Umlauf, K. Das neue Preisbindungsgesetz. *BuB – Forum Bibliothek und Information*, 54(12), 675–678.
- Umlauf, K. Die Organisation und Durchführung von Veranstaltungen. In H.-C. Hobohm & K. Umlauf (Hrsg.), *Erfolgreiches Management von Bibliotheken und Informationseinrichtungen* (Loseblatt-Ausg., Abschnitt 7.3). Hamburg: Dashöfer.
- Umlauf, K. Personalentwicklung. In H.-C. Hobohm & K. Umlauf (Hrsg.), *Erfolgreiches Management von Bibliotheken und Informationseinrichtungen* (Loseblatt-Ausg., Abschnitt 4.1). Hamburg: Dashöfer.

- Umlauf, K. Personalentwicklung in Bibliotheken. *medizin bibliothek information*, 2, 22–26.
- Umlauf, K. Pressearbeit. In H.-C. Hobohm & K. Umlauf (Hrsg.), *Erfolgreiches Management von Bibliotheken und Informationseinrichtungen* (Loseblatt-Ausg., Abschnitt 7.2). Hamburg: Dashöfer.
- Umlauf, K. Professionsveränderung in netzwerkbezogenen Arbeitsumgebungen. In A. Puhl & R. Stang (Hrsg.), *Bibliotheken und die Vernetzung des Wissens* (S. 58–69). Bielefeld: W. Bertelsmann Verlag.
- Umlauf, K. Stuttgart: „Wissensnetze der Zukunft“. *BuB – Forum Bibliothek und Information*, 54(4), 205.
- Umlauf, K. Was leistet der BIX und was leistet er nicht? Oder: Was einem Bürgermeister zu raten wäre, der beim BIX aufs Treppchen will. *BuB – Forum Bibliothek und Information*, 54(4), 254–256.
- Umlauf, K. Werbung, Öffentlichkeitsarbeit, Kulturmanagement. In H.-C. Hobohm & K. Umlauf (Hrsg.), *Erfolgreiches Management von Bibliotheken und Informationseinrichtungen* (Loseblatt-Ausg., Abschnitt 7.1). Hamburg: Dashöfer.
- 2001 Umlauf, K. Die Öffentliche Bibliothek als Lernort. In R. Stang & A. Puhl (Hrsg.), *Bibliotheken und lebenslanges Lernen* (S. 35–55). Bielefeld: Bertelsmann. Preprint abgerufen von http://www.die-frankfurt.de/efil/expertisen/umlauf00_00.htm
- Umlauf, K. Die Warengruppen-Systematik des Buchhandels. In A. Blum (Hrsg.), *Bibliothek in der Wissensgesellschaft: Festschrift für Peter Vodosek* (S. 207–220). München: Saur.
- Umlauf, K. Wien: Zukunftskonferenz „Neue Lernorte“. *BuB – Forum Bibliothek und Information*, 53(12), 689–690.
- 2000 Umlauf, K. Geleitwort. In E. Plassmann, *Hundert Jahre Preußische Instruktionen* (Berliner Arbeiten zur Bibliothekswissenschaft, 1, S. V–XV). Berlin: Logos.
- Umlauf, K. Leitbild und Bestandskalkulation: Von der strikt benutzerorientierten Bestandskalkulation zum profilierten Bestandsaufbau. *Buch und Bibliothek – BuB*, 52(10/11), 646–649.
- Umlauf, K. Lernstoff aus dem Internet in öffentlichen Bibliotheken. In H. Grube & A. Holderried (Red.), *Zukunft der Bibliothek, Nutzung digitaler Ressourcen, Schule und Bibliothek* (ekz-konzepte, Bd. 8; S. 136–154). Reutlingen: ekz.bibliotheksservice GmbH.
- Umlauf, K. Mitarbeit freiwilliger Kräfte im Kulturbereich: Kundenorientierung geht vor ... *Buch und Bibliothek – BuB*, 52(8), 540–543.
- Umlauf, K. Die neue ASB. *Buch und Bibliothek – BuB*, 52(3), 234–239.
- Umlauf, K. Struktur und Perspektiven der BDB: Wächst hier zusammen, was zusammengehört? In G. Ruppelt (Hrsg.), *Politik für Bibliotheken: Die Bundesvereinigung Deutscher Bibliotheksverbände (BDB) im Gespräch; Birgit Dankert zum Ende ihrer Amtszeit als Sprecherin der BDB* (S. 23–37). München: Saur.
- Umlauf, K. Thesen zur Fachstellenarbeit von morgen. Vortrag gehalten auf der Fachkonferenz 1999 der Staatlichen Büchereistellen in Deutschland am 20. 9. 1999 in Wittenberg. In *Schlanker Staat – moderne Fachstellen: Dokumentation und Referate der 47. Fachkonferenz der Staatlichen Büchereistellen in der Bundesrepublik Deutschland vom 20. bis 22. September in Wittenberg*. Dessau: Fachstelle für öffentliche Bibliotheken.
- Umlauf, K. Von der Bestandskalkulation zum profilierten Bestandsaufbau. In G. Ruppelt & H. Neißer (Hrsg.), *Information und Öffentlichkeit: 1. Gemeinsamer*

- Kongress der Bundesvereinigung Deutscher Bibliotheksverbände e. V. (BDB) und der Deutschen Gesellschaft für Informationswissenschaft und Informationspraxis e. V. (DGI) (S. 175–204). Wiesbaden: Dinges & Frick.*
- 1999 Umlauf, K. Bibliothekare und ihre Berufsverbände an der Schwelle zum 21. Jahrhundert. In K. Umlauf (Hrsg.), *vba – die ersten fünfzig Jahre: Zukunft, Anfänge, Rückblicke, Allianzen, Strategien, Reflexionen* (S. 23–38). Bad Honnef: Bock + Herchen.
- Umlauf, K. Les bibliothèques au XXI^e siècle. *Bulletin d'informations de l'ABF*, 183, 140–145.
- Umlauf, K. Geleitwort. In Institut für Bibliothekswissenschaft, *Bibliothekswissenschaft in Berlin*. Mit Beitr. von H. Kunze ... (S. 7–10). Wiesbaden: Harrassowitz.
- Umlauf, K. Innovation aus der Krise. In K. Umlauf (Hrsg.), *Bestandsaufbau auf neuen Wegen* (S. 7–18). Bad Honnef: Bock + Herchen.
- Umlauf, K. Leiten + Bilden = Leitbild: Das Bibliotheksleitbild: Inhalt – Funktion – Anforderungen – Erstellung – Umsetzung. *Buch und Bibliothek – BuB*, 51(2), 98–105.
- Umlauf, K. & Henning, W. Ljubljana – Öffentliche Bibliotheken in einem neuen Europa. *Buch und Bibliothek – BuB*, 51(9), 526.
- 1998 Jänsch, W., Plassmann, E., Umlauf, K. & Umstätter, W. Universitäre Ausbildung gesichert: Studium am Institut für Bibliothekswissenschaft. *Buch und Bibliothek – BuB*, 50(8), 512–515.
- Rust, S. & Umlauf, K. 50 Jahre VdDB. In R. Dopheide (Bearb.), *Innenansichten – Außenansichten: 50 Jahre Verein der Diplom-Bibliothekare an Wissenschaftlichen Bibliotheken* (Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie: ZfBB, Sonderheft 71, S. 9–10). Frankfurt am Main: Klostermann.
- Stummeyer, S. & Umlauf, K. Grußwort der Vorsitzenden des Vereins der Bibliothekare und Assistenten e. V. (vba). *Auskunft: Mitteilungsblatt Hamburger Bibliotheken*, 18, 224–225.
- Umlauf, K. Anspruch und Wirklichkeit Öffentlicher Bibliotheken: Zur Verbreitung von medialen Angeboten für Alltagsmanagement und bürgerschaftliches Engagement. *Bibliothek: Forschung und Praxis*, 22(3), 293–303. Abgerufen von <https://www.degruyter.com/view/j/bfup.1998.22.issue-1/issue-files/bfup.1998.22.issue-3.xml>
- Umlauf, K. Den eigenen Anspruch eingelöst?: Informationsangebote Öffentlicher Bibliotheken für bürgerschaftliches Engagement und Alltagsmanagement. *Buch und Bibliothek – BuB*, 50(5), 364–368.
- Umlauf, K. Das Land, die Stadt und die Bibliothek. In *Tradition und Innovation: 75 Jahre Landesbibliothek; 5 Jahre Stadt- und Landesbibliothek Potsdam* (S. 2–11). Potsdam: Stadt- und Landesbibliothek.
- Umlauf, K. Podiumsdiskussion: Traditionelle und neue Medien als Aufgabe der Bibliotheken; Beiträge zur Podiumsdiskussion. In K.-H. Kratz (Red.), *Bibliotheken in Hessen: Information und Service für alle: Hessischer Bibliothekstag in Darmstadt 1998* (S. 68–69). Marburg: Deutscher Bibliotheksverband, Landesverband Hessen.
- Umlauf, K. Profilbildung und Zielgruppenorientierung im Bestandsaufbau. *SAB-Info-CLP*, 19(3), 7–13.
- Umlauf, K. Trends bibliothekarischer Berufsbilder. In R. Busch (Hrsg.), *Berufsbild Bibliothek* (Beiträge zur bibliothekarischen Weiterbildung, 12, S. 34–56). Berlin: Freie Universität, Referat Weiterbildung.

- Umlauf, K. Die unersetzliche Alltäglichkeit. *Buch und Bild*, 2(3), 64–66.
- Umlauf, K. Wo steht mein Schreibtisch in der virtuellen Bibliothek? In K.-H. Kratz (Red.), *Bibliotheken in Hessen: Information und Service für alle: Hessischer Bibliothekstag in Darmstadt 1998* (S. 43–66). Marburg: Deutscher Bibliotheksverband, Landesverband Hessen.
- 1997 Umlauf, K. Bestandskonzepte für CD-ROMs. In H. Grube & A. Holderried (Red.), *Wissenschaftliche und öffentliche Bibliotheken, CD-ROM und Online, Kinder und Jugendliche* (ekz-konzepte, Bd. 5, S. 102–113). Reutlingen: Einkaufszentrale für Bibliotheken.
- Umlauf, K. Die Bibliothek als ideale Begegnungsstätte der Informationsgesellschaft. *Buchreport*, 28(20), 51–53.
- Umlauf, K. CD-ROM: Erschließung und Präsentation. In H. Grube & A. Holderried (Red.), *Wissenschaftliche und öffentliche Bibliotheken, CD-ROM und Online, Kinder und Jugendliche* (ekz-konzepte, Bd. 5, S. 74–92). Reutlingen: Einkaufszentrale für Bibliotheken.
- Umlauf, K. „Rückblick in die Zukunft – Unser Beruf im Wandel“: Der Schweizerische Bibliothekskongress in Zürich. *Buch und Bibliothek – BuB*, 49(11), 820–822.
- Umlauf, K. Small is beautiful. In R. Busch (Hrsg.), *Krise der öffentlichen Bibliotheken* (S. 29–37). Berlin: Freie Universität, Referat Weiterbildung.
- Umlauf, K. Zehn Thesen zur Volksbespaßungsdebatte. *Buch und Bibliothek – BuB*, 49(11), 749–752.
- Umlauf, K., Gundel, R., Böttger, K.-P., Möller, G. & Lux, C. Der Jahresbericht 1996/97 des VBB-Vorstands. *Buch und Bibliothek – BuB*, 49(9), 578–586.
- 1996 Umlauf, K. Bürger, Bildung und Bibliothek [Festvortrag, gehalten am 1. Oktober 1996 anlässlich des Jubiläums 75 Jahre Stadtbücherei Speyer]. *Die Bücherei: Zeitschrift für öffentliche Bibliotheken in Rheinland-Pfalz*, 40(2), 215–223.
- Umlauf, K. Erneuerungen unter Streicherklängen? Studienreform und Studienabwicklung in Berlin. *Buch und Bibliothek – BuB*, 48(1), 67–69.
- Umlauf, K. Der Jahresbericht des Vorstands. *Buch und Bibliothek – BuB*, 48(2), 139–140.
- Umlauf, K. Mit Blick auf den politischen Zusammenhang. *Buch und Bibliothek – BuB*, 48(6/7), 533–535.
- Umlauf, K. Nachwuchsbedarf? *Weitblick*, 2(2), 25–30.
- Umlauf, K. Optimierung von Arbeitsabläufen in öffentlichen Bibliotheken. In H. Grube & A. Holderried (Red.), *Medienpolitik, Neue Medien und Kinder, Organisation* (ekz-konzepte, Bd. 4, S. 124–161). Reutlingen: Einkaufszentrale für Bibliotheken.
- Umlauf, K. Zwischen Standing-Order und Umprofilierung: Das Gemeinschaftswerk von VBB, DBV und ekz vor neuen Herausforderungen; Schlüsselrolle beim Funktionswandel der Bibliotheken. *Buch und Bibliothek – BuB*, 48(4), 382–385.
- 1995 Umlauf, K. Abschied von der „Bibliothek für alle“: Zur Lage des Bestandsaufbaus [in Öffentlichen Bibliotheken]. *Buch und Bibliothek – BuB*, 47(3), 238–251.
- Umlauf, K. Außer Spesen nichts gewesen. *Buch und Bibliothek – BuB*, 47(1), 3.
- Umlauf, K. Ehrenamt in Bibliotheken?: Ehrensache!; Erklärung des VBB. *Buch und Bibliothek – BuB*, 47(3), 211–212.
- Umlauf, K. Der Jahresbericht des VBB-Vorstands. *Buch und Bibliothek – BuB*, 47(5), 484–486.

- Umlauf, K. Das Kostendenken hochhalten. *Buch und Bibliothek – BuB*, 47(2), 129–133.
- Umlauf, K. VBB: Perspektiven '95; Was kommt nach der gescheiterten Fusion? *Buch und Bibliothek – BuB*, 47(2), 107–108.
- 1994 Umlauf, K. Auf dem Weg zum gemeinsamen Personalverband. *Buch und Bibliothek – BuB*, 46(5), 426–432.
- Umlauf, K. Bestandskalkulation neu durchdacht. *Buch und Bibliothek – BuB*, 46(8), 638–649.
- Umlauf, K. Darf's etwas mehr sein? Zur Höhe des Erwerbungssetats. *Buch und Bibliothek – BuB*, 46(12), 972–979.
- Umlauf, K. Etatverteilung in Öffentlichen Bibliotheken: Zur Bedeutung der Ausleihstatistik, der Preise und der Nicht-Buch-Medien. *Bibliothek: Forschung und Praxis*, 18(3), 297–311. doi:10.1515/bfup.1994.18.3.297
- Umlauf, K. Der Jahresbericht des VBB-Vorstands. *Buch und Bibliothek – BuB*, 46(5), 422–426.
- Umlauf, K. Die Lektoratskooperation unter Kosten-Nutzen-Gesichtspunkten. *ekz Report*, 4, Beilage, 1–8.
- Umlauf, K. Ludwigsburg 1. In W. Kehr (Hrsg.), *Handbuch der historischen Buchbestände in Deutschland* (Bd. 8: Baden-Württemberg und Saarland. I–S, S. 127–128). Hildesheim: Olms-Weidmann. Abgerufen von [http://fabian.sub.uni-goettingen.de/fabian?Stadtbibliothek_\(Ludwigsburg\)](http://fabian.sub.uni-goettingen.de/fabian?Stadtbibliothek_(Ludwigsburg))
- Umlauf, K. Nutzwertanalyse und kostenorientierte Entscheidungen beim Einsatz von Marktsichtungsinstrumenten für öffentliche Bibliotheken in Deutschland. In H. Lohse (Hrsg.), *Arbeitsfeld Bibliothek: 6. Deutscher Bibliothekskongress, 84. Deutscher Bibliothekartag in Dortmund 1994* (Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie: ZfBB, Sonderheft, 59, S. 183–202). Frankfurt am Main: Klostermann.
- Umlauf, K. Öffentliche Bibliothek für die Gemeinde. In J. Hausmann (Hrsg.), *Kulturpolitik für die Öffentliche Bibliothek* (Kulturpolitische Gesellschaft, Dokumentation 47, S. 17–20). Hagen: Kulturpolitische Gesellschaft.
- Umlauf, K. Öffentliche Bibliothek und Buchhandel: Eine erste Empfehlung für die Zusammenarbeit; [Kommentar] Eine sehr gute Hilfestellung. *Buch und Bibliothek – BuB*, 46(6/7), 519–529.
- Umlauf, K. Partizipation und Ehrenamtlichkeit. In J. Hausmann (Red.), *Kulturpolitik für die Öffentliche Bibliothek* (Kulturpolitische Gesellschaft, Dokumentation, 47, S. 95–98). Hagen: Kulturpolitische Gesellschaft.
- Umlauf, K. Von Chancen und Wagnissen: Wissen zur Verwaltungsreform. *Buch und Bibliothek – BuB*, 46(4), 382–386.
- Umlauf, K. Die Zukunft der Bibliothekare – vom Katalog zur CD-ROM. *Uni Perspektiven für Beruf und Arbeitsmarkt*, 18(5), 61–64.
- Umlauf, K. & Thorwald, A. Zwiegespräch über Umberto Eco „Die Bibliothek“. In *Stadtbücherei Münster: Dokumentation zur Eröffnung am 16. November 1993* (S. 18–27). Münster: Presse- und Informationsamt.
- 1993 Umlauf, K. Benutzerorientierter Bestandsaufbau: Ziele und Instrumente. In H. Grube & A. Holderried (Red.), *Benutzerorientierung, Marketing, Bestandsaufbau* (ekz-konzepte, Bd. 1, S. 43–59). Reutlingen: Einkaufszentrale für öffentliche Bibliotheken.

- Umlauf, K. Fusion der Personalverbände: Mit Riesenschritten voran. *Buch und Bibliothek – BuB* 45(12), 923–926.
- Umlauf, K. Lehren aus Leipzig. *Buch und Bibliothek – BuB* 45(9), 747.
- Umlauf, K. Stellungnahme des Bundesvorstands [auf einen offenen Brief der Landesgruppe Nordrhein-Westfalen an den Vorsitzenden des VBB zum Kommentar der Göttinger Erklärung]. *Buch und Bibliothek – BuB*, 45(5), 468.
- Umlauf, K. Trau keinem über zwanzig: Bibliotheksplan '93 – Leipziger Fassung. *Buch und Bibliothek – BuB*, 45(5), 458–459.
- Umlauf, K. Der VBB dargestellt für die anderen Personalverbände. *Rundschreiben VdDB/VDB*, 4, 17–18.
- Umlauf, K. Zur Göttinger Erklärung. *Rundschreiben VdDB/VDB*, 2, 5–7.
- Umlauf, K. Zur Göttinger Erklärung: Wir müssen wissen, was wir wollen. *Buch und Bibliothek – BuB* 45(3), 253–256.
- 1992 Umlauf, K. Bestandsaufbau in der dreigeteilten Bibliothek. *Buch und Bibliothek – BuB*, 44(9), 800–808.
- Umlauf, K. Der Bibliotheksnachlaß in Gefahr: Brief des VBB-Vorsitzenden an den Börsenverein. *Buch und Bibliothek – BuB*, 44(9), 754.
- Umlauf, K. Lokaler Rundfunk und öffentliche Bibliotheken: Präsenz, Absenz und ungenutzte Chancen. *ABI-Technik*, 12(4), 337–345.
- Umlauf, K. Mehr Zeit für das Publikum. Verwendung von Fremdleistungen der ekz in der Stadtbücherei Heilbronn. *ekz-report*, (4), 2–5.
- Umlauf, K. Offene Antwort: Auswahlkriterien bei der Fortbildung. *Buch und Bibliothek – BuB*, 44(12), 1025.
- Umlauf, K. Öffentliche Bibliotheken im Spiegel der Presse. *Buch und Bibliothek – BuB*, 44(1), 26–34.
- Umlauf, K. Öffentliche Bibliotheken und lokaler Rundfunk: Erfahrungen und Perspektiven. *DBV-Info*, 17, 77–80.
- Umlauf, K. Perspektiven des VBB. *Buch und Bibliothek – BuB*, 44(12), 1013–1015.
- 1991 Umlauf, K. Öffnungszeiten in öffentlichen Bibliotheken: Ergebnisse einer Umfrage der Benutzungskommission des DBI. *DBV-Info*, 16, 74–75.
- 1990 Umlauf, K. Erweiterung der Öffnungszeiten der Öffentlichen Bibliothek: Realisierung eines Konzepts in Heilbronn. *ABI-Technik*, 10(3), 205–212.
- Umlauf, K. Das Hasenpanier der Bibliothekare: Angst und Ressentiments gegenüber AV-Medien? *Buch und Bibliothek – BuB*, 42(12), 919–920.
- 1989 Belgrad, J., Schau, A. & Umlauf, K. Das Bibliotheksspiel: Bericht über ein Praxisprojekt. *Bibliotheksdienst*, 23(2), 118–130.
- Belgrad, J., Schau, A. & Umlauf, K. Das Bibliotheksspiel. Oder: Wie die Literatur laufen lernte. *Lehrer-Journal. Hauptschulmagazin*, 4(2), 3–6.
- Umlauf, K. Angebotspräsentation und Aufstellungssystematik in der Öffentlichen Bibliothek. In P. Vodosek (Hrsg.), *Das Buch in Praxis und Wissenschaft* (S. 512–540). Wiesbaden: Harrassowitz.
- Umlauf, K. Bestandserschließung und Bestandspräsentation in der Öffentlichen Bibliothek: Ansätze über die Dreigeteilte Bibliothek hinaus. *Bibliothek: Forschung und Praxis*, 13(3), 269–275. doi:10.1515/bfup.1989.13.3.269
- Umlauf, K. Comics für Erwachsene: Wenig Chancen im Land der Dichter und Denker. *Buch und Bibliothek – BuB*, 41(10), 906–907.
- Umlauf, K. Mündige Bürger. In K.-H. Dähn (Hrsg.), *H.U.E. oder Die Lust an der Kultur: Zum Gedenken an Hans Ulrich Eberle* (S. 49–52). Heilbronn: Künstlerbund.

- Umlauf, K. Nachrichten für Mittelstadtbibliotheken: Aus der Arbeit der Sektion III des DBV. *Buch und Bibliothek – BuB*, 41(10), 854–855.
- Umlauf, K. Öffentlichkeitsarbeit und Werbung für die Mittelstadt-Bibliothek: Die Praxis in Ludwigsburg. *ABI-Technik*, 9(2), 101–107.
- Umlauf, K. Stuttgart: Werbung und Public Relations im Marketingkonzept. *Buch und Bibliothek – BuB*, 41(1), 60–62.
- Umlauf, K. Verbraucherberatung in der Stadtbibliothek Ludwigsburg. *Buch und Bibliothek – BuB*, 41(2), 150–152.
- Umlauf, K. Zwanzig Jahre ID, dreizehn Jahre LK. *Besprechungen, Annotationen*, 14(3), U 1–3.
- 1988 Umlauf, K. Benutzungskommission des Deutschen Bibliotheksinstituts (DBI): Video-Kassetten in Bibliotheken. *Bibliotheksdienst*, 22(4/5), 365–369.
- Umlauf, K. Benutzungskommission des Deutschen Bibliotheksinstituts: Videokassetten in Bibliotheken. *Die katholische öffentliche Bücherei: KÖB*, 2(4), 18–20.
- Umlauf, K. Fachhochschule Stuttgart: Erfahrungsaustausch zwischen Studentinnen und Berufsanfängerinnen; Eine Initiative des Fördervereins. *Buch und Bibliothek – BuB*, 40(10), 862–865.
- Umlauf, K. Nachrichten für Mittelstadtbibliotheken: Aus der Arbeit der Sektion 3 des DBV. *Buch und Bibliothek – BuB*, 40(9), 716–717.
- Umlauf, K. Nachrichten für Mittelstadtbibliotheken: Aus der Arbeit der Sektion 3 des DBV. *Buch und Bibliothek – BuB*, 40(11/12), 910–911.
- Umlauf, K. Sind bibliothekarische Buchauswahl und Buchbesprechung ein Luxus? Lektoratskooperation und Marketing. *Besprechungen, Annotationen*, 13(5), U 1–4.
- Umlauf, K. Die VBB-Jahrestagung 1987 in Wiesbaden. *Bibliothek: Forschung und Praxis*, 12(3), 304–309. doi:10.1515/bfup.1988.12.3.304
- Umlauf, K. Video-Kassetten in Bibliotheken [zusammengestellt für die Benutzungskommission des Deutschen Bibliotheksinstituts von K. Umlauf, durchgesehen und ergänzt für die Rechtskommission v. B. Sinogowitz u. H. Müller]. *Buch und Bibliothek – BuB*, 40(5), 414–415.
- 1987 Umlauf, K. Bestandsaufbau im Marketing-Konzept: Annäherungen an ein Thema jenseits der dreigeteilten Bibliothek. *Buch und Bibliothek – BuB*, 39(5), 444–456.
- Umlauf, K. Büchereizeitung für Stadt und Kreis Ludwigsburg: Bericht über ein Werbeprojekt. *Bibliotheksdienst*, 21(7), 709–716.
- Umlauf, K. Im Anflug auf die potentiellen Leser: Bibliothekswerbung in Ludwigsburg. *Buch und Bibliothek – BuB*, 39(9), 786–788.
- Umlauf, K. Die Jahrestagung des Vereins der Diplombibliothekare an öffentlichen Bibliotheken 1986 in Reutlingen. *Bibliothek: Forschung und Praxis*, 11(1), 98–103. doi:10.1515/bfup.1987.11.1.98
- Umlauf, K. Nachrichten für Mittelstadtbibliotheken. *Buch und Bibliothek – BuB*, 39(9), 732.
- Umlauf, K. Nachrichten für Mittelstadtbibliotheken. *Buch und Bibliothek – BuB*, 39(11/12), 940–941.
- Umlauf, K. Wege zu einem neuen Kulturverständnis: AG 9: Malerei und Grafik. *Buch und Bibliothek – BuB*, 39(9), 766–767.
- 1986 Umlauf, K. Benutzungskommission des Deutschen Bibliotheksinstituts: Empfehlung für differenzierte Ausleihstatistik in Öffentlichen Bibliotheken. *Bibliotheksdienst*, 20(3), 215–216.
- Umlauf, K. Privatisierung. *Buch und Bibliothek – BuB*, 38(10), 836–839.

- 1985 Umlauf, K. Bestandskalkulation in der Praxis. *Buch und Bibliothek – BuB*, 37(4), 290–299.
- 1983 Umlauf, K. Organisationsmodelle für die neue Bibliothek. In R. Busch (Hrsg.), *Die berufliche Zukunft der Diplombibliothekare: Qualifikationsveränderungen und Weiterbildung: Arbeitstagung der Freien Univ. Berlin in Zsarb. mit dem Deutschen Bibliotheksinstitut am 23. 6. 1982 (1) u. 2. 3. 1983 (2); Berichte u. Materialien* (S. 51–53). Berlin: Freie Universität.

Fortlaufend erscheinende Publikationen

- 2015 ff. Umlauf, K. (Editorial Board, Mitgl.). *Schriftmedien: Kommunikations- und buchwissenschaftliche Perspektiven* (Bd. 1 ff.). Hrsg. von H. Bonfadelli, U. Rautenberg & U. Schneider. Berlin/Boston: De Gruyter.
- 2013 ff. Umlauf, K. (Beirat, Mitgl.). *Bibliothek im Kontext* (Bd. 1 ff.). Hrsg. v. S. Alker, M. G. Hall & M. Stumpf. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- 2006 ff. Umlauf, K. (Hrsg.). *Berliner Handreichungen zur Bibliotheks- und Informationswissenschaft* (Bd. 169 ff.). Berlin: Institut für Bibliotheks- und Informationswissenschaft.
- 2002 ff. Umlauf, K. & Vonhof, C. [bis 2015: Hobohm, H.-C. & Umlauf, K.] (Hrsg.). *Erfolgreiches Management von Bibliotheken und Informationseinrichtungen* (Loseblatt-Ausg.). Hamburg: Dashöfer.
- 2002 ff. Umlauf, K. (Editorial Board, Mitgl.). *Knygotyra* [Book Science Research Papers] (38.2002 ff.). Vilnius: Vilnius University. Abgerufen von <http://www.zurnalai.vu.lt/knygotyra>
- 2000 ff. Umlauf, K. (Hrsg.). *Berliner Arbeiten zur Bibliotheks- und Informationswissenschaft* (Bd. 1 ff.). Berlin: Logos Verlag.
- 1998–2008 Umlauf, K. (Mithrsg.). *BuB – Forum Bibliothek und Information* (Jg. 50–60; 50.1998–52.2000 u. d. T.: *Buch und Bibliothek – BuB*). Bad Honnef: Bock + Herchen. Ab 58.2006 abgerufen von <http://b-u-b.de/archiv/>
- 1996–1998 Umlauf, K. Vorwort. *Jahrbuch der Öffentlichen Bibliotheken 1996/97–1998/99*. Bad Honnef: Bock + Herchen.
- 1996–2005 Umlauf, K. (Hrsg.). *Berliner Handreichungen zur Bibliothekswissenschaft* (Bd. 24–168; Bd. 37–38, 47–53 u. d. T.: *Berliner Handreichungen zur Bibliothekswissenschaft und Bibliotheksbildung*). Berlin: Institut für Bibliothekswissenschaft.

Berliner Handreichungen

- 2015 Umlauf, K. *Bestandsaufbau und Bestandsmanagement in digitalen Zeiten*. Vortrag gehalten auf dem Hessischen Bibliothekartag [vielm.: Bibliothekstag] am 11. 05. 2015 in Darmstadt (Berliner Handreichungen zur Bibliotheks- und Informationswissenschaft, 394). Berlin: Institut für Bibliotheks- und Informationswissenschaft. Abgerufen von <http://edoc.hu-berlin.de/series/berliner-handreichungen/2015-394/PDF/394.pdf>

- Umlauf, K. *Öffentliche Bibliotheken und ihre Zweigstellen* (Berliner Handreichungen zur Bibliotheks- und Informationswissenschaft, 395). Berlin: Institut für Bibliotheks- und Informationswissenschaft. urn:nbn:de:kobv:11-100231147
- 2014 Umlauf, K. *Bibliotheksmarketing: Grundsätze, Defizite, Grenzen*. Vortrag gehalten auf dem Bayerischen Bibliothekstag am 20. 11. 2014 in Rosenheim (Berliner Handreichungen zur Bibliotheks- und Informationswissenschaft, 379). Berlin: Institut für Bibliotheks- und Informationswissenschaft. Abgerufen von <http://edoc.hu-berlin.de/series/berliner-handreichungen/2014-379>
- 2011 Umlauf, K. *25 Jahre Bibliotheksgesellschaft Celle: Informationelle Grundversorgung und Bibliotheksgesetze* (Berliner Handreichungen zur Bibliotheks- und Informationswissenschaft, 304). Berlin: Institut für Bibliotheks- und Informationswissenschaft. Abgerufen von <http://edoc.hu-berlin.de/series/berliner-handreichungen/2011-304>
- Umlauf, K. *Organisation der Lektoratsarbeit in Öffentlichen Bibliotheken, ihre Stärken und Schwächen* (Berliner Handreichungen zur Bibliotheks- und Informationswissenschaft, 306). Berlin: Institut für Bibliotheks- und Informationswissenschaft. Abgerufen von <http://edoc.hu-berlin.de/series/berliner-handreichungen/2011-306/PDF/306.pdf>
- 2009 Umlauf, K. *Die Bedeutung der Bibliotheken für die zukünftige Bürger- und Informationsgesellschaft* (Berliner Handreichungen zur Bibliotheks- und Informationswissenschaft, 254). Berlin: Institut für Bibliotheks- und Informationswissenschaft. Abgerufen von <http://edoc.hu-berlin.de/series/berliner-handreichungen/254>
- Umlauf, K. *Hörbücher in Öffentlichen Bibliotheken: Praxis, Trends, Optionen* (Berliner Handreichungen zur Bibliotheks- und Informationswissenschaft, 261). Berlin: Institut für Bibliotheks- und Informationswissenschaft. Abgerufen von <http://www.edoc.hu-berlin.de/series/berliner-handreichungen/2009-261>
- 2008 Umlauf, K. *Kultur als Standortfaktor – Öffentliche Bibliotheken als Frequenzbringer* (Berliner Handreichungen zur Bibliotheks- und Informationswissenschaft, 245). Berlin: Institut für Bibliotheks- und Informationswissenschaft. Abgerufen von <http://edoc.hu-berlin.de/docviews/abstract.php?lang=ger&id=29351>
- 2007 Umlauf, K. *Bestandsaufbau und Personalkosten: Kostenrechnung im Bestandsaufbau und die Haushaltskonsolidierung der Stadt- und Landesbibliothek Potsdam. Koreferat: Haushaltskonsolidierung bei der Stadt- und Landesbibliothek Potsdam*, von M. Mattek (Berliner Handreichungen zur Bibliotheks- und Informationswissenschaft, 209). Berlin: Institut für Bibliotheks- und Informationswissenschaft. Abgerufen von <http://www.ib.hu-berlin.de/~kumlau/handreichungen/h209>
- Umlauf, K. *Bibliotheks- und Informationswissenschaft: Neukonzeption der Lehre an der Humboldt-Universität zu Berlin* [Vortrag unter dem Titel „Neuprofilierung des Instituts für Bibliotheks- und Informationswissenschaft (Humboldt-Universität zu Berlin) in der Lehre“ gehalten auf dem Bibliothekartag 2007 in Leipzig] (Berliner Handreichungen zur Bibliotheks- und Informationswissenschaft, 213). Berlin: Institut für Bibliotheks- und Informationswissenschaft. Abgerufen von <http://www.ib.hu-berlin.de/~kumlau/handreichungen/h213>
- Umlauf, K. *Schule, Bibliotheken, Schulbibliotheken aus pädagogischer, bibliothekarischer und ökonomischer Perspektive* [Vortrag vorgesehen für den Workshop „Bibliotheken als Bildungspartner der Schulen: Modelle – Standpunkte – Erfahrungen des Weiterbildungszentrums der Freien Universität Berlin und der DBV-

- Expertengruppe Bibliothek und Schule“ am 1. Dezember 2006 im Weiterbildungszentrum der Freien Universität Berlin] (Berliner Handreichungen zur Bibliotheks- und Informationswissenschaft, 208). Berlin: Institut für Bibliotheks- und Informationswissenschaft. Abgerufen von <http://www.ib.hu-berlin.de/~kumlau/handreichungen/h208>
- 2006 Umlauf, K. *Grundkurs Informationsaufbereitung* [Vorlesungsskript] (Berliner Handreichungen zur Bibliotheks- und Informationswissenschaft, 189). Berlin: Institut für Bibliotheks- und Informationswissenschaft. Abgerufen von <http://www.ib.hu-berlin.de/~kumlau/handreichungen/h189>
- Umlauf, K. *Grundkurs Medien* [Vorlesungsskript] (Berliner Handreichungen zur Bibliotheks- und Informationswissenschaft, 184). Berlin: Institut für Bibliotheks- und Informationswissenschaft. Abgerufen von <http://www.ib.hu-berlin.de/~kumlau/handreichungen/h184>
- 2005 Umlauf, K. *Neue Formen des Lernens und die Öffentliche Bibliothek: Lernorte der Zukunft*. Vortrag gehalten in Linz auf Einladung der Volkshochschule Linz, November 2004; *Von der Bibliothek zum Lernzentrum*. Referat gehalten in Stuttgart auf Einladung der Stadtbücherei Stuttgart, Juni 2005; *Bibliothek und lebenslanges Lernen*. Festvortrag gehalten zum 100-jährigen Jubiläum der Stadtbibliothek Halle (Saale), Juni 2005; *Vermittlung von Informationskompetenz als Aufgabe von Bibliotheken: Mit Beispielen aus Deutschland*. Zwei Vorträge gehalten auf Einladung des Goethe-Instituts in Beijing und Guangzhou, Juli 2005 (Berliner Handreichungen zur Bibliotheks- und Informationswissenschaft, 167). Berlin: Institut für Bibliotheks- und Informationswissenschaft. Abgerufen von <http://www.ib.hu-berlin.de/~kumlau/handreichungen/h167>
- Umlauf, K. *Schule, Bibliothek, Schulbibliothek* (Berliner Handreichungen zur Bibliotheks- und Informationswissenschaft, 165). Berlin: Institut für Bibliotheks- und Informationswissenschaft. Abgerufen von <http://www.ib.hu-berlin.de/~kumlau/handreichungen/h165/>
- Umlauf, K. *Standards und Profile für Öffentliche Bibliotheken* (Berliner Handreichungen zur Bibliotheks- und Informationswissenschaft, 166). Berlin: Institut für Bibliotheks- und Informationswissenschaft. Abgerufen von <http://www.ib.hu-berlin.de/~kumlau/handreichungen/h166/>
- Umlauf, K. *Workshop Bestandsaufbau: Ein Workshop im Goethe-Institut Belgrad = Nabavna politika i upravljanje bibliotečkim kolekcijama* (Berliner Handreichungen zur Bibliotheks- und Informationswissenschaft, 168). Berlin: Institut für Bibliotheks- und Informationswissenschaft. Abgerufen von <http://www.ib.hu-berlin.de/~kumlau/handreichungen/h168/>
- 2004 Umlauf, K. *Bibliotheken, Informationskompetenz, Lernförderung und Lernarrangements* (Berliner Handreichungen zur Bibliothekswissenschaft, 117). Berlin: Institut für Bibliothekswissenschaft. Abgerufen von <http://www.ib.hu-berlin.de/~kumlau/handreichungen/h117/>
- Umlauf, K. *Bibliothekspläne 1965–1990 im Kontext der Regionalplanung* (Berliner Handreichungen zur Bibliothekswissenschaft, 100). Berlin: Institut für Bibliothekswissenschaft. Abgerufen von <http://www.ib.hu-berlin.de/~kumlau/handreichungen/h100/>
- 2003 Umlauf, K. *Leistungsmessung und Leistungsindikatoren für Bibliotheken im Kontext der Ziele von Nonprofit-Organisationen* (Berliner Handreichungen zur Biblio-

- thekewissenschaft, 116). Berlin: Institut für Bibliothekswissenschaft. Abgerufen von <http://www.ib.hu-berlin.de/~kumlau/handreichungen/h116/>
- 2002 Umlauf, K. *Krisenmanagement für die Öffentlichen Bibliotheken in Brandenburg*. Vortrag von Prof. Dr. Konrad Umlauf gehalten am 14. November 2002 auf der Landestagung der Landesfachstelle für Archive und öffentliche Bibliotheken im Brandenburgischen Landeshauptarchiv (Berliner Handreichungen zur Bibliothekswissenschaft, 110). Berlin: Institut für Bibliothekswissenschaft. Abgerufen von <http://www.ib.hu-berlin.de/~kumlau/handreichungen/h110/>
- Umlauf, K. *Medienkonzepte – Konzepte des Bestandsaufbaus* (Berliner Handreichungen zur Bibliothekswissenschaft, 79). Berlin: Institut für Bibliothekswissenschaft. Abgerufen von <http://www.ib.hu-berlin.de/~kumlau/handreichungen/h79/>
- 2001 Umlauf, K. *Die Bibliothek als wirtschaftliches Dienstleistungszentrum*. Vortrag auf der Tagung „Die Zukunft der Information: Bibliotheken und die Wissensgesellschaft“ vom 14.–19. Mai 2000 (Berliner Handreichungen zur Bibliothekswissenschaft, 81). Berlin: Institut für Bibliothekswissenschaft. Abgerufen von <http://www.ib.hu-berlin.de/~kumlau/handreichungen/h81/>
- Umlauf, K. *Das Buch im Medienzeuge*. Folien zum Vortrag (Berliner Handreichungen zur Bibliothekswissenschaft, 86). Berlin: Institut für Bibliothekswissenschaft. Abgerufen von <http://www.ib.hu-berlin.de/~kumlau/handreichungen/h86/>
- Umlauf, K. *Funktion, Struktur und Typologie des Bibliothekswesens, Bibliothekspolitik* (Berliner Handreichungen zur Bibliothekswissenschaft, 91). Berlin: Institut für Bibliothekswissenschaft. Abgerufen von <http://www.ib.hu-berlin.de/~kumlau/handreichungen/h91/>
- Umlauf, K. *Inhaltserschließung in Bibliotheken* (Berliner Handreichungen zur Bibliothekswissenschaft, 82). Berlin: Institut für Bibliothekswissenschaft. Abgerufen von <http://www.ib.hu-berlin.de/~kumlau/handreichungen/h82/>
- Umlauf, K. *Kompetenzen für Arbeit in Netzwerken an Öffentlichen Bibliotheken*. Kurzfassung in Folien (Berliner Handreichungen zur Bibliothekswissenschaft, 97). Berlin: Institut für Bibliothekswissenschaft. Abgerufen von <http://www.ib.hu-berlin.de/~kumlau/handreichungen/h97/>
- Umlauf, K. *Lernarrangements in der Öffentlichen Bibliothek*. Vortrag gehalten auf dem Multiplikatorensseminar zum Thema „Weiterentwicklung des Modells Zentrale Schulbibliothek unter Mitarbeit von Schülern“ am 13. und 14. November 2001 in Salzburg [Berliner Handreichungen zur Bibliothekswissenschaft, 96]. Abgerufen von <http://www.ib.hu-berlin.de/~kumlau/handreichungen/h96/h96s.pdf>
- Umlauf, K. *Lernarrangements in der Öffentlichen Bibliothek: Heute und in Zukunft*. Vortrag auf der Zukunftskonferenz „Neue Lernorte“ am 28. September 2001 in Wien (Berliner Handreichungen zur Bibliothekswissenschaft, 96). Berlin: Institut für Bibliothekswissenschaft. Abgerufen von <http://www.ib.hu-berlin.de/~kumlau/handreichungen/h96/>
- Umlauf, K. *Marketing und Leistungsmessung*. Referat auf den Gemeinsamen Bibliothekstagen für Sachsen-Anhalt und Niedersachsen, gehalten am 15. September 2001 in Salzwedel (Berliner Handreichungen zur Bibliothekswissenschaft, 95). Berlin: Institut für Bibliothekswissenschaft. Abgerufen von <http://www.ib.hu-berlin.de/~kumlau/handreichungen/h95/>

- Umlauf, K. *Die modernen Buchgattungen* (Berliner Handreichungen zur Bibliothekswissenschaft, 68). Berlin: Institut für Bibliothekswissenschaft. Abgerufen von <http://www.ib.hu-berlin.de/~kumlau/handreichungen/h68/>
- Umlauf, K. *Öffentliche Bibliothek als Lernort: Bestandsaufnahme und Perspektiven* (überarb. Fassung Stand September 2001; Berliner Handreichungen zur Bibliothekswissenschaft, 76). Berlin: Institut für Bibliothekswissenschaft. Abgerufen von <http://www.ib.hu-berlin.de/~kumlau/handreichungen/h76/>
- Umlauf, K. *Öffentliche Bibliotheken im Medienzeitalter: Festrede zum 475-jährigen Bestehen der Stadtbibliothek Magdeburg gehalten am 6. November 2000* (Berliner Handreichungen zur Bibliothekswissenschaft, 85). Berlin: Institut für Bibliothekswissenschaft. Abgerufen von <http://www.ib.hu-berlin.de/~kumlau/handreichungen/h85/>
- Umlauf, K. *Personalentwicklung in Bibliotheken*. Referat gehalten am 18.9.2001 auf der Jahrestagung der AGMB Arbeitsgemeinschaft für medizinisches Bibliothekswesen in Hamburg, Universitäts-Krankenhaus Eppendorf, Ärztliche Zentralbibliothek, vom 17.–19. September 2001 (Berliner Handreichungen zur Bibliothekswissenschaft, 94). Berlin: Institut für Bibliothekswissenschaft. Abgerufen von <http://www.ib.hu-berlin.de/~kumlau/handreichungen/h94/>
- Umlauf, K. *Sacherschließung auf der VLBPlus-CD-ROM durch Klassifikation: Die Warengruppen-Systematik des Buchhandels* (Berliner Handreichungen zur Bibliothekswissenschaft, 92). Berlin: Institut für Bibliothekswissenschaft. Abgerufen von <http://www.ib.hu-berlin.de/~kumlau/handreichungen/h92/>
- 2000 Umlauf, K. *Bibliotheksmarketing* [Vorlesungsskript] (Berliner Handreichungen zur Bibliothekswissenschaft, 34). Berlin: Institut für Bibliothekswissenschaft. Abgerufen von <http://www.ib.hu-berlin.de/~kumlau/handreichungen/h34/>
- Umlauf, K. *Einführung in die Eingruppierung nach dem Bundes-Angestelltentarifvertrag (BAT, BAT-O) für Mitarbeiter an kommunalen Öffentlichen Bibliotheken* (Berliner Handreichungen zur Bibliothekswissenschaft, 54). Berlin: Institut für Bibliothekswissenschaft. Abgerufen von <http://www.ib.hu-berlin.de/~kumlau/handreichungen/h54/>
- Umlauf, K. *Etatverteilung für den Bestandsaufbau mit Profil* (Berliner Handreichungen zur Bibliothekswissenschaft, 78). Berlin: Institut für Bibliothekswissenschaft. Abgerufen von <http://www.ib.hu-berlin.de/~kumlau/handreichungen/h78/>
- Umlauf, K. *Zur ASB 1999: Allgemeine Systematik für Öffentliche Bibliotheken, Grundsätze, Strukturmerkmale, Umklassifizieren* (aktualisierte und korrigierte Fassung, Stand: 31.1.00; Berliner Handreichungen zur Bibliothekswissenschaft, 77). Berlin: Institut für Bibliothekswissenschaft. Abgerufen von <http://www.ib.hu-berlin.de/~kumlau/handreichungen/h77/>
- 1999– Umlauf, K. *Einführung in die bibliothekarische Klassifikationstheorie und -praxis:*
2015 *Mit Übungen* (letzte Änderung: 03.02.2015; Berliner Handreichungen zur Bibliothekswissenschaft, 67). Berlin: Institut für Bibliothekswissenschaft. Abgerufen von <http://www.ib.hu-berlin.de/~kumlau/handreichungen/h67/>
- 1999 Umlauf, K. *Annotation und Evaluation von WWW-Dokumenten* (Berliner Handreichungen zur Bibliothekswissenschaft, 59; Materialien zur Fortbildung, 7). Berlin: Institut für Bibliothekswissenschaft. Abgerufen von <http://www.ib.hu-berlin.de/~kumlau/handreichungen/h59/>

- Umlauf, K. *Bestandsaufbau in Zeiten knapper Kassen: Strategien und Instrumente bei unzureichenden Erwerbungsmitteln in Öffentlichen Bibliotheken* (Berliner Handreichungen zur Bibliothekswissenschaft, 52). Berlin: Institut für Bibliothekswissenschaft. Abgerufen von <http://www.ib.hu-berlin.de/~kumlau/handreichungen/h52/>
- Umlauf, K. *Einführung in die Regeln für den Schlagwortkatalog RSWK: Mit Übungen* [Vorlesungsskript] (Berliner Handreichungen zur Bibliothekswissenschaft, 66.) Berlin: Institut für Bibliothekswissenschaft. Abgerufen von <http://www.ib.hu-berlin.de/~kumlau/handreichungen/h66/>
- Umlauf, K. *Gutenberg 1999: Chancen und Herausforderungen des Umbruchs in der Medienlandschaft für Bibliotheken*. Vortrag gehalten auf der Internationalen Bibliothekskonferenz Öffentliche Bibliotheken in einem neuen Europa (3), Ljubljana, 3.–5. Juni 1999 (Berliner Handreichungen zur Bibliothekswissenschaft, 72). Berlin: Institut für Bibliothekswissenschaft. Abgerufen von <http://www.ib.hu-berlin.de/~kumlau/handreichungen/h72/>
- Umlauf, K. *Information und Unterhaltung in Öffentlichen Bibliotheken: Zur Verbreitung von Informationsangeboten für bürgerschaftliches Engagement und Alltagsmanagement sowie von Trivalliteratur in deutschen Öffentlichen Bibliotheken* (Gegenüber der gedruckten Fassung von 1998 ist diese html-Fassung aktualisiert; Stand der html-Fassung: 30. 1. 1999; Berliner Handreichungen zur Bibliothekswissenschaft, 36). Berlin: Institut für Bibliothekswissenschaft. Abgerufen von <http://www.ib.hu-berlin.de/~kumlau/handreichungen/h36/>
- Umlauf, K. *Internet im Auskunftsdienst Öffentlicher Bibliotheken* (Berliner Handreichungen zur Bibliothekswissenschaft, 56a; Materialien zur Fortbildung, 5). Berlin: Institut für Bibliothekswissenschaft. Abgerufen von <http://www.ib.hu-berlin.de/~kumlau/handreichungen/h56/>
- Umlauf, K. *Leitbilder als Instrument der Profilierung und kommunalpolitischen Verankerung Öffentlicher Bibliotheken: Inhalt, Funktion; Zielgruppen, Entwicklung, Anforderungen, Motive, Umsetzung* (Berliner Handreichungen zur Bibliothekswissenschaft, 55). Berlin: Institut für Bibliothekswissenschaft. Abgerufen von <http://www.ib.hu-berlin.de/~kumlau/handreichungen/h55/>
- Umlauf, K. *Lernstoff aus dem Internet in Öffentlichen Bibliotheken* (Berliner Handreichungen zur Bibliothekswissenschaft, 64; Materialien zur Fortbildung, 8). Berlin: Institut für Bibliothekswissenschaft. Abgerufen von <http://www.ib.hu-berlin.de/~kumlau/handreichungen/h64/>
- Umlauf, K. *Lernzentrum Öffentliche Bibliothek* (Berliner Handreichungen zur Bibliothekswissenschaft, 65; Materialien zur Fortbildung, 9). Berlin: Institut für Bibliothekswissenschaft. Abgerufen von <http://www.ib.hu-berlin.de/~kumlau/handreichungen/h65/>
- Umlauf, K. *Materialien zum Bestandsaufbau an Öffentlichen Bibliotheken* [Vorlesungsskript] (Berliner Handreichungen zur Bibliothekswissenschaft, 74). Berlin: Institut für Bibliothekswissenschaft. Abgerufen von <http://www.ib.hu-berlin.de/~kumlau/handreichungen/h74/>
- Umlauf, K. *Materialien zum Bibliotheksmarketing* [Vorlesungsskript] (Berliner Handreichungen zur Bibliothekswissenschaft, 62). Berlin: Institut für Bibliothekswissenschaft. Abgerufen von <http://www.ib.hu-berlin.de/~kumlau/handreichungen/h62/>

- Umlauf, K. *Suchmaschinen im Internet* (Berliner Handreichungen zur Bibliothekswissenschaft, 58; Materialien zur Fortbildung, 6). Berlin: Institut für Bibliothekswissenschaft. Abgerufen von <http://www.ib.hu-berlin.de/~kumlau/handreichungen/h58/>
- Umlauf, K. *Thesen zur Fachstellenarbeit von morgen*. Vortrag gehalten auf der Fachkonferenz 1999 der Staatlichen Büchereistellen in Deutschland am 20. 9. 1999 in Wittenberg (Berliner Handreichungen zur Bibliothekswissenschaft, 73). Berlin: Institut für Bibliothekswissenschaft. Abgerufen von <http://www.ib.hu-berlin.de/~kumlau/handreichungen/h73>
- 1998 Umlauf, K. *Einführung in die Eingruppierung nach dem Bundes-Angestelltentarifvertrag (BAT, BAT-O) für Mitarbeiter an kommunalen Öffentlichen Bibliotheken: Handreichung zum Umgang mit Arbeitsplatzbeschreibungen* (Berliner Handreichungen zur Bibliothekswissenschaft, 54). Berlin: Institut für Bibliothekswissenschaft. Abgerufen von <http://www.ib.hu-berlin.de/~kumlau/handreichungen/h54/>
- Umlauf, K. *Führen durch Zielvereinbarung: Pragmatische Führungsinstrumente für ausgewählte Aufgaben in Öffentlichen Bibliotheken im Kontext realistischer Leistungsanforderungen* (Berliner Handreichungen zur Bibliothekswissenschaft und Bibliothekarausbildung, 49; Materialien zur Fortbildung, 3). Berlin: Institut für Bibliothekswissenschaft. Abgerufen von <http://www.ib.hu-berlin.de/~kumlau/handreichungen/h49/>
- Umlauf, K. *Leitbilder und Zieldefinition kommunaler Bibliotheken* (Berliner Handreichungen zur Bibliothekswissenschaft und Bibliothekarausbildung, 48; Materialien zur Fortbildung, 2). Berlin: Institut für Bibliothekswissenschaft. Abgerufen von <http://www.ib.hu-berlin.de/~kumlau/handreichungen/h48/>
- Umlauf, K. *Das Modell der Stadt- und Landesbibliothek Potsdam* (Berliner Handreichungen zur Bibliothekswissenschaft und Bibliothekarausbildung, 37). Berlin: Institut für Bibliothekswissenschaft. Abgerufen von <http://www.ib.hu-berlin.de/~kumlau/handreichungen/h37/>
- Umlauf, K. *Die Platzierung der kommunalen Bibliothek in kommunalen Entwicklungsstrategien* (Berliner Handreichungen zur Bibliothekswissenschaft und Bibliothekarausbildung, 47). Berlin: Institut für Bibliothekswissenschaft. Abgerufen von <http://www.ib.hu-berlin.de/~kumlau/handreichungen/h47/>
- Umlauf, K. *Problemerkennung und Kreativitätstechniken: Instrumente zur Optimierung der Arbeitsabläufe in Öffentlichen Bibliotheken* (Berliner Handreichungen zur Bibliothekswissenschaft und Bibliothekarausbildung, 50; Materialien zur Fortbildung, 4). Berlin: Institut für Bibliothekswissenschaft. Abgerufen von <http://www.ib.hu-berlin.de/~kumlau/handreichungen/h50/>
- Umlauf, K. *Wo steht mein Schreibtisch in der virtuellen Bibliothek?* Vortrag, gehalten am 11. Mai 1998 auf dem Hessischen Bibliothekstag in Darmstadt (Berliner Handreichungen zur Bibliothekswissenschaft und Bibliothekarausbildung, 53). Berlin: Institut für Bibliothekswissenschaft.
- Umlauf, K. *Zukunft der Bibliotheken und der bibliothekarischen Berufe* (Berliner Handreichungen zur Bibliothekswissenschaft und Bibliothekarausbildung, 51). Berlin: Institut für Bibliothekswissenschaft. Abgerufen von <http://www.ib.hu-berlin.de/%7Ekumlau/handreichungen/h51/>
- 1997 Umlauf, K. Bürger, Bildung, Bibliotheken. In W. Schineller, K. Umlauf & W. Zahn (Hrsg.), *Die Festreden zum fünfundsiebzigjährigen Jubiläum der Stadtbücherei*

- Speyer (Berliner Handreichungen zur Bibliothekswissenschaft, 33, S. 8–20). Berlin: Institut für Bibliothekswissenschaft.
- Umlauf, K. *Informationsquellen für den Bestandsaufbau an öffentlichen Bibliotheken, Teil 1: Bücher und Infobroschüren* (Berliner Handreichungen zur Bibliothekswissenschaft und Bibliothekskarabildung, 35; Materialien zum Bestandsaufbau in der Öffentlichen Bibliothek, 11). Berlin: Institut für Bibliothekswissenschaft. Abgerufen von <http://www.ib.hu-berlin.de/~kumlauf/handreichungen/h35/>
- 1996 Umlauf, K. *Auswahl, Bestellung, Erwerbung* (Berliner Handreichungen zur Bibliothekswissenschaft, 29). Berlin: Institut für Bibliothekswissenschaft.
- Umlauf, K. *Auswahl, Zielsysteme, Bestandskonzepte, Bestandsabbau* (Berliner Handreichungen zur Bibliothekswissenschaft, 30). Berlin: Institut für Bibliothekswissenschaft.
- Umlauf, K. *Der Beruf des Diplom-Bibliothekars, der Diplom-Bibliothekarin an öffentlichen Bibliotheken: Aufgaben und Ausbildung*, hrsg. von P. Zahn (Berliner Handreichungen zur Bibliothekswissenschaft, 31). Berlin: Institut für Bibliothekswissenschaft.
- Umlauf, K. *CD-Rom als Ausleihmedium in Öffentlichen Bibliotheken* (Berliner Handreichungen zur Bibliothekswissenschaft, 23). Berlin: Institut für Bibliothekswissenschaft.
- Umlauf, K. *Organisation von Lektorat und Bestellwesen* (Berliner Handreichungen zur Bibliothekswissenschaft, 28). Berlin: Institut für Bibliothekswissenschaft.
- Umlauf, K. *Qualitative Auswahlkriterien im Bestandsaufbau* (Berliner Handreichungen zur Bibliothekswissenschaft, 25). Berlin: Institut für Bibliothekswissenschaft.
- Umlauf, K. *Quantitative Auswahlkriterien, Bestandsgröße, Bestandsstruktur und Erwerbungssetat* (Berliner Handreichungen zur Bibliothekswissenschaft, 27). Berlin: Institut für Bibliothekswissenschaft.
- Umlauf, K. *Rechtliche Schranken im Bestandsaufbau* (Berliner Handreichungen zur Bibliothekswissenschaft, 26). Berlin: Institut für Bibliothekswissenschaft.
- Umlauf, K. *Systematik im Umbruch: Systematische Aufstellung, Präsentation und reader interest classification in Öffentlichen Bibliotheken* (Berliner Handreichungen zur Bibliothekswissenschaft, 32). Berlin: Institut für Bibliothekswissenschaft.
- Umlauf, K. *Der Umbruch in der Medienlandschaft als Herausforderung für die Bibliotheken* (Berliner Handreichungen zur Bibliothekswissenschaft, 24). Berlin: Institut für Bibliothekswissenschaft.
- 1995 Umlauf, K. *Bestandskonzepte für Öffentliche Bibliotheken* (Berliner Handreichungen zur Bibliothekswissenschaft, 22). Berlin: Institut für Bibliothekswissenschaft.
- Umlauf, K. *Gestaltung des Geschäftsgangs, Organisationskultur und Verwaltungsreform in Öffentlichen Bibliotheken* (Berliner Handreichungen zur Bibliothekswissenschaft, 19). Berlin: Institut für Bibliothekswissenschaft.
- Umlauf, K. *Materialien zum Bestandsaufbau in der öffentlichen Bibliothek (Teil 3: Publikationsformen der fiktionalen Literatur, Werkausgaben, Comics)* (Berliner Handreichungen zur Bibliothekswissenschaft, 20). Berlin: Institut für Bibliothekswissenschaft.
- Umlauf, K. *Publikationsformen der Jugendliteratur und Malerbücher* (Berliner Handreichungen zur Bibliothekswissenschaft, 21). Berlin: Institut für Bibliothekswissenschaft.

- Umlauf, K. *Publikationsformen der Sachliteratur* (Berliner Handreichungen zur Bibliothekswissenschaft, 17). Berlin: Institut für Bibliothekswissenschaft.
- 1994 Umlauf, K. *Materialien zum Bestandsaufbau in der öffentlichen Bibliothek* (Teil 1, Erscheinungsweise und äußere Form von Printmedien; Berliner Handreichungen zur Bibliothekswissenschaft, 11). Berlin: Institut für Bibliothekswissenschaft.
- Umlauf, K. *Profil der Bestände, Bestandskonzepte und Organisation des Bestandsaufbaus in Öffentlichen Bibliotheken* (Berliner Handreichungen zur Bibliothekswissenschaft, 16). Berlin: Institut für Bibliothekswissenschaft.
- Umlauf, K. *Zur Bestandskalkulation von Zeitschriften, AV-Medien und elektronischen Medien* (Berliner Handreichungen zur Bibliothekswissenschaft, 12). Berlin: Institut für Bibliothekswissenschaft.
- 1993 Umlauf, K. *Öffnungszeiten in Öffentlichen Bibliotheken: Ergebnisse einer Befragung von Bibliotheken zur Bewertung betriebswirtschaftlicher Fragestellungen und bibliothekspolitischer Optionen* (Berliner Handreichungen zur Bibliothekswissenschaft, 10). Berlin: IfBB.

Rezensionen

- 2016 Umlauf, K. Aktueller Einblick in Archive für Laien: Handbuch komplettiert die Reihe zu Gedächtnisinstitutionen [Rezension zu *Handbuch Archiv*, hrsg. von M. Lepper & U. Raulff]. *BuB – Forum Bibliothek und Information*, 68(8–9), 530–531. Abgerufen von <http://b-u-b.de/archiv/>
- Umlauf, K. Das ganze Spektrum museumsbezogener Themen: Handbuch-Reihe zu Gedächtnisinstitutionen ist abgeschlossen [Rezension zu *Handbuch Museum*, hrsg. von M. Walz]. *BuB – Forum Bibliothek und Information*, 68(12), 782–783. Abgerufen von <http://b-u-b.de/archiv/>
- 2015 Umlauf, K. State of the Art des Bibliotheksmanagements?: Es handelt sich eher um Bibliothekspraxis [Rezension zu *Praxishandbuch Bibliotheksmanagement*, hrsg. von R. Griebel, H. Schäffer & K. Söllner]. *BuB – Forum Bibliothek und Information*, 67(5), 318–319. Abgerufen von <http://b-u-b.de/archiv/>
- 2014 Umlauf, K. „Blick auf die Bibliotheken“ [Rezension zu *Wirtschaftsunternehmen Sortiment: Der Buchhandel in Deutschland zu Beginn des 21. Jahrhunderts; Alle fachspezifischen Inhalte des Ausbildungsberufs Buchhändlerin/Buchhändler auf der Grundlage der sachlichen Gliederung des Ausbildungsrahmenplans von 2011*, von K.-W. Bramann & P. Cremer]. *BuB – Forum Bibliothek und Information*, 66(10), 795–796. Abgerufen von <http://b-u-b.de/archiv/>
- Umlauf, K. [Rezension zu *Universitätsbibliotheken in Großbritannien*, von A. Keller]. *Bibliothek: Forschung und Praxis*, 38(1), 150–152. doi:10.1515/bfp-2014-0009
- 2012 Umlauf, K. Bibliotheksgesetze sind auch ohne Verpflichtung sinnvoll: Das erste Buch über deutsche Bibliotheksgesetze [Rezension zu *Bibliotheksgesetzgebung: Ein Handbuch für die Praxis, insbesondere im Land Baden-Württemberg*, hrsg. von E. W. Steinhauer & C. Vonhof]. *BuB – Forum Bibliothek und Information*, 64(1), 78–80. Abgerufen von <http://b-u-b.de/archiv/>
- Umlauf, K. Bibliothekskonzeptionen: Benutzerorientierung braucht eine konzeptionelle Grundlage [Rezension zu *Bibliotheken strategisch steuern: Projekte, Kon-*

- zepte, *Perspektiven*, hrsg. von A. Mittrowann, M. Motzko & P. Hauke]. *BuB – Forum Bibliothek und Information*, 64(2), 164–165. Abgerufen von <http://b-u-b.de/archiv/>
- 2011 Umlauf, K. Konzis, aktuell und umfassend [Rezension zu *Foundations of Library and Information Science* (3. Aufl.), von R. Rubin]. *BuB – Forum Bibliothek und Information*, 63(11/12), 821–822. Abgerufen von <http://b-u-b.de/archiv/>
- Umlauf, K. [Rezension zu „Gut ist uns nie gut genug!“ *Instrumente zur Qualitätssentwicklung und Qualitätssicherung für eine ausgezeichnete Bibliothek*, hrsg. von T. Becker & C. Vonhof]. *Bibliothek: Forschung und Praxis*, 35(2), 282–285. doi:10.1515/bfup.2011.041
- 2010 Umlauf, K. Differenziert und geschmeidig [Rezension zu *Die Geschichte der Buchpreisbindung in Deutschland: Von ihren Anfängen bis ins Jahr 1945*, von J. Kühnert]. *BuB – Forum Bibliothek und Information*, 62(7/8), 552–554. Abgerufen von <http://b-u-b.de/archiv/>
- 2009 Umlauf, K. Umbruch in der Informationslogistik: Analyse des wissenschaftlichen Bibliothekswesens in den USA; Rahmenbedingungen, Anforderungen und Konzepte [Rezension zu *Academic Libraries und Cyberinfrastructure in den USA: Das System wissenschaftlicher Kommunikation zu Beginn des 21. Jahrhunderts*, von H. Rösch]. *BuB – Forum Bibliothek und Information*, 61(4), 282–283. Abgerufen von <http://b-u-b.de/archiv/>
- 2008 Umlauf, K. „Konzentration und langer Atem“: Erfahrungen aus der Verlagspraxis in Lehrbuchform [Rezension zu *Verlagswirtschaft: Ökonomische, rechtliche und organisatorische Grundlagen* (2., neubearb. u. erw. Aufl.), von W. D. v. Lucius]. *BuB – Forum Bibliothek und Information*, 60(2), 165–166. Abgerufen von <http://b-u-b.de/archiv/>
- Umlauf, K. (2008, 7. Januar). Konzeptionslose Kompilation [Rezension zu *Lexikon Buch, Bibliothek, Neue Medien* (2., aktualisierte u. erw. Ausg.), von D. Strauch & M. Rehm]. *IASOnline*. Abgerufen von http://www.iaslonline.de/index.php?vorgang_id=2753
- Umlauf, K. [Rezension zu *Bibliothekskonferenz Sachsen-Anhalt: Abschlussbericht* (Redefassung)]. *Mitteilungsblatt (mb) der Bibliotheken in Niedersachsen und Sachsen-Anhalt*, 138, 21–22.
- Umlauf, K. [Rezension zu *Das Buch vom Buch* (3., überarb. und erw. Aufl.), von M. Janzin & J. Günther]. *Archiv für Geschichte des Buchwesens*, 62, 227–230.
- Umlauf, K. [Rezension zu *Marketing Library and Information Services: International Perspectives*, hrsg. von D. K. Gupta, C. Koontz, Ä. Massimo & R. Savard]. *Bibliothek: Forschung und Praxis*, 32(1), 112–114. doi:10.1515/bfup.2008.011
- 2007 Umlauf, K. (2007, 18. Januar). Kalter Krieg in Bibliotheken: Forschung zwischen Wissenschaft und Oral History [Rezension zu *Bibliotheken, Bücher und andere Medien in der Zeit des Kalten Krieges*, hrsg. P. Vodosek & W. Schmitz]. *IASOnline*. Abgerufen von http://iasl.uni-muenchen.de/rezensio/liste/Umlauf3447052872_1725.html
- Umlauf, K. Unikat mit Mängeln: Fächer- und branchenübergreifendes Lexikon als Kompilation älterer Nachschlagewerke [Rezension zu *Lexikon Buch, Bibliothek, Medien*, von D. Strauch & M. Rehm]. *BuB – Forum Bibliothek und Information*, 59(11/12), 844–845. Abgerufen von <http://b-u-b.de/archiv/>
- 2006 Umlauf, K. (2006, 6. November). Buchwissenschaft aus Verlegersicht [Rezension zu *Das Buch in der Informationsgesellschaft: Ein buchwissenschaftliches Symposi-*

- on, hrsg. von L. Delp]. *IASOnline*. Abgerufen von http://iasl.uni-muenchen.de/rezensio/liste/Umlauf3447053119_1726.html
- Umlauf, K. Germanisten erklären den Literaturbetrieb [Rezension zu *Das BuchMarkt-Buch: Der Literaturbetrieb in Grundbegriffen*, hrsg. von E. Schütz]. *BuB – Forum Bibliothek und Information*, 58(6), 475–476. Abgerufen von <http://b-u-b.de/archiv/>
- Umlauf, K. (2006, 8. Juni). Die Germanistik erforscht den Buchmarkt [Rezension zu *Das BuchMarktBuch: Der Literaturbetrieb in Grundbegriffen*, hrsg. von E. Schütz]. *IASOnline*. Abgerufen von http://iasl.uni-muenchen.de/rezensio/liste/Umlauf3499556723_1716.html
- 2005 Umlauf, K. [Rezension zu *Information Science in theory and practice* (3., überarb. u. erw. Aufl.), von B. C. Vickery & A. Vickery]. *Bibliothek: Forschung und Praxis*, 29(1), 139–141. doi:10.1515/BFUP.2005.265
- 2004 Umlauf, K. Ein aktueller Überblick über das deutsche Bibliothekswesen [Rezension zu *Portale zu Vergangenheit und Zukunft: Bibliotheken in Deutschland*, hrsg. von J. Seefeldt, L. Syré & Bundesvereinigung Deutscher Bibliotheksverbände]. *BuB – Forum Bibliothek und Information*, 56(3), 235–236.
- Umlauf, K. [Rezension zu *Handbuch zur Regensburger Verbundklassifikation: Materialien zur Einführung*, von B. Lorenz]. *Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie: ZfBB*, 51(3), 189–192. Abgerufen von http://zs.thulb.uni-jena.de/receive/jportal_jparticle_00001804
- Umlauf, K. Überzeugendes Kompendium für bibliotheksbezogene Studiengänge an Hochschulen [Rezension zu *Die moderne Bibliothek: Ein Kompendium der Bibliotheksverwaltung*, hrsg. von R. Frankenberger & K. Haller]. *BuB – Forum Bibliothek und Information*, 56(4), 304–305.
- 2003 Umlauf, K. Buchmarkt Schweiz [Rezension zu *Buchmarkt und Buchpreisbindung in der Schweiz: Gutachten der Prognos AG für das Bundesamt für Kultur*, von F. Neiger & J. Trappell]. *BuB – Forum Bibliothek und Information*, 55(5), 346–347.
- Umlauf, K. Internationales Netzwerk Öffentlicher Bibliotheken [Rezension zu *Zukunftsorientierte Internet-Angebote in Öffentlichen Bibliotheken*, von R. Hapel, V. Pirsich & T. Giappiconi; *Kompetente Mitarbeiter: Neue Anforderungen an die Bibliothek*, von J. Bryant & K. Poustie; *Die Zukunft ist ein Traum: Führung in der Bibliothek von morgen; Einige ungewöhnliche Ideen*, von M. Berndtson; *Lernen von anderen Branchen*, von J. Garcia, T. Knight & S. Sutherland; *Die Öffentliche Bibliothek als realer und virtueller Ort*, von H. Das, A. Dobbie, S. Kent & C. Äng]. *BuB – Forum Bibliothek und Information*, 55(1), 47–48.
- 2001 Umlauf, K. Die Kunst, andere für sich zu gewinnen [Rezension zu *Lobbyarbeit für Bibliotheken: Politisch denken – strategisch handeln*, hrsg. von U. Wimmer]. *BuB – Forum Bibliothek und Information*, 53(6/7), 423–424.
- 1999 Umlauf, K. Buchpreisbindung – Analyse und Erfahrungen [Rezension zu *Ökonomische Analyse der Buchpreisbindung*, von B. Rürup, R. Klopffleisch & H. Stumpf]. *Buch und Bibliothek – BuB*, 51(3), 203–204.
- Umlauf, K. Werkstattbericht und maßgebliche Darstellung [Rezension zu *Wege zu einer bibliotheksgerechten Kosten- und Leistungsrechnung*, Red.: K. Pauleweit]. *Buch und Bibliothek – BuB*, 51(4), 268–269.
- 1998 Umlauf, K. Anschauliche Bibliotheksgeschichte [Rezension zu *Die Geschichte einer Bücherei: 100 Jahre Stadtbibliothek Wilmersdorf 1893–1993; Eine Dokumentati-*

- on, von I. Oppermann, 1 Videokassette [VHS] (ca. 60 Min.)). *Buch und Bibliothek – BuB*, 50(9), 609.
- Umlauf, K. Betriebswirtschaftlicher Gesinnungswandel [Rezension zu *Betriebsvergleich an Öffentlichen Bibliotheken*, Bd. 2: *Meßergebnisse – Richtwerte – Handlungsempfehlungen*, hrsg. von B. Windau, bearb. von U. Pantenburg]. *Buch und Bibliothek – BuB*, 50(1), 56–57.
- 1997 Umlauf, K. Nichts Neues [Rezension zu *Betriebsvergleich an Öffentlichen Bibliotheken*, Bd. 1: *Empfehlungen und Arbeitsmaterialien für ein output-orientiertes Berichtswesen*, hrsg. von M. Pöhl & B. Windau]. *Buch und Bibliothek – BuB*, 49(11), 845–846.
- Umlauf, K. Qualitätsmanagement – trivial und unverbindlich [Rezension zu *Qualität und Leistung – Bibliotheken auf dem Prüfstand: Beiträge zum Qualitätsmanagement in Bibliotheken*, Red.: K. Pauleweit]. *Buch und Bibliothek – BuB*, 49(3), 267–268.
- 1996 Umlauf, K. [Rezension zu *Bibliothekskultur entwickeln: 50 Jahre Staatliche Fachstelle für das öffentliche Bibliothekswesen Freiburg*, hrsg. von B. Schubel]. *ABI-Technik*, 16(2), 228–232.
- Umlauf, K. [Rezension zu *Rechts- und Betriebsformen für öffentliche Bibliotheken*, von G. Beger]. *Buch und Bibliothek – BuB*, 48(1), 107–108.
- Umlauf, K. Selbstbewußt und konservativ [Rezension zu *Berufsbild und Selbstverständnis der Bibliothekare in Deutschland 1994*, hrsg. von J. Arndt]. *Buch und Bibliothek – BuB*, 48(5), 503–504.
- Umlauf, K. „Wo der Hase im Pfeffer liegt“: Verwaltungsreform in Bibliotheken [Rezension zu *Verwaltungsreform: Bibliotheken stellen sich der Herausforderung*, hrsg. von U. Wimmer]. *Buch und Bibliothek – BuB*, 48(2), 230–232.
- 1995 Umlauf, K. Eine neue Aufgabe für das DBI [Rezension zu *Arbeitshilfen für Spezialbibliotheken*. Bd. 5, T. 2: *Anwendung von PCs in Bibliotheken (vollst. Neufassung)*, von U. Schwersky & M. W. Mönnich]. *Buch und Bibliothek – BuB*, 47(1), 90–91.
- Umlauf, K. Pudding on the wall: Die fraktale Bibliothek [Rezension zu *Von der „dreigeteilten“ zur „fraktalen“ Bibliothek: Benutzerzentrierte Bibliotheksarbeit im Wandel; Das Beispiel der Stadtbibliothek Paderborn*, von K. Ceynowa]. *Buch und Bibliothek – BuB*, 47(4), 398–400.
- 1994 Umlauf, K. [Rezension zu *Bibliothek – Kultur – Information*, hrsg. von P. Vodosek]. *Bibliothek: Forschung und Praxis*, 18(1), 127–129. doi:10.1515/bfp-2016-frontmatter3
- 1993 Umlauf, K. Die effektive Bibliothek [Rezension zu *Die effektive Bibliothek: Endbericht des Projekts „Anwendung und Erprobung einer Marketingkonzeption für Öffentliche Bibliotheken“*, Red.: P. Borchardt]. *Buch und Bibliothek – BuB*, 45(4), 381–383.
- Umlauf, K. Kontrapositionen: Die Festschrift für Hans Joachim Vogt [Rezension zu *Bibliotheksentwicklungsplanung: Festschrift für Hans Joachim Vogt*, hrsg. von R. Breithaupt, D. Walther & E. Willnat]. *Buch und Bibliothek – BuB*, 45(1), 76–78.
- Umlauf, K. Trackbälle und Mäuse: Souveräne Arbeitshilfe zur EDV-Anwendung [Rezension zu *Arbeitshilfen für Spezialbibliotheken*. Bd. 5, T. 1: *Grundlagen und Technik von PCs (vollst. Neufassung)*, von U. Schwersky & M. W. Mönnich]. *Buch und Bibliothek – BuB*, 45(10/11), 911–912.

- 1991 Umlauf, K. Rechtsvorschriften zur Fortbildung [Rezension zu *Rechtsvorschriften zur bibliothekarischen Fortbildung*, hrsg. von der Fortbildungskommission des Deutschen Bibliotheksinstituts]. *Buch und Bibliothek – BuB*, 43(1), 93–94.
- 1990 Umlauf, K. Alles drin, alles gesagt [Rezension zu *Die Öffentliche Bibliothek: Standortbestimmung und Zukunftsperspektiven der Bibliotheken in kommunaler Verantwortung*, hrsg. vom DBV]. *Buch und Bibliothek – BuB*, 42(1), 50–51.
- Umlauf, K. Das Image der Fadheit oder Wie sehen angehende Bibliothekare sich und ihren Beruf? [Rezension zu *Study motivation, work orientation and “personality structure” of future librarians*, von R. A. C. Bruyns]. *Buch und Bibliothek – BuB*, 42(5), 472–474.
- 1989 Umlauf, K. Zehn Jahre DBI [Renzenion zu *10 Jahre Deutsches Bibliotheksinstitut: Bilanz und Ausblick: Ein Kolloquium*, Red.: P. Borchardt]. *Buch und Bibliothek – BuB*, 41(10), 932–934.
- 1988 Umlauf, K. Bibliothekstechnik: Arbeitshilfen für Spezialbibliotheken, Band 4 [Rezension zu *Arbeitshilfen für Spezialbibliotheken. Bd. 4: Bibliothekstechnik*, hrsg. von E. Morgenstern]. *Buch und Bibliothek – BuB*, 40(4), 394–395.
- 1987 Umlauf, K. Rationalisierung in Bibliotheken [Rezension zu *Rationalisierung von Arbeitsabläufen in mittleren und kleineren Öffentlichen Bibliotheken*, hrsg. von W. Bender]. *Buch und Bibliothek – BuB*, 39(6), 620–622.

Beiträge in Nachschlagewerken

Für folgende Nachschlagewerke hat Konrad Umlauf Beiträge verfasst:

- [GMIB] Umlauf, K. (Hrsg.). (2016). *Grundwissen Medien, Information, Bibliothek*. Stuttgart: Hiersemann.
- [LBI] Umlauf, K. & Gradmann, S. (Hrsg.). (2009–2014). *Lexikon der Bibliotheks- und Informationswissenschaft* (2 Bände). Stuttgart: Hiersemann.
- [LGB] Corsten, S., Pflug, G. & Schmidt-Künsemüller, F. A. (Hrsg.). (2013). *Lexikon des gesamten Buchwesens* (2., völlig neu bearb. Aufl.). Stuttgart: Hiersemann.
- [RSB] Rautenberg, U. (Hrsg.). (2015). *Reclams Sachlexikon des Buches* (3., vollst. überarb. Aufl.). Stuttgart: Reclam.

À condition [LBI]; Abkürzung [LBI]; Abonnement [LBI]; Absatz [LBI]; Absatzkanal [LBI]; Absatzzeichen [LBI]; Absenzquote [LBI]; Access Point [LBI]; Akademieschrift [RSB]; Aktivierungsgrad [LBI]; Akzession [RSB]; Akzessionsjournal [LBI]; Allgemeinbibliographie [RSB]; Allgemeine öffentliche Bibliothek [LBI]; Allgemeine Systematik für Öffentliche Bibliotheken [LBI]; Alphabetische Ordnung [LBI]; Alphabetischer Katalog [RSB]; Alterung [LBI]; Alterungsbeständigkeit [GMIB][LBI]; Alterungsbeständigkeit von Schriften, Drucken und Kopien auf Papier – Anforderungen und Prüfverfahren [LBI]; Amtliche Druckschrift [RSB]; Amtliche Karte [LBI]; Amtsblatt [LBI]; Amtsdrucksache [LBI]; Andruck [LBI]; Anforderungen an das Binden von Bibliotheks-, Archiv- und anderem Schriftgut bzw. anderen Druckerzeugnissen aus Papier zum Gebrauch in Archiven und Bibliotheken [LBI]; Anforderungen an die Aufbewahrung von Archiv- und Bibliotheksgut [LBI]; Anglo-American Cataloguing Rules (AACR) [RSB]; Anhängenzahl [LBI]; Annotierte

Bibliographie [RSB]; Ansetzung [RSB]; Ansichtssendung [RSB]; ANSI-Norm [LBI]; Anthologie [LBI]; Antiquariatsbuchhandel [LBI]; Anzeigenblatt [LBI]; Apparat [LBI]; Approval Plan [LBI]; Arbeitsablauf [LBI]; Arbeitsgemeinschaft der Archive und Bibliotheken in der evangelischen Kirche [LBI]; Arbeitsgemeinschaft der Gedenkstättenbibliotheken [LBI]; Arbeitsgemeinschaft der kirchlichen Büchereiverbände Deutschlands [LBI]; Arbeitsgemeinschaft der Kunst- und Museumsbibliotheken [LBI]; Arbeitsgemeinschaft der Parlaments- und Behördenbibliotheken [LBI]; Arbeitsgemeinschaft der Regionalbibliotheken [LBI]; Arbeitsgemeinschaft der Spezialbibliotheken [LBI]; Arbeitsgemeinschaft für juristisches Bibliotheks- und Dokumentationswesen [LBI]; Arbeitsgemeinschaft für Medizinisches Bibliothekswesen [LBI]; Arbeitsgemeinschaft katholisch-theologischer Bibliotheken [LBI]; Arbeitskreis Kritischer BibliothekarInnen [LBI]; Arbeitsstelle für Standardisierung [LBI]; Architektur [LBI]; Archiv-, Bibliotheks- und Informationsassistent [LBI]; Archivar [LBI]; Archivbibliothek [LBI][RSB]; Artikel [LBI]; Aspekt [LBI]; Assessor des Bibliotheksdienstes [LBI]; Assistent an Bibliotheken [LBI]; Association for Information Management [LBI]; Association of Library and Information Science Education [LBI]; Association of Research Libraries [LBI]; Atkins-Report [LBI]; Atlas [LBI]; Auditives Medium [LBI]; Aufstellungssystematik [LBI]; Aufsuchende Bibliotheksarbeit [GMIB][LBI]; Auktionskatalog [LBI]; Ausbildung in Informationsberufen [LBI]; Ausgewählte Werke [RSB]; Ausleihgebühr [LBI]; Außensteg [LBI]; Aussprachewörterbuch [LBI]; Ausstattung [LBI]; Ausstellungskatalog [LBI]; Auszeichnung [LBI]; Auszeichnungsschrift [LBI]; Autoatlas [LBI]; Autobiografie [LBI]; Autor [LBI]; Autorenlexikon [LBI]; Autorenverlag [LBI]; Autorisierte Ausgabe [RSB]; Availability [LBI]

Bachelor [LBI]; Backlist [LBI]; Band [RSB]; Barsortiment [LBI]; Bauchbinde [LBI]; Bayer Business Services Information Center [LBI]; Bayerisches Etatmodell [LBI]; BBS-Diplom [LBI]; Bedarf [LBI]; Begriffswörterbuch [LBI]; Behördenbibliothek [RSB]; Beigefügtes Werk [RSB]; Beiheft [RSB]; Beilage [RSB]; Belegexemplar [LBI]; Belletristik [LBI]; Benutzer [LBI]; Benutzerorientierung (zs. mit H.-C. Hobohm) [LBI]; Benutzerzufriedenheit (zs. mit H.-C. Hobohm) [GMIB][LBI]; Benutzungsentgelt [LBI]; Nutzungsgebühr [LBI]; Nutzungsordnung [LBI]; Bericht [LBI]; Berufsbild [LBI]; Berufsethik [GMIB][LBI]; Berufsverband Dokumentation, Information und Kommunikation [LBI]; Berufsverband Information Bibliothek [LBI]; Beschaffungspolitik [LBI]; Besitzvermerk [LBI]; Bestand [GMIB][LBI]; Bestandsabbau [LBI]; Bestandsaufbau [GMIB][LBI]; Bestandsentwicklung [LBI]; Bestandserhaltung [GMIB][LBI][RSB]; Bestandskalkulation [LBI]; Bestandskonzept [GMIB][LBI]; Bestandsmanagement [LBI]; Bestandspflege [LBI]; Bestandsplatzierung [LBI]; Bestandspräsentation [LBI]; Betriebswirtschaftslehre [LBI]; Bevölkerung [LBI]; Bewertung der Bestände [LBI]; Bibliografie (zs. mit D. Wissen) [GMIB][LBI]; Bibliografie der Bibliografien (zs. mit D. Wissen) [LBI]; Bibliografienkunde (zs. mit D. Wissen) [LBI]; Bibliografische Auskunft (zs. mit D. Wissen) [LBI]; Bibliografische Datenbank (zs. mit D. Wissen) [GMIB][LBI]; Bibliografische Kontrolle [LBI]; Bibliografischer Apparat [LBI]; Bibliographie [RSB]; Bibliographie matérielle [LBI]; Bibliographische Angaben [RSB]; Bibliometrie [RSB]; Bibliophilie (zs. mit D. Wissen) [LBI]; Bibliothek & Information Deutschland [LBI]; Bibliothek & Information International [LBI]; Bibliothek (zs. mit P. Mayr) [LBI]; Bibliothek [GMIB][RSB]; Bibliothek 2007 [LBI]; Bibliothek Information Schweiz [LBI]; Bibliothekar [LBI][RSB]; Bibliothekariat [LBI]; Bibliothekarischer Katalog [RSB]; Bibliothekarischer Verband [RSB]; Bibliotheken '93 [LBI]; Bibliotheks- und Informationswissenschaft [GMIB][LBI]; Bibliotheks- und informationswissenschaftliche Studiengänge [LBI]; Bibliotheksassistent [LBI]; Bibliotheksbeirat [LBI]; Bibliotheksdienstleister [LBI]; Bibliotheksgebühr [LBI]; Bibliotheksgehilfe [LBI]; Bibliotheksklassifikation [LBI]; Bibliothekskommission [LBI]; Bibliotheksnachlass [LBI]; Bibliotheksplan [LBI]; Bibliotheksplan '73 [LBI]; Bibliotheksreferendariat [LBI]; Bibliothekssoziologie [GMIB]; Bibliothekssparte [LBI]; Bibliothekssystem [LBI]; Bibliothekstantieme [LBI]; Bibliothekstyp [LBI]; Bib-

liothekstypologie [LBI]; Bibliotheksverbund [RSB]; Bibliotheksverbundkatalog [LBI]; Bibliotheksverordnung der DDR [LBI]; Bibliotheksverwaltung [LBI]; Bibliotheksverwaltungslehre [LBI]; Bibliotheksvolontariat [LBI]; Bibliothekswissenschaft [RSB]; Bibliothekszentrale [LBI]; Bildagentur [LBI]; Bildagentur für Kunst, Kultur und Geschichte [LBI]; Bildarchiv [LBI]; Bildarchiv Preußischer Kulturbesitz [LBI]; Bildband [LBI]; Bilddokumentation [LBI]; Bilderbuchkino [LBI]; Bildformat [LBI]; Bildmedium [GMIB][LBI]; Bildstelle [LBI]; Bildwörterbuch [LBI]; Biobibliografie (zs. mit D. Wissen) [LBI]; Biobibliographie [RSB]; Biografie [LBI]; Biografisches Lexikon [LBI]; Biographie [RSB]; Biostoffverordnung [LBI]; Bitkom [LBI]; Blanket Order [LBI]; Bodleian Library [LBI]; Bonner Katalog [LBI]; Borromäusverein [LBI]; Börsenverein des Deutschen Buchhandels [LBI]; Boulevardzeitung [LBI]; Bradfordsches Gesetz [GMIB][LBI]; Brief [LBI]; Broschur (zs. mit V. Titel) [LBI]; Buchaufstellung [LBI]; Buchausleihe [RSB]; Buchbearbeitung [LBI]; Buchbestand [LBI]; Büchereihandschrift [LBI]; Bücherhalle [RSB]; Buchhandelsbibliografie (zs. mit D. Wissen) [LBI]; Buchhändler [LBI]; Buchhändlerabbat [LBI]; Buchmarkt (zs. mit V. Titel) [GMIB][LBI]; Buchnutzung [GMIB][LBI]; Buchtitel [LBI]; Bund [LBI]; Bundesprüfstelle für jugendgefährdende Medien [LBI]; Bundesverein der Bibliotheksassistent/innen und anderer Mitarbeiter/innen an Bibliotheken [LBI]; Bund-Länder-Kommission für Bildungsplanung und Forschungsförderung [LBI]; Bürgerschaftliches Engagement [LBI]

Cataloguing in Publication (CIP) [RSB]; CD-Audio (zs. mit S. Büttner) [LBI]; CD-I (zs. mit S. Büttner) [LBI]; CD-Maxi (zs. mit S. Büttner) [LBI]; CD-Player (zs. mit S. Büttner) [LBI]; CD-R (zs. mit S. Büttner) [LBI]; CD-ROM (zs. mit S. Büttner) [LBI]; CD-RW (zs. mit S. Büttner) [LBI]; CD-Single (zs. mit S. Büttner) [LBI]; Census [RSB]; Centre for Information Management and Technology [LBI]; Centre national de la recherche scientifique [LBI]; Chart [LBI]; Chartered Institute of Library and Information Professionals [LBI]; Citation-Index [RSB]; Classification of Library and Information Science [LBI]; Clavis [LBI]; Comenius-Gesellschaft [LBI]; Consortium of European Research Libraries [LBI]; Conspectus [GMIB][LBI]; Content Merchandiser [LBI]; Content Producer [LBI]; Content Provider [LBI]; Creative Commons (zs. mit S. Gradmann) [GMIB]; Cross Media Publishing [GMIB][LBI]; Cross Search (zs. mit E. W. De Luca) [GMIB][LBI]; Cyberinfrastructure [LBI]

Dachthesaurus [LBI]; Daseinsvorsorge [LBI]; DataCite [LBI]; Daten (zs. mit P. Mayr) [GMIB][LBI]; Datenshop (zs. mit D. Wissen) [LBI]; Deakquisition [GMIB][LBI]; Depotbibliotheken [RSB]; Desinformation (zs. mit V. Petras) [LBI]; Deutsche Bibliographie [LBI]; Deutsche Gesellschaft für Informationswissenschaft und Informationspraxis [LBI]; Deutsche Initiative für Netzwerkinformation [LBI]; Deutsche Nationalbibliografie (zs. mit D. Wissen) [LBI]; Deutsche Nationalbibliographie (DNB), Deutsche Bibliographie (DB) [RSB]; Deutsche Nationalbibliothek [RSB]; Deutscher Archivtag [LBI]; Deutscher Bibliothekartag [LBI]; Deutscher Bibliotheksverband [LBI]; Deutscher Dokumentartag [LBI]; Deutscher Gesamtkatalog (zs. mit D. Wissen) [LBI]; Deutscher Städtetag [LBI]; Deutscher Verband evangelischer Büchereien [LBI]; Deutsches Bucharchiv [LBI]; Deutsches Bücherverzeichnis (zs. mit D. Wissen) [LBI]; Dezimalklassifikation [RSB]; Diakritische Zeichen [RSB]; Dienstleistungen der Öffentlichen Bibliothek (zs. mit C. Lux) [LBI]; Dienstleistungsgesellschaft [LBI]; DigiCult Museen Schleswig-Holstein [LBI]; Digital Peer Publishing Lizenz [LBI]; Digital Peer Publishing NRW [LBI]; Digitale Bibliothek [RSB]; Digitale Bibliothek NRW (zs. mit P. Lohnert und D. Wissen) [LBI]; Digitale Langzeitarchivierung (zs. mit V. Petras) [GMIB][LBI]; Digitale Wissenskluft [GMIB][LBI]; Digitales Medium (zs. mit P. Lohnert) [GMIB][LBI]; Digitalisat (zs. mit V. Petras) [GMIB][LBI]; Digitalisierung (zs. mit P. Lohnert und S. Büttner) [GMIB][LBI]; DIN-Norm [LBI]; Diplom-Bibliothek [LBI]; Diplom-Dokumentar [LBI]; Diplom-Informationswirt [LBI]; Directory of Open Access Journals (zs. mit D. Wissen) [LBI]; Di-

rektvertrieb (zs. mit V. Titel) [LBI]; Disintermediation [GMIB][LBI]; Diskothek (zs. mit W. N. Rappert) [LBI]; Dissertation (zs. mit S. Rühr) [LBI]; Dissertation [RSB]; Distance Learning (zs. mit R. Stang) [LBI]; Distributionspolitik (zs. mit A. Degkwitz) [LBI]; Diversitätsmanagement [LBI]; Dokument (zs. mit S. Gradmann) [GMIB][LBI]; Dokument [RSB]; Dokumentalist [LBI]; Dokumentanalyse [LBI]; Dokumentar [LBI]; Dokumentarfilm [LBI]; Dokumentarische Bezugseinheit (zs. mit S. Gradmann) [LBI]; Dokumentation [LBI][RSB]; Dokumentationsdienst Bibliothekswesen [LBI]; Dokumentationseinheit (zs. S. Gradmann) [LBI]; Dokumentationsring (zs. mit V. Petras) [LBI]; Dokumentationswissenschaft [LBI]; Dokumentationswürdigkeit (zs. mit S. Gradmann) [GMIB][LBI]; Dokumentationszentrum [LBI]; Dokumentenserver [GMIB][LBI]; Dokumentnutzung [LBI]; Dokumenttyp (zs. mit S. Gradmann) [GMIB][LBI]; Drehbuch [LBI]; Dreigeteilte Bibliothek [LBI]; Drucker (= Beruf) [LBI]; Druckgrafik [LBI]; Druckschrift (zs. mit O. Duntze) [LBI]; Dualer Markt [GMIB][LBI]; Duales Gut [GMIB][LBI]; Dublettenkontrolle [LBI]; Dublin Core Metadata Element Set (zs. mit S. Gradmann) [GMIB][LBI]; Durchschnittspreis [LBI]; DVD-Forum [LBI]

Editieren (zs. mit E. W. De Luca) [LBI]; Editionsform [LBI]; Edutainment [LBI]; EFQM-Modell für Exzellenz (zs. mit A. Degkwitz) [LBI]; E-Government (zs. mit S. Fühles-Ubach) [GMIB][LBI]; Ehrenamt [LBI]; Eigentumskennzeichnung (zs. mit J. Seefeldt) [LBI]; Einbanddecke [LBI]; Einbandforschung (zs. mit W. D. v. Lucius) [LBI]; Einblattdruck [LBI]; Einheitsbibliothek [LBI]; Einheitssachtitel [RSB]; Ein-Linien-Organisation (zs. mit A. Degkwitz) [LBI]; Einschichtiges Bibliothekssystem (zs. mit A. Degkwitz) [LBI]; Einsprachiges Wörterbuch [LBI]; Einstelldienst (zs. mit J. Seefeldt) [LBI]; Eintragung [LBI]; Einzelwerk [LBI][RSB]; ekz.bibliotheksservice (zs. mit J. Seefeldt) [LBI]; ekz.bibliotheksservice GmbH [RSB]; ekz-Informationsdienst [LBI]; Elektronische Publikation (zs. mit V. Petras) [GMIB][LBI]; Elektronische Ressource [GMIB][LBI]; Elektronische Zeitschrift (zs. mit V. Petras) [GMIB][LBI]; Elektronisches Buch (zs. mit S. Gradmann) [GMIB][LBI]; Elektronisches Dokument (zs. mit V. Petras) [LBI]; Elektronisches Publizieren (zs. mit V. Petras) [GMIB][LBI]; Elektrostatisches Druckverfahren (zs. mit U. Herzau-Gerhardt) [LBI]; Empirische Forschung [LBI]; Endnote (= Anmerkung, zs. mit O. Duntze) [LBI]; EN-Norm [LBI]; Entgelt [LBI]; Enthaltene Werk [RSB]; Enumerative Notation [LBI]; Enzyklopädie [LBI]; Enzyklopädisches Wörterbuch [LBI]; Erbauungsbuch [LBI]; Ergänzungslieferung [LBI]; Ersatzleistung [LBI]; Erscheinungsform [LBI]; Erscheinungsweise (zs. mit K. Emrich) [LBI]; Erschließung [LBI]; Erwerbung [GMIB][LBI][RSB]; Erwerbungssetat [LBI]; ESA (zs. mit V. Petras) [LBI]; Etatmodell [GMIB][LBI]; Etatverteilungsmodell [GMIB][LBI]; Ethische Grundsätze der Bibliotheks- und Informationsberufe [LBI]; Etymologisches Wörterbuch [LBI]; Euroguide [LBI]; Europäisches Zertifizierungshandbuch für Informationsfachleute [LBI]; European Article Number (zs. mit E. W. De Luca) [LBI]; Evidence Based Librarianship [LBI]; Exemplar (zs. mit P. Hauke) [LBI]; Expertise (zs. mit H. Rösch) [LBI]; Explizite Personalisierung (zs. mit E. W. De Luca) [LBI]; Expression [LBI]; Expressive Notation [LBI]; Eyetracking (zs. mit S. Mundt) [LBI]

Facebook (zs. mit V. Petras) [LBI]; Fachangestellter für Medien und Informationsdienste [LBI]; Fachbereichsbibliothek [RSB]; Fachbibliografie (zs. mit D. Wissen) [LBI]; Fachbibliographie [RSB]; Fachbibliothekar [LBI]; Fachbuch (zs. mit K. Emrich) [GMIB][LBI]; Fachgebietsabdeckung [LBI]; Fachinformationsdienst (zs. mit J. Seefeldt) [GMIB]; Fachinformationszentrum (zs. mit V. Petras) [GMIB]; Fachinformatör [LBI]; Fachliteratur [LBI]; Fachreferat [LBI]; Fachreferent [LBI]; Fachwirt für Informationsdienste [LBI]; Fachwörterbuch [LBI]; Fahnenabzug [LBI]; Faktendokumentation [LBI]; Faltkarte [LBI]; Fernleihe [RSB]; Fernstudium (zs. mit S. Gradmann) [LBI]; Festbestellung (zs. mit J. Seefeldt) [LBI]; Fester Ladenpreis [LBI]; Festplattenrekorder (zs. mit S. Büttner) [LBI]; Festschrift [RSB]; Feuilleton [LBI]; Film (zs. mit S. Büttner) [LBI]; Filmografie (zs. mit D. Wissen) [LBI]; Finanzinformation (zs. mit U. Georgy) [LBI]; Firmenschrift [LBI][RSB];

Fokusgruppeninterview (zs. mit S. Mundt) [LBI]; Folksonomie (zs. mit L. Heller) [GMIB][LBI]; Förderrichtlinie [LBI]; Förderverein (zs. mit A. Degkwitz) [LBI]; Format [LBI]; Formatieren [LBI]; Formatvorlage (zs. mit U. Herzau-Gerhardt) [LBI]; Forschungsbibliothek [RSB]; Forschungsfront (zs. mit V. Petras) [LBI]; Fortlaufendes Sammelwerk [RSB]; Fortsetzung [RSB]; Fortsetzungsbestellung (zs. mit J. Seefeldt) [LBI]; Fortsetzungswerk [RSB]; Forum Bestandserhaltung [LBI]; Fotografie (zs. mit L. Heller) [LBI]; Fotostelle (zs. mit P. Hauke) [LBI]; Fotothek [LBI]; Frankfurter Allgemeine Archiv (zs. mit D. Wissen) [LBI]; Fraunhofer-Gesellschaft zur Förderung der angewandten Forschung [LBI]; Free of Charge Open Access [LBI]; Freihandaufstellung (zs. mit S. Alker und U. Naumann) [GMIB][LBI]; Freihandaufstellung [RSB]; Freihandbibliothek (zs. mit S. Alker und U. Naumann) [LBI]; Freiwillige Selbstkontrolle der Filmwirtschaft [LBI]; Freiwillige Selbstkontrolle der Unterhaltungssoftware [LBI]; Freiwillige Selbstkontrolle Multimedia-Diensteanbieter [LBI]; Freizeitgesellschaft [LBI]; Freizeitkarte [LBI]; Fremdleistung [LBI]; Fremdwörterbuch [LBI]; Frontlist (zs. mit V. Titel) [LBI]; Frontoffice [LBI]; Fundraising [LBI]; Funktionale Einschichtigkeit [LBI]; Funktionsrabatt [LBI]

Gale Directory of Online, Portable, and Internet Databases [LBI]; Ganzschrift [LBI]; Ganztext [LBI]; GAP Analyse [LBI]; Gebetbuch [RSB]; Gebrauchsbibliothek [LBI][RSB]; Gebührenfreiheit [LBI]; Gebundenes Indexieren [LBI]; Gefangenenbücherei der JVA Münster [LBI]; Gegenleistungspolitik [LBI]; Gehobener Bibliotheksdienst [LBI]; Gelegenheitsdrucke [RSB]; Gelegenheitsschrift [LBI]; Gelehrtenbibliothek [RSB]; GEMA [LBI]; Gemeinsame Normdatei [RSB]; Gemeinsame Wissenschaftskonferenz [LBI]; Gemeinwesenanalyse [LBI]; Generaldirektion der Staatlichen Bayerischen Bibliotheken [LBI]; Geografisches Lexikon [LBI]; Georg/Ost (zs. mit D. Wissen) [LBI]; German, Austrian and Swiss Consortia Organisation [LBI]; Gesammelte Werke [RSB]; Gesamtausgabe [RSB]; Gesamtverzeichnis des deutschsprachigen Schrifttums 1700–1965 [LBI]; Gesangbuch [LBI][RSB]; Geschäftsgang [GMIB][LBI]; Geschenk (zs. mit J. Seefeldt) [LBI]; Geschlossene Frage (zs. mit S. Fühles-Ubach) [LBI]; Gesellschaft für Information und Dokumentation [LBI]; Gesellschaft für Klassifikation [LBI]; Gesellschaft zur Verwertung von Leistungsschutzrechten [LBI]; Globalwörterbuch [LBI]; Google bücher [vielm.: Bücher] [LBI]; Granularität (zs. mit S. Gradmann) [GMIB]; Gratispresse [LBI]; Graue Literatur [GMIB][LBI][RSB]; Grundschrift (zs. mit O. Duntze) [LBI]; Grüner Weg des Open Access (zs. mit V. Petras) [LBI]; Gruppendiskussion (zs. mit S. Fühles-Ubach) [LBI]

Hacker [LBI]; Halbwertszeit (zs. mit V. Petras) [LBI]; Handbibliothek [RSB]; Handbuch [LBI][RSB]; Handexemplar [RSB]; Handlexikon [LBI]; Handschrift (= Schrift; zs. mit W. D. v. Lucius) [LBI]; Handwörterbuch [LBI]; Hauptklasse (zs. mit J. Bertram) [LBI]; Haushaltsplan [LBI]; Hauszeitschrift [LBI]; Hefroman [LBI]; Heinsius (zs. mit D. Wissen) [LBI]; Herstellender Buchhandel [LBI]; Hersteller [LBI]; Hierarchische Klassifikation [LBI]; Hierarchische Notation [LBI]; Hinrichs (zs. mit D. Wissen) [LBI]; Historical Note [LBI]; Historisches Wörterbuch [LBI]; Hitliste [LBI]; Hochschulbibliothek [RSB]; Hochschullehrbuch [LBI]; Hochschulschriften [RSB]; Hochschulverband Informationswissenschaft [LBI]; Höherer Bibliotheksdienst [LBI]; Holztafeldruck [LBI]; Homonymie (zs. mit J. Bertram) [LBI]; Honorar [LBI]; Hörbuch (zs. mit S. Rühr) [LBI]; Hörmedium [LBI]

I+D-Beruf [LBI]; Identifier [LBI]; Idiomatisches Wörterbuch [LBI]; IFLA Internet-Manifest [LBI]; Illustration (zs. mit W. D. v. Lucius) [LBI]; Illustrierte [LBI]; ILTIS (zs. mit D. Wissen) [LBI]; ImmediaTM Electronic Display (zs. mit O. Hopt) [LBI]; Impliziter Inhalt [LBI]; Importbuchhandel [LBI]; Impressum (zs. mit S. Rühr) [LBI]; Imprint-Verlag [LBI]; Incunabula Short Title Catalogue (zs. mit D. Wissen) [LBI]; Indexieren [RSB]; Indexierung (zs. mit J. Bertram) [GMIB][LBI]; Indexie-

rungsbezeichnung [LBI]; Indexierungskonsistenz (zs. mit E. W. De Luca) [LBI]; Indexierungsspezifität (zs. mit E. W. De Luca) [LBI]; Indexierungssprache (zs. mit J. Bertram) [GMIB][LBI]; Indizierung [LBI]; Infodata [LBI]; Information [RSB]; Information Professional [LBI]; Information und Kommunikation [LBI]; Informationelle Grundversorgung (zs. mit V. Petras) [GMIB][LBI]; Informations- und Dokumentationsassistent [LBI]; Informations- und Dokumentationsspezialist [LBI]; Informationsanalytiker [LBI]; Informationsanbieter (zs. mit V. Petras) [LBI]; Informationsarmut [LBI]; Informationsassistent (= Beruf) [LBI]; Informationsaufbereitung [GMIB][LBI]; Informationsbedarf (zs. mit H.-C. Hobohm) [GMIB][LBI]; Informationsberater [LBI]; Informationsberuf [LBI]; Informationsbroschüre [LBI]; Informationsexperte [LBI]; Informationsextraktion [GMIB][LBI]; Informationsfachleute [LBI]; Informationsfreiheit (zs. mit G. Beger) [GMIB][LBI]; Informationsgut (zs. mit F. Linde) [LBI]; Informationshorizont (zs. mit V. Petras) [LBI]; Informationskanal [LBI]; Informationskonstante [LBI]; Informationsmanager [LBI]; Informationsmittel (zs. mit D. Wissen) [GMIB][LBI]; Informationsmüll (zs. mit U. Georgy) [LBI]; Informationsnullsummenhypothese [LBI]; Informationsorganisation [LBI]; Informationspolitik [LBI]; Informationspräsentation (zs. mit V. Petras) [LBI]; Informationspraxis [GMIB][LBI]; Informationsprodukt [GMIB][LBI]; Informationsprozess (zs. mit V. Petras) [LBI]; Informationsressource [LBI]; Informationsspezialist [LBI]; Informationsstelle (zs. mit V. Petras) [LBI]; Informationsstrukturierung [GMIB][LBI]; Informationsüberlastung [LBI]; Informationsvermittlung [RSB]; Informationsversorgung (zs. mit V. Petras) [LBI]; Informationswissenschaft [LBI]; Informator mit Hochschulabschluss [LBI]; Infotainment [LBI]; Inhalterschließung [GMIB][LBI]; Innere Pressefreiheit (zs. mit G. Beger) [LBI]; Input (zs. mit O. Hopt) [LBI]; Instanz (zs. mit O. Hopt) [LBI]; Instanzrelation [LBI]; Institutionelles Repositorium (zs. mit V. Petras) [LBI]; Institutsbibliothek [RSB]; Integrierter Geschäftsgang [LBI]; Integriertes Bibliotheksverwaltungssystem [LBI]; Intellektuelle Indizierung [LBI]; Intensivkäufer [LBI]; Interessenkreierschließung [LBI]; International Serials Data System (ISDS) [RSB]; International Society for Knowledge Organization [LBI]; International Standard Bibliographic Description (ISBD) [RSB]; International Standard Book Number (ISBN) [RSB]; International Standard Serial Number (ISSN) [RSB]; Internationale Jugendbibliothek [LBI]; Internationale Klassifikation der Krankheiten und verwandter Gesundheitsprobleme (zs. mit J. Bertram) [LBI]; Internationale Universale Dezimalklassifikation (zs. mit J. Bertram) [LBI]; Interner Kunde [LBI]; Interpunktionszeichen (zs. mit S. Rühr) [LBI]; Inventarisation [LBI]; Inventarisierung [LBI]; Inventur (zs. mit A. Degkwitz) [LBI]; ISO-Norm [LBI]

Jahrbuch [LBI]; Jahresabschlussrabatt [LBI]; Jahresgebühr [LBI]; Johannes a Lasco Bibliothek Große Kirche Emden [LBI]; Jugendgefährdende Medien [LBI]; Jugendschrift [LBI]; Jugendschutzgesetz [LBI]; Just-in-time-Informationsübermittlung (zs. mit V. Petras) [LBI]

Kalibration (zs. mit S. Büttner) [LBI]; Kameralistik (zs. mit A. Degkwitz) [LBI]; Kapselschrift [LBI]; Kapselschriften [RSB]; Karlsruher Virtueller Katalog (zs. mit P. Hauke) [LBI]; Karte [LBI]; Katalog (zs. mit P. Hauke und R. Scheffel) [LBI]; Katalogisat [GMIB][LBI]; Katalogisierung [LBI][RSB]; Kategorie (= Auswertungsmerkmal) [LBI]; Kategorienkatalog (zs. mit P. Hauke) [LBI]; Kauf [LBI]; Kaufsitzung (zs. mit C. Vonhof) [LBI]; Kayser [LBI]; Key Title [LBI][RSB]; KGSt-Gutachten Öffentliche Bibliothek [LBI]; Kinder- und Jugendbibliothek [GMIB] [LBI][RSB]; Kinder- und Jugendliteratur [LBI]; Kirchenpresse [LBI]; Kirchliches Medienzentrum [LBI]; Klartext (zs. mit H. Heuser) [LBI]; Klasse (zs. mit J. Bertram) [LBI]; Klassenbenennung [LBI]; Klassenbeschreibung [LBI]; Klassenerläuterung [LBI]; Klassenumfang [LBI]; Klassifikation für Allgemeinbibliotheken [LBI]; Klassifikation für Kinder- und Jugendbibliotheken [LBI]; Klassifikationstheorie [LBI]; Kleinmedium [LBI]; Kleinschrifttum [RSB]; Kochbuch [LBI]; Kognitionswissenschaft (zs. mit H. Heuser) [LBI]; Kombinierte Schul- und Öffentliche Bibliothek [LBI]; Kommunale Biblio-

thek [LBI]; Kommunale Gemeinschaftsstelle für Verwaltungsmanagement [LBI]; Kompendium [LBI]; Konferenz der informations- und bibliothekswissenschaftlichen Ausbildungs- und Studiengänge [LBI]; Konkordanz [LBI]; Kontaktarbeit (zs. mit A. Degkwitz) [LBI]; Kontrollzeit [LBI]; Konvergenz [LBI]; Konversationslexikon [LBI]; Kooperative Erwerbung [GMIB][LBI]; Kopfblatt [LBI]; Krankenhausbibliothek [LBI]; Kreisbildstelle [LBI]; Kreuzkatalog [RSB]; Kreuzklassifikation [LBI]; Kritische Bibliographie [RSB]; Kumulative Bibliografie (zs. mit D. Wissen) [LBI]; Kumulative Bibliographie [RSB]; Kunde [LBI]; Kundenrabatt [LBI]; Kundenzeitschrift [LBI]; Kunstbuch [LBI]; Künstlerbuch [LBI]; Künstlerlexikon [LBI]

Lagerumschlagsgeschwindigkeit (zs. mit K. Emrich) [LBI]; Landesbibliografie (zs. mit D. Wissen) [LBI]; Landesbibliographie [RSB]; Landesbildstelle [LBI]; Landesmedienanstalt [LBI]; Langtext [LBI]; Langzeitarchivierung [RSB]; Laserprint (zs. mit U. Herzau-Gerhardt) [LBI]; Lebende Bücher [LBI]; Lebenszyklus [LBI]; Lederband (zs. mit E.-P. Biesalski) [LBI]; Lehrbuch [LBI]; Lehrerbibliothek [LBI]; Leihbibliothek [RSB]; Leihmaterial [LBI]; Leipziger Kongress für Information und Bibliothek [LBI]; Leistungskatalog [LBI]; Leit- und Orientierungssystem (zs. mit U. Naumann) [LBI]; Leitbild (zs. mit A. Degkwitz) [GMIB][LBI]; Lektor [LBI]; Lektorat [LBI]; Lektorsdienst [LBI]; Lektorskooperation [LBI]; Lemma [LBI]; Leseausgabe (zs. mit W. D. v. Lucius) [LBI]; Lesebuch [LBI]; Leseförderung [GMIB][LBI]; Lesen [GMIB][LBI]; Lesesozialisation [LBI]; Lexikon [LBI]; Library and Information Science Abstracts [LBI]; Library Association [LBI]; Library of Congress Classification (zs. mit J. Bertram) [LBI]; Library of Congress Subject Headings (zs. mit D. Askey) [LBI]; Libreka! (zs. mit D. Wissen) [LBI]; Liederbuch [LBI]; Lieferungswerk [RSB]; Literaturagent [LBI]; Literaturdatenbank [LBI][RSB]; Literaturdokumentation [LBI]; Literaturinformation [LBI]; Literaturlexikon [LBI]; Literatursuche [RSB]; Literaturversorgung [LBI][RSB]; Living Reviews [LBI]; Lobbyarbeit (zs. mit C. Lux) [LBI]; Lokalzeitung [LBI]; Loseblattsammlung [RSB]

Magazin (zs. mit U. Rautenberg) [RSB]; Mahngebühr [LBI]; Makulierung [GMIB][LBI]; Malerbuch [LBI]; Management (zs. mit A. Degkwitz) [LBI]; Manifestation [LBI]; Mantel [LBI]; Markenpolitik (zs. mit A. Degkwitz) [LBI]; Marketing (zs. mit A. Degkwitz) [LBI]; Marketingkonzept [GMIB][LBI]; Marketing-Mix (zs. mit A. Degkwitz) [LBI]; Markt [LBI]; Master [LBI]; Materialart [LBI]; Matrix-Organisation (zs. mit A. Degkwitz) [LBI]; Matrize [LBI]; Mechanische Ordnung [LBI]; Mediathek [RSB]; Mediatisierung [GMIB][LBI]; Medienaufstellung [LBI]; Medienbearbeitung [LBI]; Medienbruch [GMIB][LBI]; Mediendokumentar [LBI]; Medieneinheit [LBI]; Medieninformatik (zs. mit A. Oßwald) [LBI]; Medienkonkurrenz [LBI]; Medienkonvergenz [GMIB][LBI]; Medienmanagement [GMIB][LBI]; Medienmarkt [GMIB][LBI]; MedienNutzerTypologie [GMIB][LBI]; Mediennutzung [GMIB][LBI]; Medientransfer [GMIB][LBI]; Medientyp [LBI]; Medientypologie [LBI]; Medienverbund [GMIB][LBI]; Medienwirtschaft [GMIB][LBI]; Mediografie (zs. mit D. Wissen) [LBI]; Medium [GMIB][LBI]; Medizinische Dokumentation (zs. mit A. Oßwald) [GMIB][LBI]; Medizinischer Dokumentar [LBI]; Medizinischer Dokumentationsassistent [LBI]; Mehrautorenschaft [LBI]; Mehrsprachiges Wörterbuch [LBI]; Mehrstück [LBI]; Mengenpreis [LBI]; Merging Media [LBI]; Messerabatt [LBI]; Metallschnitt [LBI]; Metatext [GMIB][LBI]; Mietverhältnis [LBI]; Mikropublikation [LBI]; Mitarbeiterzeitschrift [LBI]; Mitautor [LBI]; Mitschnitt [LBI]; Mittlerer Bibliotheksdienst [LBI]; Mobiler Bibliotheksdienst [GMIB][LBI]; Monografie [LBI]; Monographie [RSB]; MP3 (zs. mit S. Büttner) [LBI]; MPEG (zs. mit A. Sabisch) [LBI]; Multicodal (zs. mit V. Petras) [LBI]; Multikulturelle Bibliotheksarbeit [LBI]; Multimediales Objekt (zs. mit V. Petras) [GMIB][LBI]; Multimodal (zs. mit V. Petras) [LBI]; Musikalien (zs. mit F. J. Götz) [LBI]; Musikalien [RSB]; Musikbibliothek [LBI]; Musikdokumentation [LBI]; Musikinformationszentrum [LBI]; Musikonträger [LBI]; MVB Marketing- und Verlagsservice des Buchhandels [LBI]

Nachricht (zs. mit V. Petras) [LBI]; Nachschlagewerk [LBI][RSB]; Nachtrag [RSB]; Name [LBI]; Napster (zs. mit P. Schaer) [LBI]; Narratives Wissen (zs. mit C. Schlögl) [GMIB][LBI]; Nationalbibliografie (zs. mit D. Wissen) [GMIB][LBI]; Nationalbibliographie [RSB]; Nationalbibliothek [RSB]; Natürliche Sprache (zs. mit E. W. De Luca) [LBI]; Nebennutzen (zs. mit S. Fühles-Ubach) [LBI]; Nestor [LBI]; Netzneutralität (zs. mit P. Mayr) [LBI]; Netzpublikation (zs. mit V. Petras) [GMIB][LBI]; Netzpublikation [RSB]; Netzwerk Mediatheken [LBI]; Neue Medien [LBI]; Neuerscheinungsdienst (zs. mit D. Wissen) [LBI]; N-Gramm-Analyse (zs. mit E. W. De Luca) [LBI]; Nicht-Buch-Materialien [LBI]; Nomenklatur [GMIB][LBI]; Non-Book [LBI]; Nonprint-Medium [GMIB][LBI]; Norm [LBI]; Nullliste [LBI]; Numerus Currens [RSB]

Objektdokumentation [LBI]; OCR-Schrift (zs. mit S. Büttner) [LBI]; Öffentliche Bibliothek [GMIB][LBI][RSB]; Öffentliche Bibliothek. Manifest der IFLA/UNESCO (zs. mit C. Lux) [LBI]; Offline-Medium [LBI]; Oktav (zs. mit O. Duntze) [LBI]; Onleihe [LBI]; Online Public Access Catalogue (OPAC) [RSB]; Online User Group [LBI]; Online-Anbieter (zs. mit V. Petras) [LBI]; Online-Ordering (zs. mit P. Hauke) [LBI]; OPAC (zs. mit P. Hauke) [GMIB][LBI]; Open Access (zs. mit S. Hagenhoff) [RSB]; Optische Speicherplatte (zs. mit S. Büttner) [LBI]; Ordnung [LBI]; Ordnungswort [RSB]; Organisationsberatung [LBI]; Organisationsdesign [LBI]; Organisationsidentität [LBI]; Organisationsimage [LBI]; Organisationskommunikation [LBI]; Organisationskultur [LBI]; Österreichische Nationalbibliothek (zs. mit C. Köstner) [LBI]; Outsourcing [LBI]

Paginierung (zs. mit E.-P. Biesalski) [LBI]; Panizzi, Anthony [LBI]; Papier-, Büro-, Schreibwaren [LBI]; Paraprofessionalisierung [LBI]; Partitur [LBI]; Partizipation (zs. mit V. Petras) [LBI]; Patent [LBI]; Patentschrift [LBI]; Patientenbibliothek [LBI]; Patron-driven Acquisition [LBI]; Pay-per-View (zs. mit V. Petras) [LBI]; Periodikum [GMIB][LBI][RSB]; Periodische Bibliographie [RSB]; Periodizität [LBI]; Permutation [LBI]; Personalbibliografie (zs. mit D. Wissen) [LBI]; Personalbibliographie [RSB]; Personalentwicklung [LBI]; Personenbezogene Daten (zs. mit V. Petras) [LBI]; Personendokumentation (zs. mit V. Petras) [LBI]; Personenlexikon [LBI]; Pflichtablieferung [RSB]; Pflichtexemplarrecht (zs. mit W. N. Rappert) [GMIB][LBI]; Pit (zs. mit S. Büttner) [LBI]; Pittsburgh-Studie (zs. mit D. Askey) [LBI]; Pixel (zs. mit P. Schaer) [LBI]; Pixel per Inch (zs. mit S. Büttner) [LBI]; Plakat [LBI]; Plan [LBI]; Planokarte [LBI]; Polyhierarchie (zs. mit J. Bertram) [GMIB][LBI]; Pooling-Methode (zs. mit T. Mandl) [LBI]; Populäres Sachbuch [GMIB][LBI]; Postkoordination [LBI]; PostScript-Font (zs. mit V. Petras) [LBI]; Postvertriebsstück [LBI]; Potsdamer Protokoll [LBI]; Präkoordination [LBI]; Präsentation [LBI]; Präsenzbibliothek [RSB]; Praxiswörterbuch [LBI]; Preis [LBI]; Preisbindung [GMIB][LBI]; Preisbindungsgesetz [LBI]; Preiselastizität (zs. mit F. Linde) [LBI]; Preisnachlass [LBI]; Presse [GMIB][LBI]; Pressearbeit [LBI]; Pressedienst [LBI]; Pressedossier [LBI]; Pressefreiheit (zs. mit G. Beger) [LBI]; Pressespiegel [LBI]; Preußische Instruktionen (PI) [RSB]; Preußischer Gesamtkatalog (zs. mit D. Wissen) [LBI]; Primärdaten (zs. mit C. Schlögl) [GMIB][LBI]; Primäre Nutzergruppe [LBI]; Primäres Medium [LBI]; Primärinformation [LBI]; Primärliteratur [LBI]; Primärquelle [LBI]; Printmedium [GMIB][LBI]; Prinzip des engsten Schlagworts [LBI]; Privatbibliothek [RSB]; Produkt (zs. mit C. Vonhof) [LBI]; Produktinformation (zs. mit V. Petras) [LBI]; Produktpolitik [LBI]; Programm [LBI]; Programmarbeit [LBI]; Programmschrift [RSB]; Programmzeitschrift [LBI]; Projektdokumentation (zs. mit V. Petras) [LBI]; Projektmanagement [LBI]; Protokoll (zs. mit P. Schaer) [LBI]; Provenienz (zs. mit J. Voß) [GMIB][LBI]; Prozedurales Wissen (zs. mit V. Petras) [LBI]; Pseudonym (zs. mit W. D. von Lucius) [LBI]; Public Library Service Standards [LBI]; Publikation [GMIB][LBI][RSB]; Publikationsform [LBI]; Publikationskette (zs. mit V. Petras) [GMIB][LBI]; Publikationstyp [LBI]; Publikumszeitschrift [GMIB][LBI]; Publizieren [GMIB][LBI]; Publizistik [LBI]; Publizität [GMIB][LBI]; Pull-Marketing [LBI]

Rabatt [LBI]; Ranganathans Bibliotheksgesetze (zs. mit A. Oßwald) [GMIB][LBI]; Ranking (zs. mit P. Mayr) [LBI]; Ratgeber [LBI]; Rating (zs. mit P. Mayr) [LBI]; Rätselwörterbuch [LBI]; Raum (zs. mit H.-C. Hobohm) [GMIB][LBI]; Reader [LBI]; Reader Interest Classification [LBI]; Realenzyklopädie [LBI]; Reallexikon [LBI]; Recall (zs. mit H. Heuser) [LBI]; Rechts- und Betriebsform (zs. mit C. Vonhof) [GMIB][LBI]; Rechtsbündige Zahl [LBI]; Rechtsschreibwörterbuch [LBI]; Referenzdatenbank (zs. mit D. Wissen) [LBI]; Regeln für den Schlagwortkatalog (RSWK) [GMIB][LBI][RSB]; Regeln für die alphabetische Katalogisierung (RAK) [RSB]; Regelwerk Mediene dokumentation (zs. mit J. Bertram) [LBI]; Regenbogenpresse [LBI]; Regensburger Verbundklassifikation (zs. mit J. Bertram) [GMIB][LBI]; Regionalbibliografie (zs. mit D. Wissen) [LBI]; Regionaler Zentralkatalog [LBI]; Regionales Schrifttum [RSB]; Regionalliteratur [LBI]; Regionalzeitung [LBI]; Reichweite (zs. mit A. Michel) [LBI]; Reihenummer [LBI]; Reimlexikon [LBI]; Reiseführer [LBI]; Reiseliteratur [LBI]; Relevanzinformation [LBI]; Remastering [LBI]; Remota [RSB]; Répertoire bibliographique universel (zs. mit D. Wissen) [LBI]; Repertorium [RSB]; Repetitorium [LBI]; Report [RSB]; Repositorium (zs. mit V. Petras) [GMIB][LBI]; Resource Description and Access [RSB]; Ressource [LBI]; Ressourcenart [LBI]; Ressourcenmanagement [LBI]; Restaurator (zs. mit U. Hähner) [LBI]; Retrospektive Bibliografie (zs. mit D. Wissen) [LBI]; Revision [RSB]; Revisionssicherheit (zs. mit F. Götz) [LBI]; Rezeption [GMIB][LBI]; Richtlinien der IFLA/UNESCO für Schulbibliotheken [LBI]; Rollkarte [LBI]; Romanheft [LBI]; Rückläufiges Wörterbuch [LBI]; Rückordnen [LBI]

Sachbuch [LBI]; Sachkatalog [LBI][RSB]; Sachliteratur [LBI]; Sachregister [LBI]; Sachtitel (zs. mit P. Hauke) [LBI]; Sachtitelwerk [RSB]; Sammelausgabe [LBI][RSB]; Sammelband (zs. mit A.-M. Seemann) [LBI]; Sammelband [RSB]; Sammelrevers [LBI]; Sammelrezension (zs. mit H. Rösch) [LBI]; Sammelwerk [RSB]; Sammlung (zs. mit P. Hauke) [LBI]; Sammlungsdokumentation [LBI]; Sankt-Michaelsbund [LBI]; Satzlexikon [LBI]; Säumnisgebühr [LBI]; Schallarchiv (zs. mit E. Lersch) [LBI]; Schimmel (zs. mit U. Herzau-Gerhardt) [LBI]; Schlagwort [RSB]; Schlagwortfolge [LBI]; Schlagwortkatalog [LBI][RSB]; Schlagwortnormdatei [LBI]; Schlagwortregister [LBI][RSB]; Schleuderei [LBI]; Schlüssel (zs. mit P. Mayr) [LBI]; Schlüsselung [LBI]; Scholarly Publishing and Academic Resources Coalition [LBI]; Schreibschrift (zs. mit O. Duntze) [LBI]; Schriftart (zs. mit O. Duntze) [LBI]; Schriftenreihe [LBI]; Schriftentausch [LBI]; Schrotschnitt [LBI]; Schulatlas (zs. mit F. Götz) [LBI]; Schulausgabe [RSB]; Schulbibliothek [GMIB][LBI][RSB]; Schulbibliothekarische Arbeitsstelle [LBI]; Schulbuch [LBI]; Schülerbibliothek [LBI]; Schulwörterbuch [LBI]; Scope note (zs. mit J. Bertram) [LBI]; Sears List of Subject Headings [LBI]; Sekundäres Medium [LBI]; Sekundärinformation [LBI]; Sekundärliteratur [LBI]; Sekundärquelle [LBI]; Selbstständige Publikation [LBI]; Selbstverbuchung [LBI]; Semantische Relation [LBI]; Sendung [GMIB][LBI]; Serie [RSB]; Serielle Schnittstelle [LBI]; Serious Game [GMIB][LBI]; Service [LBI]; Shannon, Claude Elwood (zs. mit V. Petras) [LBI]; Short Title Catalogue [RSB]; Signatur [LBI][RSB]; Skriptografisches Medium [LBI]; Skype [LBI]; SMS (zs. mit L. Heller) [LBI]; Social Auditing [LBI]; Sonderausgabe [RSB]; Sonderpreis [LBI]; Sondersammelgebietsprogramm (zs. mit J. Seefeldt) [LBI]; Songbook [LBI]; Sonntagszeitung [LBI]; Sortiment [LBI]; Sortimenter-Ausschuss [LBI]; Soziale Bibliotheksarbeit [GMIB][LBI]; Soziales Medium [LBI]; Spartenpapier [LBI]; Spatium (zs. mit S. Rühr) [LBI]; Spezialbibliografie [LBI]; Spezialbibliothek [RSB]; Spiegel-Archiv (zs. mit D. Wissen) [LBI]; Spielfilm [LBI]; Sprachführer [LBI]; Sprachwörterbuch [LBI]; Sprichwörterbuch [LBI]; Staatsbibliothek [RSB]; Stadt- und Landesbibliothek Potsdam (zs. mit J. Seefeldt) [LBI]; Stadatlas [LBI]; Stadtbibliothek [LBI][RSB]; Stadtbibliothek Gütersloh [LBI]; Stadtbibliothek Köln (zs. mit J. Seefeldt) [LBI]; Stadtbildstelle [LBI]; Stadtbücherei Altena [LBI]; Städte- und Gemeindebund [LBI]; Stafflexemplar [LBI]; Staffelrabatt [LBI]; Standards für Gemeindebibliotheken [LBI]; Standards für Krankenhausbibliotheken in Deutschland [LBI]; Stan-

dards in Kunst- und Museumsbibliotheken [LBI]; Standardwerk [RSB]; Standing Order [GMIB][LBI][RSB]; Standortfreie Klassifikation [LBI]; Standortfreier Sachkatalog [LBI]; Standortkatalog [RSB]; Stärken-Schwächen-Analyse (zs. mit A. Degkwitz) [LBI]; Statistik zu Herstellung und Vertrieb von Büchern, Zeitungen, Zeitschriften und elektronischen Veröffentlichungen (zs. mit C. Capellaro und W. D. v. Lucius) [LBI]; Statistische Datenbank (zs. mit V. Petras) [LBI]; Steg [LBI]; Stichwort [RSB]; Stichwortkatalog (zs. mit P. Hauke) [LBI]; Stichwortkatalog [RSB]; Stichwortregister [LBI][RSB]; Stiftung Lesen [LBI]; Stilwörterbuch [LBI]; Stoffkreiskatalog [LBI]; Storyboard [LBI]; Storytelling (zs. mit V. Petras) [LBI]; Straßenkarte [LBI]; Streckmappe [LBI]; Streifbandzeitung [LBI]; Stücktitel [RSB]; Studien- und Bibliotheksbibliothek [LBI]; Studienausgabe [LBI]; Subjektive Personalbibliografie (zs. mit D. Wissen) [LBI]; Subskription (zs. mit P. Lutz und U. Rautenberg) [RSB]; Subskription [LBI]; Subskriptionspreis [LBI]; Substitutionseffekt [LBI]; Suchraum [GMIB][LBI]; Suchstrategie (zs. mit V. Petras) [LBI]; Supplement [RSB]; Syndikation [LBI]; Synonymenwörterbuch [LBI]; Synopse [LBI]; Syntagmatische Relation [LBI]; Synthetische Notation [LBI]; Systematik [LBI]; Systematik der Gesamthochschulbibliotheken in Nordrhein-Westfalen [LBI]; Systematik des Musikschrifttums und der Musikalien [LBI]; Systematik für Kinder- und Jugendbibliotheken [LBI]; Systematiken für Öffentliche Musikbibliotheken [LBI]; Systematische Aufstellung [LBI]; Systematischer Katalog [LBI][RSB]; Systematisches Register [LBI]

Tafelwerk [RSB]; Tageszeitung [LBI]; Taschenkalender [LBI]; Tausch (zs. mit J. Seefeldt) [LBI]; Taxonomie [GMIB][LBI]; Technische Informationsbibliothek (zs. mit P. Hauke) [LBI]; Telekommunikation (zs. mit P. Mayr) [LBI]; Telekommunikationspolitik [LBI]; Terminologie der Information und Dokumentation [LBI]; Terminologiewerk [LBI]; Terminologieressource (zs. mit R. Scheffel) [LBI]; Tertiäres Medium [LBI]; Tertiärinterinformation [LBI]; Tertiärquelle [LBI]; Textbuch [LBI]; Thematische Karte [LBI]; Thematische Repräsentation (zs. mit E. W. De Luca) [LBI]; Themenbibliothek [LBI]; Thesaurus (zs. mit J. Bertram) [GMIB][LBI]; Thesaurus [RSB]; Tiefen [LBI]; Titel [LBI]; Titelaufgabe [RSB]; Titeldruck [RSB]; Tonträger [LBI]; Tonträger-Systematik Musik [LBI]; Topografische Karte [LBI]; Track (zs. mit P. Mayr) [LBI]; Trägermedium [GMIB][LBI]; Transkription (zs. mit P. Hauke) [LBI]; Trunkierung (zs. mit E. W. De Luca) [LBI]; Typografisches Medium [LBI]

Überlappung (zs. mit J. Bertram) [LBI]; Überregionale Zeitung [LBI]; Übersetzungssachtitel (zs. mit P. Hauke) [LBI]; Übersichtsbericht [LBI]; Übertragungsmedium [LBI]; Umsatz [GMIB][LBI]; Ungezählte Reihe [LBI]; Unikat (zs. mit P. Hauke) [LBI]; Universalbibliothek [RSB]; Universalität [LBI]; Universalklassifikation [GMIB][LBI]; Universitätsbibliothek [RSB]; Unselbstständige Publikation [LBI]; Unterhaltung [LBI]; Unterklasse (zs. mit J. Bertram) [LBI]; Unternehmensberatung [LBI]; Urheber [GMIB][LBI]; Usability Study [LBI]

Verbale Sacherschließung [GMIB][LBI]; Verband deutscher Archivarinnen und Archivare [LBI]; Verband kirchlich-wissenschaftlicher Bibliotheken [LBI]; Verborgene Sammlung [LBI]; Verbraucherinformation (zs. mit V. Petras) [LBI]; Verbuchung (zs. mit P. Hauke) [LBI]; Verbundkatalog [RSB]; Verein der Bibliothekare an Öffentlichen Bibliotheken [LBI]; Verein der Bibliothekare und Assistenten [LBI]; Verein der Diplom-Bibliothekare an wissenschaftlichen Bibliotheken [LBI]; Verein Deutscher Bibliothekare [LBI]; Verein Deutscher Dokumentare [LBI]; Verein für Medieninformation und -dokumentation [LBI]; Vergriffen (zs. mit A.-M. Seemann) [LBI]; Verkaufsordnung [LBI]; Verlagsort (zs. mit G. Fetzer) [LBI]; Verlagsvertreter [LBI]; Verleger [LBI]; Verleger-Ausschuss [LBI]; Verschleiß [LBI]; Versionierung (zs. mit H. Heuser) [LBI]; Versteckte Bibliografie (zs. mit D. Wissen) [LBI]; Vertrauensbibliothek [LBI]; Verwaist [LBI]; Verweisung (zs. mit P. Hauke) [LBI]; Wertungsgesellschaft [LBI]; Wertungsgesellschaft Bild-Kunst [LBI]; Wertungsgesellschaft Wort [LBI]; Verzeichnis der im deutschen Sprachraum erschienenen

Drucke des 16. Jahrhunderts (zs. mit D. Wissen) [LBI]; Verzeichnis der im deutschen Sprachraum erschienenen Drucke des 17. Jahrhunderts (zs. mit D. Wissen) [LBI]; Verzeichnis der im deutschen Sprachraum erschienenen Drucke des 18. Jahrhunderts [LBI]; Verzeichnis lieferbarer Bücher (VLB) [RSB]; Verzeichnis lieferbarer Bücher (zs. mit D. Wissen) [LBI]; Verzeichnis lieferbarer Musikalien (VLM) [RSB]; Verzeichnis lieferbarer Musikalien (zs. mit D. Wissen) [LBI]; Verzeichnis lieferbarer Schulbücher (VLS) [RSB]; Verzeichnis lieferbarer Schulbücher (zs. mit D. Wissen) [LBI]; Via-Nova-Schule [LBI]; Videorecorder (zs. mit S. Büttner) [LBI]; Videotext (zs. mit S. Büttner) [LBI]; Videothek [LBI]; Virtuelle Bibliothek [LBI]; Virtuelle Deutsche Landesbibliografie (zs. mit D. Wissen) [LBI]; Virtueller Katalog (zs. mit P. Hauke) [GMIB][LBI]; Virtueller Verbund der theologischen und kirchlichen Bibliotheken, Archive sowie Dokumentationsstellen [LBI]; Visuelles Erscheinungsbild [LBI]; Visuelles Medium [GMIB][LBI]; Volksausgabe (zs. mit U. Herzau-Gerhardt) [LBI]; Vorabdruck (zs. mit U. Herzau-Gerhardt) [LBI]; Vorbestellgebühr [LBI]; Vorlageform [RSB]; Vorspann [LBI]; Vortitel (zs. mit P. Hauke) [LBI]; Vorzugspreis [LBI]

Wanderbücherei [LBI]; Wanderkarte [LBI]; Wandkalender [LBI]; Warengruppen-Systematik [LBI]; Warengruppensystematik [RSB]; Warenwirtschaftssystem [GMIB][LBI]; Webis [LBI]; Weißlinienschnitt [LBI]; Werbung (zs. mit A. Degkwitz) [LBI]; Werk [LBI]; Werkbibliothek [RSB]; Werklexikon [LBI]; Werkstoffdatenbank (zs. mit V. Petras) [LBI]; Werktitle (zs. mit P. Hauke) [LBI]; Wertanalyse [LBI]; Wissensbilanz (zs. mit C. Schlögl) [GMIB][LBI]; Wissenschaftliche Bibliothek [RSB]; Wissenschaftliche Inventarisierung [LBI]; Wissenschaftliche Zeitschrift [GMIB][LBI]; Wissenschaftlicher Archivar (zs. mit R. Polley) [LBI]; Wissenschaftlicher Bibliothekar [LBI]; Wissenschaftlicher Bibliotheksdienst [LBI]; Wissenschaftlicher Dokumentar [LBI]; Wissenschaftliches Buch [GMIB][LBI]; Wissenschaftskommunikation (zs. mit H. Heuser) [GMIB][LBI]; Wissenstheorie [LBI]; Wissensdomäne [LBI]; Wissensmedium [LBI]; Wochenzeitung [LBI]

YouTube (zs. mit C. Capellaro) [LBI]

Zahl (zs. mit O. Duntze) [LBI]; Zählpixel (zs. mit O. Hopt) [LBI]; Zeitbudgetanalyse (zs. mit A. Degkwitz) [LBI]; Zeitschrift [LBI]; Zeitschriftenbibliografie (zs. mit D. Wissen) [LBI]; Zeitschrifteninhaltsbibliografie (zs. mit D. Wissen) [LBI]; Zeitung [LBI]; Zeitungsarchiv [LBI]; Zeitungsartikel [LBI]; Zensur [GMIB][LBI]; Zentralbibliothek [LBI]; Zentralkatalog [RSB]; Zertifizierung (zs. mit A. Degkwitz) [LBI]; Zettelkatalog [RSB]; ZIP (zs. mit P. Mayr) [LBI]; Zitatelexikon [LBI]; Zitationsstil [LBI]; Zugang [LBI][LGB]; Zugangsbearbeitung [LBI]; Zugangsnummer [LBI]; Zugriffspunkt (zs. mit P. Hauke) [LBI]; Zweigbibliothek [LBI]; Zweischichtiges Bibliothekssystem (zs. mit A. Degkwitz) [LBI]; Zweisprachiges Wörterbuch [LBI]; Zweitverwertung [LBI]

Abkürzungen

AAUP	Association of American University Presses
Abb.	Abbildung
Abs.	Absatz
ACRL	Association of College and Research Libraries
AfP	Arbeitsstelle für Provenienzforschung/-forschung
AG	Arbeitsgemeinschaft
AGPL	Affero General Public License
AKH	Allgemeines Krankenhaus
AKMB	Arbeitsgemeinschaft der Kunst- und Museumsbibliotheken
ALA	American Library Association
ANDS	Australian National Data Service
ANT	Akteur-Netzwerk-Theorie
Apg.	Apostelgeschichte
ArbSchG	Arbeitsschutzgesetz
Art.	Artikel
Aufl.	Auflage
AVWB	Arbeitsvorgänge in wissenschaftlichen Bibliotheken
AWMF	Arbeitsgemeinschaft der Wissenschaftlichen Medizinischen Fachgesellschaften
b4p	Best4Planning
BA	Bachelor of Arts
BAuA	Bundesanstalt für Arbeitsschutz und Arbeitsmedizin
BCM	Business Continuity Management
Bd.	Band/Bände
BDSG	Bundesdatenschutzgesetz
BIB	Berufsverband Information Bibliothek
BIBB	Bundesinstitut für Berufsbildung
Bibl.Arch.	Bibliotheksarchiv
BiBTiP	Empfehlungsdienst des KIT
BID	Bibliothek & Information Deutschland
BIX	Bibliotheksindex
BKM	Betriebliches Kontinuitätsmanagement
BKM	Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien
BMBF	Bundesministerium für Bildung und Forschung
BPMN	Business Process Model and Notation
BuWiN	Bundesbericht Wissenschaftlicher Nachwuchs
BWL	Betriebswirtschaftslehre
CASRAI	Consortia Advancing Standards in Research Administration Information
CDU	Christlich Demokratische Union Deutschlands
CEN	Comité Européen de Normalisation
CMS	Content Management System
CSR	Corporate Social Responsibility
DAkkS	Deutsche Akkreditierungsstelle
DBS	Deutsche Bibliotheksstatistik
DCC	Digital Curation Center

DDA	Demand-Driven Acquisition
DDR	Deutsche Demokratische Republik
DFG	Deutsche Forschungsgemeinschaft
DGUV	Deutsche Gesetzliche Unfallversicherung
DIMDI	Deutsches Institut für Medizinische Dokumentation und Information
DIN	Deutsches Institut für Normung
DINI	Deutsche Initiative für Netzwerkinformation
DMP	Daten-Management-Plan
DOAJ	Directory of Open Access Journals
DOI	Digital Object Identifier
DOVIA	Directors of Volunteers in Agencies
EDBI	Ehemaliges Deutsches Bibliotheksinstitut
EDV	Elektronische Datenverarbeitung
EEG	Elektroenzephalographie
EFQM	European Foundation for Quality Excellence Model
EGMUS	European Group in Museum Statistics
EKG	Elektrokardiogramm
ekz	ekz.bibliotheksservice GmbH (hervorgegangen aus: Einkaufszentrale für Bibliotheken)
EN	Europäisches Komitee für Normung
ETH	Eidgenössische Technische Hochschule Zürich
EU	Europäische Union
FAQ	Frequently Asked Questions
FDM	Forschungsdatenmanagement
FDR	Forschungsdatenrepositorien
FH	Fachhochschule
FID	Fachinformationsdienst für die Wissenschaft
FRBR	Functional Requirements for Bibliographic Records
FuE	Forschung und Entwicklung
GBV	Gemeinsamer Bibliotheksverbund
GESIS	Leibniz-Institut für Sozialwissenschaften
GG	Grundgesetz
GIK	Gesellschaft für integrierte Kommunikationsforschung
GIS	Geoinformationssystem
GMS	German Medical Science (Journal)
HAW Hamburg	Hochschule für Angewandte Wissenschaften Hamburg
HEADT Centre	Humboldt Elsevier Advanced Data and Text Centre
HRK	Hochschulrektorenkonferenz
Hrsg.	Herausgeber
HSR	Historical Social Research (von GESIS hrsg. Zeitschrift)
HStAS	Hauptstaatsarchiv Stuttgart
HTW Berlin	Hochschule für Technik und Wirtschaft Berlin
HTWG Konstanz	Hochschule Konstanz Technik, Wirtschaft und Gestaltung
HU Berlin	Humboldt-Universität zu Berlin
IAP	International Association for Public Participation
ICD	International Classification of Diseases
ICOM	International Council of Museums
IFLA	International Federation of Library Associations and Institutions

ILS	Integrated Library System
IQ	Informationsqualität
ISO	International Organization for Standardization
IT	Informationstechnologie/Information Technology/Informationstechnik
ITSC	IT-Service Center
JIM(-Studie)	Jugend, Information, (Multi-)Media(-Studie)
JISC	Joint Information Systems Committee
JPEG	Joint Photographic Experts Group
JVollzGB	Justizvollzugsgesetzbuch
KI	Künstliche Intelligenz
KII	Kommission Zukunft der Informationsinfrastruktur
KIM(-Studie)	Kinder + Medien, Computer + Internet(-Studie)
KIT	Karlsruher Institut für Technologie
KKS	Koordinationszentrum für Klinische Studien
KLR	Kosten- und Leistungsrechnung
KMU	Kleine und mittlere Unternehmen
KUG	Kunsturheberrechtsgesetz
LAMP	Library Analytics and Metrics Programme
LCD	Liquid Crystal Display
LIS	Library and Information Science
LIVIVO	Suchportal für Literatur und Informationen zu den Lebenswissenschaften von ZB MED
Lkr	Landkreis
LPC	Library Publishing Coalition
MALIS	Master in Library and Information Science
mda	methods, data, analyses (von GESIS hrsg. Zeitschrift)
Med.	Medizin
MLA	Museums, Libraries, Archives
MRT	Magnet-Resonanz-Tomographie
Mss.	Manuscripta
NDEA	National Defense Education Act
NFDI	Nationale Forschungsdateninfrastruktur
NI	Natürliche Intelligenz
NJVollzG	Niedersächsisches Justizvollzugsgesetz
NL	Nachlass
NMC	New Media Consortium
NRW	Nordrhein-Westfalen
NS	Nationalsozialismus
NYU	New York University
o. J.	ohne Jahr
OA	Open Access
ÖB	Öffentliche Bibliothek
OCR	Optical Character Recognition
OJS	Open Journal Systems
OPAC	Online Public Access Catalogue
OpenAire	Open Access Infrastructure for Research in Europe
OSCOSS	Opening Scholarly Communication in Social Sciences
PDA	Patron-Driven Acquisition

PDF	Portable Document Format
PES	Plagiaterkennungssystem
PH	Pädagogische Hochschule
PKP	Public Knowledge Project
Postdoc	Postdoktorand
PUBLISSO	Open-Access-Publikationsportal für die Lebenswissenschaften
PwC	PricewaterhouseCoopers
QM	Qualitätsmanagement
RAK	Regeln für die alphabetische Katalogisierung
RDA	Resource Description and Access
re3dat.org	Registry of Research Data Repositories
REM	Reichsministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung
RFID	Radio Frequency Identification
RfII	Rat für Informationsinfrastruktur
RGBI	Reichsgesetzblatt
RM	Reichsmark
SBB-PK	Staatsbibliothek zu Berlin Preußischer Kulturbesitz
SDL	Semantic Digital Libraries
SED	Sozialistische Einheitspartei Deutschlands
SSG	Sondersammelgebiet
St.	Stück
StGB	Strafgesetzbuch
SUB Göttingen	Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen
SWOT	Strengths, Weakness, Opportunities and Threats
Teilbd.	Teilband
TH	Technische Hochschule
Thlr.	Thaler/Taler
TIB Hannover	Technische Informationsbibliothek Hannover
TU	Technische Universität
TUB-DMP	Technische Universität Berlin, Datenmanagementplan
TUBLIK	Tutoren- und Blended-Learning basierte Vermittlung von Informationskompetenz
TÜV	Technischer Überwachungsverein
U	Umschlagseite
UB	Universitätsbibliothek
überarb.	überarbeitet
UK	United Kingdom
ULB	Universitäts- und Landesbibliothek
UNC	University of North Carolina
UNESCO	United Nations Educational, Scientific and Cultural Organization
US	United States
USA	United States of America
USB Köln	Universitäts- und Stadtbibliothek zu Köln
USD	US Dollar
VBB	Verein der Bibliothekare an Öffentlichen Bibliotheken
VD	Verzeichnis der im deutschen Sprachbereich erschienenen Drucke
vgl.	vergleiche
vollst.	vollständig

VUCA	Volatility, Uncertainty, Complexity, Ambiguity
VWL	Volkswirtschaftslehre
VZÄ	Vollzeitäquivalent
WB	Wissenschaftliche Bibliothek
WLAN	Wireless Local Area Network
WLB	Württembergische Landesbibliothek Stuttgart
WWW	World Wide Web
ZB MED	Deutsche Zentralbibliothek für Medizin
ZBIW	Zentrum für Bibliotheks- und Informationswissenschaftliche Weiterbildung
ZBW	Deutsche Zentralbibliothek für Wirtschaftswissenschaften
ZDB	Zeitschriftendatenbank
ZfBB	Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie

Tabula gratulatoria

Dr. Heinrich Aerni, Zürich
Dipl.-Bibl., Dipl.-Kfm. Christoph Albers, Berlin
Kerstin Albers M. A., M. A. (LIS), Mainz
Mag. phil. Bernhard Andergassen M. A. (LIS), Berlin
Dipl.-Bibl. Georg André, Saarlouis
Dale Askey MA, Hamilton, ON, Kanada
Günter Bassen, Lüneburg
Prof. Dr. Gudrun Behm-Steidel, Hannover
Andrea Beinhorn M. A., Braunschweig
Elke Bernsee M. A., M. A. (LIS), Berlin
Prof. Dr. Jutta Bertram, Hannover
Dipl.-Bibl. Marina Betker M. A. (LIS), Bochum
Katrin Bicher, Dresden
Benjamin Blinten M. A., M. A. (LIS), Berlin
Ursula Bödecker M. A. (LIS), Hamburg
Dr. Anna Bohn, Berlin
Dr. Andreas Brandtner, Mainz
Christof Capellaro M. A., Salzburg
Alexandra Charles M. A. (LIS), Dortmund
Esther Chen M. A., M. A. (LIS), Berlin
Prof. Dr. Wolfgang Coy, Berlin
Prof. Dr.-Ing. Ernesto De Luca, Braunschweig
Ute Engelkenmeier M. A. (LIS), Dortmund
Dipl.-Soz. Axel Ermert, Berlin
Nina Frank M. A. (LIS), Berlin
Dr. Sabine Gehrlein, Leimen
Dr. Annette Gerlach, Koblenz
Prof. Christine Gläser, Hamburg
Christine Gohsmann, Dipl.-Archivarin, Berlin
Dr. Marion Grabka, Wiesbaden
Prof. Dr. Joachim Griesbaum, Hildesheim
Prof. Dr. Gerhard Hacker, Leipzig
Prof. Dipl.-Ing. Dipl.-Rest. Ulrike Hähner, Hildesheim
Susanne Hein M. A., M. A. (LIS), Berlin
Florian Hiersemann, Stuttgart
Dr. Sabine Homilius, Frankfurt am Main
Prof. Dr. Wolfram Horstmann, Göttingen
Katharina Hundhammer M. A., M. A. (LIS), München

- Ramona Hunkler M. A., Berlin*
Dr. Karin Ilg, Bielefeld
Ronald Kaiser M. A., Lichtenfels
Dr. Manfred Kammerer, Salzburg
Prof. Dr. Kerstin Keller-Loibl, Leipzig
Maxi Kindling M. A., Berlin
Dipl.-Inform.wirt Andreas Klingenberg, Detmold
Ralph Köhler, Wiss. Bibl., Halle (Saale)
Dr. Christina Köstner-Pemsel, Wien
Ulrike Koop, Melle
PD Dr. Sabine Leonhard-Marek, Hannover
Peter Lohnert M. A. (LIS), Bochum
Dr. Bernd Lorenz, Lappersdorf
Prof. Dr. Norbert Lossau, Göttingen
Dr. Bernhard Lübbers, Regensburg
Dr. Nathalie Mertes, Berlin
Prof. Dr. Antje Michel, Potsdam
Dipl.-Sozialwiss. Meinhard Motzko, Bremen
Dipl.-Bibl. Sigrid Münch, Baden-Baden
Dr. Julijana Nadj-Guttandin, Frankfurt am Main
Jens Neumann M. A., M. A. (LIS), Kleve
Sebastian Nix M. A., M. A. (LIS), Berlin
Helmut Obst M. A. (LIS), München
Dr. Kurt Pages, Hemmingen (Hannover)
Ines Pampel, Dresden
Dr. Peter Pförsich, Stuttgart
Dr. Alfred Pfoser, Wien
Dr. Arlette Piguët, Zürich
Svenia Pohlkamp M. A., Weimar
Prof. Dr. Rainer Polley, Marburg/Lahn
Christiane Preißler, Berlin
Dr. Wolfgang Nikolaus Rappert M. Sc. MAS, Wien
Dr. Sabine Rauchmann M. Sc., Hamburg
Gerd Richter M. A., M. A. (LIS), Paderborn
Manuela Röhner M. A. (LIS), Magdeburg
Dipl.-Bibl. Armi Roth-Bernstein-Wiesner, Donzdorf
Dr. Heike Rutemöller MLS (geb. Schiffer), Köln
Dr. Carola Schelle-Wolff, Hannover
Dr. Daniel Schlögl, München
Michael Schmalholz M. A., M. A. (LIS), Zürich

Dr. Birgit Schmidt, Göttingen
Pamela Schmidt M. A., Berlin
Dr. Joachim Schöpfel, Lille, Frankreich
Dr. Helga Schwarz, Berlin
Hella Schwemer-Martienßen M. A., Hamburg
Mag. Maria Seissl, Wien
Astrid Seng M. A., M. A. (LIS), München
Uta Siebeky M. A., Berlin
Dr. Irmgard Siebert, Düsseldorf
Dr. Dorothea Sommer, München
Dr. Uli Steiger, Heidelberg
Dipl.-Bibl. Martin Vorberg M. A. (LIS), Hamburg
Anja Weng M. A., M. A. (LIS), Zürich
Dr. Klaus Ulrich Werner, Berlin
Dr. Anke Wittich, Hannover

AKMB, Arbeitsgemeinschaft der Kunst- und Museumsbibliotheken e. V.
Berufsverband Information Bibliothek e. V.
Bibliothek & Information Deutschland (BID) e. V.
BIS Bibliothek Information Schweiz
BuB – Forum Bibliothek und Information
Büchereiverband Österreichs
Diözesan- und Universitätsbibliothek (DUB) der Katholischen
Privat-Universität Linz
Fachhochschule Potsdam, Fachbereich Informationswissenschaften
Forschungsbibliothek Gotha der Universität Erfurt
Freie Universität Berlin (Präs. Prof. Dr. Peter-André Alt)
Goethe-Institut/Bereich Bibliotheken
Gottfried Wilhelm Leibniz Bibliothek – Niedersächsische Landesbibliothek,
Hannover
Herzogin Anna Amalia Bibliothek, Weimar
Hochschulbibliothekszentrum des Landes Nordrhein-Westfalen (hbz), Köln
Hochschule der Medien (HdM), Bibliothek, Stuttgart
Hochschule der Medien (HdM), Studiengang Bibliotheks- und Informations-
management, Stuttgart
Hochschule für den öffentlichen Dienst in Bayern (HföD), München, Fachbe-
reich Archiv- und Bibliothekswesen
Humboldt-Universität zu Berlin, Universitätsbibliothek
Kommunikations-, Informations-, Medienzentrum (KIM) der Universität
Konstanz

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker, Schwerin
Regionalbibliothek Neubrandenburg
Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden
(SLUB)
Stadtbibliothek Bautzen
Stadtbibliothek Berlin-Mitte
Stadtbibliothek Göttingen
Stadtbibliothek Hanau
Stadtbibliothek Heilbronn
Stadtbibliothek Ludwigsburg
Stadtbibliothek Oranienburg
Stadtbibliothek Pankow
Stadt- und Landesbibliothek Potsdam
Stadtbibliothek Saarlouis
Stadtbibliothek Stuttgart
Stadtbibliothek Ulm
Technische Informationsbibliothek (TIB), Hannover
Technische Universität Berlin, Universitätsbibliothek
Universitäts- und Landesbibliothek Münster
Universitätsbibliothek der Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald
Universitätsbibliothek der Kunstuniversität Linz
Universitätsbibliothek der Ludwig-Maximilians-Universität München
Universitätsbibliothek der Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg
Universitätsbibliothek der TU Bergakademie Freiberg
Universitätsbibliothek Ilmenau
Universitätsbibliothek Marburg
Universitätsbibliothek Rostock
Universitätsbibliothek Trier
Verlag Dashöfer GmbH, Hamburg
Wienbibliothek im Rathaus, Wien
Wissenschaftliche Stadtbibliothek Mainz
Zentral- und Landesbibliothek Berlin, Vorstand

Autorinnen & Autoren

Alker-Windbichler, Stefan, Dr. (S. 78–88)
Universitätsbibliothek Wien, Fachbereichs-
bibliothek Germanistik, Nederlandistik und
Skandinavistik; Leiter der Fachbereichs-
bibliothek
stefan.alker-windbichler@univie.ac.at
<http://bibliothek.univie.ac.at/>

Altenhöner, Reinhard (S. 321–337)
Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer
Kulturbesitz; Ständiger Vertreter der
Generaldirektorin
reinhard.altenhoener@sbb.spk-berlin.de
<http://staatsbibliothek-berlin.de>

Asmus, Sylvia, Dr. (S. 349–359)
Deutsche Nationalbibliothek; Leiterin
Deutsches Exilarchiv 1933–1945
s.asmus@dnb.de
www.dnb.de/DE/DEA/dea_node.html

Bauer, Bruno, Mag. (S. 304–318)
Medizinische Universität Wien,
Universitätsbibliothek; Leiter
bruno.bauer@meduniwien.ac.at
<http://ub.meduniwien.ac.at/>

Beger, Gabriele, Prof. Dr. (S. 91–98)
Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg
Carl von Ossietzky; Ltd. Bibl. Dir., Honorar-
professorin
beger@sub.uni-hamburg.de
www.sub.uni-hamburg.de

Bonfadelli, Heinz, Prof. em. Dr. (S. 55–66)
Universität Zürich, Institut für Publizistik-
wissenschaft und Medienforschung
h.bonfadelli@ipmz.uzh.ch
[www.ipmz.uzh.ch/de/institut/Personen/
Emeriti/bonfadelli.html](http://www.ipmz.uzh.ch/de/institut/Personen/Emeriti/bonfadelli.html)

Dankert, Birgit, Prof. em. (S. 10–13)
Hamburg
b-dankert@t-online.de
www.birgitdankert.de

Degkwitz, Andreas, Prof. Dr. (S. 633–638)
Humboldt-Universität zu Berlin, Universitäts-
bibliothek; Direktor, Honorarprofessor
andreas.degkwitz@ub.hu-berlin.de
[www.ub.hu-berlin.de/de/ueber-uns/kontakt/
ansprechpartner/dr.-andreas-degkwitz](http://www.ub.hu-berlin.de/de/ueber-uns/kontakt/ansprechpartner/dr.-andreas-degkwitz)

Deinert, Juliane, Dr. (S. 571–578)
Historikerin und Bibliotheks- und
Informationswissenschaftlerin
jule.deinert@t-online.de

Deppe, Arvid, M. A. (S. 252–260)
Universitätsbibliothek Kassel; Fach- und
Forschungsdatenreferent
deppe@bibliothek.uni-kassel.de
[www.uni-kassel.de/ub/ueber-uns/
organisationsstruktur/mitarbeiterseiten/
arvid-deppe.html](http://www.uni-kassel.de/ub/ueber-uns/organisationsstruktur/mitarbeiterseiten/arvid-deppe.html)

Einax, Susan, Dipl.-Kauffr. (S. 239–251)
Universitätsbibliothek Ilmenau;
Fachreferentin
susan.einax@tu-ilmenau.de
www.tu-ilmenau.de/ub/

Fansa, Jonas, Dr. (S. 548–560)
Zentral- und Landesbibliothek Berlin (ZLB),
Publikumsdienste; Abteilungsleiter
jonas.fansa@zlb.de
www.zlb.de/

Fühles-Ubach, Simone, Prof. Dr. (S. 67–77)
Technische Hochschule Köln, Institut für
Informationswissenschaft; Dekanin der
Fakultät für Informations- und
Kommunikationswissenschaften
simone.fuehles-ubach@th-koeln.de
[www.th-koeln.de/personen/simone.
fuehles-ubach/](http://www.th-koeln.de/personen/simone.fuehles-ubach/)

Georgy, Ursula, Prof. Dr. (S. 519–530)
Technische Hochschule Köln, Institut für
Informationswissenschaft; Professorin für
Informationsmarketing mit den Schwerpunk-
ten Innovations- und Qualitätsmanagement;
Leiterin des ZBIW
ursula.georgy@th-koeln.de
www.th-koeln.de/personen/ursula.georgy/

Greifeneder, Elke, Prof. Dr. (S. 32–45)

Humboldt-Universität zu Berlin, Institut für
Bibliotheks- und Informationswissenschaft;
Lehr- und Forschungsbereich Information
Behavior
greifeneder@ibi.hu-berlin.de
www.ibi.hu-berlin.de/de/institut/personen/
greifeneder

Hauke, Petra, Dr. (S. V–VIII)

Humboldt-Universität zu Berlin, Institut für
Bibliotheks- und Informationswissenschaft;
Lehrbeauftragte
petra.hauke@hu-berlin.de
www.ibi.hu-berlin.de/de/institut/personen/
hauke

Hobohm, Hans-Christoph, Prof. Dr. (S. 17–31)

Fachhochschule Potsdam, Fachbereich
Informationswissenschaften; Professur für
Bibliothekswissenschaft
hobohm@fh-potsdam.de
www.hobohm.info

Hörning, Beate, Dr. (S. 165–176)

Universitätsbibliothek Leipzig;
Fachreferentin
beate.hoerning@gmx.de
www.researchgate.net/profile/Beate_
Hoerning

Ilg, Jens, M. A. (S. 479–502)

Universitätsbibliothek Rostock; Leiter
der Bereichsbibliothek Innenstadt
jens.ilg@uni-rostock.de
www.ub.uni-rostock.de

Jank, Dagmar, Prof. i. R. Dr. (S. 191–200)

dagmar.jank@t-online.de

Joosten, Andrea, Dipl.-Bibl. (S. 368–377)

Hamburger Kunsthalle, Bibliothek; Leitung
der Bibliothek
andrea.joosten@hamburger-kunsthalle.de
www.hamburger-kunsthalle.de

Kaufmann, Andrea, M. A. (S. V–VIII)

Bibliothekswissenschaftlerin, Freie Lektorin
andrea.kaufmann@posteo.de

Keller, Alice, Dr. (S. 417–432)

Zentralbibliothek Zürich; Chefbibliothekarin
Bestandsentwicklung
alice.keller@zb.uzh.ch
www.zb.uzh.ch

Kottmann, Carsten, Dr. (S. 589–603)

Württembergische Landesbibliothek
Stuttgart, Handschriftenabteilung;
Wissenschaftlicher Mitarbeiter
kottmann@wlb-stuttgart.de
www.wlb-stuttgart.de/

Lange, Christoph, Dr. (S. 433–444)

Rheinische Friedrich-Wilhelms-Universität
Bonn, Institut für Informatik III, Fraunhofer-
Institut für Intelligente Analyse- und
Informationssysteme IAIS, Sankt Augustin;
Wissenschaftlicher Mitarbeiter
langec@cs.uni-bonn.de
http://eis.iai.uni-bonn.de/
ChristophLange.html

Lindstädt, Birte, M. LIS (S. 406–416)

ZB MED Informationszentrum Lebenswissen-
schaften, Bereich Open-Access-Publizieren
und -Beraten, Abt. Forschungsdaten-
management
lindstaedt@zbmed.de
www.publisso.de

Lison, Barbara (S. 3–6)

Stadtbibliothek Bremen; Lt. Bibl. Dir.;
Bundesvorsitzende des Deutschen
Bibliotheksverbandes; Vizepräsidentin der
Bundesvereinigung Bibliothek Information
Deutschland
barbara.lison@stadtbibliothek.bremen.de
www.bibliothekerverband.de/dbv/ueber-uns/
bundesvorstand

Lucius, Wulf D. von, Prof. Dr. (S. 639–649)

Universität Hohenheim, Fakultät für
Wirtschafts- und Sozialwissenschaften;
Honorarprofessor; ehem. Inhaber des
Verlages Lucius & Lucius
w.d.lucius@netcius.net
www.uni-hohenheim.de/organisation/
person/prof-dr-wulf-d-von-lucius

Lux, Claudia, Prof. Dr. (S. 378–385)
 Qatar National Library, Doha; Project
 Director, Honorarprofessorin
claudia.lux@ibi.hu-berlin.de
[https://www.ibi.hu-berlin.de/de/institut/](https://www.ibi.hu-berlin.de/de/institut/personen/lux)
[personen/lux](https://www.ibi.hu-berlin.de/de/institut/personen/lux)

Marci-Boehncke, Gudrun, Prof. Dr.
 (S. 540–547)
 Technische Universität Dortmund, Fakultät
 Kulturwissenschaften, Institut für deutsche
 Sprache und Literatur; Professorin für Neue
 Deutsche Literaturwissenschaft/Elementare
 Vermittlungs- und Aneignungsaspekte
gudrun.marci@tu-dortmund.de
[www.germanistik.tu-dortmund.de/cms/de/](http://www.germanistik.tu-dortmund.de/cms/de/Personal/Portraits-der-Institutsmitglieder/Professorinnen-und-Professoren/Marci-Boehncke.html)
[Personal/Portraits-der-Institutsmitglieder/](http://www.germanistik.tu-dortmund.de/cms/de/Personal/Portraits-der-Institutsmitglieder/Professorinnen-und-Professoren/Marci-Boehncke.html)
[Professorinnen-und-Professoren/Marci-](http://www.germanistik.tu-dortmund.de/cms/de/Personal/Portraits-der-Institutsmitglieder/Professorinnen-und-Professoren/Marci-Boehncke.html)
[Boehncke.html](http://www.germanistik.tu-dortmund.de/cms/de/Personal/Portraits-der-Institutsmitglieder/Professorinnen-und-Professoren/Marci-Boehncke.html)

Mayr, Philipp, Dr. (S. 433–444)
 GESIS – Leibniz-Institut für Sozialwissen-
 schaften, Abteilung Wissenstechnologien für
 Sozialwissenschaften; Stellv. Leiter
philipp.mayr@gesis.org
[www.gesis.org/institut/mitarbeiter](http://www.gesis.org/institut/mitarbeiterverzeichnis/?name=philipp%2Cmayr)
[verzeichnis/?name=philipp%2Cmayr](http://www.gesis.org/institut/mitarbeiterverzeichnis/?name=philipp%2Cmayr)

Mittler, Elmar, Prof. em. Dr. Dr. h.c. mult.
 (S. 604–622)
 Universität Göttingen, Seminar für Mittlere
 und Neuere Geschichte; Professor em. für
 Buch und Bibliothekswissenschaften,
 Altdirektor der SUB Göttingen
elmar.mittler@hu-berlin.de,
mittler@uni-goettingen.de
[www.ibi.hu-berlin.de/de/institut/personen/](http://www.ibi.hu-berlin.de/de/institut/personen/mittler)
[mittler](http://www.ibi.hu-berlin.de/de/institut/personen/mittler)

Mittrowann, Andreas (S. 123–137)
 ekz.bibliotheksservice GmbH;
 Bibliothekarischer Direktor
andreas.mittrowann@ekz.de
www.ekz.de/unternehmen/fuehrungsteam/

Naumann, Ulrich, Prof. Dr. (S. 261–271)
 Humboldt-Universität zu Berlin, Institut für
 Bibliotheks- und Informationswissenschaft,
 Honorarprofessor; Ltd. Bibl. Dir. a. D.

ulrich-naumann@gmx.de
<http://userpage.fu-berlin.de/unaumann/>

Nissen, Martin, Dr. (S. 445–455)
 Universitätsbibliothek Heidelberg, Informa-
 tionsdienste, Lesebereiche; Abteilungsleiter
nissen@ub.uni-heidelberg.de
[www.ub.uni-heidelberg.de/allg/Mitarbeiter/](http://www.ub.uni-heidelberg.de/allg/Mitarbeiter/nissen.html)
[nissen.html](http://www.ub.uni-heidelberg.de/allg/Mitarbeiter/nissen.html)

Oßwald, Achim, Prof. Dr. (S. 531–539)
 Technische Hochschule Köln, Institut für In-
 formationswissenschaft; Professor für IT im
 Informationsbereich; Studiengangsleiter
 „Master in Library and Information Science“;
 Mitglied des Wiss. Beirats des ZBIW
achim.osswald@th-koeln.de
www.th-koeln.de/personen/achim.osswald/

Otten, Alexandra, M. A. (S. 360–367)
 Bauhaus-Universität Weimar, Universitäts-
 bibliothek; Fachreferentin und Open-Access-
 Beauftragte
alexandra.otten@gmx.net
[www.uni-weimar.de/de/universitaet/](http://www.uni-weimar.de/de/universitaet/struktur/zentrale-einrichtungen/universitaetsbibliothek/)
[struktur/zentrale-einrichtungen/](http://www.uni-weimar.de/de/universitaet/struktur/zentrale-einrichtungen/universitaetsbibliothek/)
[universitaetsbibliothek/](http://www.uni-weimar.de/de/universitaet/struktur/zentrale-einrichtungen/universitaetsbibliothek/)

Ottermann, Annelen, Dr. (S. 201–216)
 Wissenschaftliche Stadtbibliothek Mainz,
 Bereichsleitung Handschriften, Rara, Alte
 Drucke und Bestandserhaltung; Stellv.
 Direktorin
annelen.ottermann@stadt.mainz.de
www.bibliothek.mainz.de

Petras, Vivien, Prof. PhD (S. V–VIII)
 Humboldt-Universität zu Berlin, Institut für
 Bibliotheks- und Informationswissenschaft;
 Stellv. Geschäftsführende Institutsdirektorin
vivien.petras@ibi.hu-berlin.de
[www.ibi.hu-berlin.de/de/institut/personen/](http://www.ibi.hu-berlin.de/de/institut/personen/petras)
[petras](http://www.ibi.hu-berlin.de/de/institut/personen/petras)

Pfafferott, Milena, M. A., Dipl.-Phys. (S. 272–
 284)
 Universitätsbibliothek Ilmenau; Fach-
 referentin Automatisierung, Elektrotechnik,
 Maschinenbau, Technik und Werkstoff-
 wissenschaften

milena.pfafferott@tu-ilmenau.de
www.tu-ilmenau.de/ub/allgemein/ansprech
partner/fachreferate/maschinenbau-technik-
werkstoffwissenschaften/

Plassmann, Engelbert, Prof. em. Dr. iur.

(S. 7–9)

Humboldt-Universität zu Berlin, Institut für
Bibliotheks- und Informationswissenschaft
plassmann.bochum@gmail.com
www.ib.hu-berlin.de/~eplass/

Poll, Roswitha, Dr. (S. 46–54)

Universitäts- und Landesbibliothek Münster;
Ltd. Bibl. Dir. a. D.
pollr@uni-muenster.de

Pozzo, Annette, Dr. (S. 579–588)

Auktionenhaus Aste Bolaffi Mailand und
Turin; Experte für wertvolle Bücher und Auto-
graphen
apozzo@astebolaffi.it
www.astebolaffi.it

Rickum, Boryano, Dr. (S. 625–632)

Stadtbibliothek Tempelhof-Schöneberg,
Berlin; Leiter
rickum@ba-ts.berlin.de
www.berlin.de/stadtbibliothek-tempelhof-
schoeneberg

Rösch, Hermann, Prof. Dr. (S. 99–110)

Technische Hochschule Köln, Institut für
Informationswissenschaft; Stellv. Vorsitzen-
der des IFLA-Komitees Freedom of Access to
Information and Freedom of Expression
2007–2015; Mitglied der
BID-Ethikkommission 2010–2015
hermann.roesch@th-koeln.de
www.th-koeln.de/personen/hermann.roesch/

Ruppelt, Georg, Dr. (S. 563–570)

Freier Autor und Ltd. Bibl. Dir. a. D.
georgruppelt@t-online.de
www.georgruppelt.de

Schade, Frauke, Prof. (S. 138–156)

Hochschule für Angewandte Wissenschaften
Hamburg, Fakultät Design, Medien und
Information, Department Information;

Professorin für Informationsmarketing, PR
und Bestandsmanagement
frauke.schade@haw-hamburg.de
www.haw-hamburg.de/departmen-
tation/unsere-departmen-
tation/beschaeftigte/name/frauke-schade

Schirnbacher, Peter, Prof. em. Dr.

(S. 389–405)

Humboldt-Universität zu Berlin, Institut für
Bibliotheks- und Informationswissenschaft;
Lehr- und Forschungsbereich Informations-
management
schirnbacher@hu-berlin.de
www.schirnbacher.de

Schlebbe, Kirsten, M. A. (S. 32–45)

Humboldt-Universität zu Berlin, Institut für
Bibliotheks- und Informationswissenschaft;
Lehr- und Forschungsbereich Information
Behavior
schlebbe@ibi.hu-berlin.de
www.ibi.hu-berlin.de/de/institut/personen/
schlebbe

Seadle, Michael, Prof. PhD (S. 111–119)

Humboldt Universität zu Berlin, Institut für
Bibliotheks- und Informationswissenschaft;
Geschäftsführender Institutsdirektor;
Prodekan der Philosophischen Fakultät I
seadle@ibi.hu-berlin.de
www.ibi.hu-berlin.de/de/institut/personen/
seadle

Siegfried, Doreen, Dr. (S. 179–190)

ZBW – Deutsche Zentralbibliothek für
Wirtschaftswissenschaften, Leibniz-Infoma-
tionszentrum Wirtschaft; Leitung Marketing
und Public Relations
d.siegfried@zbw.eu
www.zbw.eu/de/ueber-uns/presse/doreen-
siegfried/

Stang, Richard, Prof. Dr. (S. 471–478)

Hochschule der Medien Stuttgart, Fakultät
Information und Kommunikation, Co-Leiter
des Learning Research Centers
stang@hdm-stuttgart.de
http://learning-research.center/ueber-
richard-stang/

Steinhauer, Eric, Prof. Dr. (S. 503–515)

FernUniversität in Hagen, Universitätsbibliothek; Dezernent für Medienbearbeitung, Honorarprofessor
eric.steinhauer@fernuni-hagen.de
www.steinhauer-home.de/

Stock, Wolfgang G., Prof. Dr. (S. 459–470)

Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf, Abteilung für Informationswissenschaft; Abteilungsleiter
stock@phil.hhu.de
www.isi.hhu.de/abteilungen/abteilung-fuer-informationswissenschaft/personal/professoren-dozierende/wolfgang-g-stock

Tochtermann, Klaus, Prof. Dr. (S. 179–190)

ZBW – Deutsche Zentralbibliothek für Wirtschaftswissenschaften, Leibniz-Informationszentrum Wirtschaft; Direktor
k.tochtermann@zbw.eu
www.zbw.eu/forschung/klaus-tochtermann/

Vonhof, Cornelia, Prof. (S. 219–238)

Hochschule der Medien Stuttgart, Fakultät Information und Kommunikation; Professorin für Public Management
vonhof@hdm-stuttgart.de
www.hdm-stuttgart.de/bi/team/professoren/person_view_detail?mitarbid=850041

Walz, Markus, Prof. Dr. Dr. (S. 157–164)

Hochschule für Technik, Wirtschaft und Kultur Leipzig, Fakultät Medien; Professor für Theoretische und Historische Museologie
markus.walz@htwk-leipzig.de
www.fbm.htwk-leipzig.de/nc/de/fakultaet-medien/professorinnen/professorendetail/id/346/

Weisbrod, Dirk, Dr. (S. 338–348)

Deutsche Nationalbibliothek; Projektleiter (Forschungsdatenmanagement)
kontakt@dirk-weisbrod.de
www.dirk-weisbrod.de/profil/

Wiederkehr, Stefan, Dr. (S. 285–291)

ETH Zürich, ETH-Bibliothek; Leiter Sammlungen und Archive
stefan.wiederkehr@library.ethz.ch
www.library.ethz.ch/

Zangl, Martin, Dipl.-Bibl. (S. 292–303)

LWL-Museum für Kunst und Kultur, Westfälisches Landesmuseum Münster, Museumsbibliothek; Bibliotheksleiter
martin.zangl@lwl.org
www.lwl.org/LWL/Kultur/museumkunstkultur/das_museum/bibliothek

Register

Ortsgebundene Institutionen siehe unter dem Ort (Deutschland) bzw. Land (Ausland)

24/7-Betrieb 492

AAUP; siehe *Association of American University Presses*

AfP; siehe *Arbeitsstelle für Provenienz-recherche/-forschung*

AKMB; siehe *Arbeitsgemeinschaft der Kunst- und Museumsbibliotheken*

ALA; siehe *American Library Association*

Allensbach, Institut für Demoskopie Allensbach 123 ff., 128, 136

American Library Association (ALA) 101, 103, 165, 168, 171 f., 175

Anstaltsbücherei 505 ff.

APC; siehe *Article Processing Charges*

Arbeitsgemeinschaft der Kunst- und Museumsbibliotheken (AKMB)

– AKMB-Standards 292

– Qualitätsmanagement 292 ff., 297 ff.

Arbeitsplatz; siehe auch *Sicherheit/Arbeitsplatz*

– Arbeitsplatztypen 485, 489, 491

– Nutzer 485, 489 ff., 498

– Selbstlernarbeitsplatz 481

Arbeitsschutz; siehe *Sicherheit*

Arbeitsstelle für Provenienzforschung/
-forschung (AfP) 96

Archiv 48, 50, 53, 285 ff., 349, 352, 465, 472

– Archivauftrag 321

– Archivbibliothek 325 f., 361

– Archivinformationssystem 286

– Archivmaterial/Digitalisierung 349

– Literaturarchiv 349

– Universitätsarchiv 289

Archivalie

– Digitalisierung 349 f.

– Original 349, 351 f., 355 ff.

Article Processing Charges (APC) 642, 644, 646 f.; siehe auch *Open Access*

Association of American University Presses (AAUP) 422, 425, 427 f.

Association of College and Research Libraries (ACRL) 445

Audit; siehe *Qualitätsmanagement*

Augsburg, Stadtbibliothek Augsburg IV, 134

Auktion 579, 581, 583, 587

– Auktionskatalog 579 f.

– Bücherauktion 579

– Durchschossenes Exemplar 579 f., 587

– Versteigerung 580

Auskunft

– Auskunftsdienst 78

– Digitaler Auskunftsdienst 462

– Formen der Auskunft 80

Aussonderung; siehe *Deakquisition*

Ausstellung 203, 208 ff., 368 ff.

– Virtuelle Ausstellung 352

Australien

– Australian National Data Service (ANDS) 402

– Australian Tourism Award for Specialised Tourism Services 195

– Darwin, Northern Territory Library 195

Autograf 339 ff., 346 f., 595 f.

b4p; siehe *Marktforschung/Best4Planning*

Balanced Scorecard 248

Barrierefreiheit 105 f.

Bayreuth, Universität 450

BCM; siehe *Betriebliches Kontinuitätsmanagement*

Becker, Josef 571 ff.

Befragung 37 f., 56, 59, 70, 75, 123 f., 126, 128, 140, 144, 148, 228, 244, 247, 297, 307, 317, 467; siehe auch *Interview*; siehe auch *Forschungsmethode*

– Befragungsmethoden 36

Benjamin, Walter 338 f., 342, 345 ff.

Benutzer 49, 52, 63, 70, 78 ff., 87; siehe auch *Sicherheit/Benutzer*

– Benutzerkommunikation 78 ff.

– Benutzerorientierung 79, 613

– Benutzerschulung 49

– Bibliotheksutzer 63, 481, 493, 497 f.

- Dauerkunde 73, 75
- Informationsprofil 74
- Kunde 67, 69 ff., 139 ff., 143, 145, 153, 221 ff., 225 f., 228, 231 ff., 633
- Kundenbegriff 222
- Kundenbindung 71
- Kundengruppe 67 f., 71, 74, 141
- Kundenkommunikation 67
- Kundenorientierung 67 f., 76, 79, 128, 219, 221 f., 224 f., 236, 290, 295, 304, 306, 316, 540, 633, 635
- Kundenprofil 73 ff.
- Kundenrolle 221
- Kundenspektrum 125 ff.
- Kundenverhalten 74
- Kundenzufriedenheit 70
- Nicht-Nutzer 55, 57, 80
- Nutzer 100 ff., 105 ff., 124 f., 551 ff.
- Nutzergruppe 48, 50
- Nutzergruppen mit besonderen Bedarfen 47
- Potenzielle Benutzer 80
- Primäre Nutzergruppe 67, 71, 80 f.
- Wechselkunde 71 f., 75
- Benutzerforschung 49, 56, 83, 144; siehe auch *Benutzung*
- Benutzerumfrage 83
- Besucherzählung 69
- Customer Analytics 74
- Kundenbeobachtung 69 f., 75
- Kundenforschung 130
- Kundenkurzprofil 73
- Kundenmonitoring 67 f., 71, 74, 76
- Lese-/Nutzerforschung 56 f.
- Messverfahren 69
- Mustererkennung 74
- Nutzerbeobachtung 69
- Nutzerforschung 56, 123
- Nutzerprofil 541
- Nutzerstudie 32 ff.
- Nutzertypologie 545
- Rechercheverhalten 75
- Zielgruppe 59, 124 ff., 139, 147, 465
- Zielgruppenkenntnis 138 f., 149, 152
- Zielgruppenmodell 138, 148 ff.
- Zielgruppensegmentierung 144, 148 ff., 153
- Benutzung 52, 60; siehe auch *Bibliotheksmanagement*
- Bibliotheksbesuch 60, 62
- Bibliotheksnutzung 59, 69, 71
- Benutzungsregel 81, 86 f.
- Benutzungszahlen 48
- Besuch 59, 64
- Nichtbesuch 59
- Nutzung 46, 48, 50 ff., 61, 63
- Nutzungsdaten 141, 144
- Nutzungsmatrix 245 ff.
- Berlin
- Amerika-Gedenkbibliothek 11
- Bibliothek der Technischen Hochschule Berlin-Charlottenburg 577
- Deutsches Bibliotheksinstitut 612 f., 616
- Deutsches Institut für Normung (DIN) 295
- Freie Universität 266
- Humboldt-Universität zu Berlin 5, 7, 391, 397 f., 400
- Institut für Bibliotheks- und Informationswissenschaft 292, 299, 532
- Institut für Museumsforschung 48
- Jacob-und Wilhelm-Grimm-Zentrum 197
- Öffentliche Bibliotheken 559
- Preußische Staatsbibliothek 571 ff., 575
- Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz 327, 374, 571
- Zentral- und Landesbibliothek 135
- Berlin Declaration on Open Access to Knowledge in the Sciences and Humanities 640; siehe auch *Open Access*
- Beruf 4, 100, 102, 106; siehe auch *Bibliothekar*; siehe auch *Personal*
- Allrounder 558
- Aufgabenfelder 559
- Berufliches Selbstverständnis 231
- Berufsanforderungen 541
- Berufsbild 101 f., 108, 540, 546
- Bildungscoach 541
- Führungs- und Managementkompetenz 550
- Karriere/Nationalsozialismus 571 f.
- Karrierewege 531
- Kernaufgabenfelder 559
- Kompetenzprofil 538, 558
- Kreuzqualifikation 533
- Lehrerausbildung 466
- Liaison Librarian 73
- Kommunikations- und Moderationskompetenz 630

- Professionalisierung 285, 287 f.
- Selbstverständnis 80, 84, 87
- Selbstverständnis, politisches und kulturelles 631
- Stereotyp 549
- Tätigkeitsfelder 519
- Zukunftsaufgabe 559
- Berufsverband Information Bibliothek (BIB) 5
- Beschwerdemanagement 81, 83
- Bestand; siehe auch *Erwerbung*
- Bestandsaufbau 51, 105, 321 f., 327, 332, 334, 587, 635
- Bestandsmanagement 246, 360 f., 364 f.
- Bestandspräsentation 628
- Historischer Bestand 201, 589
- Rara-Bestand 52
- Bestandsabbau; siehe *Deakquisition*
- BIB; siehe *Berufsverband Information Bibliothek*
- Bibliothek & Information Deutschland (BID) 91, 99
- Bibliothek für alle 67
- Bibliothek; siehe *Fürstenbibliothek*;
siehe *Gelehrtenbibliothek*;
siehe *Hybride Bibliothek*;
siehe *Metropolenbibliothek*;
siehe *Öffentliche Bibliothek*;
siehe *Privatbibliothek*;
siehe *Sammlung*;
siehe *Schulbücherei*;
siehe *Strafvollzug*;
siehe *Virtuelle Fachbibliothek*;
siehe *Wissenschaftliche Bibliothek*
- Bibliothekar 108, 467, 548 f., 551, 555, 557 ff., 563, 565 f., 590; siehe auch *Beruf*; siehe auch *Schule/Teacher Librarian*
- Diplom-Bibliothekar 3
- Fachangestellter für Medien- und Informationsdienste 534
- Höherer Bibliotheksdienst 533 f.
- Laufbahnrecht 537 f.
- Wissenschaftlicher Bibliothekar 532 ff., 537 f.
- Bibliothekarische Ausbildung 288
- Aus-/Weiterbildung 427, 540, 542
- Ausbildung 543

- Bibliothekarisches Studium; siehe auch *Lehramtsstudium*
- Bachelor 28, 531, 533 ff.
- Berufsbegleitendes Weiterbildungsstudium 536
- Berufsbegleitendes Studienangebot 534 f.
- Magister-Studiengang 533
- MALIS (Master in Library and Information Science) 537
- Master 531, 533 ff.
- Musikinformationsmanagement 536
- Qualifizierung 531 ff., 537 f.
- Studium 549, 557
- Weiterbildungsstudiengang 532
- Zusatzqualifikation 533
- Bibliotheken '93 604, 610 f.
- Bibliotheks- und Informationswissenschaft V ff., 5, 8, 12, 33, 162, 532
- Bibliothekswissenschaft 17, 28, 461, 467, 548, 559
- Bibliotheksbau 193, 197 f.; siehe auch *Sicherheit/Gebäudesicherheit*
- Bibliotheksarchitektur 198
- Bibliotheksbau 459, 462, 464
- Bibliotheksgebäude 464, 479, 492
- Bibliotheksneubau 459, 463, 468
- Lesecafé 132
- Lesesaal 264 f., 551
- Bibliotheksfunktionen, mehrere 379 f., 383
- Bibliotheksgeschichte 589
- Bibliotheksentwicklung 604
- Bibliothekshistorische Forschung 577
- Historische Bibliotheksforschung 589
- Nationalsozialismus 571
- Bibliotheksgesetz 97, 511
- Bibliotheksgesetz (Hessen) 95
- Bibliotheksgesetz (Thüringen) 511
- Bibliotheksgesetzgebung 503, 511
- Landesbibliotheksgesetz (Nordrhein-Westfalen) 511
- Bibliothekskonzeption 483, 501; siehe auch *Strategie*
- Bibliotheksmanagement 5; siehe auch *Benutzung*; siehe auch *Management*;
siehe auch *Qualitätsmanagement*; siehe auch *Personalmanagement*
- Betriebliches Kontinuitätsmanagement 276 f.

- Integriertes Bibliotheksmanagement-system 555
- Kennzahlenmanagement 479, 483, 495, 501
- Strategisches Management 239 f., 248
- Bibliotheksmitarbeiter; siehe *Personal*
- Bibliotheksmuseum 197; siehe auch *Lindau*; siehe auch *Leipzig*
- Bibliotheksnorm; siehe *Norm*
- Bibliothekspädagogik; siehe *Pädagogik*
- Bibliothekspersonal; siehe *Personal*
- Bibliotheksplan 1973 604, 609 ff.
- Bibliotheksplanung 604 ff.
- Bibliothekspolitik 5, 135
- Bibliotheksraum 551 f.; siehe auch *Lernraum*
 - Bibliotheksatmosphäre 481, 488 f.
 - Bibliotheksraumangebot 481
 - Design 552
 - Digitales Leitsystem 134
 - eLounge 134
 - Lerninstallation 133 f.
 - Lärmmanagement 495
 - Mobiliar 482, 489, 498, 500
 - Raumqualität 134
 - Sounddusche 133
 - Themenlounge 135
 - Vier-Räume-Modell 473
 - Zonierung 492
- Bibliothekstourismus 191 ff., 195 f., 198; siehe auch *Kulturtourismus*
- BID; siehe *Bibliothek & Information Deutschland*
- Big Data 67, 389 f., 402 f., 407
 - Massendaten 67, 71
- Bildung 126, 132 f., 135; siehe auch *Weiterbildung*
 - Berufliche (Weiter-)Bildung 104
 - Bildungsbegriff 133, 136
 - Bildungsförderung 472, 474 f.
 - Bildungskette 540 ff., 546
 - Bildungsverantwortung 160
 - Erwachsenenbildung 461, 465, 474
 - Kulturelle Bildung 104, 157 ff., 161
 - Volksbildung 472
- Bildungs- und Kulturzentrum; siehe *Ort*
- Bildungsinstitution, politische 629
- Bildungspartner 546
- BKM; siehe *Betriebliches Kontinuitätsmanagement*
- Blended Library 627, 630
- Bologna-Prozess 12, 446, 481, 497, 500 f., 531 ff., 537 f.
 - Bologna-Reformen 28
- Bologaro-Crevenna, Pierre-Antoine 581
- Brandschutz; siehe *Sicherheit*
- Bremen, Stadtbibliothek Bremen 133
- Bücherauktion; siehe *Auktion*
- Buchkunst 370, 374
- Buchpatenschaft 201 ff., 209, 211
- Budapest Open Access Initiative 640; siehe auch *Open Access*
- Bundesbericht Wissenschaftlicher Nachwuchs (BuWiN) 72
- Bundesvereinigung Deutscher Bibliotheksverbände 611, 617
- Bürgerbeteiligung; siehe *Partizipation*
- Business Continuity Management; siehe *Betriebliches Kontinuitätsmanagement*
- BuWiN; siehe *Bundesbericht Wissenschaftlicher Nachwuchs*
- Change Management 255, 287, 304, 604
 - Veränderungsprozess 474
- China, Shanghai, Shanghai Public Library 463
- Computerspiel; siehe *Gaming*
- Consulting Library 160
- Corporate Communication; siehe *Kommunikation*
- Corporate Design 556
- Co-Working-Konzept 553; siehe auch *Maker-space*
- DAkKS; siehe *Deutsche Akkreditierungsstelle*
- Dänemark
 - Aarhus 27, 229 f., 459, 464, 556
 - Kopenhagen 27, 556
- Data Curation 385
- Data Sharing 407
- Datafizierung 32
- Datenmanipulation
 - Data falsification 111 f., 114
 - Data manipulation 112 f.
 - Falsified data 111, 118
 - Image manipulation 111 f., 114

- Datenschutz 101 f., 108, 151, 170, 394 f., 407, 634; siehe auch *Freiwilligenarbeit*; siehe auch *Recht*
- Bundesdatenschutzgesetz 144
 - Datenschutzbestimmungen 71
 - Datenschutzgesetz 93
 - Landesdatenschutzgesetze 144
 - Speicherung von Kundendaten 71
- DBI; siehe *Berlin, Deutsches Bibliotheks-institut*
- DBV; siehe *Deutscher Bibliotheksverband*
- DCC; siehe *Digital Curation Center*
- Deakquisition 325
- Aussonderung 51, 360 ff.
 - Makulierung 362 f.
 - Rechtliche Rahmenbedingungen 361 ff.
- Debriefing 252 ff.
- Demand-Driven Acquisition; siehe *Erwerbung*
- Demografie
- Demografische Typologien 147
 - Demografischer Wandel 124, 476
- Design Thinking 17, 27, 223, 229 f., 552, 557; siehe auch *Partizipation*
- Designer; siehe *Personal*
- Deutsche Akkreditierungsstelle (DAkKS) 295
- Deutsche Bibliotheksstatistik; siehe *Statistik*
- Deutsche Digitale Bibliothek 437
- Deutsche Forschungsgemeinschaft 408, 605, 608, 616 f., 645
- Deutsche Initiative für Netzwerkinformation (DINI) 402
- DINI Certificate 113
- Deutscher Bibliotheksverband 91, 107, 135, 161, 604, 612
- Deutscher Gesamtkatalog 575
- Deutscher Museumsbund 288
- DFG; siehe *Deutsche Forschungsgemeinschaft*
- Diebstahl; siehe *Sicherheit*
- Dienstleister
- Bibliotheksdienstleister 123, 135
 - Digitalisierungsdienstleister 287
 - Informations- und Bildungsdienstleister 476
- Dienstleistung 50, 67, 70, 102, 262, 264 ff., 378 ff., 476, 552 f., 555
- Bildungs- und Informationsdienstleistung 473
 - Bildungsdienstleistung 472
 - Digitaler Bibliotheksdienst 462
 - Digitaler Service 425
 - Dienste für mobile Endgeräte 47
 - Dienstleistungsportfolio 84, 523
 - Informations- und Bildungsdienstleistung 475 ff.
 - Informations- und Bildungsservice 477
 - Informationsdienstleistung 285, 287
 - Peripherieservice 493, 495, 500
 - Publikationsdienstleistung 429
 - Publikationsunterstützender Service 425, 429
 - Service 488, 492 f., 501
 - Serviceportfolio 479, 487, 495
- Dienstleistungsgesellschaft 460
- Digital Curation Center 409
- Digital Divide 476
- Digitale Bibliothek 459, 461 f., 465
- Semantic Digital Library (SDL) 437
- Digitale Langzeitarchivierung 425
- Langzeitarchivierung 343, 347, 364
 - Langzeitverfügbarkeit 331, 350, 364
- Digitale Präsentation 290
- Digitale Reproduktion 340
- Digitale Transformation 23, 27, 321 f., 637
- Digitale Wende 479
- Digitaler Nachlass 343
- Digitales Material 290
- Digitale Medien 349
- Digitales Objekt 338, 341 ff.
- Digitales Original; siehe *Original*
- Digitales Zeitalter 321 f., 332, 338, 389 f.
- Digitalität, Zeiten der 540, 542
- Digitalisierung 46, 50 f., 349, 352, 356, 358, 407, 551; siehe auch *Archivalie*
- Digitalisat 351 ff., 355 f., 358
 - Rechtliche Einschränkungen 351
- DIN; siehe *Berlin, Deutsches Institut für Normung*
- DINI; siehe *Deutsche Initiative für Netzwerk-information*
- Diversität 235, 548, 559
- Diversity 133
 - Diversity Management 285, 290
- documenta 6 368 f.
- Dokumentationswissenschaft 24

Dresden

- SLUB 556
- Stadtbibliothek Dresden 134
- Drittmittelfinanzierung; siehe *Open Access*
- Duisburg, Stadtbibliothek Duisburg 135
- Düsseldorf
- Heinrich-Heine-Universität 460
- Stadtbücherei Düsseldorf 130
- Universitäts- und Landesbibliothek 202, 208, 210

EDV-Katalogisierung 616

Effective Learning Analytics (Projekt) 76

EFQM; siehe *European Foundation for Quality Excellence Model*

EGMUS (European Group on Museum Statistics) 48

Elektronisches Publizieren; siehe *Publizieren*eLounge; siehe *Bibliotheksbau*

Enhanced Curation 344 f.

Erfolgskontrolle; siehe *Evaluierung*

Erlangen, Stadtbibliothek Erlangen 134

Erschließung 46, 49 ff., 263 f., 289 f., 308, 311, 324, 333, 374, 551

- Erschließungsstandard 289
- Konversion von Altersschließungsdaten 324
- Mediierschließung 262
- Tiefenerschließung 305

Erwachsene; siehe *Öffentliche Bibliothek*Erwachsenenbildung; siehe *Bildung*Erwerbung 51, 325, 328, 332 f.; siehe auch *Auktion*; siehe auch *Bestandsaufbau*

- Alt- und Spezialbestände 579
- Angebotsform 329
- Approval Plan 328, 334
- Auktion 581, 583, 585
- Auswahl 321, 325 ff., 330 ff.
- Auswahlentscheidung 70
- Demand-Driven Acquisition 70
- E-Book 329
- E-Journal 329
- Erwerbungsform 321 f., 327
- Erwerbungs politik 326, 589
- Erwerbungsprofil 325 ff., 333, 579, 587
- Erwerbungsprozess 70
- Konsortium 333 f.
- Kundengesteuerte Erwerbung 70

– Methode 325

– Paket 329

– Patron-Driven Acquisition 70, 230, 263, 330

– Sammelverhalten 579 f., 582

– Tausch 362

– Webpublikation 327

Etatisierung; siehe *Finanzierung*

Ethik 91 f., 96, 99, 101 f.

– Berufsethik 99, 101 f., 105, 107

– Code of Ethics for Librarians 101

– Ethikbeauftragter 97

– Ethik-Codex 91

– Ethikkommission 99, 107

– Ethikregel 97

– Ethische Richtlinie 103, 107

– Ethischer Grundsatz 99 ff.

– Individualethik 99, 101, 103 ff., 107 f.

– Informationsethik 467

– Institutionenethik 99, 102 ff.

– Integrität 102, 106

– Korruption 91 f., 94, 97, 106 f.

– Library Bill of Rights 103

– Moral 91 f., 95 f.

– Recht 108

– Untreue 94

– Verhaltenskodex 91 f., 97

European Foundation for Quality Excellence Model (EFQM) 295

Evaluierung 47, 305, 309 ff.

– Erfolgskontrolle 242

– Evaluation 83, 242

Fachinformationsdienste der Wissenschaft (FID) 21, 326, 633, 635 ff.

– Bedarfsorientierung 637

– Fachgesellschaften 636

– FID-Förderung 635 ff.

– Sammlungsaspekt 637

– Zielsetzung 637

Fachrepositorium Lebenswissenschaften 414

Fick, Richard 573 ff.

FID; siehe *Fachinformationsdienste der Wissenschaft*Finanzierung; siehe auch *Open Access*

– Etatisierung 479, 495, 499, 501

– Finanzierungsstrategie 202

– Fundraising 202 ff.

- Kostenmanagement 265
- Mittelgenerierung 201
- Restaurierungset 202
- Spendenbereitschaft 209, 211
- Spendenmodell 206
- Strategisches Sponsoring 203
- Forschung; siehe auch *Informationswissenschaften*
- Ethnografische Forschungsmethode 70
- Publikation 634
- Forschungsbibliothek; siehe *Wissenschaftliche Bibliothek*
- Forschungsdatenmanagement 389 ff.
- Anforderungen 398
- Aufbereitung 397
- Aufbewahrung 397
- Big Data 402
- Datenarchivierung 413
- Datenmanagementplan 408 f.
- Forschungsdateninfrastruktur 406
- Forschungsdatenrepositorium 395, 397, 401, 413
- Geschäftsmodell 396
- Kulturgut 402
- Lebenswissenschaften 406, 411, 413 ff.
- Leistungsschutzrecht 395
- Metadaten 398 ff.
- Metadatenstandard 400
- Nationale Forschungsdateninfrastruktur 393
- Policy 397 f.
- Publikation 413 ff.
- Publikationsangebote 412
- Rechtliche Rahmenbedingungen 393 ff.
- Rechtemanagement 400
- Registry of Research Data Repositories 413
- Repitorium 398, 401
- Research data 113, 118
- Research Data Management Organiser 411
- Servicepersonal 396
- Servicestrukturen 396 f.
- Speicherung 398
- Spezialbibliothek 411
- Universitätsbibliothek 409, 411
- Urheberrecht 395
- Verantwortung 397
- Veröffentlichung 397
- Vertragsrecht 395
- Wissenschaftliche Bibliothek 406, 411, 415
- Wissenschaftsrecht 395
- Zugriff 415
- Forschungsdesign 32, 36, 43
- Forschungsförderung 406, 408, 415
- Forschungsintegrität
- Fraud 111, 113
- Research malpractice 111 ff., 116, 118
- Research integrity 111 f., 116, 118
- US Office of Research Integrity 114
- Forschungsmethode 25, 29, 36, 70, 351; siehe auch *Befragung*; siehe auch *Interview*
- Qualitative Befragung 36
- Qualitatives Interview 36
- Francke, August Hermann 568
- Freiburg i. Br. 159
- PH 450 f.
- Universitätsbibliothek 604 ff.
- Freiwilligenarbeit 165 f., 169, 172, 174
- Bibliothekspersonal 168, 170
- Datenschutz 170
- Ehrenamt 465
- Freiwilligenmanagement 166 f., 175
- Public Library 166 f., 169, 172, 174 f.
- USA 165 ff., 169, 174, 176
- Volunteer 165, 167 ff., 172 f., 175
- Volunteer-Management 166 f.
- Freundeskreis 205 f., 210, 212
- Fürstenbibliothek 582
- Gaming 128, 133, 136, 161
- Computerspiel 542
- Gedächtnisinstitution 288, 290, 338, 343
- Geflüchtete; siehe *Öffentliche Bibliothek*
- Gelehrtenbibliothek 580
- Generation iPhone 540
- German Medical Science 414
- Gesellschaft; siehe *Dienstleistungsgesellschaft*; siehe *Industriegesellschaft*; siehe *Informationsgesellschaft*; siehe *Wissensgesellschaft*
- Gesellschaftliche Veränderung 471
- Gesellschaftliche Verantwortung 632
- Gesellschaft für Universitäts-sammlungen 288

Gesetz; siehe auch *Bibliotheksgesetz*; siehe auch *Justizvollzugsgesetz*; siehe auch *Strafvollzug*

- Bundesdatenschutzgesetz 144
- Bürgerliches Gesetzbuch 93
- Datenschutzgesetz 93
- Grundgesetz 92 ff.
- Jugendschutzgesetz 93
- Justizvollzugsgesetz 503
- Landesdatenschutzgesetz 144
- Strafrechtsgesetz 93
- Gleichbehandlung 101 ff., 105, 107 f.; siehe auch *Inklusion*
- Golden Open Access / Goldener Weg; siehe *Open Access*
- Google 126, 414, 434, 451, 618, 633
- Gotha, Herzogliche Bibliothek Gotha 579 ff., 586
- Göttingen
 - Gymnasium 580
 - Verlag Vandenhoeck & Ruprecht 420
 - Universitätsbibliothek 571, 573 ff., 604
- Großbritannien 67, 76
 - London, British Library
 - London, Idea Store 26, 465, 471, 474
 - Oxford, Bodleian Library 579 ff., 583
 - Universitätsbibliotheken 76
- Grundversorgung 94, 636
 - Informationelle Grundversorgung 104, 106
 - Bibliothekarische Grundversorgung 637
- Grüner Weg; siehe *Open Access*
- Gütersloh, Stadtbibliothek Gütersloh 132

Halle

- Franckesche Stiftungen 195, 197, 564, 568
- Universitätsbibliothek 580

Hamburg

- Deutsches Exilarchiv 1933–1945 352
- Hamburger Kunsthalle 369 f.
- Hamburger Kunsthalle, Bibliothek 368 ff.
- Hochschule für Angewandte Wissenschaften Hamburg (HAW) 149, 152
- Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg 96
- Stadtbibliothek Hamburg 133

Hanau, Stadtbibliothek Hanau 132 ff.

- Handschrift 192, 208, 212, 287, 346, 362, 384 f., 580, 589 ff., 592 ff., 600
- Arabische Handschriften 381, 383

- Verzeichnis der Handschriften im Deutschen Reich 576

HEADT Centre

- Humboldt Elsevier Advanced Data and Text Centre 112

Heidelberg

- Universität 606
- Universitätsbibliothek 445 ff., 451 ff., 604
- Verlag Winter 420

Heilbronn, Stadtbücherei VI, 11

Heiligengrabe, Kloster Stift zum Heiligen-grabe 195

Helmstedt, Universitätsbibliothek 580

Heyne, Christian Gottlob 584 ff.

Historische Bibliotheksforschung; siehe *Bibliotheksgeschichte*

Historischer Bestand; siehe *Bestand*

Hochschulbibliothek; siehe *Wissenschaftliche Bibliothek*

Hochschulrepositorium 331

Horizon 2020 408 f.

Hybride Bibliothek 322, 328

ICOM (International Council of Museums) 48

IFLA; siehe *International Federation of Library Associations and Institutions*

Industriegesellschaft 460

Informationelle Grundversorgung; siehe *Grundversorgung*

Informations- und Kommunikations-technik 460

- Informationstechnik 18

Informations- und Medienkompetenz 159, 162, 476

- Digitale Medienkompetenz 542

– Förderung von Informationskompetenz 104, 309

– Informations- und Medienkompetenzförderungsmaßnahmen 143

– Informationskompetenz 104, 466 ff., 476, 541

– Lese- und Informationskompetenz 160

– Medienkompetenz 476, 505

– Medienkompetenzvermittlung

(Strafvollzug) 510 f.

– Stärkung der Informationskompetenz 160

– Vermittlung 159, 162, 383, 446, 453, 461, 466 ff., 553, 557, 626, 629

- Informationsdienstleistung; siehe *Dienstleistung*
- Informationsfreiheit 91 ff., 97, 102 f., 106 ff.;
siehe auch *Meinungsfreiheit*; siehe
auch *Recht*
- Informationsgesellschaft 18, 22, 27, 460
- Informationsinfrastruktur 633, 635, 638
- Nachhaltigkeit 635, 637
- Services 633
- Informationsprofil 74
- Informationsprozess 19 f., 24
- Informationssystem 17 ff., 21 ff., 26 ff.
- Informationswissenschaften 17 ff., 22 f.,
25 ff.; siehe auch *Bibliotheks- und
Informationswissenschaft*; siehe auch
Forschungsmethode
- Informationsbedarfsanalyse 73
- Informationsbedarfsinterview 73
- Informationsforschung 17, 19, 23 f., 26, 28
- Informationswissenschaft 460
- Informationsverhaltensforschung 17 ff.,
20, 24 ff., 28, 143
- Qualitative Forschung 19
- Qualitative Methoden 26
- Informationszugang 633
- Initiative Fortbildung für wissenschaftliche
Spezialbibliotheken und verwandte
Einrichtungen 292
- Inklusion 102, 104; siehe auch *Gleich-
behandlung*
- Teilhabegerechtigkeit 553
- Inkunabel 580 f.
- Innovation
- Innovationsmanagement 519, 523, 525 ff.
- Innovationsprozess 527
- Institutionelles Repositorium; siehe *Open
Access*
- Integriertes Bibliotheksmanagementsystem;
siehe *Bibliotheksmanagement*
- International Federation of Library Associa-
tions and Institutions 47, 525
- International Organization for Standardiza-
tion (ISO); siehe *Normung*
- Internet 633 f., 636 f.
- Internet- und Technologieforschung 32
- Internetdienst 459 f.
- Internetpräsenz 628
- Internetsicherheit 482, 488
- Kommunikative Potenziale 635
- Kundennahe Services 637
- Verbreitungspotenziale 634
- Zugang 384
- Intertextueller Fehler; siehe *Plagiat*
- Interview 70, 75; siehe auch *Befragung*
- Face-to-Face-Interview 73
- ISO; siehe *International Organization for
Standardization*
- Ist-Analyse 241, 244, 248
- IT
- IT-Personal 556
- IT-Profi 557
- IT-Spezialist 133
- Joint Information Systems Committee
(JISC) 76
- Journal Impact Factor 642
- Jugendliche; siehe *Öffentliche Bibliothek*
- Jugendschutz 106
- Junk Journal; siehe *Open Access*
- Justizvollzugsgesetz; siehe *Gesetz*
- Kanada
- Vancouver, Vancouver Public Library 464
- Kant, Immanuel 92
- Karl Alexander, Württemberg, Herzog 593
- Karl Eugen, Württemberg, Herzog 589 f.
- Karl-Preusker-Medaille 3, 99
- Karlsruhe
- Karlsruher Institut für Technologie 75
- Universität 606
- Katalogisierung 51, 373, 617
- edv-basierte Katalogisierung 479
- EDV-Katalogisierung 616
- Katalogisierungsverbund 465
- Katar, Doha, Nationalbibliothek 378 ff., 459,
464, 466
- KGSt; siehe *Kommunale Gemeinschaftsstelle
für Verwaltungsvereinfachung*
- Kinder; siehe *Öffentliche Bibliothek*
- Kindergarten; siehe *Kooperation*
- Klient; siehe *Benutzer*
- Klosterbibliothek 195, 197;
siehe auch *Maria Laach*;
siehe auch *Metten*;
siehe auch *Oberried*;
siehe auch *Ottobeuren*;

- siehe auch *Schussenried*;
 siehe auch *Schweiz*;
 siehe auch *Waldsassen*;
 siehe auch *Wiblingen*
- KLR; siehe *Kosten- und Leistungsrechnung*
 Köln
- Hochschulbibliothekszentrum (HBZ) 615
 - Stadtbibliothek Köln 128, 132 ff., 528
 - TH Köln 532, 536 f.
 - Universitäts- und Stadtbibliothek zu Köln 70
- Kommunale Bibliothek; siehe *Öffentliche Bibliothek*
- Kommunale Gemeinschaftsstelle für Verwaltungsvereinfachung 609
- Kommunikation 78 ff., 485, 490 f.; siehe auch *Benutzer*
- Benutzerforum 83
 - Corporate Communication 78 f., 83
 - Elektronische Kommunikation 82
 - Feedback 82
 - Kommunikationskultur 243, 249
 - Kommunikationsort 105
 - Kommunikationsverhalten 80, 85
 - Kundenkommunikation 69, 551
 - Scholarly communication 433, 435, 438 f., 441 f., 634
 - Webbasierte Kundenkommunikation 68
- Kommunikationstechnik; siehe *Informations- und Kommunikationstechnik*
- Konfliktsituation 80
- Konsortium; siehe *Erwerbung*
- Konstanz
- HTWG 450
 - Universität 450, 606
- Konvergenz 378 ff.
- Konzertsaal; siehe *Öffentliche Bibliothek*
- Koolhaas, Rem 378, 464
- Kooperation; siehe auch *Volkshochschule*
- Freier Bildungsträger 554
 - Kirche 543
 - Kindergarten 129, 133, 160 f.
 - Kita 540 ff.
 - Kooperationsnetzwerk 629
 - Partnerschaft 133
 - Offener Ganzttag 543
 - Schule 540 f., 543 ff., 545
 - Stadtentwicklungsagentur 554
 - Seniorenheim 543
 - Wohlfahrtsverband 543
- Korruption; siehe *Ethik*
- Kosten- und Leistungsrechnung (KLR) 261 ff.
- Krefeld, Mediothek 134
- Krüß, Hugo Andreas 571, 573, 575 f.
- Kulenkamp, Lüder 579 ff., 583, 585 ff.
- Kulissenbibliothek 197
- Kultur- und Bildungseinrichtung; siehe *Ort*
- Kulturelle Bildung; siehe *Bildung*
- Kulturelles Erbe 46, 49, 201, 589
- Kulturtourismus 191 ff.; siehe auch *Bibliothekstourismus*
- Kulturzentrum; siehe *Ort*
- Kunde; siehe *Benutzer*
- Kunst- und Museumsbibliotheken 292 f., 297 ff., 302
- Künstlerbuch 368 ff.
- Arbeitsgruppe Künstlerbücher 374
 - Arbeitskreis Künstlerbücher 375
 - Ausstellung 368 f., 371 f., 375
 - Formalerschließung 374
 - Resource Description and Access 374
 - Sacherschließung 374
 - Sammlung 368, 370, 372 f.
 - Systematik 374
- Kunz, Werner 17 f., 20 ff., 27 f.
- LAMP (Projekt); siehe *Library Analytics and Metrics Programme*
- Langzeitarchivierung; siehe *Digitale Langzeitarchivierung*
- Lärmmanagement; siehe *Bibliotheksbau*
- Learning Library; siehe *Lernende Organisation*
- Lebenslanges Lernen 461, 471 f., 476
- Lebensstil- und Milieuforschung; siehe *Marktforschung*
- Lehramtsstudium; siehe auch *Bibliothekarisches Studium*; siehe auch *Schulbibliothek*
- Ausbildungsmodell 545
- Leibniz, Gottfried Wilhelm 564
- Leipzig, Deutsches Buch- und Schriftmuseum 195, 197
- Leistungsmessung 47, 315, 317
- Leitbild 91, 96 f., 106, 240, 541

- Lernende Organisation 259
 - Learning Library 160
- Lerninstallation; siehe *Bibliotheksraum*
- Lernraum 479, 481 ff., 486 ff., 491 ff., 500 f.;
 - siehe auch *Bibliotheksraum*
- Flächenmanagement 495
- Informationsraum 461
- Learning Lab 474
- Lernarbeitsplatzkonzeption 499
- Lernraumbetrieb 494
- Lernraumforschung 487, 495 f.
- Lernraumkonzeption 498
- Lernraumservice 494 ff., 500
- Lernraumserviceportfolio 497
- Lernraumteam 494 f., 497
- Medienlabor 492
- Musterbibliothekslernraum 496
- Optimale Lernplatzbedingungen 70
- Projekt „Lernort Bibliothek“ (NRW) 135
- Lesen- und Informationskompetenz; siehe *Informations- und Medienkompetenz*
- Leseforschung 55, 57 f.; siehe auch *Sozialisation*
 - (Buch-)Leseforschung 55
 - Empirische Forschung 59, 64
 - Lesen- und Medienkompetenzforschung 143
 - Lesen-/Nutzerforschung 55, 63
 - Förderung der Lesekompetenz 104
 - Lesekompetenz 57, 64, 542 f.
 - Lesestudien 61 f., 64
 - Leseverhalten 55 f., 60
- Lesecafé; siehe *Bibliotheksbau*
- Lesesaal; siehe *Bibliotheksbau*
- Lessing, Gotthold Ephraim 564
- Leyh, Georg 573, 575
- Liaison Librarian; siehe *Beruf*
- Library Analytics und Metrics Programme (LAMP) 75 f.
 - Library Analytics 74
- Library publishing; siehe *Publizieren*
- Lindau, Bibliotheksmuseum 197
- Lizenz
 - Lizenzierung 288, 325, 329
 - Lizenzmanagement 189
 - Lizenzrecht 330
 - Nationallizenzen 290, 380 f.
 - Paketlizenzierung 330
 - Plagiaterkennungsoftware 452 f.
- Ludothek 56
- Ludwigsburg
 - Herzogliche Öffentliche Bibliothek 589 ff., 596
 - Stadtbibliothek Ludwigsburg V, 11, 473
- Luther, Martin 595 f.
- Mainz
 - Universitätsbibliothek 604
 - Wissenschaftliche Stadtbibliothek Mainz 201 ff.
- Makerspace 128, 133, 230, 384, 465, 492, 495, 542, 553; siehe auch *Co-Working-Konzept*
 - Bibliothekswerkstatt 464 f., 468
 - Digitales Tonstudio 128, 134
 - Repair-Café 230
- Makulierung; siehe *Deakquisition*
- Management 50, 285 f., 289; siehe auch *Bibliotheksmanagement*; siehe auch *Qualitätsmanagement*
 - Managementkreislauf 244
 - Managementziel 68
 - New Public Management 67, 79, 554
- Manutius, Aldus 580
- Marburg, Universitätsbibliothek 573
- Maria Laach, Klosterbibliothek 197
- Marketing 68, 84, 130, 203, 496 f., 550, 557
 - Cross Media Marketing 287
 - Markenpolitik 84
 - Marketingkonzept 204
- Marktforschung 138, 140 ff., 153
 - Best4Planning (b4p) 141, 146, 148 ff.
 - Informations- und Medienmarkt 139
 - Lebensstil- und Milieutypologien 138, 146
 - Markt-Media-Studie 138, 141, 146, 148 f., 153
 - Marktportfolio 523
 - Marktsegmentierung 138, 140 f., 149, 153
 - MedienNutzerTypologie 542
 - Milieu 232 f., 542 f.
 - Milieu- und Lebensstilforschung 145, 153
 - Milieu- und Lebensstiltypologie 142
 - Zielgruppensegmentierung 138, 142 f.
- Massendaten; siehe *Big Data*
- Max-Planck-Gesellschaft 647
- Medienbildung 543

Medienkompetenz; siehe *Informations- und Medienkompetenz*

Mediennutzung 56

– Mediennutzungsverhalten 142, 152

Medienpädagogie; siehe *Personal*

Meinungsfreiheit 103; siehe auch *Informationsfreiheit*; siehe auch *Recht*

– Meinungsbildung, politische 627 f., 631

– Recht auf freie Meinungsäußerung 625

Melanchthon, Philipp 595 f.

Metadaten 114 f., 117, 408 f.

Metropolenbibliothek 378 f., 381

Metten, Klosterbibliothek 197

Migration 133, 136, 471, 476; siehe auch *Öffentliche Bibliothek*

– Migranten 56, 63, 104, 126

– Schüler mit Migrationshintergrund 59

Milieu- und Lebensstilforschung; siehe *Marktforschung*

Minden, Stadtbibliothek Minden 133

Minderheit 104, 625 f., 631 f.

Mitarbeiter; siehe *Personal*

MLA (Museums, Libraries and Archives Council) 48

Möbiliar; siehe *Bibliotheksräum*

Moral; siehe *Ethik*

München

– Bayerische Staatsbibliothek 327

– Goethe-Institut 6

– Stadtbibliothek München 528

– Stadtbibliothek am Gasteig 464, 528

Museum 46, 48 ff., 289, 465, 472, 475; siehe auch *Bibliotheksmuseum*

– Museumsbesuch 48

– Museumsnorm 50

– Museumsstatistik 48, 50

Nationalbibliothek 378 ff., 459, 461, 466, 468, 573, 635

– Verteilte Nationalbibliothek 635

Nationales Kulturgut 392 f.

Nationalsozialismus 96, 571 f.; siehe auch *Beruf*

New Public Management; siehe *Management*

Niederlande 557, 568, 616

– Almere 27

– Arnheim 471, 475 f.

– Delft 27

Niedrigschwelligkeit 474 ff.

Nordhausen (Thür.), Stadtbibliothek Nordhausen 134

Normung; siehe auch *Deutsches Institut für Normung*

– Bibliotheksnorm 50

– EN ISO 9001 295

– International Organization for Standardization (ISO) 47, 295

– ISO/NP 19580 53

– ISO/TC 46 47 f.

– ISO 2789 47

– ISO 18461 48, 50

– ISO 9001 295, 299, 305 ff.

– Norm 295, 299, 304, 306, 311 f., 316 f.

– Normierung 294

Notfallmanagement; siehe *Sicherheit*

Nutzer; siehe *Benutzer*

Oberried, Klosterbibliothek 197

Öffentliche Bibliothek 6, 47, 49, 63, 67, 71, 75, 94, 104, 110, 123 ff., 128, 157, 160 f., 165, 378 ff., 459, 461 f., 465 ff., 471 f., 480, 542, 551, 559, 609 ff., 613, 617, 625 ff., 631 f.; siehe auch *Ort*; siehe auch *Public Library*

– Angebotsprofilierung 138

– Dienstleistung 143, 464

– Dienstleistungsspektrum 540

– Erwachsene 59 f., 62

– Geflüchtete 126

– Heranwachsende 59

– Jugendliche 55, 58 f., 62

– Kernaufgaben 128

– Kinder 56 ff.

– Kommunale Bibliothek 224

– Kooperationspartner 543, 545

– Kulturelle Angebote 63

– Kulturtourismus 195

– Öffentliche Bücherei 61

– Öffnungszeit 465

– Stadtbibliothek 473 ff.

– Zukunft 462

Öffentliche Bücherei; siehe *Öffentliche Bibliothek*

Öffentlichkeitsarbeit 78, 81 f., 84, 107 f., 201 f., 209, 213 f.; siehe auch *Ausstellung*

– Flyer 82

- Plakat 82
- Social Media 462
- Veranstaltung 130, 132
- Werbeatikel 82
- Oldenburg, Stadtbibliothek Oldenburg 132
- One-Person-Library 294
- Open Access 106, 408, 413, 421, 423, 425, 429 f., 437, 441 f., 639 f., 642 f.; siehe auch *Budapest Open Access Initiative*; siehe auch *Berliner Erklärung über offenen Zugang zu wissenschaftlichem Wissen*; siehe auch *Publizieren*
- Directory of Open Access Journals 643
- Drittmittelfinanzierung 645
- Gebühren 642 ff.
- Golden Open Access 645
- Golden Road 639
- Goldener Weg 642, 644 f., 647
- Grüner Weg 641 f.
- Hybridmodell 643 f., 646
- Institutionelles Repositorium 425, 429
- Junk Journal 647
- Open Access journal 442
- Open Access model 442
- Open access web publishing 434
- Open-Access-Modell 428
- Open-Access-Publikation 442
- Open-Access-Zeitschrift 643
- Publikationsfonds 645 f.
- Publikationsgebühr 643, 647
- Studie 640
- Wissenschaftsfreundliche Rechtspolitik 430
- Zeitschrift 642 f.
- Open Data 394, 407 f., 415, 628, 630
- Lizenz 408, 414
- Open Data Research Pilot 408
- Opening Scholarly Communication in Social Sciences (OSCOSS) 433 f., 438, 441
- Original 338, 341, 347; siehe auch *Digitaler Nachlass*; siehe auch *Digitales Objekt*
- Analoge Originalität 338
- Begriff 338 ff., 34 f., 345 f.
- Digitales Original 342, 346
- Originalität 338 ff., 344, 346
- Originalitätsbegriff 338 ff., 344 ff.
- Originalzustand 347
- Ort 548, 552
- Bibliothek als Ort 128
- Bibliotheksstandort 542
- Bildungs- und Kulturzentrum 471 ff., 476
- Dritter Ort 27, 477
- Freizeit- und Bildungseinrichtung 463
- Freizeit- und Kultureinrichtung 462
- Frequenzbringer 463
- Konzertsaal 464
- Kultur- und Bildungseinrichtung 160, 554
- Kulturzentrum 473, 475 f.
- Lage 462
- Musikschule 472, 475
- Ort für Kommunikation und Begegnung 132
- Soziales Zentrum 459, 461, 464 f.
- Standortfaktor 459 ff., 468
- Theater 459, 461, 464 f., 468
- Treffpunkt 105
- Volkshochschule 461, 464 f., 468
- Wahrzeichen 461, 463, 468
- Werkstatt 461, 465
- Wohlfühl- und Erlebniszentrum 133
- OSCOSS; siehe *Opening Scholarly Communication in Social Sciences (OSCOSS)*
- Österreich 305
- PH 451
- Wien, Österreichische Nationalbibliothek
- Wien, Universitätsbibliothek der Medizinischen Universität 304 ff.
- Ottobeuren, Klosterbibliothek 197
- Pädagogik 545
- Bibliothekspädagogik 535
- Literaturpädagogik 545
- Paderborn
- Erzbischöfliche Akademische Bibliothek 202
- Stadtbibliothek Paderborn 133
- Partizipation 104, 221, 223, 226, 234, 497, 554; siehe auch *Design Thinking*; siehe auch *Erwerbung/Patron-Driven Acquisition*
- Beteiligungsprojekt 233
- Beteiligungsprozess 219, 221, 227, 231 ff.
- Bürgerbeteiligung 219 f., 231, 234 f., 465, 468
- Civic Participation 464

- Community Repositories 225
- Controlling 235
- Design Workshop 229
- Evaluation 235
- International Association for Public Participation 224, 227
- Kompetenzen 231, 234
- Kundenbeteiligung 68 ff., 75 f.
- Ladder of Citizen Participation 223
- Mitarbeiterbeteiligung 243
- Modell 223 f., 227, 230
- Netzwerk Bürgerbeteiligung 234
- Neues Steuerungsmodell 221
- Open Innovation 464, 468
- Participatory library 225
- Partizipationsformen 223
- Partizipationsprozess 223, 234
- Partizipative Angebote 136
- Partizipatorische Bibliothek 226
- Public Participation Spectrum 224, 227
- Teilhabe 552
- Zielgruppe 230, 233 f.
- Partnerschaft; siehe *Kooperation*
- Patenschaft; siehe *Buchpatenschaft*
- Patron-Driven Acquisition; siehe *Erwerbung*
- Peer review; siehe *Publizieren*
- Personal 549, 552, 557, 559; siehe auch *Beruf*; siehe auch *Freiwilligenarbeit/Bibliothekspersonal*; siehe auch *IT*; siehe auch *Partizipation*
 - Ausbildung 486
 - Bibliotheksbeschäftigter 94, 96
 - Bibliotheksmitarbeiter 94, 126, 128, 132, 541, 545
 - Bibliothekspersonal 630
 - Designer 556
 - Erzieher 133
 - Fachfremdes Personal 557
 - Fachpersonal 465
 - Fortbildung 500
 - Fortbildungsprogramm 132
 - Führungskraft 96, 130, 136, 559
 - Gestalter 555, 557
 - Gestaltungsprofi 557
 - Interkulturelle Kompetenz 557
 - Kommunikations- und Moderationskompetenz 232
 - Kompetenzen 243, 246, 249, 384, 545
 - Kontaktbibliothekar 81, 83
 - Marketing-Profi 557
 - Medienpädagoge 557
 - Mitarbeiter 50, 52
 - Mitarbeiterzufriedenheit 290
 - Mitarbeiterwissen 253
 - Nichtbibliothekarisches Personal 558
 - Pädagoge 133
 - Qualifikation 556
 - Rolle 232
 - Strategieumsetzungsteam 248 f.
 - Team 558
 - Zukunftsqualifikationen 132
- Personalmanagement 276, 279 ff.
 - Führungskraft 273, 276 f., 281 f.
 - Mitarbeiter 274 f., 279 ff.
 - Personaleinsatz 500, 552
 - Personalentwicklung 500, 536, 538
 - Personalführung 279, 281
- Pflichtexemplar 362
- Pflichtexemplarbibliothek 326
- Pflichtexemplar-Recht 49
- Pinelli, Maffeo 581
- Plagiat 445 ff.
 - Document retraction 111, 113 f.
 - Guttenberg 445, 450
 - Intertextueller Fehler 447 f., 450
 - Plagiarism 111 ff.
 - Plagiaterkennung 445, 451 ff.
 - Plagiaterkennungssystem 447, 449 f., 452
 - Plagiatsforschung 445 ff.
 - Plagiatsprävention 447, 450
 - Plagiatvermeidung 445, 452 f.
 - Research integrity 113, 116, 118
- Polen
 - Breslau, Staats- und Universitätsbibliothek 571, 574
 - Breslau, Stadtbibliothek Breslau 571, 574
- Politikbibliothekarische Arbeit 625 ff., 630, 632
- Potsdam
 - Fachhochschule Potsdam 28 f., 191 f., 194
 - Stadt- und Landesbibliothek Potsdam 193 f.
- Preußischer Gesamtkatalog 575
- Privatbibliothek 579, 582

- Project Muse 422, 424
- Projektmanagement 252 ff.
- Prosument 136, 551
- Public Library 167 ff.; siehe auch *Freiwilligenarbeit*
- Freundeskreis 169
- Publikation; siehe auch *Forschung*; siehe auch *Forschungsdaten*
- Digitale Publikation 542
- Elektronische Publikation 430
- Forschungsdaten 390, 393, 400
- Publikationsrepositorium 397
- PUBLISSO 411, 413
- Publizieren 104; siehe auch *Dienstleistung*; siehe auch *Peer Review*; siehe auch *Recht*
- Collaborative authoring 441
- Collaborative writing 434, 438, 442
- Electronic paper 438 f., 441
- Electronic publication 442
- Electronic submission system 434
- Elektronisches Publizieren 424
- Journal publication workflow 441
- Library publishing 417, 423 ff., 429 f.
- Library Publishing Coalition (LPC) 424 f.
- Open journal system 434
- Peer review 434, 441
- Publikationsberatung 72
- Scholarly communication process 433
- Submission and review management 437, 441
- Web content management system 434
- Web publication 434
- Wissenschaftliches Publizieren im Web 634
- Qatar; siehe *Katar*
- Qualitätsmanagement 292 ff., 304 ff., 542; siehe auch *Arbeitsgemeinschaft der Kunst- und Museumsbibliotheken*
- Anforderungen 295
- Audit 293 f., 297, 299 ff., 309 f., 313
- Dienstleistung 297
- Drei-Stufen-Modell 297
- Grundsätze 295
- Modell 294
- QM-System 306, 310, 316, 318
- Qualitätsmanagementsystem 294 f.
- Qualitätsstandards 292, 294, 299
- Verbesserungsmanagement 304
- Verfahren 293 ff., 309 ff., 316 f.
- Zertifizierung 292, 295, 297 ff., 301, 304, 306, 310, 315 ff.
- Raabe, Paul 563 ff.
- Raub
- Raub an Kulturgütern 576
- Restitution von Raub- und Beutekulturgut 95
- Rückgabe von Raubgut 106
- Rechercheverhalten; siehe *Benutzerforschung*
- Recht; siehe auch *Deakquisition*; siehe auch *Datenschutz*; siehe auch *Digitalisierung*; siehe auch *Ethik*; siehe auch *Forschungsdatenmanagement*; siehe auch *Gesetz*; siehe auch *Informationsfreiheit*; siehe auch *Lizenz*; siehe auch *Meinungsfreiheit*; siehe auch *Open Access*; siehe auch *Pflichtexemplar*; siehe auch *Urheberrecht*
- Grundrecht 92 f.
- Informationsfreiheit 92
- Informationsrecht 467
- Laufbahnrecht 538
- Leistungsschutzrecht 395
- Menschenrecht 92 f.
- Persönlichkeitsrecht 407
- Rechtsnorm 107
- Rechtspraxis 107
- Rechtsvorschrift 93
- Strafvollzugsrecht 505, 510 f.
- Tarifrecht 288, 537
- Vertragsrecht 395
- Wissenschafts- und Kunstfreiheit 94
- Wissenschaftsrecht 395
- Zweitveröffentlichung 641
- Reproduktion 338 ff.
- Reproduktionsprozess 338, 341 f., 345, 347

- Reproduzierbarkeit 338, 343, 346
- Simuliertes Original 344
- Resource Description and Access; siehe *Künstlerbuch*
- Restaurierung 201 ff.
- Restaurierungsausstellung 209
- Restaurierungsbedarf 201, 204
- Restaurierungsetat 202, 213
- Restaurierungsethik 203
- Restaurierungskosten 206
- Restaurierungssünde 203
- Restaurierungswerkstatt 209, 212
- Restitution; siehe *Raub*
- Rittel, Horst 17 f., 20 ff., 27 ff.

- Saarbrücken, Universitätsbibliothek 640
- Sammlung 49 ff., 285 ff., 321 ff., 328, 330, 332 ff.; siehe auch *Fachinformationsdienste der Wissenschaft*; siehe auch *Künstlerbuch*; siehe auch *Sammlung Deutscher Drucke*; siehe auch *Sondersammelgebiete*
- Digitales Objekt 331
- Digitale Publikation 328, 333
- Inkorporierung 589 f.
- Private Büchersammlung 579
- Profil 323 f., 327
- Sammelauftrag 361, 363, 379, 393, 401
- Sammlungsbegriff 321 ff., 328, 333 f.
- Sammlungsobjekt 51
- Spezialsammlung 636
- Universitätssammlung 288 f.
- Vollständigkeitsanspruch 331
- Sammlung Deutscher Drucke 326
- Scholarly communication; siehe *Kommunikation*
- Schönhaar, Wilhelm Friedrich 591
- Schreibwerkstatt 384, 446
- Schule 158, 161, 466, 468, 475; siehe auch *Beruf/Lehrerbildung*; siehe auch *Kooperation*; siehe auch *Lehramtsstudium*; siehe auch *Migration*
- Schülerstudien 59
- Schulbibliothek 56, 58, 133, 461, 466, 545
- Schulbibliothek/Schweiz 55
- Schulbücherei 61
- Teacher Librarian 466

- Schussenried, Klosterbibliothek 197
- Schweiz 288, 346
- Admont, Klosterbibliothek 197
- Einsiedeln, Klosterbibliothek 197
- Kooperative Speicherbibliothek 365
- Sankt Gallen, Klosterbibliothek 197
- Zürich, ETH-Bibliothek 285 ff.
- Selbstverständnis; siehe *Beruf*
- Semantic Digital Library; siehe *Digitale Bibliothek*
- Service; siehe *Dienstleistung*
- Servicequalität Deutschland 296
- Sicherheit 272 ff., 465; siehe auch *Internet*
- Arbeitsplatz 272
- Arbeitsschutz 273 f., 280
- Benutzer 274
- Bestand 273 ff., 280, 283
- Brandschutz 273
- Gebäudesicherheit 273
- Mitarbeiter 275
- Notfallmanagement 280
- Sicherheitsbeauftragter 280
- Sicherheitsbedürfnis 150 ff.
- System- und Datensicherheit 399
- Überwachungskamera 465
- Singapur, Nationalbibliothek 459, 466
- Skandinavien 33, 555, 557
- Social Media; siehe *Soziale Medien*
- Sondersammlung 323, 362
- Sammlungsansatz 637
- Sondersammelgebiet 633, 635 ff.
- Sondersammelgebietsbibliothek 636
- Spezialsammlung 636
- SSG-System 635 ff.
- Soziale Medien 18, 47, 627 f., 631; siehe auch *Öffentlichkeitsarbeit*
- Academia.edu 33, 35
- Akademische soziale Netzwerke 35
- Facebook 34, 36, 462, 543, 633
- LinkedIn 35 f.
- Mendeley 35
- Reputation 35
- ResearchGate 33, 35 f.
- Social Media 23, 33, 82, 461, 466 f., 543 f.
- Soziale Netzwerke 32 ff., 633
- Twitter 34, 36, 462, 543, 633
- Wissenschaftler 35
- Zielgruppe 34

Sozialisation; siehe auch *Leseforschung*

- Lesesozialisation 55 f., 58 f.
- Literarische Sozialisation 543
- Mediensozialisation 57 f.
- (Medien-)Sozialisationsforschung 58
- Sozialisationsinstanz 543

Speicherbibliothek 362, 365; siehe auch

Schweiz

Spende; siehe *Finanzierung*

Spezialbibliothek 75, 95, 105, 411, 462,
536 f., 565, 611; siehe auch *Forschungs-*
daten

Sponsoring; siehe *Finanzierung*

Sputnikschock 21 f.

SSG; siehe *Sondersammelgebiet*

Stadt

- Informationelle Stadt 460 ff., 468
- Informationelle Weltstadt 462, 465, 467
- Informationeller Urbanismus 460, 468
- Smarte Stadt 460, 464
- Stadtentwicklung 472, 475 f.
- Verstädterung 460

Stadtbibliothek; siehe Öffentliche Biblio-
thek; siehe auch *unter dem Ort bzw.*
dem Land

Standortfaktor; siehe *Ort*

Stärken-Schwächen-Profil 245

- SWOT-Analyse 244 f., 248

Statistik 46 ff., 69 f., 141 ff., 146, 265, 407

- Betriebsstatistik 266
 - Bibliotheksstatistik 46 ff., 268, 315
 - Deutsche Bibliotheksstatistik (DBS) 46,
124 f.
 - Messverfahren 144
 - Museumsstatistik 48
- Strafvollzug; siehe auch *Gesetz*
- Anstaltsbücherei 503 ff., 508, 511
 - Bibliothek 507
 - Bücherei 503 ff., 507, 510
 - Mediathek 506 ff.
 - Medienkompetenz 505, 510
 - Strafvollzugsgesetz 503 ff.
 - Vollzugsbibliothek 503 f.

Strategie 80, 128, 130, 132, 135, 242 ff.,
247 ff.; siehe auch *Bibliothekskonzepti-*
on; siehe auch *Bibliotheksmangement*

- Bibliotheksstrategie 132, 136
- Strategieentwicklung 234

- Strategiepapier 248

- Strategieumsetzung 244, 248
 - Strategische Analyse 244 f.
 - Strategische Planung 304, 306, 316
 - Strategisches Denken und Handeln 249
 - Strategisches Roadmapping 523 f.
- Stuttgart
- Hauptstaatsarchiv Stuttgart 593
 - Herzoglich württembergisches Naturalien-
kabinett, Bibliothek 589 ff.
 - Herzogliche Öffentliche Bibliothek 589
 - Hochschule der Medien 227, 536
 - Königliches Staatsarchiv 593
 - Stadtbibliothek Stuttgart 134 f.
 - Universität 606
 - Württembergische Landesbibliothek 590,
592 f., 595
- SWOT; siehe *Stärken-Schwächen-Profil*
- Synergie 286 ff.

Tausch; siehe *Erwerbung*

Teaching Library/Librarian 81, 16 f., 488,
499, 536

Teilhabe 150; siehe auch *Inklusion*; siehe
auch *Partizipation*

Themenlounge; siehe *Bibliotheksraum*

Tonstudio; siehe *Makerspace*

Tourismus; siehe *Bibliothekstourismus*;
siehe *Kulturtourismus*; siehe *Öffent-*
liche Bibliothek

Trend 33, 108, 140, 422, 471, 480 ff., 501

- Business-Trend 522
- Trendanalyse 245
- Trendbeobachtung 247
- Trendfelder 519 ff., 526 ff.
- Trendthemen 519 ff.
- Trendportfolio 526

Tschechien, Prag, National-und Universitäts-
bibliothek 576

Tübingen

- Stadtbücherei 228 f.
- Verlag Osiander 420
- Universität 606

Umfeldanalyse 132, 519, 523

Umlauf, Konrad II, V–VIII, 3 ff., 99 f., 157,
292, 299 f., 302, 321, 433, 461 ff.,

- 471 ff., 531 f., 534, 541 f., 609 f., 618, 653 ff.
- Universitätsbibliothek 79, 86, 240, 285 f., 289 f., 378 f., 381, 383, 385, 422, 425, 428 f., 468, 605, 608, 610 ff.; siehe auch *Forschungsdaten*; siehe auch *Wissenschaftliche Bibliothek*
- Universitätsverlag 417 ff.
- AG Universitätsverlage 430
 - Free-Rider-Problem 421
 - Harvard University Press 418
 - John Hopkins University Press 418
 - University of California Press 421
 - University press 417 ff., 424, 426 ff.
- Urheberrecht 102, 107, 287, 384, 395, 448, 482, 618, 641; siehe auch *Forschungsdatenmanagement*; siehe auch *Recht*
- Uriot, Joseph 590
- USA 33, 165 ff., 417 ff.; siehe auch *Freiwilligenarbeit*
- Chicago, Chicago Public Library 464 f.
 - Cleveland, Cleveland Public Library 229
 - New York, New York Public Library 464
 - Seattle, Seattle Public Library 464
- Verband deutscher Archivarinnen und Archivare 288
- Verein der Bibliothekare an Öffentlichen Bibliotheken (VBB) 5
- Verein der Bibliothekare und Assistenten (vba) 5
- Verein Deutscher Bibliothekare 46, 288
- Verein Deutscher Bibliothekarinnen und Bibliothekare 288
- Vereinigte Arabische Emirate, Abu Dhabi 134
- Vereinigte Staaten von Amerika; siehe *USA*
- Verlag 419 f., 428; siehe auch *Publizieren*; siehe auch *Universitätsverlag*
- Wissenschaftliches Verlagswesen 417
 - Wissenschaftsverlag 420, 427
- Verleger 419, 422, 427 f.
- Veröffentlichung; siehe *Publikation*
- Verteilte Speicherbibliothek Nord 365
- Vier-Räume-Modell; siehe *Bibliothek*
- Virtuelle Fachbibliothek 636
- Vischer, Johann Friedrich 591, 601
- Vision 130, 135, 239 f., 242 f., 248; siehe auch *Zukunft*
- Bibliotheksvision 130, 132
- Volksbildung; siehe *Bildung*
- Volkshochschule 464 f.
- Kooperation 129, 133 f., 157, 461, 468, 471 ff.
- Volunteer; siehe *Freiwilligenarbeit*
- Wahrzeichen; siehe *Öffentliche Bibliothek*
- Waldsassen, Klosterbibliothek 197
- Washingtoner Erklärung 1998 95; siehe auch *Raub*
- Web 2.0 100, 225 f., 228
- Wehmer, Carl 576
- Weimar, Herzogin Anna Amalia Bibliothek 197
- Wiblingen, Klosterbibliothek 197
- Wikipedia 126, 446
- Wissenschaftliche Bibliothek 46, 52, 67, 71, 79, 86, 95, 104, 261, 381 ff., 459, 461 f., 466 f., 605, 609 f., 612; siehe auch *Aussonderung*; siehe auch *Forschungsdaten*; siehe auch *Spezialbibliothek*; siehe auch *Teaching Library/Librarian*; siehe auch *Universitätsbibliothek*
- Forschungsbibliothek 75, 333
 - Hochschulbibliothek 76, 429, 465, 479 ff., 491 ff., 498, 500 f.
 - Service 633
- Wissenschaftsrat 361 ff., 391, 393, 605, 607, 609
- Wissensgesellschaft 459 ff.
- Wissenskreislauf 252, 254, 257
- Wissensmanagement 253, 304, 311 f., 317
- Wissensmodell 18 ff., 23, 28
- Wissensrepräsentation 467
- Wissensvermittlung 124
- Wissenszentrum 134
- Wittstock, Stadtbibliothek Wittstock 194
- Wolfenbüttel, Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel 195, 197, 564, 567 f.
- Wolfsburg, Bildungshaus 133, 471, 474 ff.
- Würzburg, Stadtbibliothek Würzburg 230
- ZB MED 411 ff.
- Zeitschriftenkrise 419, 424

Zensur 103, 108

Zentralbibliothek Medizin; siehe *ZB MED*

Zertifizierung; siehe *Qualitätsmanagement*

Zielgruppe, 56, 59, 67, 71 ff., 124 ff., 132,

139 ff., 633

– Zielgruppendefinition 84, 150

– Zielgruppenkenntnis 138 f., 149

– Zielgruppenmodell 138, 148 ff.

– Zielgruppenorientierung 497

– Zielgruppenprofil 149

– Zielgruppen-Portfolio 75

– Zielgruppensegmentierung 138 ff.

– Zielgruppenspezifische Daten 138

Zonierung; siehe *Bibliotheksraum*

Zukunft 99, 123 f., 126, 128, 130, 132, 136,

477, 548, 554; siehe auch *Vision*

– Zukunftsanalyse 247

– Zukunftsmanagement 130

Zweiter Weltkrieg 576, 604

Zweitveröffentlichung 414

– Zweitveröffentlichungsrecht 641

– Zweitverwertung 453

